wig

rg

Ludwig Holberg.

Ludwig Holberg,

sein Leben und seine Schriften.

Nebst einer

Auswahl seiner Komödien.

Von

Robert Prutz.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

C. F. Dahlmann

gewidmet.

Es sind jetzt fünfzehn Jahre und länger, verehrter Herr und Freund, daß ich in Jena das Glück hatte, einige Zeit in Ihrer Nähe zu verleben; es war eine trübe Epoche damals und Sie selbst sahen sich zu einer unfreiwilligen Muße verurtheilt, welche Sie benützten, Ihre Geschichte der englischen und französischen Revolution zu schreiben und unsere Machthaber — leider vergeblich — vor dem zu warnen, was dann nachher so kläglich über uns Alle hereingebrochen ist. Auf den Spaziergängen durch das schöne Saalthal, die wir damals zuweilen gemeinsam machten, bildete nicht selten der alte Holberg den Gegenstand unserer Gespräche. Sie, der Sie einen Theil Ihrer Jugend in Kopenhagen verlebt, waren mit dem alten treuherzigen Spötter wohlbekannt und schenkten den Studien, die ich ihm schon damals widmete, eine für mich ebenso schmeichelhafte wie ermunternde Theilnahme. Erlauben Sie, daß ich Sie an diese Zeiten, die mit ihrem Guten und Bösen, ihrem Drohenden und Hoffnungsvollen, ihren Verlusten und Täuschungen ja auch schon längst hinabgestiegen sind, erinnere, indem ich mir die Freiheit nehme,

Ihnen dies Buch jetzt öffentlich zuzuschreiben. Und zwar thue ich dies Letztere nicht blos deshalb, um Ihnen meinen verspäteten, aber gewiß nicht minder herzlichen Dank zu sagen für die Anregungen, welche ich damals von Ihnen erhalten: sondern ich thue es auch, weil ich wünsche und hoffe, Ihr Name, der Name des alten gefeierten Vorkämpfers der schleswig-holsteinschen Rechte, soll meinem Buche ein Schild sein, Mißverstand und Vorurtheil davon abzuwehren.

Denn auf Vorurtheile freilich muß ein Buch gefaßt sein, das sich in Zeiten wie die jetzigen die Aufgabe stellt, das deutsche Publikum mit der dänischen Literatur näher bekannt und auf die Schätze derselben aufmerksam zu machen. Inzwischen hoffe ich, daß es auch in diesem Augenblick, wo mit Recht jedes deutsche Herz von Zorn und Groll gegen Dänemark überquillt, doch noch immer eine kleine Anzahl unbefangener Seelen geben wird, welche den alten Holberg von seinen heutigen Enkeln und Urenkeln zu unterscheiden und aus der herben Schale der Tagespolitik die reine goldene Frucht

unvergänglichen Humors und ächter Dichtergröße herauszufinden wissen. Ja wie Sie selbst, verehrter Freund, in jenen schwülen Tagen zu Anfang der Vierziger es nicht verschmähten, Ihren von patriotischem Kummer gebeugten Sinn an den Scherzen des alten dänischen Dichters aufzurichten, so, hoffe ich, sollen diese Scherze auch jetzt noch hie und da ein empfängliches Herz treffen und um manchen bittern, von Sorgen gepreßten Mund ein flüchtiges Lächeln hervorrufen.

Mir selbst ist Holberg seit mehr denn zwanzig Jahren ein beinahe täglicher Begleiter gewesen. Seine erste Bekanntschaft machte ich Mitte der dreißiger Jahre durch denselben Mann, dem ich auch übrigens so viel verdanke und dessen Tod eine Lücke in mein Leben gerissen hat, die durch nichts ausgefüllt werden kann: den verstorbenen Oberlehrer Albert Wellmann in Stettin. Gleich bei dieser ersten Bekanntschaft gefesselt durch die komische Kraft des Dichters und entrüstet über das falsche Bild, das die Romantiker uns von ihm entworfen, faßte ich den Entschluß, das deutsche Publikum mit

Holberg genauer bekannt zu machen. Als erste Frucht dieser Studien trat der Aufsatz über „Ludwig Holberg" im zweiten Jahrgang meines Literarhistorischen Taschenbuchs (1843) ans Licht. Das vorliegende größere Werk sollte unmittelbar darauf folgen, wie es denn auch schon im Meßcatalog von 1844 als demnächst erscheinend angekündigt ward; in der That jedoch hat es das alte horazische „nonum prematur in annum" mehr als doppelt überstehen müssen, bis ich es jetzt endlich dem Publikum übergebe. Möge seine Aufnahme nicht allzusehr unter der Stimmung des Tages zu leiden haben; Ihnen aber, verehrter Herr und Freund, wünsche ich, daß der Himmel Sie noch recht lange rüstig und frischen Geistes erhalten und daß auf die Hefe der Freiheit, die wir Alle so schmerzlich durchgekostet haben, auch noch ihr reiner lauterer Wein Ihnen perlen und Ihren Lebensabend erheitern möge.

Grabow bei Stettin, Juli 1857.

R. P.

Inhalt.

I.

Ludwig Holbergs

Leben und Schriften.

1.

Einleitung.

Allgemeine Beziehungen der dänischen und der deutschen Literatur.

Es gehört Muth dazu, in einem Augenblick wie der gegenwärtige, da langjährige politische Kämpfe Deutschland und Dänemark aufs Aeußerste gegen einander erbittert haben und da namentlich das Rechtsbewußtsein des deutschen Volks sich durch die fortgesetzten Uebergriffe der dänischen Gewaltherrschaft aufs Tiefste gekränkt fühlt, mit einem Werke hervorzutreten, das an die ursprüngliche Verwandtschaft beider Nationen und ihre gemeinsamen Arbeiten auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft erinnert. Daß dem Verfasser des vorliegenden Werkes diese Schwierigkeiten nicht entgangen sind, darüber hat er sich im Vorwort des Näheren ausgesprochen. Dennoch konnte er darin keinen zwingenden Grund erkennen, mit diesem Werke, der Frucht zwanzigjährigen Fleißes, noch länger zurückzuhalten. Im Gegentheil, er schmeichelt sich sogar, daß das Erscheinen seines Buchs möglicherweise mit dazu beitragen wird, eine gerechtere Auffassung der beiderseitigen Nationalitäten und ihrer geschichtlichen Entwickelung vorzubereiten und an die Stelle der gegenwärtigen maßlosen Erbitterung wenigstens das Verlangen zu setzen, sich erst gegenseitig etwas gründlicher kennen zu lernen.

Dänemark hat Deutschland schweres Unrecht gethan und fährt fort es zu thun, selbst zu einer Zeit, da ihm der Vorwand, sich gegen erfahrene Angriffe schützen zu müssen, nicht mehr zur Seite steht. Das ist schlimm, ohne Frage: aber ist es nicht noch weit schlimmer, daß das große mächtige Deutschland dies von dem kleinen

winzigen Dänemark duldet? Nicht noch weit schlimmer, daß die vierzig Millionen Deutsche sich von den kaum zwei Millionen Dänen auf alle Weise bevortheilen und verspotten lassen und haben dafür nichts als ohnmächtige Klagen und Proteste? Nur Deutschlands Zerrissenheit und Muthlosigkeit ist es, was den Uebermuth der Dänen aufgestachelt hat; weil Deutschland Alles duldete, so war es sehr natürlich, daß der Däne glaubte, er dürfe ihm auch Alles bieten. Auf dem Felde der Politik, wie dasselbe nun einmal bestellt ist, geht Jeder soweit er kann; es ist Thorheit, Selbstbeherrschung und Mäßigung zu erwarten, wo man versäumt hat, dem Gegner die Ueberzeugung beizubringen, daß jede Verletzung des Maßes, jede Ueberschreitung von Gesetz und Recht sofort die verdiente Züchtigung nach sich ziehen wird. Wären die deutschen Angelegenheiten, statt von einer gesunden nationalen Politik gelenkt zu werden, nicht seit Jahrhunderten theils dem Zufall, theils der Thorheit und den schlechten Neigungen der Menschen überlassen worden, so würde ein Zwiespalt, wie der gegenwärtige, niemals möglich geworden sein; wie einst in den Blütetagen des alten deutschen Reichs, zur Zeit eines Karl und Otto des Großen, Dänemark bei Deutschland zu Lehen ging und wie dann später durch den ganzen Lauf der Geschichte deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, deutsche Bildung es gewesen, welche Dänemark angeregt und befruchtet hat, ja wie selbst das Blut seiner Könige aus deutschem Stamme entsprungen ist: so würde eine gesunde und wahrhaft nationale deutsche Politik auch dafür gesorgt haben, daß Dänemark jederzeit gleichsam im Bann des deutschen Geistes geblieben und daß jene ursprüngliche Gemeinsamkeit der Interessen, welche zwischen beiden Ländern existirt und die nur durch die Verkehrtheit unserer Politik vorübergehend ausgelöscht werden konnte, jederzeit zur vollen Geltung gekommen wäre.

Statt dessen haben wir es mit Dänemark gemacht, wie mit Holland, der Schweiz, dem Elsaß und den übrigen Außenwerken der deutschen Nationalität: statt die alte Blutsverwandtschaft lebendig zu erhalten, statt ein Volk, das uns beinahe näher verwandt ist als irgend ein anderes, dem die Natur dabei geistig wie physisch, nach seiner geographischen wie politischen Lage, so viele ausgezeichnete Eigenschaften verliehen hat und das uns überdies durch die

Gleichheit des religiösen Bekenntnisses so nahe gerückt ist, wahrhaft zu unserem Brudervolk zu machen, haben wir es bald den Franzosen, bald den Russen, immer aber zum Spielball von Nationen überlassen, die uns selbst feindselig und die wir vielmehr auf alle Art hätten sollen zu schwächen und von unsern Grenzen zu entfernen suchen. Nur die Kraft, welche Vertrauen erweckt, erwirbt Bundesgenossen; Deutschland aber hat, wie man weiß, seit Jahrhunderten stets nur ein Schauspiel kläglichster Entzweiung und Verkümmerung geboten, statt sich Bundesgenossen zu erwerben, hat seine kurzsichtige, widerspruchsvolle und kleinherzige Politik sogar diejenigen von sich gestoßen, welche die Natur selbst zu unsern nächsten Verbündeten bestimmt hatte. Wir klagen und seufzen über das verlorene Elsaß — aber die Hand aufs Herz: war es nicht unendlich besser, Unterthan des großen Ludwig und Angehöriger eines Volks zu sein, das eben damals als das erste der Welt gefeiert ward, als ein verlorener Posten jenes deutschen Reichs, das damals bereits in Todeszuckungen lag und schon bei seinen eigenen Angehörigen zum Spotte geworden war? Wir bedauern die Isolirung Hollands und rümpfen die Nase zu der krämerhaften Selbstsucht, mit dem dasselbe sich gegen das deutsche Stammland abschließt; aber als deutsche Provinz, in den Entwickelungsgang des deutschen Reiches mit eingeschlossen, hätte Holland wol jemals seinen Unabhängigkeitskampf gegen die Weltmonarchie des spanischen Hauses begonnen? Und wenn es ihn begonnen, hätte es ihn wol jemals so glücklich und sieghaft durchgekämpft, wie nun, da es auf eigenen Füßen stand? — Es ist ein schmerzliches Bekenntniß, aber es muß doch abgelegt werden: es ist bis jetzt noch immer vortheilhafter gewesen, Deutschlands Feind zu sein als sein Freund und selbst unsere Freunde haben sich noch immer am besten dabei befunden, wenn sie uns den Rücken gewendet und uns unserer eigenen Machtlosigkeit und Zerfallenheit überlassen haben.

Ernten wir nun davon die Früchte und glaubt nun selbst das kleine Dänemark sich berufen, uns auf der Nase spielen zu dürfen (und bis jetzt ist bekanntlich sein Glauben noch nicht Lügen gestraft worden), so sollte das, richtig verstanden, vielmehr ein Grund für uns sein, uns gegen uns selbst zu erbittern und aufzustacheln, als gegen diejenigen, welche von unserer Schwäche den Gebrauch machen,

den ihr Vortheil ihnen zu gebieten scheint; nicht Jene sollten wir hassen und verachten, die ja nur die Consequenzen unserer eigenen Thaten ziehen, sondern unsere eigene Schwäche, unsere Muthlosigkeit, unseren Mangel an Einheit und Ausdauer. Wäre aber dieser Haß ächt und ehrlich, so würde er auch die Kraft in uns erzeugen, uns von jenen Untugenden frei zu machen; wir würden, nach den Worten der Bibel, das Glied abhauen, das uns ärgert, und würden als eine, in Einigkeit und Tapferkeit wiedergeborene Nation uns die Achtung erzwingen, die man uns gegenwärtig mit Recht verweigert. Der Fanatismus der Dänen tritt sehr gehässig auf, das ist richtig; aber ist nicht auch in diesem Fanatismus noch das Nationalgefühl zu erkennen, das ihm, wenn auch zur Carricatur verzerrt, zu Grunde liegt? Und ist der gänzliche Mangel an Nationalgefühl und volksthümlichem Bewußtsein, den wir Deutschen zeigen, nicht noch weit hassenswerther? Erhebt Deutschland sich dereinst aus seinem gegenwärtigen tiefen Sturz, so werden alle diese Ausschreitungen, die uns jetzt so tief verletzen, von selbst verschwinden; gegenüber einem wahrhaft einigen und selbstbewußten und eben dadurch starken und mächtigen Deutschland wird das zum Uebermaß gesteigerte Selbstgefühl der Dänen bald wieder in die richtigen Schranken zurückkehren und aus der Achtung und Anerkennung, welche beide Nationen sich und ihren gegenseitigen Rechten erweisen, wird bald auch ein Band gegenseitiger Zuneigung und gemeinsamen Handelns erwachsen.

Bis dahin, daß dies geschieht und daß Deutschland dereinst durch entschiedenes und männliches Handeln diese Scharten auswetzt, — scheint es uns ein nicht unwürdiger Beruf für Kunst und Wissenschaft, durch ihre milden Strahlen den Boden zu erwärmen und vorzubereiten, dem dereinst eine so köstliche Frucht erwachsen soll. Wir hassen die Politik der Dänen, wir hassen die eigene unselige Schwäche, durch die wir selbst dieselbe herausgefordert; wir verabscheuen die rohe Gewaltthätigkeit, mit der die Dänen in Schleswig-Holstein Gesetz und Recht mit Füßen treten — aber sollen wir darum auch ihre Dichter hassen? Müssen wir uns darum auch absichtlich verblenden gegen die Schönheiten der dänischen Kunst oder gegen die gediegenen und schätzenswerthen Leistungen ihrer Wissenschaft? Wir zweifeln. Selbst die Römer, ein Volk, dem

gewiß Niemand eine zu weit getriebene Humanität schuldgeben wird, achteten zum wenigsten die Götter der unterworfenen Völker und nahmen die Bilder derselben mit in ihre Tempel auf. Wir sind nicht einmal Sieger, wir sind umgekehrt Besiegte, wenn auch weniger durch die Macht oder das Glück des Siegers, als durch unsere eigne Schuld und Schwäche — und wir sollten Bedenken tragen, den Götterbildern der Schönheit und der Kunst, die wir bei dem fremden Volke finden, unsere Huldigung darzubringen und ihnen eine zweite Heimath bei uns zu gründen?

Um so mehr, da sie uns innerlich so verwandt sind und da es im Grunde nur der Widerschein unseres eigenen Geistes ist, der uns aus ihnen anblickt. Wie — den Eisenfressereien der Dänen vom neuesten Datum zum Trotz, die sich so gern als Autochthonen geberden möchten — die gesammte dänische Cultur, so ist auch die dänische Literatur wesentlich ein Produkt der deutschen Bildung; sie ist gleichsam unter der Sonne des deutschen Geistes emporgewachsen. Ja noch mehr als das: unsere eigene literarische Entwickelung hat innerhalb der dänischen Literatur, wie in einer Uebungsschule, gewisse Uebergänge und Durchgangsstufen durchgemacht, wir haben von ihr gewisse Anregungen und Einwirkungen erfahren, die dann für die Gesammtheit unserer geistigen und namentlich unserer künstlerischen Entwickelung von größter Bedeutung geworden sind.

Freilich ist der deutschen Literatur selbst die Erinnerung an diese alten verwandtschaftlichen Beziehungen ziemlich entschwunden; trotz der gemeinsamen Abstammung beider Völker, der ursprünglichen Verwandtschaft ihrer Sprachen und der nachbarlichen Lage ihrer Länder ist die dänische Literatur dennoch in Deutschland nur wenig gekannt. Sie theilt hierin, wie der Verfasser an einem andern Orte ausführlicher nachgewiesen hat (vgl. die Abhandlung über „die niederländische Literatur in ihrem Verhältniß zur deutschen“ in den Kleinen Schriften. Zur Politik und Literatur, 1847, I., 196—231), dasselbe Schicksal mit der schwedischen und der niederländischen Literatur. Auch diese beiden werden in ihrem Verhältniß zu Deutschland von denselben Vortheilen begünstigt und empfohlen, wie die dänische; auch in Betreff ihrer wird jeder, der das Gegentheil nicht aus der Erfahrung weiß, als unzweifelhaft voraussetzen, als müßten sie,

wenigstens was die nördlichen Landschaften unseres Vaterlandes anbetrifft, die erste Stelle unter den dort üblichen fremden Sprachen und Literaturen einnehmen. Und doch sind sie in der That alle drei in Deutschland gleich unbekannt und vernachlässigt und selbst diejenigen von uns, denen ihre Kenntniß, sei es wegen der nachbarlichen Lage oder wegen geschäftlicher Verbindungen unentbehrlich scheint, vermeiden diese Kenntniß mehr, als sie dieselbe suchen.

Sogar die deutsche Wissenschaft, die sich doch noch bis vor Kurzem so leicht nichts entgehen ließ, wohin sie, als in ein Schneckenhaus, sich vor der Bewegung des Tages zurückziehen konnte, hat von den in Rede stehenden Literaturen, den skandinavischen und der niederländischen, so gut wie keine Notiz genommen. Oder wenn sie es ja einmal gethan (und allerdings wäre es in hohem Grade unrecht, wollten wir solche vortreffliche Vorarbeiten, wie z. B. die Geschichte der niederländischen Literatur durch Hoffmann von Fallersleben und Mone, oder die älteste skandinavische Sagenforschung durch zahlreiche und namhafte deutsche Gelehrte erfahren hat, hier mit Stillschweigen übergehen), so erstrecken ihre Leistungen sich doch beinahe ausschließlich nur auf die ältesten Zeiten, gleichsam auf die Origines jener Literaturen. Und auch dabei pflegen sie sich mehr auf Vorarbeiten, Sammlungen und Studien zu beschränken, als daß sie ein übersichtliches Bild und eine wirkliche historische Darstellung zum Vorschein brächten. Selbst größere literargeschichtliche Sammelwerke, wie aus älterer Zeit das Eichhorn'sche, oder auch nur das Wachler'sche, oder aus neuester Zeit das umfangreiche Graesse'sche Repertorium, werden, wo sie das Gebiet der genannten Literaturen berühren, dürftig und unvollständig. Das beste derartige Werk aber, die „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts" von Bouterwek, ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit, das noch jetzt, trotz des völlig veränderten Standpunktes sowohl unserer Aesthetik wie der historischen Wissenschaften, der aufmerksamsten Beachtung würdig und jedem neuen Forscher unentbehrlich ist, hat leider gerade diese nordischen Literaturen unberücksichtigt gelassen.

Nun könnte man zwar einwenden, daß Literaturen, welche selbst kein lebhafteres Interesse zu erwecken im Stande sind, auch

unsererseits keine größere Beachtung verdienen. Und in der That sind Stimmen dieser Art hie und da laut geworden. Man hat hingewiesen auf das enge Gebiet der betreffenden Sprachen, auf den geringen Umfang ihrer Literaturen und nicht weniger auf den untergeordneten Standpunkt, den die gedachten Nationen selbst in diesem Augenblick in dem europäischen Staatensystem und somit in der gegenwärtigen Entwickelung der Weltgeschichte überhaupt einnehmen. Man hat sich ferner an Aeußerlichkeiten der Sitte, an Zufälligkeiten der Sprache gehalten, die dem Gefühl des Deutschen befremdlich, mitunter (wie beim Holländischen) wohl gar anstößig und lächerlich erscheinen. Endlich hat man auch den nationalen Standpunkt hervorgekehrt und es für einen Luxus der Wissenschaft, einen Uebermuth der Gelehrten erklärt, wolle man, so lange für die Erkenntniß unseres eigenen deutschen Geistes noch so unendlich viel zu leisten bleibt, sich mit so wenig eingreifenden, so wenig ergiebigen fremden Literaturen beschäftigen.

Und doch ist, dünkt uns, mit dem Allen, so scheinbar auch einige von diesen Einwendungen sind, der eigentliche Punkt, auf den es ankommt, noch nicht getroffen. Zwar was den letztgenannten Umstand, den Werth und die Nothwendigkeit des nationalen Interesse angeht, so sind wir keineswegs geneigt, seine Berechtigung zu verkennen. Im Gegentheil, wir gehen noch weiter und halten es nicht blos für eine zeitweilige, sondern für eine durchaus grundsätzliche und innerlichst wesentliche Verpflichtung eines jeden Gelehrten, daß seine Gelehrsamkeit ihren eigentlichen fruchtbaren Kern in dem Leben seiner Zeit und seines Volkes habe und daß, welchem Zweige menschlichen Wissens er seine Thätigkeit auch widme, immer aus seiner speciellen Wissenschaft ein rother Faden nationalen Lebens, ein warmer Blutstrom volksthümlichen Bewußtseins in das Allgemeine seiner Zeit hinüberleite. Denn nur in unserm Volk, nur in den großen und allgemeinen Bestrebungen unsers Jahrhunderts leben wir wirklich, alles Andere ist todt.

Aber es ist ein Unterschied zwischen bornirter und bewußter, zwischen kokettirender und wahrhafter Volksthümlichkeit. Jene ist einseitig und würde, consequent durchgeführt, in Ablehnung aller fremden Bildungselemente, uns binnen Kurzem in die traurigste Barbarei zurückwerfen. Diese dagegen, im sichern Gefühle ihrer

selbst, ist so bereit wie fähig, auch das Fremde anzuerkennen und aus der organischen Bewältigung und Verschmelzung des Andern sich selbst gleichsam auf einer höhern Stufe wiederzugebären. Schon im gewöhnlichen Leben, in dem gemeinen Verkehr des Tages ist es so, daß nur derjenige wahrhaft sich selbst kennt, der zugleich seine Umgebung, die Menschen mit und neben sich versteht; um wie viel mehr findet dasselbe in den erweiterten Verhältnissen der Nationen, im Leben der Völker und ihrer Entwickelung statt. In Rücksicht aber auf die ebengenannten Nationen tritt noch der besondere Umstand ein, daß sie ursprünglich germanischen Stammes und die nächsten Anverwandten sind, die wir überhaupt in der europäischen Völkerfamilie haben: so daß also die Geschichte ihrer Entwickelung und ihrer Bildung einen integrirenden Theil unserer eigenen Geschichte bildet und wir namentlich unsere eigene Literatur nicht völlig verstehen können, ohne die Abzweigungen, in denen sich jene allmählig von uns losgelöst, sowie hinwiederum den Einfluß, welcher durch sie zu verschiedenen Zeiten auf uns ausgeübt worden ist, erkannt zu haben. Die Literaturen dieser Völker sind (wie der Verfasser es bereits vor Jahren an einem andern Orte ausgedrückt hat) gleichsam die äußersten Vorposten des eigenthümlich deutschen Geistes; Pflanzäcker waren sie uns, gleich jenen, in denen der Gärtner die jungen Schößlinge aufzuziehen pflegt, um dann die emporgewachsenen und veredelten in den Garten selbst zurück zu verpflanzen, Schulen gleichsam und Bildungsstufen, in denen gewisse Richtungen des deutschen Lebens auferzogen, Waffenhäuser, in denen die Pfeile deutschen Geistes geschmiedet wurden, abgeworfene Hüllen, aus denen der Genius deutscher Wissenschaft und Kunst sich siegreich entpuppt hat.

Es ist wahr, wir haben diese Zeiten hinter uns und das Gebäude unserer Bildung steht jetzt selbstständig auf eigenem breitem Fundament. Ja sogar sie, die ehemals unsere Lehrer und Vorbilder waren, sind jetzt unsere Schüler und Nachahmer geworden. Sie wissen es zum Theil selbst: oder wenn sie es nicht wissen, so fühlen sie es doch: und sogar wenn sie, wie es gegenwärtig in Dänemark geschieht, dies Gefühl mitunter vor sich selbst zu verbergen suchen und dem deutschen Geist, ihrer mütterlichen Pflegerin, in geheimer und offener Opposition gegenüber treten, so wird es jedem Unbefangenen

durch die Thatsache bewiesen, daß sie mit der Blüte ihrer geistigen Bildung in unserm Boden wurzeln und aus ihm den eigentlichen Lebenssaft ihrer Kunst, ihrer Wissenschaft wie ihrer Dichtung ziehen.

Aber wenn es Jene ehrt, dies Verhältniß in neidloser Eintracht anzuerkennen, so ehrt es uns noch mehr und ist eine dringende Pflicht für uns, dankbar der früheren Zeiten und jener Uebergänge unserer Bildung zu gedenken, wo das Verhältniß umgekehrt war und wir von denen empfingen, denen wir jetzt, von einem wohlwollenden Schicksal begünstigt, zurückzahlen und vergelten dürfen. Solche Uebergänge waren (um von der Berührung mit der schwedischen Literatur, die sich allerdings nur auf die älteste Verwandtschaft der deutschen und der nordischen Sagenkreise beschränkt, hier zu geschweigen) hauptsächlich das sechzehnte Jahrhundert, wo unsere Opitz und Gryphius bei den Holländern in die Schule gingen, indem sie sich an dem Muster eines Heinsius, eines Vondel zu der späteren selbstständigen und ungefärbten Auffassung der Antike, dieser erhabenen Lehrerin aller Zeiten und Völker, heranbildeten — und sodann die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die dänische Literatur, zu der wir hiermit zurückkehren, durch Holberg einen wesentlichen und noch jetzt nicht völlig verwischten Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Komödie gewann.

Holberg hat in Deutschland wunderliche Schicksale gehabt. Vor hundert Jahren einer der bekanntesten Namen, auch in Deutschland, ein geachteter Mitarbeiter, in manchen Dingen wohl gar ein Nebenbuhler und Muster unserer Geschichtschreiber, vor Allem der unbestrittene König unserer komischen Bühne, die Lust unseres Publikums, der Stolz unserer Schauspieler, das gefeierte Vorbild unserer Komödienschreiber, war er bald darauf in der öffentlichen Meinung ebenso tief gesunken, als sie ihn zuvor in die Höhe gehoben hatte. Der ekle Geschmack eines verfeinerten Geschlechts wandte sich von der Derbheit der Holberg'schen Komödie mit Ueberdruß zurück, man warf seinen Namen zu denen der Possenreißer und unanständigen Gesellen, und wie ehemals der Hanswurst, so ward nun (und mit noch größerem Unrecht) dreißig Jahre später Holberg von der deutschen Bühne verbannt oder doch nur unter allerhand Verkleidungen selten und so zu sagen heimlich zugelassen.

Erst den Romantikern, deren Verdienst um die Eröffnung neuer, die Wiedereinführung verschollener Literaturen und literarischer Persönlichkeiten hinlänglich bekannt ist, war es vorbehalten, auch den vergessenen, verurtheilten Holberg in der Erinnerung, sogar in der Achtung und Liebe, wenn auch nicht des größeren Publikums, doch einzelner exclusiver Kreise wiederherzustellen. Wenn aber bei den übrigen Literaturen die anfänglich dilettantischen und unzulänglichen Bemühungen, welche die Romantiker ihnen widmeten, in ihrem Fortgange meistentheils (wir brauchen nur an Dante, Calderon, vor Allem aber an das Studium der indischen und unserer eigenen mittelalterlichen Literatur zu erinnern, welches seine jetzige Blüte, näher oder ferner, gleichfalls unsern Romantikern verdankt) zu den ansehnlichsten wissenschaftlichen Resultaten geführt haben, so ist dem wackern Holberg ein gleiches Glück nicht zu Theil geworden.

Im Gegentheil, wenn man das Schicksal betrachtet, das Holberg unter den Händen unserer Romantiker gehabt hat, so wird man unwillkürlich an „Unstern, jenen guten Jungen" erinnert, dem Alles, was ihn eigentlich hätte fördern und unterstützen sollen, durch eine eigensinnige Constellation der Sterne vielmehr zum Unheil ausschlug. So auch Holberg. Man las ihn vor — und allerdings, wer jemals das Glück gehabt hat, einer Tieck'schen Vorlesung eines Holberg'schen Stückes beizuwohnen, der wird uns ohne Zweifel beipflichten, wenn wir behaupten, daß von Allem, was von Seiten der Romantiker für die Verbreitung und Anempfehlung Holbergs geschehen, diese Vorlesungen bei Weitem das Beste und Ergiebigste waren. Denn Tieck entwickelte (wie der Verfasser sich aus persönlicher Erfahrung gern erinnert) in diesen Vorlesungen eine solche Fülle des glücklichsten Humors, der liebenswürdigsten und ursprünglichsten Laune, daß auch die gröbsten Sinne eine Ahnung von der komischen Kraft, der Schalkhaftigkeit und humoristischen Laune bekommen mußten, welche den dänischen Dichter erfüllt.

Allein so vortrefflich diese Vorlesungen auch waren, so waren es doch eben Vorlesungen: und man erinnert sich wol noch jenes Rufes des Exclusiven, des Gemachten und Unnatürlichen, in welchem, sei es mit Recht, sei es mit Unrecht, derartige Vorlesungen, sowie die Kreise, die sich mit ihnen geflissentlich beschäftigten, bei

den Kritikern jener Zeit standen, da der moderne „Rhetor" noch nicht erfunden war und es noch keine mit Ministerialrescript umherreisende, Schulen und Universitäten brandschatzende Vorleser als Stützen der Loyalität gab: einen Ruf, den Hegel (in der Aesthetik, Bd. III, S. 515) sogar wissenschaftlich und nicht ohne einigen Anschein der Wahrheit begründet hatte. Dadurch geschah es denn, daß Holberg, statt durch eine derartige Verbreitung populärer zu werden, vielmehr dem gemeinsamen Verdacht, dem diese Art literarischer Unterhaltung damals noch unterlag, gleichfalls verfiel und als ein bloßer Leckerbissen für die Auserwählten der Romantik, die Ironischen und par excellence Geistreichen von der Mehrzahl des Publikums zurückgewiesen ward.

Aber man blieb bei den Vorlesungen nicht stehen: man that des Holberg auch hin und wieder in Aufsätzen und Schriften Erwähnung, man lobte und rühmte ihn und redete ein Breites von seiner Bedeutung sowohl für die komische Literatur überhaupt, wie insbesondere für die deutsche Bühne. Allein diese Erwähnungen waren alle so oberflächlich und unvollständig, sie trugen so sehr das Gepräge des Beiläufigen und Zufälligen, ja wir dürfen geradezu sagen, sie mißbrauchten das Interesse, welches sie erweckten, indem sie (wie es leider Tiecks Sitte war und wie er, zum großen Verlust für die deutsche Literatur, es ja sogar mit seinem eigenen unbestrittenen Liebling, mit Shakespeare nicht anders gemacht hat) immer nur auf spätere Ausführungen, zukünftige Ergänzungen theils ausdrücklich hindeuteten, theils wenigstens darauf schließen ließen. Auf diese Weise ging die kaum geweckte Theilnahme bald genug wieder verloren: wobei es auch nicht an Solchen fehlen mochte, die da meinten, man sage über Holberg nur deshalb nicht mehr, entweder weil man selbst nicht mehr zu sagen wisse, oder auch weil bei der Geringfügigkeit des Gegenstands mehr zu sagen sich nicht verlohne.

Inzwischen war man auf Seiten der Romantiker noch weiter gegangen und hatte die Holberg'sche Komödie sogar selbst nachgeahmt, worauf wir unten noch einmal werden zu reden kommen. Auch das war sehr wohlgemeint und hätte, am rechten Ende angefaßt und mit dem Talent ausgeführt, das dabei wirklich zu Gebote stand, zu den erfreulichsten Resultaten führen können. Nur leider spannte man die Pferde hinter den Wagen und ahmte Holberg nicht in dem

nach, worin er wirklich er selbst ist, also in seiner gesunden derben Komik, seiner lebendigen Charakteristik, seinem warmen Nationalgefühl, seiner behaglichen Bürgerlichkeit: sondern umgekehrt die fremden romanischen Elemente der dänischen Komödie, die ironischen Capricen und Wunderlichkeiten, die Holberg selbst erst dem Theater der Italiener und Franzosen entlehnt hatte — diese ahmte man nach, in diesen suchte man das Specifische der Holberg'schen wie der komischen Muse überhaupt. Und nicht einmal als ein selbstständiges Ganzes ließ man diese Fehlgeburt erscheinen, sondern als einzelne membra disjecta heftete man sie dem neuen Genre der Literaturkomödie an, das bei etlichen Beurtheilern nicht mit Unrecht schon an und für sich nicht als die gesundeste Schöpfung galt. Hinterdrein aber, als diese Raritäten das deutsche Publikum nicht anmuthen wollten, da seufzte oder spottete man über den schlechten Geschmack der grobhäutigen Hyperboräer und erklärte, man werde das deutsche Theater hinfüro seinem Schicksale überlassen.

Endlich wurde auch der Versuch gemacht, uns die Holberg'sche Komödie durch eine neue Uebersetzung (denn an älteren, aus dem vorigen Jahrhundert, ist kein Mangel) näher zu rücken. Dieselbe ging von einem Manne aus, der vor Vielen, ja vor Allen, die eine derartige Arbeit unternehmen mochten, einzig dazu erlesen und ausgerüstet schien: von Adam Oehlenschläger, der bekanntlich einer doppelten Berühmtheit, sowohl als dänischer, wie als deutscher Dichter genoß, und der überdies zu dieser Uebersetzung nicht nur die beiderseitigen nationalen, sondern auch die persönlichen Sympathien der Romantiker mitbrachte, der dänischen sowohl, die ihn als Vater und Ahnherrn verehrten, als auch der deutschen, die ihn, insbesondere in früherer Zeit, mit Auszeichnung zu den Ihrigen zählten. Allein es mag doch wol für einen Fremden, und wäre es auch ein stammverwandter Däne und obenein ein Mann von Oehlenschlägers sprachlichem wie poetischem Talent, leichter sein, sich der deutschen pathetischen Rede zu bemächtigen, als den leichten Fluß, das naive Wechselspiel der komischen Sprache zu beherrschen. Wenigstens wird man durch die Oehlenschläger'sche Uebersetzung des Holberg auf diese Vermuthung gebracht; dieselbe ist in jeder Hinsicht, sowohl sprachlich wie in der ganzen Auffassung, dermaßen mißlungen, daß sie, selbst nach dem Urtheil seiner Freunde, sogar

jenen alten und veralteten Uebersetzungen weit nachsteht und konnte sie mithin zur lebhafteren Verbreitung des übersetzten Autors wenig oder nichts beitragen.

Solchergestalt also sind die verschiedenen Versuche, welche die Romantiker zu Holbergs Gunsten gemacht haben, ohne Resultat geblieben; ja sie haben das Gegentheil von dem erreicht, was sie wollten. Denn als nun auch Hegel, vielleicht nicht ohne alle persönliche Rancüne gegen die Romantik und ihre Vorlesereien, sich in den kanonischen Heften seiner „Aesthetik“ speciell gegen Holberg, als einen nüchternen, langweiligen Menschen von erzwungener und unwahrer Komik aussprach, da war das Todesurtheil unseres armen Poeten unterschrieben, dergestalt, daß in diesem Augenblick von Holberg bei uns fast nirgend mehr die Rede und selbst sein Name so gut wie verschollen ist.

Unter diesen, wie man zugeben wird, nicht besonders günstigen Umständen war es, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes im Jahre 1842 mit seinem Versuch: „Ludwig Holberg. Ein Beitrag zur Geschichte der dänischen Literatur in ihrem Verhältniß zur deutschen“ (abgedruckt in dem zweiten Jahrgange des damals von ihm herausgegebenen „Literarhistorischen Taschenbuchs“) sich hervorwagte. Daß es keine romantischen Sympathien waren, die ihn dazu veranlaßten, braucht er natürlich nicht erst zu versichern. Vielmehr leitete ihn dabei erstlich ein gewisses Gefühl der Gerechtigkeit: denn auch dies ist eine schöne Pflicht des Literarhistorikers, verkannten oder vergessenen Persönlichkeiten zu ihrem Rechte zu verhelfen und einer anspruchsvollen Gegenwart die Erinnerung an die Verdienste einer früheren Zeit entgegenzuhalten.

Es leitete ihn dabei ferner der Wunsch, den obenerwähnten Zusammenhang der deutschen Literatur mit den übrigen nordisch germanischen, hier speciell der dänischen, an einem Beispiel klar zu machen und dadurch, wenn möglich, eine Veranlassung zu geben, daß die deutsche Wissenschaft sich mit diesen Literaturen häufiger und gründlicher beschäftige, als dieß bisher der Fall gewesen. Sodann war er auch der Ueberzeugung und hoffte ihr durch seinen Versuch auch die Beistimmung der Leser zu verschaffen, daß, auch abgesehen von diesen localen oder nationalen Beziehungen, Holberg in der Entwickelung des Komischen überhaupt eine Stelle einnimmt,

die ihn den ersten Komikern aller Länder und Zeiten anreiht (und man weiß, wie dünn die komischen Genien überhaupt gesät sind) und die daher auch von der deutschen Wissenschaft nicht länger übersehen werden darf.

Und endlich schien ihm auch zu diesem Allem gerade damals der richtige Zeitpunkt zu sein, da unser eigenes Theater sich nach langem unfruchtbarem Schweigen eben wieder zu regen anfing und neben der nationalen Tragödie auch eine neue, zeitgemäße Komödie von verschiedenen Seiten theils gefordert, theils bereits in Aussicht gestellt ward. Da schien es dem Verfasser denn nicht übel gethan, das Publikum wie die Schriftsteller, die Dichter wie die Zuschauer der zu erwartenden komischen Meisterwerke über die Entwickelung aufzuklären, welche das Komische überhaupt bis dahin genommen und namentlich den Punkt festzustellen, bis zu welchem die deutsche Komödie gekommen war und von dem aus sie nun weiterzustreben hatte. Dies aber zu zeigen, bot die Komödie des Holberg, sowie die Geschichte ihrer Einwirkung auf die deutsche Bühne eine sehr passende Gelegenheit.

Der Aufsatz beschränkte sich, dem Orte angemessen, an dem er erschien, mehr auf allgemeine historische Anregungen und Nachweisungen, als daß er eine specielle kritisch-ästhetische Zergliederung seines Gegenstandes versucht hätte, zu der es ja überdies, bei der Verschollenheit, in welche Holberg damals bereits gerathen war, auf Seiten der Leser an allen thatsächlichen Voraussetzungen, namentlich an der Kenntniß der Holbergschen Lustspiele selbst gefehlt hätte. Trotz dieses Mangels indessen und trotz vieler größerer und kleinerer Versehen, welche der Verfasser sich zu Schulden kommen lassen und vor denen ja auch der sorgfältigste Fleiß nie völlig sichert, fand der Versuch eine Aufnahme, welche die Erwartungen des Verfassers selbst bei weitem übertraf. Namentlich in dem Vaterlande des Dichters, in Dänemark selbst, wurde die Arbeit des deutschen Anfängers mit ebensoviel Nachsicht wie Theilnahme aufgenommen und auch aus nächster Nähe kamen ihm zahlreiche ermunternde Stimmen zu Ohren, die ihn aufforderten, seinen Versuch gelegentlich wieder aufzunehmen und zu erweitern, dies Letztere insbesondere dadurch, daß er eine Uebertragung der bedeutendsten und gelungensten Holberg'schen Lustspiele hinzufüge.

Der Vorschlag wurde vom Verfasser mit Freuden angenommen; welche Umstände nichts desto weniger seine völlige Ausführung so lange verhindert haben und woher es geschehen ist, daß das vorliegende Buch, das schon vor zwölf Jahren als demnächst erscheinend angekündigt ward, erst jetzt in die Oeffentlichkeit tritt, darüber ist ebenfalls in der Vorrede Bericht erstattet worden und bleibt dem Verfasser an dieser Stelle nur die wiederholte Versicherung übrig, daß seine Verehrung des Holberg'schen Genius im Lauf dieser Jahre immer inniger und aufrichtiger geworden ist und daß die Gründe, die ihn damals zur Ausarbeitung dieses Buches trieben, auch jetzt bei der endlichen Vollendung desselben für ihn nichts von ihrem Gewicht verloren haben. — Die Rücksicht freilich, die er damals noch auf die Entwickelung unserer eigenen deutschen Bühne nahm, ist jetzt ziemlich überflüssig geworden; so lange unsere politischen und gesellschaftlichen Zustände nicht anders werden als sie sind, so lange hat auch das Theater bei uns keine Aussicht zu neuer Blüte zu gelangen. Doch mag es immerhin nichts schaden, auch wieder an dem Beispiel Holbergs nachzuweisen, was wir zwar ohnedies schon wissen: nämlich daß die komische Muse sich nur auf dem Boden nationalen Lebens und volksthümlicher Sitte ansiedelt und daß von allen Künstlern gerade der komische Dichter die belebende Kraft eines nationalen Hintergrundes am wenigsten entbehren kann.

Dagegen glaubt der Verfasser, sich selbst aus gewissen Fesseln des Systems, in denen er sich damals noch bewegte, mehr und mehr herausgearbeitet zu haben; ohne seinen ästhetischen Standpunkt gewechselt oder irgend sonst etwas Wesentliches von dem, was er schon damals über Kunst, Poesie und volksthümliche Entwickelung dachte, aufgegeben zu haben, ist er sich doch bewußt, gewisser ästhetischer Einseitigkeiten, die ihm damals anhafteten, ja auf die er damals, nach der Weise der Jugend, wol gar ein besonderes Gewicht legte, ledig geworden zu sein: weßhalb er denn auch glaubt, das Verdienst des Dichters, seine übersprudelnde Laune, seine treuherzige Schalkhaftigkeit, seinen warmen sittlichen Eifer jetzt noch besser und vollständiger würdigen zu können als früher. Wenn daher sein gegenwärtiges Urtheil über Holberg und die Holberg'sche Komödie in einigen Punkten von dem früher geäußerten abweicht, so wird kein verständiger Leser den Verfasser deshalb des Wankelmuths

beschuldigen; der Tag lehrt den Tag und so ist auch der Verfasser in der jahrelangen beinahe täglichen Beschäftigung mit dem alten Spötter zu der Einsicht gelangt, daß die Fülle der lebendigen Erscheinung aller systematischen Beschränkung spottet und daß Manches, was er früher, kraft Hegel'scher Autorität, für Verkehrtheit und Schwäche des Dichters hielt, sich der unbefangenern Betrachtung wol gar als Vorzug und Tugend darstellen dürfte.

Bevor wir jedoch zu dem eigentlichen Gegenstande unseres Buches übergehen, wird es, bei der Unbekanntschaft mit der dänischen Literatur, die wir durchschnittlich bei unsern Lesern voraussetzen müssen, nöthig sein, zuvor einen kurzen Ueberblick von der Entwickelung zu geben, welche diese Literatur bis auf Holberg genommen hat.

Es ist dies eine Arbeit, die uns ihrem Umfange nach nicht lange aufhalten wird, da die dänische Literatur selbst, abgesehen von ihrer nordisch mittelalterlichen Epoche, im Wesentlichen überhaupt erst mit Holberg beginnt. Dennoch hat die Aufgabe ihre bedeutenden, vielleicht sogar ihre unüberwindlichen Schwierigkeiten, weshalb wir auch für den nächstfolgenden Abschnitt unseres Buches die ganz besondere Nachsicht unserer Leser in Anspruch nehmen müssen.

Nämlich wie wir bereits oben erwähnt haben, ist die dänische Literatur bisher für die deutsche Wissenschaft kaum noch ein Gegenstand der Beachtung gewesen und fehlt es daher auch beinahe an allen Vorarbeiten, auf die wir uns bei unserer Uebersicht berufen oder stützen könnten. Außer den schon genannten Sammelwerken, die freilich ihrer Natur nach sämmtlich kaum mehr als Namen und Jahreszahlen liefern, gibt es unsers Wissens für die Geschichte der dänischen Literatur nur ein einziges deutsches Buch: nämlich die „Briefe über die dänische Literatur. Von N. Fürst," die 1816 zu Wien in zwei Bändchen erschienen sind. Dies Buch war ohne Zweifel sehr wohl gemeint und mag auch für seine Zeit nicht ohne Verdienst gewesen sein. In der That jedoch ist es unvollständig, ungeordnet, unwissenschaftlich und also mit einem Worte unbrauchbar. Von einer demnächst zu veröffentlichenden Umarbeitung desselben von dem noch gegenwärtig in Wien lebenden Verfasser war zwar neuerlichst in den Zeitungen die Rede, doch ist uns bis jetzt noch

nichts davon zu Gesicht gekommen. — Eine sehr genaue und vollständige Uebersicht gibt dagegen der Artikel der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie über „dänische Sprache und Literatur;" derselbe steht nicht in der ursprünglichen Reihenfolge der Artikel, sondern am Schlusse des betreffenden Buchstaben, in den Supplementen, Theil XXIX der ersten Section, p. 44—101, und hat den bekannten Theologen Rudelbach zum Verfasser. Es ist, wie gesagt, eine sehr gründliche und vollständige Arbeit, aber, wie es zum Theil die Art ihrer Veröffentlichung mit sich brachte, im trockensten Repertorienstyl und ohne jene allgemeineren culturgeschichtlichen und ästhetischen Gesichtspunkte abgefaßt, die man heutzutage von jeder literargeschichtlichen Darstellung erwartet: so daß also das größere Publikum nur wenig Trost darin finden würde.

Und so bleibt das geeignetste Buch für diese Gattung von Lesern denn noch immer die »Histoire de la littérature en Dannemarck et en Suède," welche X. Marmier als Frucht seiner skandinavischen Reise im Jahre 1839 zu Paris herausgegeben hat. Es ist französische Arbeit, aber im guten Sinne des Wortes, indem sie mit der gewohnten Leichtigkeit und Anmuth der französischen Schriftsteller auch eine leidliche Sachkenntniß verbindet, wennschon man ihr nicht überall folgen und noch weniger neue und wirklich historische Gesichtspunkte von ihr erwarten darf.

Sehr Werthvolles und Tüchtiges haben sodann die Dänen selbst für die Kenntniß ihrer Literatur geleistet; die Namen Nyerup, Rahbek, Molbech sind allbekannt und repräsentiren den Eifer, mit welchem der Däne Alles pflegt und erhält, was seinem Nationalruhm förderlich ist, in ebenso glänzender wie würdiger Weise. Allein theils erstrecken auch ihre Untersuchungen sich hauptsächlich auf die Zeit nach Holberg, theils räumen sie in ihren literargeschichtlichen Untersuchungen der ästhetischen Betrachtungsweise ein Uebergewicht ein, das mit dem heutigen Standpunkt, welchen diese Wissenschaft in Deutschland erreicht hat, nicht mehr recht vereinbar ist. Auch behandeln sie, was damit freilich nahe zusammenhängt, meist nur die hervorragenden, die eigentlich epochemachenden Dichter, während das Gros der Schriftsteller, das allgemeine Geflecht der literarischen Bestrebungen, also gerade das, was dem Historiker das Interessanteste ist, verhältnißmäßig nur geringe Beachtung findet. Ein recht

brauchbares Buch, namentlich auch in dieser letzteren Hinsicht, sowie überhaupt durch das verständige und geschickte Hereinziehen der wissenschaftlichen Entwickelung im Allgemeinen ist die „Historisk Udsigt over den danske Litteratur indtil Aar 1814" (Historische Uebersicht über die dänische Literatur bis zum Jahre 1814) von Dr. C. A. Thortsen, Oberlehrer an der Domschule zu Roeskilde, Kopenhagen, 1839. Freilich ist es ebenfalls nur ein trockner Abriß, von geringem Umfange, aber übersichtlich und wohlgeordnet und trotz seiner Kürze von ächt wissenschaftlichem Geiste; existirte in Deutschland überhaupt ein größeres Interesse für die dänische Literatur und wäre daher auch ein kurzer Abriß ihrer Geschichte ein wirkliches Bedürfniß des Publikums, so wüßten wir zur Befriedigung desselben in der That nichts Zweckmäßigeres und Praktischeres zu empfehlen, als eine Bearbeitung dieses Schriftchens.

Die meisten dieser dänischen Werke jedoch und wenn sie noch vortrefflicher wären als sie sind, nützen dem deutschen Literarhistoriker nicht viel mehr als Rolands Stute, die bekanntlich auch nur den einen Fehler hatte, daß sie todt war. Ich meine damit, so verdienstlich diese Bücher sind und so wünschenswerth es ferner wäre, daß die Geschichte der dänischen Literatur von der deutschen Wissenschaft auch einmal selbstständig aus den Quellen bearbeitet würde, so ist der deutsche Gelehrte doch selten in der Lage, jene Bücher benützen oder sich diese Quellen eröffnen zu können. Denn wiewohl man dem deutschen Buchhandel sonst nachrühmt, daß er sich über die ganze Erde verbreitet und wiewohl die deutsche Ostseeküste kaum noch eine Tagereise von der Hauptstadt Dänemarks entfernt ist, so hält es doch im Innern unseres Landes unglaublich schwer, sich zu einem selbstständigen Studium der dänischen Literatur die erforderlichen Hülfsmittel zu verschaffen. In der Mehrzahl unserer öffentlichen Bibliotheken wird man eher ein chinesisches Manuscript finden, als ein dänisches Buch und der Privatmann, der sich auf die curta supellex des deutschen Gelehrten beschränkt sieht, wird oft mit Bedauern von dem Unentbehrlichsten abstehen müssen. Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser dies nicht den Vorständen unserer öffentlichen Bibliotheken zum Vorwurf sagen will. Im Gegentheil hat er es an dieser Stelle öffentlich und dankbarst anzuerkennen, daß dasjenige, was für dieses Fach nun einmal bei

uns vorhanden ist und den Umständen nach vorhanden sein kann, ihm von den verschiedensten Seiten her, sowohl von öffentlichen Bibliotheken wie von Privatleuten, aufs Bereitwilligste zur Benutzung gestellt worden ist: und will er diesen Dank namentlich den Bibliothekvorständen zu Jena, Weimar, Halle, Leipzig, Berlin, Dresden und Göttingen hier auszusprechen nicht verfehlen. Auch von dem verewigten Tieck, von Riemer und Eckermann in Weimar, beide seitdem ebenfalls dem irdischen Wechsel entrückt, ferner von dem Herrn Geheimen Justizrath Michelsen in Jena, ingleichen von den Herren C. A. Boye, Etatsrath Molbech und dem Dichter Andersen in Kopenhagen hat er in früheren Jahren manche wichtige Förderung seines Unternehmens erfahren, für die er hier ebenfalls seinen Dank abstattet. Erwähnen aber (um hierauf zurück zu kommen) mußte er jenen Mangel, damit man die etwaigen Lücken und Unvollständigkeiten dieses Versuchs nicht dem Unfleiß des Verfassers zuschreibe, sondern sie den Umständen gemäß mit Nachsicht entschuldige.

2.

Geschichte der dänischen Literatur

bis auf Holberg.

Die dänische Literatur ist wesentlich ein Erzeugniß der neueren Zeit. Zwar hat Dänemark, wie eine mittelalterliche Geschichte, so auch eine mittelalterliche Literatur, eine Literatur der Götter und Helden, der Sagen und Märchen, der Volkslieder und Gesänge.

Allein was diesen Zeitabschnitt anbetrifft, so kann schon äußerlich die Thatsache der kalmarischen Union, die bekanntlich die drei nordischen Reiche durch beinahe anderthalb Jahrhunderte (1397 bis 1524) politisch vereinigte, uns als ein Fingerzeig dienen, daß das mittelalterliche Dänemark weit weniger sich selbst als überhaupt dem skandinavischen Norden angehört und, politisch wie literarisch, erst in dieser Gemeinschaft seine eigentliche Stellung und Bedeutung findet. — Auch jene mittelalterliche Literatur der Volkslieder, wenn man anders eine Literatur, die eben nur aus Volksliedern besteht und nur naiver Weise im Munde des Volkes lebt, überhaupt eine Literatur nennen darf, ist nicht sowohl specifisch dänisch, als im Allgemeinen skandinavisch, in der Art, daß sie erst in Verbindung mit den gleichzeitigen norwegischen und schwedischen Liedern, von denen auch ihrerseits dasselbe gilt wie von den mittelalterlichen Resten der dänischen Literatur, eine wirkliche und vollständige Anschauung der damaligen dänischen oder richtiger skandinavischen Zustände gewährt.

Erst mit Auflösung der kalmarischen Union, wennschon dieselbe von dänischer Seite sehr unfreiwillig war, beginnt die selbstständige

politische Existenz des gegenwärtigen Dänemarks und ebenso fallen in dieselbe Zeit auch die Anfänge der eigentlichen dänischen Literatur. Nicht also in organischer Fortentwickelung seiner mittelalterlichen Geschichte, sondern vielmehr im Gegensatz zu ihr und im ausgesprochenen Bruch mit seiner skandinavischen Vorzeit ist Dänemark als solches, politisch wie literarisch, entstanden: ein Umstand, den wir wohl im Auge behalten müssen, namentlich um die Entwickelung der dänischen Literatur zu begreifen.

Denn wie es durch diese, wir möchten sagen Feindseligkeit ihres Ursprungs gegen die eigene Vorzeit bedingt ward, so treten nun in der dänischen Literatur auf lange Zeit die eigentlich nationalen, die ursprünglich dänischen Elemente zurück, um fremden Bildungsmitteln, sowohl dem klassischen Alterthum, als ganz besonders der deutschen Kultur, einen überwiegenden Einfluß zu verstatten. Es erklärt sich daraus, wie gesagt, Manches in dem politischen wie literarischen Entwickelungsgange der dänischen Nation; ja selbst jener Haß des Deutschthums, der sich neuerdings in Dänemark auf so brutale Weise kundgibt, möchte wohl von hier aus, als die Folge einer geschichtlich nothwendigen und unvermeidlichen Reaction, eine etwas mildere Beurtheilung in Anspruch nehmen dürfen. — Zu Holbergs Verdiensten, um dies hier gleich vorauszunehmen, gehört auch dies, daß er die dänische Literatur, wenn auch nicht zu dem lebendigen Born der vaterländischen Vorzeit (wiewohl er auch hiefür, außerhalb des poetischen Gebiets, durch seine „Geschichte von Dänemark und Norwegen" eine nicht unerhebliche Vorarbeit geliefert hat), so doch in die eigene Gegenwart, in den Mittelpunkt des volksthümlichen dänischen Lebens zurückgeführt und sie dem unmittelbaren Bewußtsein seiner Zeit und seines Volkes wieder angenähert hat. Auf diesem Wege konnten dann die späteren Dichter fortschreiten: bis endlich im Verlauf der Jahre zuerst durch Ewald, sodann und mit völliger Entschiedenheit im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts durch die dänischen Romantiker, vor allem durch Adam Oehlenschläger, auch die frühere Geschichte des dänischen Volkes, sein skandinavisches Mittelalter mit seinen nordischen Göttern, seinen Sagen und Geschichten, in poetischer Wiedergeburt zu neuer Geltung und Versöhnung kam.

Neben der Auflösung der kalmarischen Union haben wir nun

noch ein anderes gleichzeitiges Ereigniß in Erinnerung zu bringen, das mehr als alles Andere den modernen Ursprung des gegenwärtigen Dänemark und seiner Literatur zu Tage legt: die Reformation nämlich, diese allgemeine Wurzel der modernen Zeit, der die gesammte Gegenwart in Allem, selbst den scheinbar entlegensten Beziehungen, innigst verbunden ist und deren eigentlichem Kern wir uns vielleicht um so mehr nähern, je mehr wir, in der neuesten Entwickelung unserer Theologie und Philosophie, uns von ihr zu entfernen scheinen.

Beinahe zu derselben Zeit, wo die Reformation in Deutschland sich auszubreiten begann, ward sie auch in Dänemark angenommen. Denn schon im Jahr 1527 durch das Toleranzedict Friedrich des Ersten vorbereitet, ward sie zehn Jahre später (1537) durch Christian den Dritten vollendet und gesetzlich eingeführt. Dadurch war denn der Bruch mit der alten Zeit gewissermaßen abgeschlossen und die Entwickelung Dänemarks in eine neue Bahn gelenkt, auf der wir es ein Jahrhundert später unter Christian dem Vierten siegreich vorschreiten und einige Zeit lang, in der Theilnahme Christians am dreißigjährigen Kriege, sogar jenes Principat des nördlichen Deutschland in Anspruch nehmen sehen, das dann gleich darauf durch Gustav Adolf dem glücklicheren Schweden zufällt; während eben diese Ueberschätzung und allzugroße Anspannung seiner Kräfte den äußeren politischen Einfluß Dänemarks als einer weltgeschichtlichen Macht zu Grunde richtet.

Zugleich aber wurde durch diese Annahme der Reformation auch jenes Uebergewicht der klassischen sowohl wie der deutschen Bildung bedingt, auf das wir bereits hingedeutet haben und das seiner Natur nach Anfangs nicht anders als feindselig gegen die ursprüngliche Bildung auftreten konnte. Ueberall, wo die kirchliche Reformation erscheint, wird sie von den klassischen Studien, denen sie ja selbst einen so wesentlichen Theil ihres Daseins zu danken hat, eingeleitet und begleitet. So in Holland, so vor allem in Deutschland und ebenso auch in Dänemark. Zwar hatten schon früher einmal, um das Jahr 1300 unter Waldemar dem Großen die klassischen Studien in Dänemark in Blüte gestanden: wovon uns noch jetzt in den Geschichten des Saxo Grammaticus eine erfreuliche und für den Historiker höchst bedeutende Frucht zurückgeblieben ist. Allein

dieser Aufschwung, so glänzend er war, hatte seinen Ursprung doch weniger in den allgemeinen historischen Zuständen, als in der persönlichen Neigung einiger geistreicher und großsinniger Männer gehabt, die damals an Waldemars Hofe versammelt waren, insbesondere des berühmten Bischofs Absalon (1128—1201), bei dem auch Saxo Grammaticus selbst als Schreiber in Diensten stand und von dem ihm der Auftrag, die Geschichte Dänemarks zu schreiben, zu Theil ward.

Sowie daher diese Generation ausgezeichneter Männer dahinstarb, so verlosch auch jenes kurze Aufleuchten klassischer Bildung: und selbst das Wenige, was in der Folge zur Wiederherstellung der Wissenschaften in Dänemark versucht und unternommen ward, namentlich also die Gründung der Kopenhagener Universität durch Christian den Ersten (1479) und die Einführung der Buchdruckerkunst (um 1490; als eins der ersten in Dänemark gedruckten Bücher wird eine lateinische Grammatik von 1493 aufgeführt) ist bemerkenswerth, nicht sowohl durch das, was es an sich geleistet, als durch dasjenige, was späterhin die Reformation daraus gemacht hat. Marmier, nach Anleitung der dänischen Literarhistoriker Gram (gest. 1748) und Worm (gest. 1790) gibt S. 17 ff. seines im vorigen Abschnitt citirten Werkes eine Liste der Bücher, die bis zur Einführung der Reformation in den dänischen Schulen angewendet wurden und gleichsam den Kanon der damaligen dänischen Bildung abgaben. Man sieht daraus, daß diese Bildung in den Fesseln der stupidesten Scholastik gefangen war und sich in nichts über den üblichen trockenen und schwerfälligen Schematismus der Zeit erhob. Und freilich kann uns dieß nicht Wunder nehmen, sobald wir erfahren, daß die ersten Professoren der neu begründeten Universität aus Cöln genommen wurden, dem Hauptsitz jener magistri nostri und doctores umbratici, wie sie durch die Epistolae obscurorum virorum in der ganzen Glorie ihrer Dummheit für alle Zeiten verewigt sind. Diese Art von Männern konnte Dänemark begreiflicher Weise wenig Aufklärung und geistige Anregung bringen; vielmehr halfen sie jene pedantische Zähigkeit vorbereiten, vermöge deren selbst die kirchliche Reformation oder richtiger die reformatorische Theologie nicht lange nach ihrer Einführung demselben Schicksal verfiel, das auch in Deutschland Jahrhunderte lang die lebendige Fortentwickelung hemmte:

nämlich einer protestantischen Scholastik, die im Princip um nichts besser war, als die frühere katholische und von der auch wir bis auf diesen Tag uns noch nicht völlig losgemacht haben.

Diesem frühesten, mehr verderblichen als segensreichen Einfluß der gelehrten Bildung auf das dänische Leben entspricht nun auch die Wirkung, die sie im Einzelnen auf die Literatur ausübte. Denn allerdings fingen damals, unter und auf den Trümmern der erlöschenden Volksliteratur, die wir im Obigen als skandinavisch bezeichnet haben und die wir deshalb hier völlig übergehen dürfen, auch einzelne Gelehrte an, sich poetischen Lucubrationen hinzugeben. Ihre Namen, die uns hier nicht weiter interessiren können, findet man in großer Vollständigkeit bei Gräße, Allgemeine Literaturgeschichte II. 2, 2, S. 934—36 verzeichnet, womit Marmier S. 27—39 zu vergleichen ist. Es waren durchgängig Geistliche, die sich die Einsamkeit ihrer Zelle mit diesem poetischen Zeitvertreib zu erheitern suchten. Auch bedienten sie sich größtentheils der lateinischen Sprache und drückten überhaupt, sowohl in der Wahl des Stoffes, den sie ausschließlich dem Kreise ihrer theologischen Anschauungen und Kenntnisse entnahmen, als in der Form, die sich auf eine steife und unlebendige Nachahmung des Alterthums beschränkte, ihren Erzeugnissen jenen theologisch-pedantischen Stempel auf, der dem ganzen Zeitalter gemeinsam war.

Wie nun die klassischen Studien unter Waldemar dem Großen, so hatte auch der Einfluß der deutschen Bildung schon vor der Reformation gewissermaßen ein Vorspiel gehalten: aber eben so fruchtlos wie jene. Denn wiewohl bereits seit Jahrhunderten der Thron der vereinigten Königreiche durch Fürsten deutscher Abstammung besetzt worden war, und wiewohl überdies diese ursprünglich deutschen Könige sich beinahe durchgängig mit deutschen Fürstentöchtern vermählt hatten, dergestalt, daß schon dadurch allein eine unberechenbare Masse deutschen Bluts, deutscher Sitten und Gewohnheiten nach Dänemark war übertragen worden: so blieb doch all dieser deutsche Samen damals ausschließlich in den Kreisen, die ihn zunächst empfangen und mit sich gebracht hatten, also in den Kreisen des Hofes, der Adeligen und Vornehmen, wo er consequenter Weise vielmehr auf Verachtung und Geringschätzung, als auf Belebung und Ausbildung des dänischen Wesens hinarbeitete.

Auch in der Literatur finden sich schon damals, wie von den klassischen Studien, so auch von der deutschen Bildung einige leise Anklänge. Dahin gehört namentlich „Jungfrau Mariens Rosenkranz,“ von Henrik Mikkel, der ums Jahr 1450 Probst auf Odense war: ein allegorisch mystisches Gedicht, das an die religiöse Sentimentalität der späteren deutschen Minnesänger erinnert und vermuthlich auch nicht ohne Einwirkung dieser oder ähnlicher Erscheinungen des deutschen Geistes entstanden ist. Noch deutlicher zeigt sich diese Einwirkung in den drei „Spielen“ des Schulmeister Christen Hansen, gleichfalls zu Odense, die, halb Schwank, halb Mysterium, vermuthlich, wie dergleichen ja auch in Deutschland geschah, zur Verherrlichung geistlicher und weltlicher Feste durch die Schüler des Verfassers aufgeführt wurden und noch jetzt handschriftlich erhalten sind (vergl. Thortsen, S. 25).

Zweifelhafter möchte die Nachahmung der deutschen Literatur erscheinen bei dem „Bruder Rausch“ (s. Marmier, S. 35—39, wo eine weitläufige Analyse des Gedichtes gegeben wird, wie kurz zuvor S. 32 ff. auch von den Schwänken des Christen Hansen) und der dänischen Bearbeitung von Flos und Blankeflos.

Denn dieser letztere Roman (um von ihm zuerst zu sprechen) hat bekanntlich aus seiner ursprünglichen romanischen Heimath die Reise durch alle Sprachen und Literaturen Europa's gemacht (vergl. die Einleitung zu der Ausgabe von E. Sommer 1841), so daß sich nicht wohl entscheiden läßt, ob gerade die deutsche Literatur die Vermittlerin gewesen, durch welche die dänische diesen allverbreiteten Stoff empfangen hat. Indessen wird dies einigermaßen wahrscheinlich gemacht durch die niedersächsische Bearbeitung, welche die deutsche Literatur von diesem Stoffe besitzt (vergl. Gervinus, Gesch. der poet. Nat.-Lit. II, 91; die niederländische Erzählung des Dirk von Assenede s. bei Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgiae, Bd. 3.) und die vermuthlich älter ist, als die dänische Uebertragung. Denn diese wurde zuerst 1509 zu Kopenhagen gedruckt, während jene unzweifelhaft dem vierzehnten, spätestens dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und selbst als prosaisches Volksbuch bereits 1499 zu Metz gedruckt ward: s. Gervinus II, 221. Doch ist dies allerdings kein völliger Beweis für den deutschen Ursprung der dänischen Bearbeitung, da, wie Marmier S. 39, Anm. 2 anführt, die in

Rede stehende Sage schon lange vor dem Druck jener Bearbeitung in den skandinavischen Reichen bekannt war, nämlich schon im ersten Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo sie, als eine Lieblingsgeschichte der Zeit, von Euphemia, Markgräfin von Brandenburg und Königin von Norwegen, dorthin verpflanzt worden war: so daß jener Druck möglicher Weise auch eine selbstständige, ursprünglich dänische Bearbeitung kann zu Tage gefördert haben.

Aehnlich verhält es sich mit dem „Bruder Rausch", einer von jenen possenhaften Verspottungen der Pfaffen, an denen zu Ausgang des Mittelalters alle Literaturen, und namentlich die deutsche, so reich sind. Auch zu diesem „Bruder Rausch" gibt es in der deutschen Literatur ein gleichnamiges Seitenstück, das wir auch wohl geradezu als Vorbild bezeichnen dürfen. Denn wenn auch (wie man bei Gervinus a. a. O. II, 237 findet; das Gedicht selbst wurde neuerdings von Wolff und Endlicher sowie in Scheible's „Kloster" Bd. II abgedruckt) die hochdeutsche Ausgabe erst vom Jahre 1515 und also später datirt als das dänische Gedicht, so gibt es doch auch hier eine ältere niederdeutsche Ausgabe aus dem fünfzehnten Jahrhundert und haben wir also hier mit noch größerer Gewißheit wie bei dem Romane Flos und Blankeflos in dem dänischen Gedicht eine Nachahmung des deutschen oder niederdeutschen zu erkennen: wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daß, wie Gervinus a. a. O. anmerkt, der »friar Rush« auch in England eine wohlbekannte Figur ist, aber ebenfalls erst im sechzehnten Jahrhundert, also gleichfalls beträchtlich später als dieser Stoff in Deutschland auftaucht. Denn daß umgekehrt das dänische Gedicht die Wurzel des deutschen und englischen sein sollte, dies wäre eine so unhistorische und unlogische Behauptung, daß wol Niemand in der Welt, und auch nicht der enragirste Patriotismus der Dänen, sie im Ernst aufstellen wird.

Wohl aber sehen wir aus diesen Beispielen den Weg, auf welchem die Vermittelung beider Literaturen damals vor sich ging: nämlich durch das Medium der niedersächsischen Literatur, die dazu sowohl local wie sprachlich allerdings am ersten geeignet war. Doch liegt andererseits auch schon in dieser Thatsache, daß die niedersächsische Literatur das Band gewesen, durch welches das damalige Dänemark sich mit Deutschland literarisch vermittelt hat,

die nothwendige Beschränkung und Unfruchtbarkeit dieser Vermittelung selbst enthalten. Denn auch die niedersächsische Literatur selbst hat im Grunde nichts Eigenes hervorgebracht, sondern (wie auch schon von Gervinus bemerkt ward) jederzeit nur in Bearbeitung entlehnter Stoffe und fremder Sagenkreise sich thätig erwiesen. Dänemark also borgte damals von dem Borger; da war es denn freilich natürlich, daß nicht viel Gewinn dabei herauskam.

Und so haben wir aus dieser ganzen Zeit im Grunde nur ein einziges Werk als national dänisch zu bezeichnen und gerade dies ist in poetischem Betracht so unerheblich als möglich. Wir meinen die Reimchronik des Bruder Niels oder Nigel von Soröe, in welcher er, in entgegengesetzter Weise wie die deutsche Literatur desselben Zeitalters die großen epischen Gedichte der früheren Zeit in Prosaromane umsetzte, so umgekehrt die prosaische Geschichtserzählung des Saxo Grammaticus zur poetischen Form zu erheben suchte und damit ebenso auf die Bildung einer neuen Literatur hindeutete, wie in Deutschland das umgekehrte Verfahren auf den Untergang einer alten. Von poetischem Werth freilich kann dabei kaum die Rede sein. Denn man weiß ja aus der Geschichte unserer eigenen Literatur, welchen Rang in dieser Hinsicht die Reimchroniken, diese nächsten Vorläufer der Bänkelsängereien und Handwerkspoesien, einzunehmen pflegen. Bemerkenswerth dagegen ist die Arbeit des Bruder Niels durch den nationalen Standpunkt, auf welchen sie sich stellt und mit dem sie in ihrer Zeit, am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts (das Werk soll um 1473 vollendet seyn), ebenso vereinzelt steht, als zweihundert Jahre später die patriotischen Lieder des Prediger Sörterup, deren wir sogleich gedenken werden. Ohne Zweifel war dies auch der Grund der großen Beliebtheit, welche die Reimchronik des Bruder Niels erlangte; sie war das erste dänische Buch, das überhaupt aus der berühmten Presse des Gottfried von Ghemen hervorging (1493) und wurde, bis 1613 im Ganzen neunmal aufgelegt, mehre Jahrhunderte hindurch als Volksbuch fleißig gelesen. —

Fassen wir nun diese einzelnen Andeutungen zusammen, so werden wir dabei unsern frühern Ausspruch, daß nämlich eine dänische Literatur vor der politischen Consolidirung des Reichs vermittelst Auflösung der kalmarischen Union, ingleichen vor Einführung

der Reformation so gut wie nicht vorhanden gewesen, in der Hauptsache nur bestätigt finden. Mit der alten Zeit, der Zeit des skandinavischen Mittelalters, der Helden- und Volkslieder, hatte der dänische Geist gebrochen, selbst schon zu der Zeit, da die politische Verbindung zu einem skandinavischen Gesammtreich äußerlich und rechtlich noch bestand. Der Gesang des Volkes war verstummt und die gelehrten Arbeiten der Mönche und Pfaffen vermochten ihn nicht zu ersetzen. Sogar sprachlich fehlte noch die Form und man mußte oft zum Lateinischen greifen, weil die eigene Sprache nicht ausreichen wollte. Ja selbst die Elemente der neuen Bildung, die antike Welt und die deutsche Literatur, obwohl sie bereits bekannt und vorhanden waren und gleichsam nur des Zauberworts harrten, das sie zu lebendiger Wirksamkeit erwecken sollte, schlummerten noch, gebunden, die eine durch den Unverstand der Pedanten, die andere durch die aristokratische Absonderung der Vornehmen, so daß dem Volke und dem eigentlichen Leben der Nation weder das Eine noch das Andere zu Gute kam.

Aber das Wort ward gesprochen und die Schlummernden erwachten. Die politische Selbstständigkeit, zu welcher Dänemark durch die von Schweden erzwungene gewaltsame Auflösung der kalmarischen Union genöthigt ward, und unmittelbar darauf die Reformation sind, wie wir schon oben bemerkt haben, die beiden Ereignisse, von denen die neue Epoche der dänischen Geschichte und der eigentliche Ursprung ihrer Literatur datirt. Der literarische Einfluß des erstgenannten Ereignisses liegt weniger offen zu Tage, vielleicht weil sein Einfluß überhaupt zu allgemein und gewissermaßen die Grundlage und Lebensluft zu Allem war, was sich weiter ereignete. Allein wenn wir erwägen, wie wohlthätig diese Concentration, die dem dänischen Volke durch seine Vereinzelung aufgedrungen ward, auf seine geistige Entwickelung überhaupt einwirken mußte; wenn wir ferner erwägen, welch ein mächtiger Hebel des Fortschritts in der historischen Eifersucht gegeben war, die sich in beiden Nationen nothwendig entwickeln mußte, und wie mächtig die Kräfte des dänischen Volks dadurch angespornt wurden; endlich wenn wir den Vortheil in Anschlag bringen, der auch äußerlich durch die größere Sicherstellung gegen abschwächende Vermischung und Abschleifung der dänischen Sprache erwuchs: so werden wir nicht umhin können, dem

in Rede stehenden Ereigniß auch einen tiefgreifenden literarischen Einfluß zuzusprechen.

Ungleich augenfälliger ist die Anregung, welche die dänische Literatur durch Einführung der Reformation erfuhr. Vornämlich und am ersten zeigte sich dieselbe an der Kopenhagener Universität, sowie an der veränderten Stellung, welche die Wissenschaften nun überhaupt einnahmen. Auch jetzt berief man deutsche Professoren nach Kopenhagen, aber nicht nach Köln wandte man sich diesmal, sondern nach Wittenberg, diesem Bethlehem der neueren Zeit, in welchem der Messias unserer Tage, der protestantische freie Geist, war geboren worden. An Luther selbst ergingen lockende Anträge, persönlich übers Meer zu kommen und mit eigener Hand den Samen der Reformation in das neugewonnene Land zu streuen. Und wenn auch Luther, im richtigen Gefühl dessen, was zunächst Noth that, diese schmeichelhafte Einladung ablehnte, so war doch Johann Bugenhagen, der statt seiner wirklich nach Dänemark ging (denn von dem dazwischen fallenden fruchtlosen Versuche durch Carlstadt dürfen wir billig schweigen), einer der angesehensten und bedeutendsten Männer aus der Umgebung Luthers: so daß die kirchliche Reformation des dänischen Reichs mit aller Umsicht und zugleich mit allem persönlichen Glanz ins Werk gesetzt ward, der zu diesem welthistorischen Schritte nothwendig oder wünschenswerth sein mochte. Wittenberg aber blieb auch für die Folgezeit gewissermaßen die oberste Instanz und das gelehrte Arsenal für die Kopenhagener Universität und überhaupt für die wissenschaftliche Bildung des Landes, wie es früher, in der mittelalterlich scholastischen Periode, die damals weltberühmte Universität von Paris gewesen war und wie späterhin, gegen Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts, als das reformatorische Element wiederum zur protestantischen Scholastik verknöcherte, die Akademie zu Rostock es wurde. In Wittenberg gebildet waren und als persönliche Schüler hatten zu Luthers, zu Melanchthons Füßen gesessen jene großherzigen, durch Geburt und Bildung hochgestellten Männer, die Johann Friis (st. 1575), die Niels Kaas (st. 1594) und Andere, die im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts die wichtigsten Aemter des Reichs einnahmen und von dieser Stellung aus fruchtbringende Ströme der Bildung, Anregung und Belehrung über das Land ergossen. Wie die Universität, so wurden

auch die übrigen Schulen verbessert und erweitert, wozu schon vor Anerkennung der Reformation, noch zu Zeiten Christians des Zweiten, durch Peter Lille von Roeskilde ein heilsamer Anfang gemacht worden war. Eine Masse deutscher, zum Theil auch holländischer Gelehrten, Theologen und Philologen wurde ins Land gezogen; die gelehrten Studien, bis dahin auf die trockenen Compendien der Scholastiker beschränkt, wurden an den großen Mustern des Alterthums zu einer Sache des Gewissens und des Herzens; einzelne Uebersetzungen, besonders der Lateiner, des Ovid, Terenz ꝛc. (vergl. ausführlich in Alberti Thurae Conspectus Danorum, qui partim commentariis suis eruditis, partim quoque versionibus Danicis de linguae Romanae et Graecae scriptoribus meruerunt. Hafniae, 1740), bereicherten die vaterländische Literatur, indem sie den Kreis der Anschauungen, der Formen, sowie überhaupt das Gefühl des Schönen und Guten erweiterten und belebten.

Was nun weiter die deutsche Literatur betrifft, so lag es nothwendig in den eben geschilderten Verhältnissen, daß neben dem Einfluß der klassischen Literatur auch der deutsche Geist zu einer größeren Einwirkung, als dies bis dahin der Fall gewesen war, gelangte und sich gleichfalls als ein bedeutendes, wenn nicht gar als das bedeutendste und hauptsächlichste Ferment der neuen Bildung erwies. War doch Deutschland das Mutterland, aus welchem dieser ganze Segen einer neuen und lebendigen Entwickelung nach Dänemark gekommen war; in deutschem Boden war dieser Baum der Bildung gewachsen, dessen Samen man jetzt in dänische Erde streute, um auch hier die herrliche Blüte der Kunst, die Frucht der Freiheit und des Geistes zu erziehen. Aus Deutschland hatten Dänemarks Reichskanzler und Minister ihre Bildung geholt; deutsche Geistliche und solche, die in Deutschland gebildet waren, lehrten das dänische Volk von den Kanzeln und führten es zu dem lebendigen Quell des neuen, gereinigten Glaubens; deutsche Gelehrte eröffneten ihm den Schacht der Wissenschaften und erzogen ihm ein anderes, gebildeteres Geschlecht, das die gewonnene Kenntniß nun auch seinestheils in unberechenbarer Folge weitergab und verbreitete. Was Wunder denn, daß auch die deutsche Literatur für Dänemark ein Gegenstand besonderer Pflege und fleißiger Uebertragung wurde.

Allein, wenn in Betrachtung geschichtlicher Ereignisse und

Entwickelungen ein Bedauern und der Wunsch, daß es möchte anders gewesen sein als es war, überhaupt Platz finden könnte, so möchte man in der That bedauern, daß die damalige deutsche Literatur dem sehnsüchtigen Entgegenkommen des dänischen Bruderstammes durch ihren innern Unwerth so wenig entsprach und daß so viel begünstigende Umstände dennoch ohne rechtes Resultat bleiben mußten. Denn es war die deutsche Literatur jener Zeit an sich zu werthlos und unbedeutend, als daß die dänische Bildung, so eifrig man auch übersetzte und nachahmte, von diesen Bemühungen eine wirkliche Frucht hätte haben können. Die deutsche Literatur selbst befand sich damals in einer ähnlichen Uebergangsperiode, wie die dänische; es war jene dürftige Periode zwischen dem Untergang der alten mittelalterlichen und den Anfängen der modernen Literatur, zwischen Hans Sachs und Opitz. Was also konnte diese Literatur bieten, dessen Nachahmung ein anderes Volk hätte geistig fördern können?

Und doch bot sie zum Wenigsten Ein Werk, das tausend andere aufzuwiegen vermochte: sie bot Luthers Bibel, die durch Hans Mikkelsen, Bürgermeister zu Malmö und einer der einsichtvollsten wie eifrigsten Anhänger des unglücklichen Christians des Zweiten, ins Dänische übertragen ward. Noch vor der öffentlichen und gesetzlichen Anerkennung der Reformation durch Christian den Dritten, von der Verbannung aus, in die ihn die Anhänglichkeit an seinen Fürsten gebracht, hatte Mikkelsen seiner Nation dies Geschenk gemacht und dadurch ebenso sehr die speciellen Zwecke der Reformation als im Allgemeinen die Bildung und geistige Befreiung seines Volkes befördert. Ja diese unscheinbare, von fanatischen Widersachern sogar heftig geschmähte und verfolgte That überwog, unsers Bedünkens, an segensreicher Wirkung sogar dasjenige bei Weitem, was durch Einführung und Verbreitung der antiken Literatur geleistet wurde. Wohl war es stattlicher und sah sich prächtiger an, wenn König Friedrich der Zweite (1559—1588) den Terenz übersetzen und in prächtiger Ausstattung vor dem versammelten Hofe aufführen ließ (Marmier S. 95): aber es war doch nur ein aristokratisches, ein exclusives Vergnügen, an welchem das Volk weder Antheil hatte, noch, seinen Verhältnissen wie seiner Bildung gemäß, Antheil haben konnte. Die heilsamen Wirkungen, welche die dänische Bildung

überhaupt durch diese und andere Nachahmungen des Alterthums erfuhr, bedurften erst eines bedeutenden Umwegs und einer langsamen, künstlichen Vermittelung, wenn sie das eigentliche Volk nur berühren sollten. Hier dagegen, in der Lutherischen Bibel, war ein Buch gegeben, Allen zugänglich, Allen verständlich, das in Aller Hände kam und zu Aller Herzen redete: ein Buch, dessen geistige wie sprachliche Wirkung in Dänemark gewiß nicht geringer als in Deutschland, und also geradezu unaussprechlich und unermeßlich gewesen ist.

Hiemit verglichen, würde nun freilich alles Uebrige, was man sonst noch aus der deutschen Literatur jener Zeit entlehnen und nachahmen mochte, in Werth gesunken sein, selbst wenn es bedeutender gewesen wäre als es war. Man übersetzte fleißig genug: Volksbücher und Romane, die Schwänke des Hans Sachs, Reinhart den Fuchs, (durch Hermann Reger um 1550) und Anderes, worüber in Kürze Marmier S. 96 nachzusehen. Das Alles war freilich nicht bedeutend und konnte nicht wohl eine neue Aera der dänischen Literatur herbeiführen: allein es zeichnete sich dadurch aus und hatte selbst vor den Wirkungen der antiken Literatur, die allerdings viel trefflichere Muster darbot und den Geist mit viel reinerem Stoffe nährte, doch darin einen wesentlichen Vorzug, daß es weit unmittelbarer in das Volk eingriff und statt nur die Bewunderung der Gebildeten, den grübelnden Fleiß der Gelehrten zu erwecken, vielmehr dem Volk als solchem eine Unterhaltungslectüre schuf, die mit seinen Wünschen und Kenntnissen in Einklang stand.

Fragen wir nun, welchen unmittelbaren Gewinn die dänische Literatur aus allen diesen Umständen gezogen hat und zu welchen Produktionen sie selbst dadurch angeregt worden ist, so darf es uns freilich nicht überraschen, wenn die Antwort auf diese Frage hinsichtlich der eigentlichen poetischen Leistungen nur von wenig Gutem zu melden weiß. Es ist dasselbe Verhältniß, wie zu derselben Zeit in Deutschland, wo die ungeheuren Anstrengungen der Reformation gleichfalls für die Poesie zunächst unfruchtbar blieben. Aber nichts desto weniger waren sie vorhanden: und was Jahrhunderte später, ja was noch in diesen unsern jetzigen Tagen an dem Baum der deutschen Dichtung emporblüht, es ist Alles nur die gereifte Frucht, der völlige Nachwuchs jenes ersten reformatorischen Samens,

der um so tiefer gelegt werden und um so später aufgehen mußte, je kostbarer er war.

So auch in Dänemark. Weder der einzelne Mensch noch ganze Nationen können etwas zur poetischen Erscheinung bringen, als immer nur ihren eigenen Inhalt. Aber eben um den Inhalt, um die neue Erfüllung ihres Wesens rang damals, in der Zeit ihrer politischen wie geistigen Wiedergeburt, die dänische Nation. Außer Stande daher, der Aufgabe der Poesie zu genügen und einen Inhalt, dessen sie selbst noch nicht mächtig war, poetisch darzustellen, wandte die Nation in ihren vortrefflichsten und tüchtigsten Köpfen sich vielmehr den sogenannten positiven, den exacten Wissenschaften, vornämlich der Naturforschung und der Geschichte zu, um solchergestalt durch die Bewältigung des Aeußeren gleichsam das eigene Innere auszufüllen und ein lebendiges Bewußtsein zu gewinnen über sich selbst. Nicht daher die poetische, sondern die ernste, die wissenschaftliche Literatur ist es, es ist die Praxis der Wissenschaft, die Gesetzgebung, die Heilkunde, vor Allem die Chemie, die Botanik, die Naturforschung überhaupt, worin damals der dänische Geist seine Palmen errang. Welcher Glanz damals in dieser Hinsicht über Dänemark ausgegossen war und welche Berühmtheit es bei der übrigen Welt als Mutter und Amme der Naturwissenschaften genoß, das dürfen wir noch aus dem schließen, was einer der jüngsten und genialsten Vertreter der gegenwärtigen dänischen Literatur, der Dichter Andersen, uns von seiner zu Anfang der vierziger Jahre unternommenen Reise in den Orient erzählt: nämlich daß dort noch heutzutage, bei Türken und Griechen, von Dänemark meist nur das Eine bekannt ist, daß es das Vaterland des Tycho Brahe gewesen, und daß sie dies Eine noch heut, nach bald drei Jahrhunderten, nicht anders als mit Ehrfurcht wiederholen. Die Namen Caspar Bartholin (1585—1629), mit seinen gelehrten Söhnen und Enkeln, unter denen namentlich Thomas Bartholin (1616—1680) als der größte Anatom und einer der ersten Polyhistoren seiner Zeit eines wahren Weltruhms genoß, Ole Worm (1588—1629), Tycho Brahe (1546—1601), Christian Longomontanus (st. 1647), des Vorigen Freund und Schüler und einer der größten Astronomen seines Jahrhunderts, Ole Römer, der, in derselben Schule erzogen, desselben Ruhmes genoß (1644—1710),

Holger Rosenkranz (st. 1642) ꝛc. bilden in der That eine so glänzende wie einflußreiche Gruppe und sichern Dänemark einen der hervorragendsten Plätze in der Geschichte der Wissenschaften des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Außer den eben angeführten Naturwissenschaften wurde besonders die Geschichte, insonderheit die vaterländische, sowie überhaupt die wissenschaftliche Erforschung der heimathlichen Zustände mit Eifer und Aufmerksamkeit getrieben. Wir werden späterhin, wo wir Holbergs historische Arbeiten betrachten, uns mit diesem Gegenstande näher zu beschäftigen haben; hier genüge es, nur an Eines zu erinnern, was mit diesen historischen Studien in genauestem Zusammenhange steht und woran überdies die Vortheile, welche aus diesem Studium dem gesammten Nationalleben und im Einzelnen auch der Poesie erwuchsen, besonders sichtbar werden. Das ist die Sammlung der Kämpeviser (Kämpferweisen: Heldenlieder, sodann aber im Allgemeinen Volkslieder, sowohl historischen als anderen Inhalts), welche der Percy der dänischen Literatur, Andreas Sörensen Vedel (1546—1601), Hofprediger und Historiograph Friedrichs II., ein tüchtiger Geschichtforscher, der sich namentlich auch durch eine Uebertragung des Saxo Grammaticus verdient gemacht hat, zuerst im Jahre 1591 veranstaltete; vergl. den Abschnitt bei Marmier S. 57, 58, wo das Bibliographische der verschiedenen Ausgaben und Vervollständigungen angegeben ist. Dieses Buch, wie die rasch auf einander folgenden Wiederholungen (allein im Laufe des nächsten Jahrhunderts erschienen, mit Einfluß der um das doppelte vermehrten Peter Syve'schen Ausgabe von 1695, deren fünf) beweisen, blieb nicht blos in der Zelle des Gelehrten stecken: es kam darüber hinaus in die Hände des eigentlichen Volks, es wurde Volksbuch und hat als solches, indem es die Herzen der Nation mit ihrer skandinavischen Vorzeit wiederum befreundete, den späteren Gang der dänischen Literatur wesentlich bestimmt und namentlich jene nationale Dichtung möglich gemacht, deren Dänemark sich in diesem Augenblick erfreut.

Inzwischen versteht es sich von selbst, daß auch damals schon das Feld der Dichtung nicht völlig unbestellt blieb, wennschon, wie wir bereits bemerkt haben, damals nicht sie der eigentliche Ringplatz des dänischen Geistes war. Im Gegentheil, es war ein Ueberfluß,

eine wahre Sündflut von Poesien vorhanden — nur daß sie meist nichts taugten. Könnte es darauf ankommen, das Gedächtniß unserer Leser mit Namen zu überschütten, mit denen sich für sie keine Vorstellung verbindet, so wäre es ein Leichtes, ihnen, etwa nach Anleitung des Worm'schen Gelehrtenlexikons oder gar des obengenannten Albertus Thura, der schon im Jahre 1732 blos über die gelehrten Frauen Dänemarks ein stattliches Büchlein erscheinen ließ (s. Alberti Thurae Gynaeceum Daniae Literatum, feminis Danorum eruditione vel scriptis claris conspicuum. Altonae 1732; eben derselbe hat auch eine Idea Historiae Literariae Danorum, Hamburgi 1723, geschrieben, die jedoch mehr eine Gelehrten- als eine eigentliche Literaturgeschichte ist), Hunderte von Dichtern zu nennen, die in jenem Zeitraume geblüht haben sollen. So indeß mag es genügen, hier nur vier Namen anzuführen, welche die bekanntesten und in der That die bedeutendsten sind: Arreboe (1537—1637), Bording (1619—1667), Kingo (1634—1703) und endlich der schon erwähnte Sörterup, der jüngste von ihnen, indem er erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts geboren ward (st. 1722). Drei von diesen Männern (nur Andreas Bording, wohl zu unterscheiden von mehren anderen Männern dieses Namens, die gleichfalls in der dänischen Gelehrtenwelt bekannt sind, war weltlichen Standes: vgl. Alb. Thura a. a. O. im Index) gehörten der dänischen Geistlichkeit an, was charakteristisch ist: einmal weil es das Verhältniß fortsetzt, welches in dieser Beziehung bereits vor der Reformation stattgefunden, und sodann weil in der That die bei weitem größere Masse damaliger Poesien theologischen Inhalts war. Albertus Thura, in der schon genannten Idea hist. Liter. p. 345—349, weiß allein aus dem siebzehnten Jahrhundert mehr als sechzig geistliche Dichter aufzuzählen. Dies entspricht denn völlig dem großen Uebergewichte, welches damals die Theologie auf das praktische Leben des dänischen Volkes ausübte, sowie der Behaglichkeit und Breite, mit der die Theologen selbst in einer unübersehbaren theologischen Literatur, in dogmatischen und ascetischen Schriften, in Controversen und Spitzfindigkeiten sich geflissentlich ergingen. Noch Holberg spricht in Betreff noch seines Zeitalters die vielleicht übertriebene (denn er war kein Freund der Geistlichkeit seiner Zeit, weil er kein Freund der Pedanten und Eiferer war), doch gewiß nicht grundlose Klage aus,

daß die überwuchernde theologische Literatur dem großen Haufen des Volkes allen Geschmack und alle Freude an der weltlichen Literatur verderbe. „Der gemeine Mann," sagt er in seiner Epistola ad virum perillustrem prima, p. 119 (der deutschen Uebersetzung von 1763 S. 146), „ist so sehr an die geistlichen Schriften gewöhnt, daß er nichts liest, was den Namen einer weltlichen Abhandlung trägt. Daher rührt es, daß einige arme Schriftsteller, um ihr Brod zu verdienen, so viele Gebetbücher, Kerne und Sterne der Gebete, Himmelsleitern, Paradiesgärtlein, geistliche Andachten und wie sonst die unzähligen Bücher dieser Art sich zu nennen pflegen, zusammenschreiben, tausendmal wieder ausschreiben, neue Titel erfinden und für neue Bücher verkaufen."

So sind nun auch von den genannten Dichtern Arreboe und Kingo (vgl. Marmier S. 98, sowie Rudelbach a. a. O. S. 81 und Thortsen, S. 34 und 41) hauptsächlich durch ihre geistlichen Psalmen berühmt geworden und werden dadurch zum Theil noch jetzt im lebendigen Andenken ihrer Nation erhalten. Andreas Bording dagegen, ein Mann von vielem, besonders auch sprachlichem Talent, das er leider nur in handwerksmäßiger Anwendung mißbrauchte, stellt sich uns als Nachzügler und späte Erneuerung jener Reimchronisten dar, deren wir im Früheren gedacht haben. Er war nämlich von König Friedrich dem Dritten im Jahre 1666 mit dem Privilegium des „Dänischen Merkur" betraut worden, einer politischen Zeitschrift, die monatlich in einem halben Bogen erschien und von Bording ausschließlich in Versen geschrieben wurde. Da hatte er also alle Begebenheiten der Welt, alle Kriege und Friedensschlüsse, Geburten und Todesfälle, Hochzeiten und Reisen aller europäischen Potentaten in Reime zu bringen und doch behielt er noch Zeit und Lust, denselben Dienst eines Gelegenheitsdichters auch seinen persönlichen Freunden und Gönnern zu erweisen und auch ihre Fest- und Trauertage durch seine ewig willige Muse zu verherrlichen. Wie viel Poesie freilich in diesen Reimen gesteckt hat, das wäre eine andere Frage, die Bording sich vermuthlich nicht hat kümmern lassen; genug, daß er der Poesie, neben der formalen Ausbildung, die sie ihm verdankt, auch ein erweitertes Publikum verschaffte und dadurch auch seinerseits dem übermächtigen theologischen Einfluß berichtigend entgegentrat.

Mit Recht hat Marmier (S. 101 ff.) diesen Dreien, die gewöhnlich in den Repertorien der Literaturgeschichte als die Väter der dänischen Dichtung aufgeführt werden, noch einen Vierten und Jüngsten beigefügt: Sörterup, den, in seiner vereinzelten Stellung als volksthümlich geschichtlicher Dichter, wir schon im Obigen mit der ähnlichen Stellung des Bruder Niels von Soröe verglichen haben. Auch Sörterup war Prediger; in seinen Gedichten jedoch wußte er über diese nächste theologische Sphäre hinauszugehen, indem er sich auf das Historische, das Volksthümliche wandte und in einem Tone, der an die alten Volkslieder erinnert und zu dem er unzweifelhaft durch die erwähnte Vedel'sche Sammlung angeregt ward, die Siege Friedrichs des Vierten und andere nationale Ereignisse besang. Zwar war er nicht der Erste gewesen, der seiner Muße Gegenstände der vaterländischen Geschichte unterwarf. Denn von den zahlreichen lateinischen Dichtern zu geschweigen, so hatte schon Kingo, „Dänemarks Virgil," (wie Albertus Thura in der Idea hist. lit. p. 351 ihn nennt) die Thaten und Meereszüge der berühmtesten dänischen Könige in einem „des Sophokleischen Kothurns würdigen Style" besungen. Der Styl mag für seine Zeit gut genug gewesen sein; dennoch drangen diese gelehrten Nachklänge des Sophokles und Virgil schwerlich so in das Volk und sprachen so zu des Volkes Herzen, wie die volksmäßigen Heldengesänge Sörterups, welche, nach der Versicherung Marmiers (S. 102), noch heutzutage in Dänemark unvergessen sind. Und darum mag auch diesem Dichter sein Platz neben den drei Erstgenannten wohl gebühren.

Dies nun wäre der Hauptsache nach dasjenige, was über die Entwickelung der dänischen Literatur bis auf Holberg zu sagen war. An und für sich, wie man sieht, sind die Resultate dieser Periode keineswegs glänzend und außerordentlich. Aber doch ist der Fortschritt nicht zu verkennen. Durch die politische Selbstständigkeit und die geistliche Reformation war dem dänischen Volke die Bahn zu jeder Art bürgerlicher und geistiger Freiheit geöffnet; daß sie dieselbe nicht im Fluge durcheilt hat, ist der Natur gemäß und mithin mehr als ein Glück, denn als ein Unglück zu betrachten. Die Nachahmung der alten wie der deutschen Literatur hatte die dänische Literatur theils stofflich, theils zum Wenigsten formal erweitert und gefördert; es waren, freilich mit ungleichem Glück und noch

ungleicherem Talente, Dichter aufgetreten, die, wenn sie auch dieses Namens oft sehr unwürdig waren, doch im Ganzen das Bewußtsein zu erwecken anfingen, daß man etwas, wie eine Literatur, besitze und daß es Pflicht und Ehre der Nation sei, auf die Vollendung dieser Literatur mit allen Kräften hinzuwirken.

Andererseits wollen wir auch die Schattenseiten nicht verschweigen. Die Literatur stand, mit wenigen vereinzelten Ausnahmen, der eigentlichen Nation noch immer fern; es war mehr eine Literatur der Gelehrten, der Gebildeten und Vornehmen, zum Theil auch der Geistlichen, als wirklich eine Literatur des dänischen Volkes. Die Theologie, hier wie in Deutschland, zu einem seelenlosen Schematismus zusammengeschrumpft, hielt auch die Dichtung in unbilligen Fesseln und hemmte die freie Bewegung des Geistes und der Kunst. Und endlich war die eigentliche dänische Literatur noch so wenig im Stande gewesen, die abstracte lateinische Versmacherei zu beseitigen, daß es noch damals in Dänemark bei weitem mehr lateinische als dänische Poeten gab. In dem schon öfters angeführten Buche des Albertus Thura füllt die bloße Nomenclatur der lateinischen Dichter nur des siebzehnten Jahrhunderts allein vier Seiten (S. 356—361): ein sicheres Merkmal, daß die Literatur damals noch weit entfernt war, dem dänischen Volke dasjenige zu sein, was sie ihrem Begriffe nach sein soll, nämlich ein vollständiges, künstlerisches und doch volksthümliches Abbild seines gesammten Lebens, Denkens und Seins.

Dies wurde sie zuerst durch Holberg, mit dessen äußeren Lebensumständen wir uns nunmehr beschäftigen werden, um sodann eine Uebersicht und Erläuterung seiner Schriften, der wissenschaftlichen sowohl wie der poetischen, daran anzuschließen. Die Quellen zu dieser Lebensgeschichte fließen ungemein reichlich und auch ihre Zuverlässigkeit läßt nichts zu wünschen übrig, indem sie zum größten Theil von Holberg selbst herstammen.

Zuvörderst nämlich haben wir von Holberg drei Epistolae ad virum perillustrem, in denen er eine mit vieler Ausführlichkeit geschriebene Geschichte seines Lebens geliefert hat. Der erste dieser Briefe datirt vom Jahre 1727, also aus Holbergs dreiundvierzigstem Lebensjahre; der letzte erschien 1744, also zehn Jahre vor seinem Tode, so daß wir mithin ein fast vollständiges Gemälde seines Lebens von

seiner eigenen Hand besitzen. Alle drei wurden auch ins Deutsche übersetzt, sogar zu wiederholten Malen; die dritte, von uns benützte und der Kürze wegen im Nachfolgenden blos als „Lebensgeschichte" citirte Auflage erschien zu Kopenhagen und Leipzig 1763. Außerdem hat Holberg auch in seinen „Moralischen Gedanken" (1744), sowie ganz besonders in den „Vermischten Briefen," die von 1748—1755 in fünf Bänden erschienen, vielerlei gelegentliche Mittheilungen über einzelne Begebenheiten seines Lebens, über seinen Bildungsgang, seine schriftstellerischen Arbeiten, seinen Charakter, seine Sitten und Gewohnheiten ꝛc. eingeschaltet: wozu dann noch als Beitrag zur Geschichte seiner literarischen Thätigkeit eine Anzahl von Streitschriften kommt, deren wir an ihrem Orte des Näheren gedenken werden. Dieses sehr reichhaltige Material wurde zuerst im Jahre 1764 von Johann Adolf Scheibe, einem geborenen Deutschen, der jedoch seit langen Jahren als königlicher Kapellmeister in Kopenhagen lebte, verarbeitet; wobei er noch durch „die Beiträge einiger ansehnlicher Gelehrten und Freunde des seligen Barons" (Vorrede S. XXV), sowie durch die Erinnerungen unterstützt ward, die er selbst sich aus einem mehrjährigen Umgang mit dem Verstorbenen bewahrt hatte.

So bildet denn die „Nachricht von dem Leben und den Schriften des Freiherrn von Holberg," welche der genannte J. A. Scheibe der 1764 erschienenen neuen, vermehrten und verbesserten Uebersetzung des Holberg'schen Peter Paars vorgesetzt hat (S. XXVII bis CLXXX), eine nicht unwichtige Ergänzung zu Holbergs eigenen Berichten, wennschon manche Partien, wie namentlich dasjenige, was Scheibe über Holbergs sittlichen Charakter und die mürrische Einsamkeit seines Alters berichtet, nicht ohne Vorsicht benutzt werden darf. Außerdem haben auch sonst Alle, die in Dänemark über Holberg geschrieben oder sich mit der Herausgabe seiner Werke beschäftigt haben (und bei der begeisterten Verehrung, deren Holberg bis zur Stunde in Dänemark genießt, ist die Zahl derselben außerordentlich groß), größere oder kleinere Beiträge zu der Biographie des Dichters geliefert. Doch ist die Ausbeute, welche diese Nachlese liefert, im Ganzen nur gering, indem die Mehrzahl dieser späteren Bearbeiter sich mehr auf Raisonnements und Betrachtungen seines persönlichen und literarischen Charakters beschränkt hat, ohne das Thatsächliche seiner Lebensgeschichte wesentlich zu erweitern. Ein paar höchst

beachtenswerthe Ausnahmen machen jedoch erstlich E. C. Werlauffs „Historiske Antegnelser til L. Holbergs Lystspil," von denen 1838 der erste Band erschien, sowie die kleine Schrift, welche C. Molbech im Jahre 1845 unter dem Titel: „Ludwig Holberg og hans Samtid. Bidrag til begges Charakteristik" (Ludwig Holberg und seine Zeit. Beitrag zur Charakteristik Beider) zu Kopenhagen herausgegeben hat. Namentlich letztere ist ein höchst dankenswerther, für das genauere Verständniß der Holberg'schen Werke unentbehrlicher Beitrag, der sich jedoch seinem Zwecke gemäß mehr auf die allgemeine Schilderung der Zeit, der Holberg angehört und die sich in seinen Schriften wiederspiegelt, als auf des Dichters eigenes Leben erstreckt. Auch die 1832 zu Kopenhagen erschienenen drei Bände „Holbergiana" von A. E. Boye, dem verdienten Herausgeber und Commentator Holbergs, dürfen nicht übersehen werden; sie enthalten eine vollständige Sammlung der von und gegen Holberg abgefaßten Streitschriften, sowie verschiedene andere kleinere Beiträge zur genaueren Würdigung seiner literarischen Wirksamkeit.

Was dagegen Marmier in seiner oben citirten Histoire de la litérature en Dannemarck et en Suède, p. 107—126 über Holbergs Leben liefert, ist lediglich ein unkritischer Auszug aus der Scheibe'schen Biographie und verdient als solcher keine weitere Beachtung.

Wenden wir uns also jetzt zu dem Leben unseres Dichters.

3.

Holbergs Leben.

Ludwig Holberg, gestorben als Freiherr von Holberg, Professor und langjähriger Würdenträger der Universität zu Kopenhagen, Besitzer zweier Rittergüter und eines nicht unbedeutenden baaren Vermögens, wurde als der Sohn eines armen Soldaten, der sich lediglich durch seinen Muth und sein Talent zur Stelle eines Obersten emporgearbeitet hatte, im Jahre 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Wenigstens geben alle dänischen Biographen Holbergs übereinstimmend dies Jahr an (der Tag seiner Geburt ist überhaupt nicht aufbewahrt); nur Albertus Thura a. a. O. S. 184 nennt das Jahr 1685 und in Uebereinstimmung damit äußert Holberg selbst sich in einer Stelle seiner „Vermischten Briefe.“ „Daß ich,“ schreibt er daselbst im 18. Briefe des IV. Bandes, S. 49 der deutschen Bearbeitung von 1760, „itzt so empfindlich gegen die Kälte bin, schreibe ich meinem Alter zu, das itzund an die fünfundsechzig herangewachsen ist ..... Mein Geburtsjahr ist 1685.“ Die Ausgleichung dieser widersprechenden Angaben hat für uns kein Interesse und muß dieselbe den dänischen Commentatoren überlassen bleiben.

Sein Vater hieß mit vollständigem Namen Christian Nilsen Holberg; J. C. Lange in der kurzen Biographie, welche der von ihm veranstalteten Taschenausgabe der Holberg'schen dramatischen Schriften (in 7 Bänden, Kopenhagen 1833) vorangeschickt ist, sagt von ihm, daß er „vermuthlich ein Däne“ gewesen: was natürlich nichts weiter heißen soll, als daß er kein geborner Norweger, sondern ein echter Inseldäne gewesen. Holbergs Mutter war Kare Lemm, Enkelin des ehemaligen Bischofs von Bergen Munthe. Auch

sonst scheint er eine nicht unansehnliche Verwandtschaft gehabt zu haben; wenigstens macht er in der früher erwähnten „Lebensgeschichte" einen Obersten von Krogh namhaft, eine Familie, die noch jetzt in Dänemark blüht und verschiedene bedeutende Aemter, besonders im Kriegsdienst, innehat. Daß der Vater sich vom gemeinen Soldaten zum Oberst in die Höhe arbeitete, haben wir bereits erwähnt; er war, wie Holberg selbst sich ausdrückt, „adelig nicht durch Geburt, aber durch Thaten": ein tapferer tüchtiger Mann, der sich als solcher die besondere Gunst des damaligen Statthalters von Norwegen General-Feldmarschall Ulrich Friedrich Güldenlöv, unter dem er verschiedene Feldzüge in Norwegen mitmachte, erwarb.

Holbergs Vater starb, da der Sohn noch an der Mutter Brust lag und auch die Mutter folgte ihm bald nach, bevor der Knabe noch das zehnte Jahr erreicht hatte. Der Vater hatte ein ziemlich ansehnliches Vermögen hinterlassen; allein eine unglückliche Feuersbrunst, die mitten in der Nacht in dem Hause eines Nachbarn ausbrach, vernichtete das Vermögen der Familie und versetzte sie in die dürftigsten Umstände. Zwar waren noch einige Bauernhöfe übrig, welche Holbergs Vater kurz vor seinem Tode angekauft hatte; da Holbergs Mutter jedoch außer ihm noch für sechs Kinder zu sorgen hatte, so war die Lage des Hausstandes ziemlich drückend und nur der Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit der wackern und umsichtigen Frau hatten die Kinder zu danken, daß beim Tode der Mutter wenigstens diese kleinen ländlichen Besitzungen noch bei der Familie und von Schulden unbelastet waren.

Es war damals in Norwegen Sitte, daß die Söhne der Officiere von der Wiege an die Löhnung als Soldaten empfingen, wofür sie dann in der Folge verpflichtet waren, in die Armee einzutreten. Auch auf Ludwig Holberg war dieser Gebrauch zur Anwendung gekommen und so wurde er denn, nach dem Tode der Mutter und nachdem er sein zehntes Jahr zurückgelegt hatte, in das damalige upländische Regiment, das ihn bis dahin in seinen Stammlisten geführt hatte, aufgenommen. Und zwar sollte er, vielleicht aus Rücksicht gegen die Verdienste seines verstorbenen Vaters, sogleich als Korporal eintreten, eine Charge, wie Holberg sagt, „die einen kleinen Vorzug vor dem gemeinen Soldaten hat und einer geringen aus zehn Mann bestehenden Mannschaft vorgesetzt

ist": vorausgesetzt, daß er sich die dazu nöthige kriegerische Bildung erwerben würde. Um diese zu erlangen, wurde er von seinem Vormund, Peter Lemm, einem Bruder seiner verstorbenen Mutter, nach Upland geschickt. Hier nahm sich ein anderer Verwandter seiner Mutter, Otto Munthe, des Knaben an. Insbesondere ermunterte derselbe ihn, seinem natürlichen Triebe zu den Wissenschaften treu zu bleiben, selbst auf die Gefahr hin, die militärischen Kenntnisse, um derenwillen er eigentlich nach Upland geschickt war, zu vernachlässigen. Otto Munthe ließ ihn zu dem Ende an dem Unterricht seiner eigenen Kinder theilnehmen und obwohl der Hofmeister, der dieses Amt versah, ein roher und unwissender Mensch war, von dessen Mißhandlungen Holberg viel auszustehen hatte, so war doch die Lernbegier in dem Knaben so mächtig, daß er in Kurzem alle Schwierigkeiten überwand und den Entschluß faßte, sich völlig den Wissenschaften zu widmen.

Ein Zufall kam ihm dabei zu Hülfe und löste das lockere Band, das ihn bis dahin an den Dienst des Kriegsgottes geknüpft hatte, gänzlich auf. Es blieb nämlich der Sold aus, der eigentlich für den angehenden Korporal bestimmt war und da sein Vetter unter diesen Umständen nicht Lust hatte, ihn noch länger bei sich zu behalten, so schickte er ihn nach Bergen zurück. In Bergen ließ ihn nun sein Vormund Peter Lemm die öffentliche Schule besuchen, um sich zu den Universitätsstudien vorzubereiten. Holberg war, wie aus seinen eigenen Schulerzählungen hervorgeht, ein aufgeweckter, muthwilliger Knabe. Besonders zeichnete er sich frühzeitig durch witzige Einfälle aus, ja selbst in poetischen Satyren versuchte er sich schon damals. Sein Vormund, der selbst ein lustiger Kopf und ein Freund der Dichtkunst war, beförderte diesen Muthwillen mehr, als daß er ihn unterdrückte. Als Holberg einst ein Spottgedicht auf einen Verwandten der Frau Lemm gemacht hatte und die beleidigte Dame auf exemplarische Bestrafung des jungen Verbrechers drang, ließ der gutmüthige Mann ihn zwar vor sich kommen, die ganze Bestrafung jedoch bestand darin, daß er das Gedicht mit ihm durchging, ihn auf einige fehlerhafte Reime und Redensarten aufmerksam machte und ihn dann mit dem Rath entließ, seine Verse erst besser zu feilen, bevor er sie bekannt werden lasse.

Eine große Feuersbrunst, welche die Stadt Bergen im Jahre

1702 verwüstete und ihre Kirchen und Schulen in Asche legte, beschleunigte Holbergs Abgang zur Universität. Denn wiewohl er das in den Schulgesetzen vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht hatte, so konnte ihm doch der Aufenthalt in der verwüsteten Stadt nichts weiter nützen und überdies erklärte ihn der Rector der Schule für hinlänglich vorbereitet, um dem akademischen Unterricht mit Nutzen beizuwohnen.

So bezog er also im genannten Jahre die Universität zu Kopenhagen, achtzehn Jahre alt. Sein Vormund hatte ihn (die gewöhnliche Zuflucht derer, die arm sind an den Gütern dieser Welt: und man kann sich nur freuen, wenn sie es nicht auch an den Gütern des Geistes und der Seele sind) zum Geistlichen bestimmt und obwohl der junge Student nur eine sehr mäßige Neigung zu diesem Studium verspürte, so lag er ihm doch mit allem Eifer ob, so daß er, gedrängt durch die Bedürftigkeit seiner Lage, sich schon nach Jahresfrist zur vorschriftmäßigen Prüfung melden konnte. Nachdem dieselbe glücklich überstanden war, verließ er Kopenhagen und kehrte nach Bergen zurück, wo er sich nun mit dem Studium der neueren Sprachen beschäftigte und sich nebenher durch Privatfleiß auf eine künftige Predigerstelle weiter vorzubereiten suchte.

Einige Zeit darauf — man sieht, daß Holberg keine der üblichen Stationen auf dem Leidenswege des armen Theologen erlassen ward — wurde ihm eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Bergen bei dem Probst zu Vos angetragen; auch mußte er sich verpflichten, an Stelle seines Principals zu predigen, so oft derselbe durch Krankheit oder andere Verhinderungen davon abgehalten ward. Ein ganzes Jahr hielt Holberg in dieser Stellung aus, beschäftigt, wie er selbst sich ausdrückt, „die Kinder zu züchtigen und die Bauern zu bekehren.“ Doch gelang ihm das Letztere besser als das Erstere. Denn wie er einmal dem jüngsten Sohn seines Principals, dem Liebling der Frau Pröbstin, „mit einiger Schärfe bessere Sitten und die Lust etwas zu lernen beibringen wollte,“ so erhielt er seinen Abschied und mußte wieder nach Bergen zurückkehren.

Holbergs Lage war damals höchst unbehaglich. Die Theologie, die zu jener Zeit in Dänemark noch eine sehr orthodoxe, scholastische Färbung trug, sagte seinem regen Geiste wenig zu und doch mußte sie wohl oder übel, des lieben Broderwerbs wegen, getrieben werden.

Dazu kam, daß er damals viel kränkelte; er litt an Schlaflosigkeit und beängstigenden Träumen, von denen er sich vergeblich durch allerhand damals übliche abergläubische Mittelchen zu befreien suchte.

Endlich begab er sich zum zweitenmal nach Kopenhagen, um sich daselbst zu dem sogenannten hohen oder großen Examen vorzubereiten. Auch dieses ward glücklich überstanden und mit dem besten Zeugniß, dem „Laudabilis," aber auch, wie er selbst bekennt, mit völlig geleertem Beutel, kehrte er wiederum in seine Vaterstadt zurück. Seine Armuth zwang ihn, das verhaßte Joch, dem er sich soeben erst auf kurze Zeit entzogen hatte, wieder auf sich zu nehmen. Der damalige Vicebischof von Bergen, Magister Nicolaus Schmidt, suchte einen Hofmeister für seine Kinder und Holberg war so glücklich, diese Stelle zu erhalten. Freilich däuchte es ihm auch hier schon nach wenigen Monaten wieder, als wäre er in „die ärgste Sklaverei" gerathen; allein trotz des harten und beschwerlichen Dienstes, den er in dem Hause des Vicebischofs hatte, wurde ihm dieser Aufenthalt doch in anderer Hinsicht höchst segensreich und entscheidend für sein ganzes Leben.

Der Vicebischof hatte nämlich in seinen jüngern Jahren sich lange Zeit in fremden Gegenden aufgehalten und die meisten Länder Europa's durchreist. Die Tagebücher, welche er von diesen Reisen mitgebracht, bildeten Holbergs vornehmste und liebste Beschäftigung in den wenigen Mußestunden, deren er sich erfreute. An diesen Bildern fremder Länder und ihrer Merkwürdigkeiten, die er hier aufgezeichnet fand, entzündete sich seine Phantasie, eine unwiderstehliche Sehnsucht, diese gepriesenen Herrlichkeiten von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, bemächtigte sich seiner und obwohl (wie er selbst sagt) die gänzliche Mittellosigkeit, in der er lebte, diese edle Begierde hätte dämpfen sollen, so wurde sie durch die zahllosen Beschwerlichkeiten und diese fortwährenden Entsagungen, mit denen er zu kämpfen hatte, vielmehr erst recht angefacht, so daß er, uneingedenk seiner völligen Armuth und die Unmöglichkeit nicht achtend, die sich vor die Erfüllung seines Lieblingswunsches unabwendbar zu lagern schien, eines guten Tages seine Stellung kündigte und frischweg in die Welt zu gehen beschloß. Vergebens machte der Vicebischof ihm die dringendsten Vorstellungen, vergebens zürnten und

warnten seine Anverwandten: die Sehnsucht nach der Fremde war in Holberg zur wahren Krankheit geworden und er mußte untergehen oder ihr folgen.

Bis dahin also sehen wir in Holbergs Lebensgeschichte nur die gewöhnliche und gewiß zum größten Nachtheil sowohl der theologischen Wissenschaft als der praktischen Seelsorge auch bei uns noch nicht veraltete Misere eines armen Theologen, der einstweilen, bis eine magere Pfarre ihn entschädigen wird, zu dürftiger Fristung seines Lebens Kinder verderben hilft. Aber Holberg besaß den Muth, aus diesem Nothstall auszutreten, sei es auch auf die Gefahr hin, vom Schlimmen zum Schlimmeren zu kommen, und ein ungewisses, aber geistig freies Dasein dem leidlichen Elend des Candidatenstandes vorzuziehen. Wir sehen ihn daher von jetzt ab ein mehrjähriges abenteuerndes Reiseleben antreten, welches, abgesehen von Holbergs persönlichen Erlebnissen, auch deshalb merkwürdig ist, theils weil es an den ähnlichen unruhvollen Reisedrang der deutschen Gelehrten zur Zeit der Reformation erinnert, theils auch weil diese Bildungsreisen eine Eigenthümlichkeit (und jedenfalls, nach Absicht und Resultat, gleich ehrenhafte Eigenthümlichkeit) des dänischen Volksstammes sind.

Denn um von Ewald zu schweigen, der mit derselben Tollkühnheit wie Holberg sich in die Fremde begab und sich sogar als gemeiner Rekrut in die Wirbel des siebenjährigen Krieges stürzte, so haben auch in neuerer Zeit die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der dänischen Literatur und Wissenschaft, ein Baggesen, Oehlenschläger, Steffens, bis hinunter auf Andersens jüngste Wanderungen durch Europa und bis in den Orient, einen wesentlichen Theil ihrer Bildung durch Reisen im Auslande überkommen. Es ist das nicht blos, um doch auch seine große Tour gemacht zu haben oder gar (wie es leider Gottes in Deutschland zur unvermeidlichen Unsitte geworden ist), um sich hinterdrein durch pikante Reiseklatschereien literarisch und gesellig interessant zu machen: sondern sie haben etwas Großartiges und Ernsthaftes, diese Reisen der Nordländer, sie athmen noch heute den Geist, in welchem auch unsere Vorfahren vor siebzig und achtzig Jahren reisten und den die neue Generation verlernt zu haben scheint. Ja wir möchten sie einem Kreuzzug vergleichen, einer Wallfahrt nach dem Mekka der Bildung und des Geistes: und

schon mehr als Ein Jason hat von ihnen das goldene Vließ zurückgebracht, aus dem er seinem Vaterlande Kränze und Kronen gesponnen hat. Daß dann freilich die Zurückgekehrten die Fremde, der sie so viel schuldig geworden, schmähen und sich und ihre Landsleute überreden möchten, als wäre bei ihnen Alles die reine autochthonische Ursprünglichkeit, wie es augenblicklich in Dänemark geschieht — das gehört in jenes Register menschlicher Thorheiten und Widersprüche, das mit jedem neuen Geschlechte neue Fortsetzungen erhält und zu dem die Nationen ihre Beiträge so gut liefern wie die Individuen.

Heutzutage pflegt die dänische Regierung in einsichtsvoller Liberalität derartige Reisen zu unterstützen; dem armen Holberg, in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, wurde es nicht so gut. „Ich scharrte Alles zusammen," sagt er (Lebensbeschr. S. 19), „woraus ich nur irgend Geld zusammenbringen konnte; ich verkaufte meine beweglichen und unbeweglichen Güter, meine Ansprüche, Freiheiten und Rechte und Alles, was nur konnte veräußert werden, und suchte als ein Alchymist aus allen Dingen Geld zu machen."

Dennoch brachte er nicht mehr als sechzig Thaler zusammen, mit denen er sich gleichwohl getrosten Muthes nach Holland einschiffte. Er hoffte, wenn sein Geld erschöpft wäre, so sollte ihm seine Kenntniß der französischen und italienischen Sprache dazu verhelfen, sich neue Quellen zu eröffnen. „Und überhaupt," setzt er hinzu, „ändere ich nicht leicht, was ich mir einmal fest vorgenommen habe."

Allein die Hoffnung täuschte ihn. Schon nach den ersten vierzehn Tagen, die er in Amsterdam zugebracht, war seine Kasse auf dem Trocknen, ohne daß er wußte, wo und wie er sich neue Hülfsmittel verschaffen sollte. Denn mit seinen gelehrten Kenntnissen fand er bei den holländischen Kaufleuten nicht den mindesten Anklang. Das „Laudabilis," das er sich in der akademischen Prüfung erworben, hatte hier nicht den mindesten Werth, ja während die Bootsleute und die von Theer starrenden Schiffer gemächlich saßen, mußte er häufig stehen und die Ermahnungen und Warnungen mit anhören, mit denen die Amsterdamer Handelsherren ihm seinen Leichtsinn zu Herzen führten. Endlich wurde es ihm unmöglich, sich länger in Holland zu halten und so beschämend ihm der Gedanke

auch war, schon jetzt in die Heimath zurückzukehren, so mußte er sich doch dazu entschließen. Einstweilen jedoch, da er eben an einem hartnäckigen Fieber litt, beschloß er noch erst, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen Abstecher ins Bad nach Aachen zu machen, dessen Wirkungen er hatte rühmen hören. Und als er in Aachen seinen Wirth nicht bezahlen konnte, dünkte es ihm auch nichts Großes, den Erzschelm zu spielen und heimlich davonzugehen.

Aber die Komödie lief schlecht ab; er wurde eingeholt und, vermuthlich nicht auf die sanfteste Weise, zur Bezahlung seiner Schuld genöthigt. „Diese Begebenheit," sagt er a. a. O. S. 25, „schwebte mir noch eine lange Zeit hernach sowohl des Tages als des Nachts vor Augen: und unzähligemale kam es mir im Traume vor, als wenn der Wirth mich abermals einholte und mich mit Gewalt wieder ins Haus zurückzöge."

Die Rückreise nach Holland mußte er nun in den elendesten Umständen zu Fuße antreten. Doch hatte er seine Gesundheit wieder gewonnen, er selbst wagte nicht zu entscheiden, ob in Folge des Aachener warmen Bades oder der fortwährenden Bewegung, und auch sein Geist war, trotz der äußeren Bedrängnisse, ruhig und heiter. Diese Heiterkeit und Standhaftigkeit ist aber um so höher anzuschlagen und zeugt um so mehr von der Frische und Tüchtigkeit seines Wesens sowie von der Tiefe und Aufrichtigkeit jener Sehnsucht, die ihn so kopfüber in die Welt getrieben, wenn man erwägt, daß Holberg damals noch außerordentlich jung, ein halber Knabe, noch nicht volle zwanzig Jahre alt war. Auch erregte sein jugendliches Ansehen regelmäßig die Neugier und zuweilen sogar den Argwohn seiner Mitreisenden. So erzählt er ein heiteres Geschichtchen von einer Prüfung, welche die Reisegefährten, die ihn nach Aachen begleiteten, bei der Ankunft in letzterem Orte mit ihm veranstalteten. Auch ihnen war sein knabenhaftes Aussehen verdächtig geworden, sie wollten wissen, weshalb er in so jungen Jahren sein Vaterland verlassen und sowie sie daher im Gasthof angekommen waren, trugen sie einem zufällig anwesenden Prediger auf, den jugendlichen Reisenden darüber zur Rede zu setzen. Der Prediger (wir erzählen mit Holbergs eigenen Worten) ließ sich sogleich mit Amtsmiene nieder und befahl dem Verdächtigen mit ernsthafter Stimme näher zu treten. Darauf redete er ihn

mit diesen Worten an: „Hoer jy well, Mancke! quando deseruisti studia tua?“ Holberg jedoch ergrimmte über diese ungebührliche Art, sich nach seiner Herkunft zu erkundigen, dermaßen, daß er den geistlichen Herrn nicht weiter reden ließ: „sondern ich griff,“ sagt er, „ihn mit einem solchen Heere von lateinischen Wörtern und Redensarten an, daß der arme Priester es nicht länger aushalten konnte. Er legte augenblicklich sein Richteramt nieder und sprang vom Richterstuhl auf, indem er ausrief: „De Heer ist en Theologant, ick gratuleere Mynheer.“

Aehnlich erging es ihm einige Jahre später in England. Als er hier eines Tags im Wirthshaus saß und zum Zeitvertreib ein Pfeifchen Tabak schmauchte, so kam dies einem Londoner Bürger, der neben ihm Platz genommen, von einem so jungen Menschen so wunderlich vor, daß er lachend ausrief: »The boy will smoke Tabaco!« Ja noch zehn oder eilf Jahre später, zu einer Zeit, da er bereits Professor Extraordinarius in Kopenhagen war, widerfuhr es ihm, daß sein Wirth in Paris, von einem Nachbar um Holbergs Alter befragt, demselben antwortete: »C'est un Garcon de dix-huit ans.«

Aber wenn seine Armuth ihn auch genöthigt hatte, Holland zu verlassen und nach Norwegen zurückzukehren, so hielt doch Scham und Aerger ihn ab, seinen Wohnsitz wiederum in seiner Vaterstadt Bergen aufzuschlagen. Er begab sich daher nach Christiansand (an der Südspitze von Norwegen) und fing hier die Schulmeisterei aufs Neue an. Namentlich unterrichtete er in den neueren Sprachen, die er sich während des zweiten Aufenthalts in Bergen angeeignet hatte, besonders im Französischen, das damals in jenen Gegenden in der Meinung der Leute noch so ziemlich in einer Reihe mit dem Türkischen stand: so daß er sich, unterstützt durch die Empfehlungen eines Drontheimer Studenten Christian Brixen, bei dieser Beschäftigung allmählig recht wohl befand.

Allein wie der Mensch es zu thun pflegt: da das Schicksal ihm keine Schwierigkeiten mehr bereitete, so machte er sich deren selbst. Er hatte eben damals eine kleine, vermuthlich scherzhaft gemeinte Schrift gelesen, in welcher der Verfasser durch nicht weniger als sechzig Gründe zu erweisen suchte, daß das Frauenzimmer überhaupt gar nicht zu den Menschen zu rechnen sei. Freund neuer

und seltsamer Behauptungen wie er war, fand Holberg an diesem Einfall großes Behagen und weil er das Schriftchen erst kürzlich gelesen und also noch Alles frisch im Gedächtniß hatte, so fing er an bei jeder Gelegenheit diese Materie auf die Bahn zu bringen und seine Ketzerei in der ganzen Stadt auszustreuen. Anfangs geschah es nur scherzweise; wie aber Einige ihn ernsthaft zu widerlegen suchten und dabei selbst in Eifer geriethen, so erwachte auch sein Eigensinn, so daß er die abgeschmackte Meinung nun in vollem Ernst und mit allen erdenklichen Gründen vertheidigte, wodurch er sich denn, wie man leicht denken kann, zahlreiche Feinde zuzog. Endlich kam es dahin, daß die Mägde auf der Gasse mit Fingern auf ihn wiesen und ihm nachriefen: „Seht da, das ist der Kerl, der uns vom Paradies aussperren will!"

Diese Folge seines muthwilligen Treibens brachte ihn endlich zur Besinnung; er schwor seine Ketzerei ab, that Buße und suchte, namentlich mit Hülfe seines musikalischen Talents, den Umgang der vornehmsten und gebildetsten Damen der Stadt, die ihn denn auch bald in Gnaden absolvirten. — Wir haben dies Geschichtchen hier so ausführlich mitgetheilt, weil es ein überraschendes Licht auf eins der interessantesten und merkwürdigsten Lustspiele Holbergs wirft: der jugendliche Holberg, den Schönen von Christiansand ableugnend, daß sie Menschen und Erasmus Montanus, der in seiner ländlichen Heimath in Acht und Bann gethan und schließlich sogar unter die Soldaten gesteckt wird, weil er behauptet, die Erde sei nicht platt wie ein Eierkuchen, sondern rund und der Mond sei allerdings größer als ein Teller — wer wollte den Zusammenhang verkennen, der zwischen beiden besteht? Wer wollte verkennen, daß es nur eine Studie seines eigenen Lebens ist, die der Poet hier ausführt und daß er mit der halb tragischen Figur des eifrigen, unbeugsamen, aber verkannten und mißverstandenen Gelehrten, an der sich noch beinahe hundert Jahre später auch Hendrik Steffens in ähnlicher Verlassenheit aufrichtete (Was ich erlebte, Bd. II.), nur gleichsam die Thorheiten seiner eigenen Jugend züchtigt?

Nachdem der Friede so wiederhergestellt war, stand Holbergs junges Glück bald wieder in üppigster Blüthe. Daß er neben Lateinisch und Griechisch, neben Französisch und Italienisch auch Englisch verstand, erhöhete seinen Ruhm als der Mithridates von

Christiansand noch um ein Bedeutendes. Ein ihm verwandter Prediger des Ortes nahm ihn den Winter über in sein Haus, der Commandant der Stadt, ein Herr von Nostitz, der nachher in russische Dienste ging und (wie Holberg versichert) „einer der größten Generale der damaligen Zeit wurde," ließ sich von ihm unterrichten, die ersten Familien des Ortes folgten seinem Beispiel und so hatte Holberg zu Anfang des Frühjahrs sich nicht nur aus seinen alten Schulden gerettet, sondern er hatte auch ein wirkliches und leibhaftiges Kapital von — zwölf ganzen Reichsthalern beisammen.

Doch gerade auf diesem Gipfel angelangt, sollte sein Glück einen Stoß erleiden. Ein holländischer Bankerottirer, der sich gleichfalls nach Christiansand in Sicherheit gebracht hatte und sich ebenfalls zum Lehrer der nordischen Barbaren berufen fühlte, eröffnete ihm eine höchst gefährliche Concurrenz, indem er nicht nur billigere Preise machte, sondern auch Holbergs Kenntniß des Französischen beim Publikum zu verdächtigen suchte. Da die beiden Nebenbuhler so nicht neben einander bestehen konnten und das Publikum nach einer Entscheidung brannte, wo es nicht blos das billigste, sondern auch das beste Französisch erhielte, so wurde ein linguistischer Wettkampf zwischen den beiden Bewerbern festgesetzt — und dies ist denn wieder einer von jenen komischen Zwischenfällen seines Reiselebens, in denen der ganze werdende Humorist enthalten liegt und die wir daher auch nicht besser, als mit Holbergs eigenen Worten schildern können. „Zeit und Ort," erzählt er in der oft erwähnten Lebensbeschreibung S. 29, „wurden von den beiderseitigen Schülern festgesetzt. Wir erschienen Beide, wir stritten: aber das Glück des Tages blieb unentschieden. Ich brachte ihm norwegisch-französische Stöße bei, er parirte mit französisch-holländischen; niemals, glaube ich, ist die französische Sprache schlimmer mißhandelt worden, als in diesem Streite. Denn alle Beide, schon wenn wir ruhig und unaufgeregt waren, sprachen wir schlecht genug; jetzt aber, von der Hitze des Kampfes verführt, verirrten wir uns vollständig, so daß die Zahl der Sprachfehler ins Ungeheure wuchs. Nachdem wir uns aber durch diesen Kampf gegenseitig von unserer Unwissenheit überzeugt hatten, schien es uns das Rathsamste, unsern Zorn, da er uns Beiden gleich verderblich war, fallen zu lassen und statt dessen gute Freundschaft zu schließen. Es wurde also die Herrschaft zwischen

uns Beiden wie zwischen Cäsar und Pompejus getheilt und statt der bisherigen Monarchie nunmehr ein Duumvirat aufgerichtet."

So weit Holberg. Für diejenigen, die auch den lateinischen Styl des dänischen Poeten (und nicht blos die drei autobiographischen Briefe, sondern noch andere zahlreiche und gelehrte Werke hat er in dieser Sprache geschrieben) kennen zu lernen wünschen, wollen wir dieselbe Stelle auch in der ursprünglichen Fassung unter den Text setzen.[1] — Im Uebrigen, wer irgend die Holberg'schen Komödien kennt, wird ohne Zweifel auch wiederum in diesem von Holberg persönlich erlebten Abenteuer das Urbild zu manchen hochkomischen und drastischen Scenen seiner Lustspiele nicht verkennen, namentlich zu jenen sprachverdreherischen Disputationen, für die er eine so große Vorliebe hat und denen er auch in der That immer eine so prächtige Wirkung abzugewinnen weiß. — Wiewohl dabei auch das Beispiel Molière's und der Italiener nicht zu übersehen ist. Doch davon werden wir erst später zu reden haben.

Trotz der getroffenen Uebereinkunft indessen ließ Holbergs wanderlustiger Sinn ihn nicht lange in Christiansand verweilen. Mit dem wiederkehrenden Frühling schiffte er sich — wiederum so gut, wie mittellos, und in Begleitung eines Freundes, des vorhingenannten Christian Brixen, mit dessen Kasse es nur wenig besser stand als mit seiner eigenen — nach London ein. Doch verweilten die Reisenden dort nicht lange, sondern begaben sich nach Oxford, wohin namentlich Holberg durch die reichen Schätze der dortigen Bibliothek gelockt ward. Diese desto besser benutzen zu können, ließen sie sich unter die Studenten der Oxforder Universität einschreiben. Und wie fleißig Holberg den dadurch erlangten Zutritt in der That

[1] Ep. I. (Francof. et Lips. 1736, p. 25): „Condicitur locus ac tempus ab auditoribus utriusque scholae, convenitur, pugnatur, sed aequo Marte disceditur. Torquebam ego tela Norwegico-Gallica, retorquebat ille Gallico-Belgica. Credo nunquam foedius dilaceratam fuisse linguam Gallicam: uterque enim satis impedite loquebamur, etiam cum mentis compotes ac nobis ipsis relicti eramus: sed mutua ista rabies in impeditiorem labyrinthum nos deduxit numerumque soloecismorum insigniter adauxit. In hoc certamine detecta mutua ignorantia, consultum ducimus, deposita ira utrique aeque exitiali, foedus et amicitiam inire, provinciasque inter nos ad exemplum Caesaris et Pompeji partiri; et sic sublato monopolio abolitaque tyrannide Duumviratus constitutus est."

benutzt hat, das zeigen am besten seine spätern juristischen, historischen und sonstigen wissenschaftlichen Werke, die ihm, selbst in dem polyhistorischen Zeitalter, dem sie angehörten und in dem auch Holberg selbst zum Theil noch wurzelt, einen ehrenvollen Platz unter den Gelehrten des damaligen Europa verschafften.

Hier mag denn auch gleich der geeignetste Ort sein, eine Frage zu berühren, die von Holbergs späteren Kritikern vielfach erörtert worden und über die gleichwohl das Urtheil noch heute nicht vollkommen einstimmig ist. Das ist, ob Holberg während seines Aufenthalts in England und namentlich in Oxford die dramatischen Werke Shakespeares kennen gelernt oder nicht. Die Frage ist hauptsächlich durch Holbergs „Jeppe vom Berge“ hervorgerufen worden, welcher denselben Stoff behandelt, den auch Shakespeare in dem Vorspiel zu seiner „Zähmung der Widerspenstigen“ benutzt hat. Da „Jeppe vom Berge“ sich unter den Stücken der vorliegenden Sammlung befindet, so werden wir noch Veranlassung haben, das Verhältniß beider Dichtungen des Näheren zu erörtern und bemerken wir hier nur, daß die Haupt- und Grundfrage, nämlich ob Holberg den Shakespeare überhaupt gekannt habe, nach unserer Ueberzeugung nur verneint werden kann.

Denn erstlich war zu der Zeit, da Holberg sich in England aufhielt, Shakespeare selbst bei seinen eigenen Landsleuten so gut wie verschollen. Es war die Zeit, da auch in England der französische Geschmack blühte, da Pope durch seine nüchterne Glätte das Publikum zur Bewunderung hinriß, da Dryden mit seinen französirenden Dramen und Opern Furore machte, da, mit einem Wort, die französische Eleganz und Zierlichkeit, die zuerst mit den Cavalieren Karls des Zweiten über den Kanal gekommen war, sich auch der englischen Literatur bemächtigt und auch hier jenen ernsten, tiefen und ungebundenen Geist vertrieben hatte, der einst in Shakespeare so Großes und Unvergängliches geschaffen. Volle siebenzig Jahre waren seit der letzten Ausgabe der Shakespeare'schen Werke vergangen, bis endlich, fast in denselben Jahren, da Holberg in England verweilte, Nicolas Rowe den ersten Versuch machte, Shakespeare wieder in die Literatur einzuführen, und noch sollte ein volles Menschenalter dahingehen, bis Garrik dem verschollenen Dichter, dem ersten und größten aller Zeiten, von der Bühne her neue Lorbeeren

erwarb. Schon aus diesem Grunde ist es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß Holberg während seines Aufenthalts in England überhaupt etwas von Shakespeare vernommen; Shakespeare war damals in England selbst kein Autor, den man las, und am wenigsten geschah dies gewiß in Oxford.

Aber diesen äußeren Grund bei Seite gesetzt, gibt es auch sehr erhebliche innere, die ebenfalls gegen die Bekanntschaft Holbergs mit Shakespeare sprechen. Trotz der außerordentlichen Belesenheit nämlich, die Holberg übrigens an den Tag legt, wird doch der Name Shakespeares von ihm auch nicht ein einzigesmal genannt, noch gibt es, den „Jeppe vom Berge" abgerechnet, eine einzige Stelle in Holbergs sämmtlichen Komödien und übrigen Schriften, die sich auch nur dahin ausdeuten ließe, als ob er mit Shakespeare bekannt gewesen. Dieser Umstand aber dünkt uns von entscheidendem Gewicht: denn so wenig Holberg allerdings seine Belesenheit zur Schau trägt, so wäre es doch, hätte er Shakespeare wirklich gekannt, bei den vielfachen Untersuchungen, die er über das Wesen des Drama's angestellt hat, sowie bei der wiederholten Musterung, der er die Dramatiker aller Völker und Zeiten, soweit sie ihm irgend bekannt sind, unterwirft — es wäre dabei, sage ich, ganz unvermeidlich gewesen, daß er nicht auch Shakespeares Namen erwähnt haben sollte, nämlich wenn er von demselben überhaupt etwas gewußt hätte. Erwähnt er doch sogar Calderons „Leben ein Traum" und empfiehlt die zwar „höchst unordentlich eingerichtete," aber doch „angenehme Historie," die freilich „des Lobes nicht werth ist, das man ihr gemeiniglich beilegt," der Aufmerksamkeit seiner jüngeren poetischen Zeitgenossen (Verm. Br. Bd. V. Br. 52. S. 233 der deutschen Bearbeitung); wie hätte er es denn an ähnlichen gelegentlichen Aeußerungen über Shakespeare sollen fehlen lassen?

Ja es läßt sich dies um so weniger annehmen, als ein so genialer, sich über die Regeln, die zu Holbergs Zeit noch als unverbrüchlich galten, so kühn hinwegsetzender Dichter wie Shakespeare nothwendig den Unwillen Holbergs hätte vielfach erregen müssen. Im Punkt der ästhetischen Theorie nämlich steht Holberg vollkommen auf dem Standpunkt der damaligen französischen Kritik; sogar einem Aristophanes, dessen Plutus Holberg doch selbst nachahmte, gesteht er zwar zu, „die allerältesten Schauspiele, wie Thespis sie eingeführt

und die in allerhand groben, wilden und unzüchtigen Handlungen herumschwärmender Acteurs bestanden, verbessert und in Ordnung gebracht zu haben" (a. a. O. Bd. 3, Br. 29, S. 146): doch hindert ihn das nicht, auch am Aristophanes „die alte Unverschämtheit und Dreistigkeit" zu tadeln, sowie die „Frechheit," mit welcher er „die vornehmsten und ansehnlichsten Männer seiner Zeit mit Namen nannte," ja selbst „die Religion der Stadt und die vornehmsten Götter der Griechen verspottete." Hätte also Holberg Shakespeare gekannt — wir können uns darauf verlassen, wir hätten auch eine Holberg'sche Polemik gegen Shakespeare; der Feind der „deutschen Komödie," der gewissenhafte Beobachter der französischen Regeln, der allen Scenenwechsel so viel irgend möglich vermied und sich in allen Stücken sorgfältig nach dem Muster der französischen Bühne richtete, hätte auch Shakespeare, diesen Matador scenischer Ungebundenheit, nicht ungerupft gelassen.

Im Uebrigen wiederholten sich auch in Oxford die frühern tragikomischen Scenen von Armuth und Bedrängniß. Sein Freund und Reisegefährte wurde der zahllosen Entbehrungen, denen sie sich ihrer Studien halber unterwerfen mußten, bald überdrüssig und kehrte, halb freiwillig, halb dem Befehl seiner Mutter gehorchend, nach London unter die Aufsicht und den Schutz des Predigers an der dortigen dänischen Kirche zurück. Holberg dagegen blieb in Oxford; er unterrichtete in Musik und Sprachen und obwohl er selbst nicht sagen kann, worin seine Wissenschaft eigentlich größer gewesen, ob in jener oder in diesen, so fand er doch in Folge seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seines gesetzten, dennoch heitern Wesens fortwährend Schüler und Freunde, durch welche es ihm möglich wurde, sich in Oxford zu behaupten. Als Flötenbläser hatte er sich sogar allmählig so viel Fertigkeit erworben, daß er für den größten Meister der Stadt gehalten und in einen eigenen musikalischen Clubb aufgenommen ward, der sich allwöchentlich versammelte, und auch an sonstigen ehrenvollen und angenehmen geselligen Verbindungen litt er keinen Mangel. — Es ist dies überhaupt eine charakteristische Eigenschaft des strebsamen jungen Mannes und muß zugleich als eine Schule des werdenden Dichters, insbesondere des Komödiendichters bezeichnet werden, diese Leichtigkeit, mit der er sich in die verschiedensten und ursprünglich

fremdesten Lebenslagen hineinfand, sowie die gefaßte heitere Stirn, die er den Widerwärtigkeiten des Lebens entgegensetzte. Was that es ihm, daß er sich seinen Unterhalt kümmerlich durch Stundengeben erwerben, ja daß er vielleicht mitunter einmal hungrig zu Bett gehen mußte? Wurde dafür doch die Sehnsucht seines Herzens gestillt, sah er sie doch jetzt mit eigenen Augen, die wundersame Fremde, die ihn von fernher so unwiderstehlich gelockt, konnte er doch seinen Wissensdurst an den Schätzen einer der ersten Bibliotheken der Welt befriedigen und hatte er doch zu dem Allen täglich Gelegenheit etwas Neues und Seltsames, irgend eine wunderliche Gewohnheit, einen absonderlichen Charakterzug, eine spaßhafte Grille an seiner fremdländischen Umgebung zu beobachten. — So war auch Holbergs Aufenthalt in England trotz der vielfachen Entbehrungen, mit denen er ihn erkaufen mußte, wiederum im höchsten Grade anregend und erheiternd für ihn; der stolze, herrische, aber selbstbewußte und gediegene Charakter des englischen Volkes gab ihm viel zu denken und noch in späteren Jahren (vergl. unter Anderm das „Bedenken über gewisse europäische Nationen", das der „Lebensbeschreibung" S. 402 ff. angefügt ist) pflegte er von den Engländern, ohne die Einseitigkeit ihres nationalen Charakters zu verkennen, doch mit lebhafter Achtung und Theilnahme zu sprechen.

Nachdem er sich so volle zwei Jahre in Oxford aufgehalten, dann bei der Heimreise noch einige Zeit in London verweilt, auch daselbst alles Merkwürdige, wenigstens „was man ohne Geld sehen konnte", in Augenschein genommen hatte, kehrte er auf einem schwedischen Schiffe über Helsingör nach Dänemark zurück. Diesmal, als ein gereister Mann, der in fremden Bibliotheken studirt hatte und also nachgerade Anspruch machen durfte auf ein gelehrtes Amt, ließ er sich in Kopenhagen selbst, unmittelbar unter den Augen der hohen Nutritores, nieder. Er war, wie er selbst bekennt, „arm und hochmüthig"; es schien ihm, nachdem er vor Kurzem noch „als ein Freiherr gelebt hatte", seiner Ehre zu widerstreiten, zu der bescheidenen Beschäftigung eines Schulmeisters zurückzukehren. Wie endlich aber die Kasse völlig erschöpft war und er kein Mittel mehr wußte sich fortzuhelfen, so „fiel er auf eine edle Erfindung, ohne Kränkung seiner Würde sein Brod zu erwerben". „Ich verwandelte," sagt er a. a. O. S. 45, „mein Zimmer in einen Hörsaal

und meinen Stuhl in ein Katheder und lud die Studirenden durch gelehrte lateinische Zettel zu meinen Vorlesungen ein."

Auf diesen gelehrten lateinischen Zetteln versprach er ihnen, keine bloßen Sprachen vorzutragen, sondern „einen rechten Schatz von ausländischen Seltenheiten" wolle er ihnen mittheilen: also ungefähr ein ähnliches Ueberspringen der üblichen akademischen Schranken wie Thomasius dreißig Jahre früher in Leipzig gewagt hatte, als er den dortigen Studenten versprach, „galante Wissenschaft" vorzutragen. Wirklich hatte die Aufforderung den besten Erfolg: angelockt durch die Neuheit der Sache, strömten die Studenten herbei und füllten in dichten Massen Holbergs Hörsaal. „Sie hörten auch", fährt Holberg fort, „Alles mit großer Aufmerksamkeit an, was ich ihnen sagte und schrieben Alles sorgfältig auf; wie ich aber meine Bezahlung haben sollte, da hatten sie die Kunst erlernt sich unsichtbar zu machen ..... Und so bestand die einzige Frucht, welche ich von meiner Arbeit erntete, darin, daß diejenigen, welche meine Vorlesungen verlassen hatten, mich sehr tief grüßten, wenn ich ihnen auf der Gasse begegnete — was zwar" (setzt er hinzu) „ein Zeichen der Dankbarkeit war, aber meiner Armuth doch nicht abhalf."

Auf diese Art mußte er denn allmählig wieder zur gewöhnlichen Schulmeisterei heruntersteigen; er mußte (wir erinnern wiederum an den Erasmus Montanus) „wieder anfangen zu philosophiren, wie die Meisten von seinen Landsleuten zu thun pflegen, wenn sie keine Hoffnung des Fortkommens weiter haben und alle Wege der Beförderung verschlossen sind."

Doch sollte dieser Stand der freiwilligen Erniedrigung nicht lange dauern. Ein angesehener und einflußreicher Mann, der Staatsrath Paul Winding, wollte seinen jüngsten Sohn, Andreas Winding, nach Deutschland reisen lassen, und weil derselbe eines Reisegefährten benöthigt war, so fiel die Wahl auf Holberg, obgleich er dem alten Staatsrath vorher gar nicht bekannt gewesen war: ein Beweis von dem guten Rufe, den Holberg sich damals bereits in Kopenhagen erworben hatte.

Das war denn nun freilich eine andere Art zu reisen als die mühseligen Fußwanderungen, mit denen Holberg sich früher fortgeholfen hatte: zur Seite eines jungen Cavaliers, im bequemen Extrapostwagen, Tag und Nacht mit einer Schnelligkeit dahinrollend, daß

die Reisenden kaum mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand und vor Eile und Ermüdung, wie Holberg sich spaßhafter Weise ausdrückt, „bald die Beinkleider vom Leibe vergessen hätten.“ Doch sollte auch diese Herrlichkeit wieder nur kurzen Bestand haben; die Reise ging bloß bis Dresden, und da der junge Winding hier bei einem schwedischen Edelmann blieb, dem er empfohlen war, so erhielt Holberg „auf das Höflichste seinen Abschied.“

Holberg ging nun von Dresden auf eigene Hand nach Leipzig, wo er längere Zeit bei einem daselbst studirenden Landsmanne verweilte. Die beiden Freunde besuchten fleißig die Vorlesungen der Leipziger Gelehrten, weniger zwar, wie Holberg bekennt, in der Absicht, etwas daraus zu lernen, als vielmehr, um sich in jugendlichem Muthwillen über Art und Inhalt des Vortrags lustig zu machen. Besonders ergiebig waren für diesen Zweck die Vorlesungen eines gewissen Magister Stiffelius, der (wir führen wiederum Holbergs eigene Worte a. a. O. S. 48 an) „stets allerhand lächerliche und ungereimte Dinge vorzubringen pflegte. So gab er sich eines Tags große Mühe, zu beweisen, daß die Seligen im Paradiese Mittags und Abends gute Mahlzeiten halten würden. Ein andermal hielt er im zierlichsten Latein eine Leichenrede über seine Handschuhe, die ihm den Tag zuvor von seinen Zuhörern entwendet worden waren.“ Auch von diesen und ähnlichen Schwänken finden sich die Nachklänge zum Theil in Holbergs Komödien wieder.

Doch wurde auch die Gelegenheit, ansehnlichere und würdigere Bekanntschaften zu machen, nicht ganz versäumt. Allerdings war Holberg, wie er überhaupt kein kleinstes Aederchen von dem damals üblichen Pedantismus und Gelehrtenhochmuth in sich hatte, auch kein Freund von jenen gelehrten Besuchen und Bekanntschaften, die damals, in der Zeit der gelehrten Stammbücher und Briefwechsel, ein Hauptaugenmerk gebildeter Reisenden ausmachten und von ihnen zum Theil wahrhaft gewerbmäßig betrieben wurden. Auch späterhin, in Frankreich und anderwärts, legte er auf diese Art, seine Reisen auszubeuten, nur sehr geringen Werth; ja noch im hohen Alter warnte er seine jungen Landsleute ausdrücklich, um solcher Bekanntschaften willen ihr gutes dänisches Geld, das sie zu Hause viel besser brauchen könnten, im Auslande zu verreisen; es komme in den meisten Fällen nichts dabei heraus, wie er das in früheren Jahren

selbst erfahren. „So besuchte ich zum Exempel," erzählt er in den Vermischten Briefen, Bd. II. Br. 35. S. 116, „während meines Aufenthalts in Amsterdam etlichemale den Herrn Leclerc" (auch Clericus genannt, geb. 1657, gest. 1736, ein berühmter Theologe und Vielwisser jener Zeit, Mitbegründer des wissenschaftlichen Journalismus und namentlich der journalistischen Polemik). „Die beiden erstenmale wurde ich auch sehr wohl aufgenommen; als ich mich aber zum drittenmal wieder zu ihm wagte, bekam ich eine finstere Miene, und so besteht denn also dieser angebliche Vortheil im bloßen Namen und daß man bei der Nachhausekunft erzählen kann, man habe mit diesem oder jenem großen Manne gesprochen."

Doch rühmt Holberg den deutschen Gelehrten nach, daß sie gegen Fremde überaus höflich und zuvorkommend, und so besuchte er denn auch die Mehrzahl der damaligen Leipziger Gelehrten, namentlich den bekannten Theologen Ernst Salomo Cyprian (geb. 1673, gest. 1745), einen berühmten Kampfhahn der damaligen Lutheraner und Hauptgegner der Reformirten, die er in seinen zahllosen Streitschriften mit solcher Heftigkeit angriff, daß selbst einzelne Höfe, darunter auch der dänische, sich über ihn beschwerten; ferner Adam Rechenberg, geb. 1642, gest. als Professor Primarius zu Leipzig 1721, ebenfalls ein tapferer Streiter der damaligen lutherischen Kirche; Christian Friedrich Börner, geb. 1683, gest. 1753, gleichfalls Professor der Theologie, Verfasser zahlloser Programme und Disputationen, auch durch seine liebenswürdigen geselligen Manieren, sowie als Besitzer einer großen und auserlesenen Bibliothek bei seinen Zeitgenossen wohlberufen; vor Allem aber den bekannten Johann Burchard Mencke, geb. 1675, gest. 1732, der berühmte Herausgeber der „Scriptores rerum Germanicarum," auch Fortsetzer der von seinem Vater Otto Mencke begründeten „Acta Eruditorum," ein witziger Kopf, der sich sowohl als lateinischer wie als deutscher Redner und Dichter großen Ruf erworben hatte. — Weniger ersprießlich war Holbergs Zusammenkunft mit dem berühmten Thomasius, dem er bei der Rückreise durch Halle seine Aufwartung machte. „Er sprach," erzählt Holberg a. a. O. S. 49, „nur von der rauhen Jahreszeit, von der kalten Luft und andern alltäglichen Dingen, indem er es wohl nicht für nöthig hielt, mit einem so jungen Menschen von wichtigern Gegenständen zu reden."

Die Rückreise auf der ordinären Post bei Winterzeit über den gefrorenen Belt war höchst beschwerlich und sogar nicht ohne Gefahren. Doch fehlte es andererseits auch nicht an allerhand komischen Gestalten unter der Reisegesellschaft, sowie an sonstigen Abenteuern, die denn wiederum das Auge des Beobachters schärften und die Phantasie des werdenden Dichters mit allerhand seltsamen und possirlichen Erinnerungen bereicherten.

Von dieser dritten Reise ins Ausland wiederum nach Kopenhagen zurückgekehrt (1709), hatte er sich, eben durch diese Reisen, wie er selbst sagt, solche Beliebtheit erworben, daß ihm unmittelbar nach seiner Rückkehr aufs Neue eine Hofmeisterstelle angetragen ward; diesmal in dem reichen und vornehmen Hause des königlichen Geheimerath und Admiral Friedrich Gedde. Allein nach dem zu schließen, was er selbst uns von dem Verlauf dieses Erziehungsversuchs erzählt, war Holbergs pädagogisches Talent wol die geringste unter den vielen Gaben und Geschicklichkeiten, welche er besaß. Er gab daher diese Stellung bald wieder auf und war statt dessen so glücklich, ein Plätzchen in dem Borch'schen medicinischen Collegium zu erhalten, einer Art Stipendienanstalt, die ihm den nothdürftigsten Unterhalt gewährte und ihn zugleich zur Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse sowohl veranlaßte als verpflichtete. Hier blieb er volle fünf Jahre, während deren er seine ersten (historischen) Schriften verfaßte und endlich auch, wiewohl ohne Gehalt, zum öffentlichen Lehrer an der Universität befördert ward. Da er inzwischen kurz zuvor ein neues Stipendium von hundert Thalern jährlich auf vier Jahre erhalten hatte, so benutzte er dies, seine Stelle einstweilen zu verlassen und seine vierte und größte Reise anzutreten.

Dies geschah im Jahre 1714, also da Holberg dreißig Jahre alt war. Die Reise ging zunächst wiederum zu Schiffe nach Amsterdam; hier verweilte er einige Tage und begab sich dann über Rotterdam und Antwerpen nach Brüssel. In Brüssel schwankte er längere Zeit über die Art und Weise, wie er seinen Weg nach Paris fortsetzen sollte. Denn jene billigen Schiffsgelegenheiten, die er bis dahin hauptsächlich benutzt hatte, gab es hier nicht mehr, eine Reise zu Wagen aber schien für seine Verhältnisse noch immer zu kostspielig. Endlich sah er, „daß viele angesehene Leute den Weg, welchen er vor sich hatte, zu Fuß antraten": und rasch entschlossen

folgte er ihrem Beispiel. Das war für einen Dänen jener Zeit und nun gar für einen öffentlichen Lehrer der Universität zu Kopenhagen ein ebenso neues wie kühnes Unternehmen. Denn wie wir aus vielfachen Anspielungen, theils in seinen Komödien, theils in seinen sonstigen Schriften erfahren, stand das Zufußereisen, ja überhaupt nur das Zu Fuß über die Straße gehen bei seinen damaligen Landsleuten in großem Mißkredit. Selbst die kleinsten Wege, von einem Haus zum andern, mußten, wie er in seinen Komödien spottet, in der Kutsche oder doch wenigstens in der Sänfte, einen Lakaien vorn und einen hinten, zurückgelegt werden. Namentlich die Kopenhagener Damen hatten, wie es schien, ein wahres Gelübde gethan, den Fuß niemals auf das Straßenpflaster zu setzen; wenigstens gibt Holberg sich alle erdenkliche Mühe, seine schönen Landsmänninnen von dieser falschen Vornehmheit, die weder den Damen in London noch in Paris bekannt sei, zu heilen, ja er gibt ihnen ordentliche, ausführliche Anweisungen, wie sie es machen sollen, sich an die Fußpromenaden zu gewöhnen. „Ich wünsche," sagt er wörtlich im III. Band der Vermischten Briefe, Brief 6, S. 33, „daß ein vornehmes Frauenzimmer hierin einen Anfang machte, so würden unverzüglich Viele es als eine Ehre ansehen, einem so vornehmen und reizenden Beispiel zu folgen. Sie müssen," fährt er zu dem erdichteten Freunde fort, an welchen der Brief angeblich gerichtet ist, „Ihre Gemahlin nur ernstlich überreden, durch eine kurze Gasse zu gehen, damit einestheils die Gassensteine ihren Füßen nicht mehr so empfindlich fallen, anderntheils aber auch die Nachbarn gewohnt werden, sie auf der Gasse gehen zu sehen. Nachher wird sie schon eine längere Straße wählen und sich endlich von einem Ende der Stadt bis zum anderen bewegen. Sie wird dadurch alle Ungläubigen überzeugen, daß die Gassensteine nicht so hart und beschwerlich zu betreten sind, als man insgemein vorgibt, sondern daß die Beschwerlichkeit einzig und allein in den verzärtelten, des Gehens ungewöhnten Füßen besteht. Mit der Zeit kann sie sich auch ganz sicher über die Christianshavener Brücke in die Neustadt" (den östlichen, auf der Insel Amager gelegenen, von der übrigen Stadt durch einen schmalen Seearm getrennten Theil von Kopenhagen, in dessen Nähe sich auch die Kriegswerfte befinden) „wagen, ohne daß Sie nöthig haben, Ihre Frau deshalb assecuriren

zu lassen. Ich bin im Gegentheil versichert, daß ihr diese Reise so wohl bekommen und sie sich nach einer derartigen Promenade so gut befinden wird, daß, wenn sie nur erst sieht, wie Andere dem Exempel folgen und das Zufußegehen ebenfalls für anständig halten, sie endlich bei Ihnen um Erlaubniß bitten wird, selbst außerhalb der Stadt vor dem Thore spazieren zu gehen."

Wie weit Holberg mit diesen und ähnlichen Rathschlägen durchgedrungen, wissen wir freilich nicht; wohl aber sehen wir aus Molbechs in der Einleitung genanntem, höchst lehrreichen Schriftchen über „Ludwig Holberg und seine Zeit," daß Holbergs Schilderung keineswegs übertrieben ist und daß damals selbst in den mittleren Ständen von Kopenhagen die Sitte zu fahren oder sich in der Sänfte tragen zu lassen, in einer heutzutage kaum glaublichen Ausdehnung herrschte. Freilich war, wie die 1707 in zweiter Auflage erschienene Relation d'un voyage etc. uns belehrt, und wie auch Holberg an verschiedenen Stellen seiner „Vermischten Briefe" bestätigt, das damalige Kopenhagen eine sehr schlechtgepflasterte und unreinliche Stadt. Doch reicht dieser Umstand noch immer nicht hin, die ungemeine Ausdehnung jenes Gebrauchs zu erklären, vielmehr müssen wir dabei an den Luxus und die Verzärtelung der Sitten denken, die sich damals, zum Theil in Folge der politischen Umwälzung von 1660, der mittleren Stände der dänischen Hauptstadt bemächtigt hatte und auf die wir, nach Anleitung des obengenannten Schriftchens, an einer andern Stelle noch ausführlicher zurückkommen werden. Doch mag schon hier darauf hingewiesen werden, welch neues Licht durch diesen Umstand die Rolle erhält, die Holberg in seinen Komödien den Sänften, den Sänftenträgern, den Lakaien ꝛc. zutheilt. Es ist ein Hauptlieblingsmotiv unseres Dichters, Sänften auf dem Theater erscheinen und sich daraus allerhand komische Fährlichkeiten für seine Helden entwickeln zu lassen; aus dem eben Angeführten sehen wir, daß dies keineswegs eine willkürliche Liebhaberei oder gar Armuth an Erfindung ist, sondern daß Holberg auch dabei jene fortwährende Rücksicht auf die Thorheiten und Schwächen seiner Zeit genommen hat, die auch übrigens den Hauptantrieb seiner Muse bildete und ohne die überhaupt ein komischer Dichter nicht wohl denkbar ist.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung, die ihre Entschuldigung

in dem Lichte finden wird, das sie auf gewisse häufig vorkommende Situationen der Holberg'schen Lustspiele wirft, zu unserm Reisenden zurück. Munter dahinwandernd hatte er Paris, die Königin der damaligen civilisirten Welt, bald erreicht. Nur die häufigen und sehr zudringlichen Zollvisitationen verdrossen ihn; dagegen mag es wol auch als ein Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit hier angeführt werden, daß Holberg seine ganze große vierjährige Reise durch Holland, Frankreich, Italien machte, ohne einen Paß mit sich zu führen. Glückliche Unschuld einer Zeit, wo man noch keine Dampfschiffe und Eisenbahnen, aber auch keine Gensd'armen und polizeilichen Ueberwachungen kannte! — Doch beklagt sich Holberg schon damals über die Beschwerlichkeiten, welchen die Reisenden „in Deutschland und den nordischen Ländern" unterworfen sind, daß sie „außen vor dem Thore stehen und warten müssen, bis der Commandant oder die Obrigkeit des Orts von der Ankunft der Fremden benachrichtigt ist und Befehl ertheilt hat, sie einzulassen; daß man überdies in dem Hause, wo man einkehrt, seinen Namen, Stand, Verrichtung und was man sonst vorzunehmen Willens ist, anzeigen muß, was Alles den Reisenden höchst beschwerlich fällt und von dem Mißtrauen zeugt, welches den nordischen Völkern eigen ist." — Ja wie weit dies „nordische" Mißtrauen unter Umständen ging, davon sollte Holberg selbst einmal in seiner eigenen Heimath eine höchst spaßhafte, für einen Komödienschreiber unschätzbare Erfahrung machen. Er ging nämlich, wie er in der Lebensbeschreibung S. 66 erzählt, zur Zeit, da er noch in dem Borch'schen Collegium war, eines Tags von Kopenhagen nach Helsingör, eine Strecke von fünf Meilen, die also ein Däne jener Zeit niemals zu Fuß zurücklegte. Unterwegs begegnete er einem dänischen Lieutenant und erzählte ihm von seinem Heldenstück. Der Lieutenant, der es für unmöglich hielt, daß ein rechtschaffener Mensch einen solchen Weg zu Fuß gehen sollte, gerieth in die äußerste Bestürzung; er hielt Holberg für einen schwedischen Spion, erklärte ihn trotz aller Protestationen für seinen Gefangenen, nahm ihm den sehr unschuldigen Galanteriedegen ab, den Holberg nach der Sitte jener Zeit führte, und schleppte ihn einige Meilen rückwärts nach einem Wirthshaus in der Nähe von Helsingör, wo es dem unglücklichen Arrestanten denn endlich gelang, seine Unschuld zu beweisen.

In Paris selbst verweilte Holberg volle anderthalb Jahre, theils in Durchwühlung der Bibliotheken vertieft, theils mit allerhand Leuten und Menschen in einem mannichfachen Verkehr, der für seine Lebenskenntniß um so fruchtbarer werden mußte, je mehr er sich auf die unteren und allenfalls die mittleren Stände erstreckte: also diejenigen Stände, die noch am meisten Individuelles haben und sich am wenigsten hinter der Tünche einer allgemeinen Bildung zu verbergen pflegen. — Auch dabei wieder mußte Holberg allerhand komische Erfahrungen machen, zum Theil auf seine eigenen Kosten. So war gleich sein erster Eintritt in Paris sehr unglücklich, indem er, erschöpft und ermüdet wie er war, doch eine volle Stunde umherlaufen mußte ohne ein Unterkommen finden zu können. In dem „norwegischen Französisch" nämlich, das er sprach, wurde das französische G und Ch wie S ausgesprochen und so ging er denn in den Straßen von Paris umher und fragte statt nach einem Logis nach einem „Losi" und da glaubten die guten Pariser nun, er frage nach einer »Lucie«, einer schönen Lucie und erwiederten lächelnd, eine Mamsell dieses Namens sei ihnen nicht bekannt. Auch in der Folge mußte er sich noch von einer Pariser Dienstmagd sagen lassen: er rede ein Französisch wie ein deutsches Pferd. Für einen ehemaligen maître de langue war das freilich ein schlechtes Kompliment; doch schluckte Holberg seinen Aerger nieder und wandte nur desto größeren Fleiß an, sich endlich die wahre französische Aussprache anzueignen.

Die ersten Monate, die er in Paris verbrachte, verlebte er, nach seinem eigenen Ausdrucke, „überaus philosophisch". Er bewohnte ein Stübchen in der Vorstadt St. Germain und verkehrte mit Niemand als mit sich selbst und seinen Büchern. Die öffentlichen Promenaden besuchte er zwar; da er aber Niemand kannte, so konnte die unzählige Menge von Menschen, die er hier antraf, ihm ebenfalls wenig nützen. Desto eifriger war er im Besuch der öffentlichen Bibliotheken, namentlich der Bibliothéque Mazarin, die nahe bei seiner Wohnung lag und vor deren Thür die Pariser Studenten sich schon früh des Morgens drängten und sich stritten und zankten, wer der Erste im Saale sein und somit den Preis des Tages, das Bayle'sche Wörterbuch davontragen sollte: so groß war damals der Durst nach dieser Quelle der Aufklärung und Freigeisterei, die in

dem berühmten Werk des französischen Freidenkers, des eigentlichen Vaters der spätern Encyclopädisten, sprudelte.

Der einzige Mensch, mit dem Holberg in dieser Zeit ab und zu ein Wort wechselte, war sein Hauswirth. Es war wiederum ein Original, wie es sich ein künftiger Kömödienschreiber zu seinen Studien nur wünschen mochte: ein Schneider, ein echter Pariser Spießbürger, ohne eine Ahnung von dem was draußen passirte und doch neugierig wie ein Wiesel und voll der wunderbarsten und seltsamsten Erfindungen, die er jedoch sämmtlich überaus fließend und munter erzählte. Ueberhaupt hatte Holberg auf seinen Reisen im Ausland viel mit der Neugier der Leute zu kämpfen; ein Reisender aus Dänemark, ein geborener Norweger, war damals in England, Frankreich, Italien eine so unerhörte Erscheinung, daß selbst leidlich gebildete Leute sich nicht damit zurechtfinden konnten. So erzählt Holberg von einem Pariser Geistlichen, der Stein und Bein schwor, es wäre nicht wahr, daß die Dänen und Schweden getauft würden; ferner von einem Sachwalter bei dem höchsten Gerichtshof ebendaselbst, der sich allen Ernstes bei ihm erkundigte, ob nicht der nächste und bequemste Weg nach Dänemark durch die Türkei gehe, sowie von einem Andern, der von ihm wissen wollte, ob diejenigen, welche von Paris nach Norwegen zu reisen gedächten, nicht in Marseille zu Schiff gehen müßten. Ja in Rom traf er einen jungen Menschen aus Piemont an, der ihm ins Gesicht abstritt, daß er, Holberg, aus Norwegen gebürtig. Der Gute hatte nämlich in einer Reisebeschreibung, die er zu Hause besaß, gelesen, daß die Normänner „ganz ungestalt“ wären und „nicht nur Schweinsaugen, sondern auch Mäuler hätten, die von einem Ohre zum andern reichten“; wie konnte denn der kleine, feine, zierliche Holberg ein Norweger sein? — Auch hier wieder werden Jedem, der irgend einmal einige Holberg'sche Komödien durchblättert hat, sogleich verschiedene Scenen einfallen, in denen ähnliche Erfahrungen verarbeitet werden.

Allmählig indeß wagte der junge gelehrte Einsiedler sich mehr und mehr aus seiner Einsamkeit hervor; er besuchte die königlichen Lustschlösser in der Nähe von Paris, wohnte häufig und mit immer neuem Interesse den Verhandlungen der Pariser Gerichtshöfe bei, wo besonders die Beredtsamkeit der Advokaten, dieser Advokaten,

die er hernach in seinen Lustspielen so munter geißelte, ihn in Erstaunen versetzte, und knüpfte allmählig, durch Vermittelung dänischer Landsleute, auch allerhand Bekanntschaften mit den Pariser Gelehrten und anderen namhaften Personen an.

So waren ihm, wie gesagt, anderthalb Jahre verlaufen, als er eines Tags von einem französischen Studenten zufällig hörte, eine Reise von Paris nach Rom koste nicht mehr als zwanzig Reichsthaler. Bei dem reiselustigen Holberg zündete das Wort augenblicklich. Vergebens hielt er sich selbst das Thörichte seines Unternehmens vor, vergebens erinnerte er sich an seinen schwachen Körper und sein geringes Vermögen, an Banditen und Seeräuber, an Staub und Hitze — „die Vernunft wurde durch die Lust überwunden" (a. a. O. S. 94) und Anfang August 1716 trat er, auf den Namen eines Landsmanns Michael Roes reisend, die Wanderung nach Italien an. Von Paris nach Auxerre fuhr er mit Kahngelegenheit, von Auxerre aber wanderte er zu Fuß in sechs Tagen nach Chalons, von wo er sich wiederum zu Schiff nach Lyon begab. Von Lyon wurde die Fahrt in derselben Weise nach Marseille fortgesetzt, wo er acht Tage verweilte, entzückt durch den Zauber des mittelländischen Meeres sowie durch das großartige Treiben, das in dem Hafen von Marseille, diesem Hauptstapelplatz des Orients, herrschte. Die ganze Reise bis Marseille hatte Holberg in Gesellschaft einiger jungen Franzosen zurückgelegt, von denen zwar, wie er versichert, „nur ein einziger ehrlich und wohlgesittet war": doch gaben die Uebrigen durch ihre Aufschneidereien, ihre Furchtsamkeit und andere possirliche Eigenschaften wiederum Veranlassung zu allerhand freiwilligen und unfreiwilligen Lustspielscenen.

In Marseille schiffte Holberg sich nach Genua ein; es war eine langwierige und mühselige Fahrt und Holberg, der gerade zu dieser Zeit von einem heftigen Fieber ergriffen ward, hatte traurige Tage zu bestehen.

In Genua angekommen, wurde er so krank, daß er selbst an seinem Aufkommen verzweifelte; ohne Freund, ohne Arzt, ja ohne menschliche Hülfe, von einem grausamen und habgierigen Wirth aufs Unverschämteste betrogen, wagte er es doch aus Furcht vor den Mönchen, „deren ungereimtes Geschwätz ihn vollends hingerichtet

haben würde," nicht, irgend Jemand zu gestehen, wie gefährlich seine Krankheit eigentlich war.

Endlich machte er die Bekanntschaft eines jungen Franzosen, der ihn aus den Klauen des habgierigen Wirthes befreite und ihn in eine andere, besser belegene und gesundere Wohnung brachte, wo Holberg dann auch bald seine Gesundheit wieder erlangte. Kurze Zeit darauf reiste der junge Franzose ab — aber wie groß war Holbergs freudige Ueberraschung, und wie viel lebhafter wurde seine Dankbarkeit noch, als er nachträglich erfuhr, daß der junge Mann, den er für einen Franzosen gehalten, vielmehr ein Däne gewesen und daß er also seine Rettung der Hand eines Landsmanns zu verdanken habe.

Nicht lange darnach setzte auch Holberg seine Reise fort; er begab sich zu Schiffe nach Rom. Auch diese Reise wieder war sehr beschwerlich; da Frauenzimmer an Bord waren, welche die Kajüte für sich gemiethet hatten, so mußte Holberg Tag und Nacht auf dem Tauwerk oben auf dem Verdeck, zwischen Mönchen und Matrosen, zwischen Waarenballen und Theertonnen campiren. Auch war sein Fieber zurückgekehrt, und er besaß nicht einmal ein wärmendes Kleidungsstück, sich zuzudecken, bis endlich ein französischer Hauptmann, der sich unter den Reisenden befand, sich seiner erbarmte und ihm seinen Mantel abtrat. Windstille, Seesturm und Seeräubergefahr (es war damals noch die Zeit, wo türkische Corsaren das Mittelmeer unsicher machten, und auch Holbergs Schiff führte zum Schutz gegen etwaige Angriffe zwei Kanonen) dehnten die Reise über Gebühr aus, und der Schifffahrt herzlich überdrüssig, stieg Holberg endlich zu Civitavecchia ans Land, um die Strecke bis Rom vollends zu Fuß zurückzulegen.

In Rom hielt er sich volle sechs Monate auf; der größte Theil dieser Zeit wurde ihm durch fortwährende Kränklichkeit verdorben. Doch hinderte ihn dies nicht, sich sowohl der Betrachtung der alten Kunstwerke, als namentlich dem mannigfachen Genuß des römischen Volkslebens mit Eifer hinzugeben: und das um so mehr als er für seine gelehrten Zwecke in den dortigen Bibliotheken wegen der bigotten Vorsicht, mit welcher dieselben beaufsichtigt wurden, zu seinem Leidwesen nur wenig Ausbeute fand. Seine Lebensweise in dieser Zeit war sehr einfach und mäßig, und auch hier wieder fügte er

sich mit Leichtigkeit den fremden Sitten und Einrichtungen. Da Holberg zu arm war, in einem Gasthofe zu wohnen, und da sein Hauswirth sich mit seiner Beköstigung nicht befassen wollte, so richtete er sich, wie es ja auch heutzutage noch von manchen Reisenden in Rom geschieht, eine eigene kleine Wirthschaft ein. Er schaffte sich Kessel und Töpfe an, ließ durch den Wirth Fleisch, Wurzeln und Kräuter einkaufen und kochte nun selbst, was er Mittags und Abends speisen wollte. Anfangs war ihm diese ungewohnte Beschäftigung etwas peinlich; auch begegnete es ihm nicht selten, daß er, das Buch in der einen, den Löffel in der andern Hand, sich allzusehr in seine Studien vertiefte und seine Suppe darüber anbrennen ließ. Mit der Zeit indeß fand er sich auch damit zurecht und bald brachte er seine Menestra so gut fertig wie nur irgend ein gelernter Koch. Ja diese kleine häusliche Beschäftigung zerstreute und belustigte ihn sogar und wenn die beiden neapolitanischen Edelleute, die neben ihm wohnten und die ihre Wirthschaft in ähnlicher Weise führten, ebenfalls beim Kochen waren, so öffneten sie wol die Thüre zwischen den beiden Zimmern „und dann machten unsere Töpfe ein rechtes Concert. Mein Topf, welcher der kleinste war, sang den ersten Discant, ihr Topf aber, als der größere, hielt den Baß."

Noch ungleich ergötzlicher wurde für ihn eine andere Nachbarschaft: nämlich eine italienische Komödiantenbande, welche gegen Neujahr 1716 zu ihm ins Haus zog; wir werden späterhin noch darauf aufmerksam zu machen haben, wie wichtig diese Bekanntschaft für Holberg wurde und welche wesentliche Vortheile der künftige Schöpfer der dänischen Bühne von dieser Nachbarschaft Wand an Wand mit einer römischen Komödiantenbande zog.

Ueberhaupt gefiel ihm der Aufenthalt in Rom sehr wohl; namentlich freute ihn, der selbst von Jugend auf ein wahres Muster von Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen war, die Mäßigkeit der Italiener in Essen und Trinken und nur die „Lügenhaftigkeit," die er an ihnen bemerken wollte, ärgerte ihn. Auch die Predigten der Mönche und Geistlichen besuchte er häufig und ergötzte sich an ihrer burlesken Beredtsamkeit. Daß er kein öffentliches Erscheinen des Papstes versäumte (es war der hochbejahrte Clemens XI., der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß), versteht sich von selbst;

aber auch die heilige Stiege am spanischen Platz rutschte er nach Art der frommen Pilger auf den Knieen herauf — er wollte vermuthlich sehen, wie er, der Ketzer und heimliche Freigeist, sich bei einer so über die Maßen gläubigen Handlung ausnähme.

Ende Februar endlich verließ er Rom und wanderte über Florenz, Turin und Lyon zurück nach Paris. Allein da er auch hier seines Fiebers nicht ledig werden konnte, so beschloß er, ohne weiteren Aufenthalt nach Dänemark zurückzukehren; er nahm seinen Weg über Amsterdam und Hamburg und traf endlich im Sommer des obengenannten Jahres nach beinahe vierjähriger Abwesenheit in Kopenhagen wieder ein.

Damit enden denn fürs Erste die Wanderjahre unsers Dichters. Daß wir uns so lange bei ihnen aufgehalten, wird der Leser uns hoffentlich nicht zum Vorwurf machen. Denn erstlich dünken sie uns interessant an sich durch ihre Abenteuerlichkeit, die in der That doppelt groß ist, wenn man zu der Geringfügigkeit der pekuniären Mittel, welche dem Reisenden zu Gebote standen, noch seine Jugend und die Schwächlichkeit seines Körpers in Anschlag bringt. Wir haben schon oben erzählt, wie behend gebaut Holberg war; auf dieser großen Reise hatten ihn Hunger, Anstrengungen und Krankheit vollends so abgemagert, daß man ihn in der Fremde allgemein für ein Kind hielt. Denken wir uns nun diesen jugendlichen nordischen Wanderer, wie er, fern von der Heimath, fremde Länder und Meere durchzieht, ohne Mittel, ohne Freunde, ohne Beistand, aber alle Hindernisse bewältigend durch den hartnäckigen Muth, den die heiße Sehnsucht in die Ferne ihm einflößt; denken wir ihn uns ferner in dem Gewühl der Weltstädte London und Paris, unter den Ruinen Roms mit Noth und Dürftigkeit kämpfend und doch immer frischen Geistes, immer in lebendiger Berührung mit Groß und Klein, Augen und Ohren immer offen, ohne Namen und Empfehlungen und doch immer auf die Erweiterung seiner Kenntnisse, die Vervollständigung seiner Studien bedacht, und kein Mittel zu weiterer Belehrung von sich ablehnend; ja denken wir ihn uns ausgemergelt von Krankheit, auf der ärmlichen Feluke, frierend auf offnem Verdeck und doch, wie es heißt: der Seeräuber ist da! mit dem Degen in Schlachtordnung stehend, den heiligen Antonius mit derselben Andacht anrufend wie die Uebrigen, und bei alledem lächelnd über sich selbst

(a. a. O. S. 116) — fürwahr, es ist ein Bild voll Lebendigkeit und Frische, bei dem auch unsere Leser hoffentlich nicht ungern verweilt haben werden. — Sodann aber sind diese Reisen auch vornämlich deshalb wichtig, weil er auf ihnen sowohl das gelehrte Material gesammelt hat, das er späterhin wissenschaftlich verarbeitete, als ganz besonders auch die Menschenkenntniß und jene feinen Züge der Beobachtung, welche seine Dichtungen so wunderbar auszeichnen und ihn vor Vielen zum Schöpfer der dänischen Komödie befähigten.

In Kopenhagen hatte sich inzwischen das Gerücht verbreitet (a. a. O. S. 94), als hätte Holberg in der Fremde seine Religion verändert und würde überhaupt niemals mehr zurückkommen; der Empfang scheint in Folge dessen nicht eben der freundlichste gewesen zu sein. Wenigstens mußte er sich fast zwei volle Jahre wieder mit Noth und Kummer aller Art herumschlagen, bis ihm endlich das langersehnte Gestirn aufging: „affulsit mihi tandem diu expectatum sidus“ (Ep. I. 119). Das heißt zu deutsch: er wurde endlich (1718), nachdem er gehörig ausgehungert und mürbe gemacht war, in ein ordentliches Lehramt und damit zu einer ausreichenden Sicherheit des Unterhalts befördert. Schon vor seiner letzten großen Reise hatte Holberg sich hauptsächlich mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigt; auch nach seiner Rückkehr hatte er die unerwünschte Muße, die ihm zu Gebote stand, vornämlich zu historischen und juristischen Arbeiten und Studien benutzt. Dennoch war es weder eine juristische noch eine historische Professur, zu der er befördert ward, sondern die Professur der Metaphysik. Es scheint mit Besetzung der Professuren an der damaligen Kopenhagener Universität gegangen zu sein, wie an den meisten deutschen Universitäten jener Zeit: die Professoren rückten innerhalb der Fakultät der Reihe nach in die Höhe und so konnte ein und derselbe Gelehrte nach einander Professor der Metaphysik, der Mathematik, der Beredtsamkeit u. s. f. werden, wie ja z. B. Gottsched in Leipzig ganz Aehnliches erlebt hat. Auch in Kopenhagen war eben Niemand da, dem man die ziemlich dürftig ausgestattete Professur der Metaphysik hätte aufhalsen können und so wurde sie unserm Holberg, als dem Jüngsten und Bedürftigsten, übertragen.

Freilich eine wunderliche Wahl. Denn wenn es doch einmal

einen Professor der Metaphysik geben und wenn einmal dieser künstliche Ballast von Formeln und Schlüssen und haarspaltenden Abstractionen, aus denen damals die sogenannte Metaphysik bestand, weiter überliefert werden sollte, so konnte allerdings kein Mensch auf Gottes Erde sich schlechter zu diesem Amte schicken, als Holberg, der viel zu wenig Pedant war, als daß der Pedantismus der damaligen Schulphilosophie ihm irgend ein Interesse hätte erwecken können.

Im Gegentheil, wie auf Alles, was nur irgend nach Pedantismus roch, so hatte Holberg namentlich auch auf die Philosophen seiner Zeit einen wahrhaften Haß geworfen und es war ihm ein ganz besonderes Vergnügen, diesen Haß überall, wo es nur geschehen konnte, in seinen Komödien sowohl als in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, mit grausamer Behaglichkeit auszusprechen. Ja seine eigene Unwissenheit in diesem damals für unerläßlich geachteten Gebiete formaler Bildung, der Widerspruch, in welchem er dadurch zu den übrigen Gelehrten seiner Zeit wie seiner Umgebung stand, der geringschätzige Haß, mit dem sie ihn deshalb verfolgten und daß sie ihn nichtsdestoweniger unter sich dulden mußten, ja daß sie sehen mußten, wie er sie allmählig an Glanz der Berühmtheit, an Umfang und Dauer der Wirksamkeit alle überflügelte und wie hier noch einmal ein Knabe David mit der einfachen Schleuder des Genies die dicken Hirnschädel der gelehrten Goliathe zerschmetterte — dies Alles gereichte ihm zu einer solchen innerlichen, schalkhaften Freude, daß er nicht müde ward davon zu sprechen und wie Andere mit ihrer Gelehrsamkeit, so er mit seiner philosophischen Unwissenheit zu prunken. „Wenn ein alter Schulfuchs,“ heißt es S. 60 der Lebensbeschreibung, „mein Richter sein und wenn sein Urtheil allein entscheiden sollte, was wahre Gelehrsamkeit ist und heißt, so räume ich zum Voraus ein, daß ich sehr unwissend bin; die Prüfung der Philosophen würde ich niemals bestanden haben.“ Zwar einen Syllogismus, meint er, habe er schon in jungen Jahren zu Stande bringen können: doch sei es immer nur zufälliger Weise geschehen ohne daß er selbst gewußt, wie man eigentlich dabei verfahren müsse und ob es ein Syllogismus in Barbara oder in Elisabetha sei. Auch habe er wol gehört, daß etwas in der Welt vorhanden, was man die Instrumentalphilosophie nenne und worin,

wie die Leute sagten, die Logik und die Metaphysik regieren solle: allein er selbst habe niemals etwas damit zu schaffen gehabt. „Ich bekenne," sagt er, „aufrichtig, daß ich noch nicht weiß, wie viele Praedicamenta und Praedicabilia die Vernunftlehre zu Kriegszeiten ins Feld stellen kann, durch was für Künste und Maschinen man ein Katheder stürmen, und durch was für Kanonen man den Präses von demselben herunterwerfen kann. Ich habe es mir öfters vorgenommen, einige Zeit hierauf zu wenden: aber ich bin niemals so glücklich gewesen, daß mir einige Zeit dazu übrig geblieben wäre."

So in der ersten im Jahre 1727 geschriebenen Epistola ad virum perillustrem. In der dritten dieser Episteln, die, wie bereits erwähnt, fast zwanzig Jahre später fällt, sucht er diese etwas derben Aeußerungen denn freilich einigermaßen zu mildern und zu erläutern. Allein auch diese Milderung und Erläuterung zeigt noch, welch abgesagter Feind des damaligen philosophischen Schulkrams er jederzeit gewesen. Einige, sagt er hier (a. a. O. S. 353), behaupteten, daß er ein großer Feind der Metaphysik sei und sie muthmaßten dies aus einer Rede, die er vor einer Reihe von Jahren zum Lobe der Metaphysik gehalten und die allerdings einer Leichenrede auf das Absterben der Metaphysik ähnlicher gewesen sei als einer Lobrede; auch wir werden dieser Rede sogleich noch gedenken. „Ich habe jedoch," fährt er fort, „dabei unter der Bezeichnung Metaphysik nur die vielen Kunstwörter und die unendlichen Eintheilungen verstanden, welche man bei öffentlichen Disputationen blos zu dem Ende mißbraucht, daß man seinen Gegner dadurch berücken und fangen möge. Nimmt man das Wort Metaphysik dagegen in einem andern Verstande" (in welchem, sagt der Schalk freilich nicht), „so halte ich dieselbe für eine Wissenschaft, die einem Philosophen gar wohl ansteht. Ich selbst lese zuweilen metaphysische Bücher, ob ich gleich gestehen muß, daß ich in dieser Wissenschaft nicht weit gekommen bin. Denn man trifft Dinge darin an von solcher Dunkelheit, daß sie, aller angewandten Untersuchung ungeachtet, uns stets verborgen bleiben werden ..... Es wäre zu wünschen, daß alle diejenigen, welche sich auf diese Wissenschaft legen, eben dieselbe Bescheidenheit blicken ließen, welche an Newton mit Recht gerühmt wird. Es wäre zu wünschen, daß

sie sich aller Beweise, welche man a priori zu nennen pflegt, enthielten und die Beschreibungen fahren ließen, welche sie von dem Wesen und der Natur der Seelen und Geister liefern. Ich wünschte, daß man anstatt dieser Fragen, wie es mit dem Wesen der Geister beschaffen sei, was es mit unserer Seele eigentlich für eine Bewandtniß habe, wie sich ihre Wirkungen äußern, wie sie bestehe, wie sie fortgepflanzt werde, was sie für Schlüsse mache, wenn sie von dem Körper abgesondert ist, was sie für eine Gestalt habe, ob solche so beschaffen sei, wie sie im orbis pictus den Kindern vorgestellt wird, oder ob sie wie ein kleines untheilbares Sonnenstäubchen beschaffen sei, ob man ihr eine Höhe, Breite und Länge zuschreiben könne — ich wünschte, daß man anstatt aller dieser Fragen, die man doch wegen der schwachen Einsicht, welche den sterblichen Menschen verliehen ist, niemals entscheiden wird, einzig und allein auf die Wirkungen sehen möchte, welche einem Jeden vor Augen liegen; ich wünschte, daß man, anstatt sich mit Auflösung dieser verborgenen Dinge aufzuhalten, welche den Menschen weder nothwendig noch möglich ist, lieber sein Unvermögen bekennte, und mit jenem Poeten ausriefe:

O! vtinam nobis non sordida vestis adesset,
Vidissem propius mea numina — — — —“

Aehnlich verhielt Holberg sich in einem andern Punkte, der zu jener Zeit ebenfalls von größter Wichtigkeit war und den wir deshalb hier gleich mit anschließen wollen. Nämlich in Beziehung auf sein religiöses Bekenntniß. Die damalige Theologie war eben so hölzern und geistlos, eben so barbarisch, so streitsüchtig und in Formelwesen verknöchert wie die sogenannte Metaphysik; wer die eine haßte, konnte unmöglich der andern Freund sein. Holberg war ein aufrichtig frommer und gottesfürchtiger Mensch, er verehrte und liebte die Moral des Christenthums und suchte sie auszuüben soweit in seinen Kräften stand. Aber den Buchstabenkram der damaligen Theologen und jene bornirte Gläubigkeit, die das credo quia absurdum zu ihrem Wahlspruch macht, hielt er sich gern so fern als möglich. Er hatte nicht umsonst jahrelang in England, dem Vaterlande des Deismus, gelebt, sich nicht umsonst unter den Studirenden auf der Bibliothèque Mazarin zu

Paris um die Lectüre des Bayle gedrängt (selbst auf der Minervenbibliothek in dem katholischen Rom hatte er einmal die Unwissenheit des Bibliothekgehülfen benutzt, sich das streng verpönte Buch reichen zu lassen: Lebensgesch. S. 128) und wenn er auch die Angriffe, welche die modernen Philosophen gegen den Bibelglauben richteten, nicht durchweg billigte, ja wenn er das berühmte Werk des Tindal über „das Christenthum so alt als die Welt,“ das um eben jene Zeit (1710) erschienen war, sogar „eines der schädlichsten Bücher“ nannte, die er jemals gelesen (Vermischte Briefe Bd. I. Br. 9, S. 51; vergl. ebendas. Br. 7, S. 39): so verspürte er doch auch ebensowenig Neigung, sein Haupt unter das Joch der Buchstabengläubigkeit zu beugen.

Schon aus ästhetischen Rücksichten konnte er sich mit der theologischen Literatur seiner Zeit nicht befreunden. Wir haben oben schon die Stelle angeführt, in welcher er sich über die Gebetbücher lustig macht, die Kerne und Sterne der Gebete, die Himmelsleitern, Paradiesgärtlein 2c., mit denen „einige arme Schriftsteller“ damals ihr Brod zu verdienen suchten und welche die unwissende und geschmacklose Menge noch immer mit Begierde verschlang. Solche Stellen finden sich nun bei Holberg noch unzählige, besonders in den mehrfach citirten „Vermischten Briefen.“ Das Bild eines alten, trägen, geist- und geschmacklosen Frömmlers, das er im zweiten Band des eben genannten Werks (Brief 57, S. 387 ff.) unter der Maske eines gewissen Metrodorus entwirft, weiß er nicht besser zu vervollständigen, als daß er besagten Herrn Metrodorus, nachdem er eine gute Mahlzeit von sechs Schüsseln gehalten, sich in seinen Lehnstuhl setzen und „ein deutsches Buch“ in die Hand nehmen läßt, welches den Titel führt: „Eines wahren Christen Nachthaube“ und über dieser Nachthaube schläft Herr Metrodorus denn auch richtig ein, bis anderthalb Stunden später seine Haushälterin mit der gestopften Pfeife hereintritt, worauf der behagliche Lebenslauf sich dann weiter fortspinnt. Auch von den „biblischen Historien von Adam und Eva und anderen erbaulichen und beweglichen Stücken von der heiligen Dorothea 2c.,“ die man ehedem in Dänemark aufgeführt, spricht er mit schlechtverhehltem Spott und rühmt ihnen höhnischer Weise nach, daß „das Publikum sich ebenso dazu gedrängt habe, wie jetzt in die Kirchen und daß kein altes Weib eine solche Komödie anders verlassen, als mit thränenden Augen.“

Aber auch von dieser ästhetischen Seite abgesehen, lag in dem hochmüthigen, unduldsamen, werkstolzen Christenthum der damaligen Theologen etwas, was die schlichte kindliche Seele des wahrhaft sittlichen Mannes mit tiefstem Unwillen erfüllte, und so wenig er sich allerdings in eigentliche theologische Streitigkeiten einließ, so wenig Hehl hatte er es doch, daß seine Art Gott zu dienen und die Wahrheit zu suchen eine andere und daß, wenn dies streitsüchtige, silbenstechende Christenthum wirklich das wahre Christenthum sei, er alsdann auf den Namen eines Christen so wenig Anspruch mache, wie auf den Namen eines Philosophen. Höchst merkwürdig in dieser Hinsicht ist eine Reihe von Sätzen, die er a. a. O. Bd. I. Br. 46, S. 253 unter dem Titel „Moralischer Katechismus" (heutzutage würde man etwa sagen „Mein Glaubensbekenntniß") mittheilt. Das Aktenstück ist zu lang, um es hier vollständig einzurücken; doch können wir uns nicht versagen, wenigstens einige Sätze daraus anzuführen. „Ich glaube," lautet der erste Artikel, „einen allmächtigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden." Und zwar gründet dieser Glaube sich darauf: „weil der wundervolle und künstliche Bau der Welt nicht von sich selbst kann entstanden sein, sondern allenthalben die Größe und Weisheit eines allmächtigen Baumeisters hervorleuchten läßt." Der Name Christus kommt in dem ganzen Bekenntniß nur einmal vor, aber ohne weiteren Zusatz und namentlich ohne Erwähnung seiner göttlichen Natur. Vielmehr wird die Ehrfurcht und Liebe, welche der Mensch jener allmächtigen Gottheit schuldig ist, lediglich darauf gegründet, daß sie selbst „die erschaffenen Kreaturen liebt und für deren Erhaltung Sorge trägt, insonderheit aber auch deswegen, weil Gott mich und andere Menschen mit einer vernünftigen Seele und mit einem Gebrauch der Sprache begabt hat." Die Ungleichheit in den irdischen Schicksalen, daß oft der Gottlose in Wohlstand und Fülle lebt, während der Fromme vom Unglück verfolgt wird, dient dem Verfasser des Glaubensbekenntnisses als Unterpfand eines künftigen Lebens, in welchem diese Ungleichheit ausgeglichen und Jeder nach dem Maß seiner Thaten belohnt oder bestraft werden wird. Im Uebrigen nimmt er keine Lehre an, „bis dieselbe bewiesen ist und glaubt Nichts, was den allgemeinen Grundwahrheiten und dem rechten und oft wiederholten Urtheil der Sinne widerspricht." Irrende und anders Denkende dürfen nicht verfolgt

werden, ja selbst „offenbare Ketzer und Schwärmer sollen wir lieben, so weit sie Menschen und Mitleid mit ihnen tragen, soweit sie irrende Menschen sind.“ — „Wenn ich,“ heißt es zum Schlusse wörtlich, „meinen Nächsten deswegen hasse und verfolge, weil er eine Sache nicht auf eben die Art ansieht, wie ich dieselbe ansehe, so lege ich meine Lieblosigkeit und meinen Hochmuth an den Tag, und übertrete das große Gebot der Natur: Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht.“

Man sieht, dieses Glaubensbekenntniß hätte ebenso gut von einem jener getadelten englischen Deisten abgefaßt sein können, und wenn Holberg sonst keinen Grund gehabt, so hätte er sich über die „frechen“ Angriffe eines Tindal nicht ebenso sehr zu ereifern gebraucht. Zuzugeben ist dabei allerdings, daß diese und ähnliche Auslassungen vornehmlich erst Holbergs späteren Lebensjahren angehören und auch dies wollen wir nicht in Abrede stellen, daß die einfältigen und läppischen Angriffe, welche die Kopenhagener Geistlichkeit gegen den Vater der dänischen Bühne richtete und von denen wir später des Genaueren sprechen werden, seinen Groll gegen die Geistlichkeit im Allgemeinen allerdings verschärft haben mag.

Allein auch ohnedies war das Verhältniß von früh an kein besonders freundliches und schon als er zuerst in den Hafen der ordentlichen Professur einlief, war er nicht blos als ein Gegner des akademischen Zopfes, sondern auch als ein halber Ketzer bekannt und notirt.

Beides zusammen erregte ihm heftige Widersacher und erklären sich daraus zum Theil die zahlreichen und gehässigen Streitigkeiten, in die er sich während seiner literarischen Laufbahn verwickelt sah. Die akademische Beschränktheit, vielleicht die dickköpfigste und widerwärtigste von allen, fühlt sich allemal von einem mit Furcht gemischten Unbehagen ergriffen, wo Männer von freiem Geist und unabhängigem Charakter in ihre Nähe kommen und auch Holberg sollte erfahren, was für ein trauriger Nachtvogel die gerühmte Eule der Minerva unter Umständen sein und mit welchen schmutzigen Klauen sie um sich hacken kann. Schon vor seiner Reise, da er noch Mitglied des Borch’schen Collegiums war, erhoben die Anhänger der alten akademischen Gerechtsame ein großes Geschrei und schalten ihn einen Müssiggänger (vgl. Lebensbeschreib. S. 60), weil er, den

Gesetzen des genannten Collegiums entgegen, weder disputirte noch öffentliche Reden hielt. Einige glaubten, es geschehe, weil Holberg etwa mit der lateinischen Sprache auf gespanntem Fuße stehe. Doch war dieser Argwohn sehr unbegründet; wir wissen bereits, daß Holberg gern und fließend lateinisch schrieb und auch im mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache suchte er seines Gleichen, wie er denn schon während seines Aufenthalts in England als halberwachsener Jüngling durch die Eleganz und Fertigkeit seiner lateinischen Rede sich die Bewunderung der Oxforder Studenten und Professoren erworben hatte (vgl. a. a. O. S. 43).

Am unerträglichsten aber schien es seinen akademischen Gegnern, daß er unter die öffentlichen Lehrer der Universität Kopenhagen aufgenommen werden sollte, ohne je zuvor ein Katheder betreten zu haben und also auch ohne Denjenigen beigezählt werden zu können, die damals im speciellen Sinne Akademiker genannt wurden. Als Holberg nun im Jahre 1718 zum ordentlichen Professor der Metaphysik befördert ward, so erhoben diese verschiedentlichen Gegner ihre Stimmen mit vermehrter Gewalt; sie prophezeiten den Untergang der Kopenhagener Universität, ja den Untergang der ganzen Metaphysik, dieser edlen und lieblichen Wissenschaft, seitdem ein solcher Ignorant, der nicht einmal ordentlich disputirt hatte, zum Professor derselben berufen worden.

Holberg, statt sich durch dieses Geschrei einschüchtern zu lassen, fand vielmehr ein humoristisches Behagen daran, den Groll seiner Gegner erst recht zu reizen. Bei Uebernahme seines Amtes hielt er eine Rede, angeblich zum Lobe der Metaphysik, in der That jedoch war diese Lobrede so beschaffen, „daß alle wahren Verehrer der Metaphysik dieselbe nicht ohne Aergerniß anhören konnten, indem sie glaubten, ich hätte eine Leichenrede auf den Tod der Metaphysik, nicht aber eine Rede zu ihrem Lobe gehalten“ (a. a. O. S. 148). Dabei gesteht er selbst zu, daß er „die Fußtapfen seiner Vorgänger nicht betreten und daß die Metaphysik in der That nie in größerer Gefahr gewesen, als unter seiner Vormundschaft“ (ebendas.).

Doch sollte zum Glück für Holberg und vielleicht auch zum Glück für die Metaphysik die „gegenseitige Dienstbarkeit“ nur von kurzer Dauer sein. Schon nach Verlauf von zwei Jahren (1720) wurde er zu der seinen Neigungen und Fähigkeiten ungleich besser entsprechenden

und überdies weit einträglicheren Professur der Beredtsamkeit befördert. Auch wurde er um dieselbe Zeit Beisitzer im Consistorium, wodurch ihm wiederum eine Vermehrung seiner Einkünfte erwuchs, welche seine akademischen Gegner ihm vergeblich durch einen Proceß streitig zu machen suchten; das Consistorium selbst sah sich nach Lage der Sache genöthigt, zu Holbergs Gunsten zu entscheiden und so wurde ihm „mit dem Vorrecht des Alters auch zugleich das Recht der Einkünfte zugesprochen.“ — Von da an nahm seine amtliche Laufbahn nun überhaupt eine Wendung, die ihn in Verbindung mit dem Ertrag seiner Schriftstellerei nicht nur aller äußeren Sorge überhob, sondern ihn in rascher Steigerung mit Geld und Ehrenstellen förmlich überschüttete.

Demgemäß wird denn von jetzt an auch der Gang seines Schicksals bei weitem ruhiger und einförmiger, als bisher, so daß die Geschichte seines Lebens fortan beinahe nur noch in der Geschichte seiner schriftstellerischen Arbeiten und allenfalls der gelehrten Streitigkeiten besteht, in welche sein Widerwille gegen die übliche Stockgelehrsamkeit, seine belletristischen Leistungen, ja vielleicht auch eine gewisse humoristische Freude an Kampf und Streit ihn unaufhörlich verwickelten. Da wir jedoch von Holbergs Schriften, den gelehrten sowohl als namentlich den poetischen, in den folgenden Abschnitten ausführlicher sprechen werden, so mag hier die einfache Notiz genügen, daß er ungefähr zu derselben Zeit, da er von der Last des metaphysischen Amtes befreit ward, und nachdem er seit seinen Knabenjahren nie wieder poetische Anwandelungen verspürt, sondern im Gegentheil, nach seiner eigenen Versicherung, a. a. O. S. 153, „auch an dem schönsten Gedichte kein Vergnügen hatte finden können,“ plötzlich, in einem Alter von mehr als dreißig Jahren, sich der Poesie zukehrte und in rascher Aufeinanderfolge des Peter Paars, der Satiren und Komödien, in einem Zeitraume von kaum vier Jahren sich zum ersten Dichter Dänemarks emporschwang.

Außerdem entwickelte Holberg aber auch im Fache der Gelehrsamkeit, vornämlich für Gegenstände der Geschichte und des allgemeinen Rechts, eine so ansehnliche Thätigkeit, daß sein Name, getragen überdies durch die goldene Schwinge des Dichterruhms, bald auch über die Grenzen seines Vaterlandes sich verbreitete.

Dieser Berühmtheit zu genießen und sie wo möglich noch zu vermehren, trat er im Jahre 1725, also in seinem einundvierzigsten Jahre, eine fünfte und letzte Reise an.

Dieselbe ging wiederum durch Holland nach Frankreich, wo er in Paris längere Monate verweilte. Seine geheime Absicht dabei war, einige seiner beliebtesten Komödien in Uebertragungen, die er selbst gearbeitet hatte, auf die französische Bühne zu bringen. Doch würde man irren, glauben wir, und jedenfalls mit dem übrigen deutlich dargelegten Charakter unseres Dichters in Widerspruch gerathen, wenn man dieses allerdings ein wenig auffällige Projekt nur seiner Eitelkeit und dem Wunsche zuschreiben wollte, den Beifall, den er in seinem barbarischen Vaterlande gefunden, nun auch von der gebildetsten Nation der Welt gleichsam vidimiren zu lassen. Was ihn dabei leitete, scheint uns vielmehr ein edler patriotischer Ehrgeiz gewesen zu sein, welchen es gefreut haben würde, wenn ein Sohn des unbekannten, verachteten Nordens, ein Däne, ein „ungetaufter“ Heide von denen da oben „mit Schweinsaugen und Mäulern, die bis an beide Ohren reichen,“ im Stande gewesen wäre, auch vor den Augen der hochgebildeten Franzosen Gnade zu finden.

Allein wie dies nun sein mag: es geschah, was vorauszusehen war und sein Projekt scheiterte, theils an nationaler Eifersucht, theils an lokalen Hindernissen und, wie er hinzusetzt (S. 225), „an dem schlechten Geschmack des Pariser Publikums.“ Nichts desto weniger war sein diesmaliger Aufenthalt in Paris ebenso behaglich als fruchtbringend und es mußte, wenn er jetzt mit den Berühmtheiten der damaligen Zeit, mit einem Fontanelle, Montfaucon, Hardouin, Tournemine und Anderen auf gleichem Fuße freundschaftlich verkehrte, ihm ein eigenes Gefühl sein, zurückzudenken an das Ehemals vor zehn Jahren, wo er sich in derselben Stadt als ein unbeachteter Fremdling umhergetrieben und oft nicht gehabt hatte, seinen Hunger zu sättigen.

Nach seiner abermaligen Rückkehr nach Kopenhagen (im Frühjahr 1726) ergab er sich seinen literarischen Beschäftigungen aufs Neue und mit verdoppelter Thätigkeit, jedoch mehr auf dem gelehrten als dem poetischen Gebiete, das er fortan nur sparsam und mit vereinzelten und minder erheblichen Arbeiten bestellte. Diese Beschränkung ward ihm aufgedrungen, nicht durch eine Abnahme seiner

geistigen Kräfte oder durch die Erschöpfung seines Talents, sondern äußerlich durch die Zeitumstände.

Im Jahre 1730 nämlich starb König Friedrich der Zweite, der, als ein prachtliebender, feinsinniger Herr, nicht nur die Entstehung der dänischen Schaubühne selbst befördert hatte, sondern (mit Ausnahme freilich seiner letzten Jahre, in denen er durch fanatische Gläubigkeit die Ausschweifungen seiner Jugend zu tilgen suchte) auch überhaupt der Literatur und jeder freiern geistigen Thätigkeit wenigstens insoweit behülflich gewesen war, als er sie nicht geflissentlich unterdrückt und keinen kleinherzigen Fesseln unterworfen hatte. Sein Nachfolger dagegen, Christian der Sechste, befand sich von Anfang an in den Händen einer obscuren, pietistischen Partei, welche aller Poesie, es müßten denn Litaneien und Lämmleinslieder gewesen sein, abgeneigt war, zumal also den profanen Vergnügungen des Theaters, das sofort mit Königlich Pfäffischem Interdicte belegt ward, und solch einem gottlosen Possenreißer, als für den sie Holberg hielt.

So verstummte also Holbergs Muse, während sein Fleiß nicht aufhörte, umfangreiche historische Werke (besonders da er seit 1736 auch Professor der Geschichte geworden war) und unverfängliche moralische oder praktische Schriften zu Tage zu fördern. Nur einmal noch (1741) machte sein satyrischer Geist sich Luft, und zwar in der „Unterirdischen Reise des Niels Klim.“ Aber auch diese Schrift, so zahm sie in ihrer allegorischen Allgemeinheit im Grunde auch ist, wagte er, der erwähnten Zeitumstände wegen, nicht anders als auswärts, in Leipzig, und überdies in lateinischer Abfassung erscheinen zu lassen.

Endlich, im Jahre 1746, starb König Christian: und eine der ersten Regentenhandlungen seines Nachfolgers, Friedrichs des Fünften, desselben, unter dem Schimmelmann, Moltke und Bernstorf Minister waren und Elias Schlegel, Cramer und vor Allem Klopstock ins Land gezogen wurden, war die Erneuerung des dänischen Theaters. Am 6. August 1746 war Christian gestorben: und schon im Oktober desselben Jahres erließ Friedrich der Fünfte, „der alle fremde Herrenhuterei detestirte,“ (s. G. L. Baden in „Danemarks og Norges Kong Frederik den Femtes Regjerings Aarbog,“ Kopenhagen 1832, S. 1) ein Rescript zur Wiedereröffnung der dänischen Schaubühne. Dieselbe fand auch wirklich ein Jahr später, im December 1747, aufs

Feierlichste und in Anwesenheit des Königs selber statt; das erste Stück aber, das in dem neuen Hause und vor dieser glänzenden Versammlung zur Aufführung kam, war der politische Kanngießer von Holberg (Baden, a. a. O. S. 18), für den nun überhaupt ein warmer Spätsommer königlicher Gunst und öffentlicher Anerkennung begann.

Dabei nun müssen wir auch ein Ereigniß berühren, das weder der Leser ohne Verwunderung vernehmen wird, noch der Biograph Holbergs ohne eine gewisse Beschämung oder doch ohne eine gewisse Art von Verlegenheit erzählen kann, zumal auf den ersten Anblick.

Das ist seine von ihm selbst nachgesuchte, ja fast muß man sagen von ihm erkaufte Erhebung in den Adelstand. Freilich klingt es wie ein schlechterfundenes Märchen, daß derselbe Mann, der mit seinem ganzen Charakter und Bildungsgange, mit dem gesammten Inhalt seiner Dichtung, der Grundlage seines Ruhms einzig und allein im Volke wurzelte — derselbe Mann, der sich in allen übrigen Stücken so frei von den Vorurtheilen seiner Zeit und seiner Umgebung gezeigt und der namentlich den Adelstolz, sowie die Thorheit des Bürgers, der über seinen Stand hinaus mit den sogenannten Vornehmen und ihren Ansprüchen und Gewohnheiten wetteifern will, mit so unumwundener Freimüthigkeit und Derbheit zum Zielpunkt seiner beißendsten Satyre gemacht hatte (man denke nur an den einen Don Ranudo de Colibrados, dessen prächtig drastische Figur sich selbst noch in der Kotzebue'schen Verwässerung längere Zeit auf der deutschen Bühne behauptet hat) — unglaublich, sagen wir, klingt es, daß derselbe Mann auf sein eignes Ansuchen in den Adelstand erhoben worden sein soll, gleich als ob der Glanz seines Talents, der Ruhm eines thätigen und wohlangewendeten Lebens noch durch die vergoldeten Initialen eines königlichen Adelsbriefes hätte erhöht werden können!

Die Verwunderung steigt, der peinliche Eindruck verstärkt sich, wenn wir hören, was mit dieser Erhebung in den Adelstand noch weiter in Verbindung gestanden, sogar was die eigentliche Veranlassung dazu gegeben haben soll. Holberg der Greis, sagt man, habe Holberg dem Jüngling nur wenig geglichen; wie bei so vielen Menschen, habe auch bei Holberg aus einer bewegten, erfahrungs- und entbehrungsreichen Jugend sich endlich nur ein mürrisches,

freud- und freundloses Alter entwickelt und so bereit er auch in seinen späteren Jahren noch gewesen sei, moralische Betrachtungen anzustellen und gute Rathschläge zu ertheilen, so sei doch der Rest seines eigenen Lebens von allerhand moralischen Flecken und Gebrechen entstellt gewesen.

Diese moralischen Gebrechen werden näher aufgezählt, und zwar nicht blos von seinen Gegnern, sondern sogar auch von denen, die sich selbst als seine Freunde und Verehrer zu erkennen geben, wie z. B. der im vorigen Abschnitt genannte J. A. Scheibe, der Uebersetzer des Peter Paars. Holberg, heißt es in diesen Quellen, sei in seinem Alter außerordentlich mürrisch, fast menschenfeindlich gewesen; die satyrische Ader, die in seiner Jugend so munter geflossen, habe sich in seinem Alter in eine bittere, beißende Kaustik verwandelt, und was in früheren Jahren sich als humoristische Laune oder Seltsamkeit dargestellt, das sei unter den natürlichen Schwächen und Entbehrungen des Alters zu einer vollständigen Sonderlingsnatur geworden. Die Musik abgerechnet, die ihn bis in seine letzten Tage ergötzte, zog er sich (erzählt man) von allem geselligen Verkehr und überhaupt von allem Umgang mit Menschen eigensinnig zurück; seine Miene wurde finster und abschreckend; gegen Fremde, die ihn kennen zu lernen wünschten, beobachtete er eine beleidigende Kälte, ja es wird erzählt, daß er den unwillkommenen Besuch armer Studenten, die ihn in seiner Eigenschaft als Rentmeister der Universität aufsuchten, zuweilen mit nachgeschleudertem Pantoffel zur Thür hinaus gewiesen. Selbst gegen seine älteren Freunde nahm er eine kalte, steife, hochmüthige Miene an; wurde das verdrossene Schweigen, das er für gewöhnlich beobachtete, ja einmal gebrochen, so floß er über von bittern und unzeitigen Scherzen, die nicht selten in wirkliche Beleidigungen ausarteten.

So, von den Menschen verlassen und ohne Bedürfniß nach ihnen, flüchtete er sich — fahren jene Erzählungen fort — in den gewöhnlichen Trost des Alters: er wurde geizig, über alle Maßen geizig. Die dornenreiche Jugend, die er verlebt, hatte ihn nicht blos an die strengste Sparsamkeit, sondern auch an Entbehrungen und Entsagungen der mannigfachsten Art gewöhnt. Als nun reichlichere Einnahmen ihm die Möglichkeit boten, sein Leben gemächlicher und genußvoller einzurichten, habe er bereits Sinn und Geschmack

dafür verloren gehabt, die Gewohnheit sei ihm bereits zur andern Natur geworden, und wenn er in seiner Jugend gehungert und gedarbt, weil er nicht anders konnte, so habe er diese Lebensweise in seinem Alter fortgesetzt, weil er inzwischen selbst Gefallen daran gefunden und weil kein Genuß, der sich mit Geld erkaufen läßt, ihm die Befriedigung gewährt habe, wie der Besitz des Geldes selbst. — Die Einzelheiten, die über diesen seinen angeblichen Geiz erzählt werden, sind eben so zahlreich wie schwer zu glauben. Schon in seiner Jugend genoß er niemals Wein oder ähnliche Getränke; eine Tasse Kaffee oder Thee war der höchste Luxus, den er sich gestattete; die Speisen, die er genoß, waren von der einfachsten und dürftigsten Beschaffenheit; er schrieb genau vor, wie sie bereitet sein sollten und setzte auf Wochen, Monate, ja ganze Jahre hinaus einen bestimmten Küchenzettel fest, von dem unter keinen Umständen abgewichen ward. Einige Jahre vor seinem Tode soll er sogar angefangen haben, sich nicht nur die Nahrungsmittel lothweise zuzuwiegen (Scheibe a. a. O. S. XCII), sondern auch sich selbst soll er vor und nach Tische gewogen haben, um ja sicher zu sein, daß er die vorgeschriebene Diät nicht überschritten!

Und um Allem diesem nun die Krone aufzusetzen, schenkt er schließlich sein ganzes auf diese Art zusammengescharrtes beträchtliches Vermögen mit Umgehung seiner hilfsbedürftigen Verwandten der Ritterakademie zu Soröe; als Preis dafür, setzt man hinzu, sei er in den Freiherrnstand erhoben worden, der somit für ihn gleichsam die Prämie des Geizes und der Eitelkeit gewesen. —

Das hört sich sehr schlimm an und wer den Holberg im Gedächtniß trägt, wie wir ihn soeben geschildert haben: durch und durch brav, welterfahren und tüchtig, Feind aller Vorurtheile, aller Heuchelei und alles leeren Prunkes, unbekümmert um Lob oder Tadel der Menge, freimüthig bis zum Aeußersten und doch nicht ohne weise Vorsicht — in der That, dem muß es schwer fallen, dieses frische, jugendheitre Bild mit dem düstern Schatten des grämlichen, geizigen, eitlen Greises in Einklang zu bringen.

Und doch wer will sagen, die Vereinigung so widersprechender Elemente sei unmöglich? Wer will behaupten, daß es auch in dem ursprünglich reinsten und edelsten Herzen nicht Falten gebe, aus deren geheimnißvollem Abgrund sich unter begünstigenden Umständen

derartige Dämonen erheben können? Haben wir doch in unserer eigenen deutschen Literatur eine ganz ähnliche Gestalt, die sich auch vermuthlich allen denen unserer Leser, die sich einiger Bekanntschaft mit der vaterländischen Literatur erfreuen, schon ohne unsere Erinnerung aufgedrängt hat: Hippel, der Verfasser der Kreuz- und Querzüge, der Schüler Hamans, der humoristische Vorläufer Jean Pauls. Auch Hippel zeigt eine Art von Janusgesicht, ein lachendes als Dichter und ein anderes, gefurcht von niedrigen Leidenschaften, von Stolz, Habsucht und tückischer Verstellung, im praktischen Leben. Wie Holberg, so arbeitete auch Hippel aus einer niedern, gedrückten Jugend durch eine Beharrlichkeit, fest wie Eisen, aber auch eben so herzlos, sich gleichfalls zu einer einflußreichen angesehenen Stellung und dem Besitz eines bedeutenden Vermögens empor. Auch er, in seinen Schriften die Menschenliebe, die Gemüthlichkeit, der Alles verklärende Humor selbst, war im Leben schroff, menschenfeindlich und habsüchtig. Auch er, als Schriftsteller der beredte Anwalt der Ehe, der begeisterte Lobredner der Frauen und jeder edleren häuslichen Freude, führte in Wirklichkeit (wie Holberg) ein einsames, freudloses Hagestolzenleben. Ja, um die Parallele vollständig zu machen: auch Hippel ließ sich endlich in den Adelstand erheben, nachdem er so oft die Einfalt der Standesvorurtheile verspottet und das entsetzliche Weh, das sich aus ihnen entwickeln kann, mit so schneidender Wahrheit geschildert hatte. — Warum soll dies Beispiel allein stehen? Warum soll nicht auch die dänische Literatur in Holberg eine solche Vermischung des Höchsten und Niedrigsten, des Edelsten und Gemeinsten aufzuweisen haben? Ja was ist denn überhaupt nur so Ungewöhnliches an einem Menschenleben, dem die äußerliche Gedrücktheit, die Armuth und Einschränkungen seiner Jugend als sittliche Narben für die späteren Jahre zurückbleiben und das der Hammer des Schicksals nur hart, nicht zugleich rein geschmiedet hat?

Diese Fragen sind an sich nichts weniger als unberechtigt, allerdings: und doch stehen sie hier am falschen Orte, da die Thatsachen in Holbergs Leben sich unter der Fackel einer sorgfältigen und unbefangenen Kritik in Wahrheit ganz anders darstellen als jene Gerüchte und Anklagen es vermuthen lassen.

Auch ist diese Kritik nichts weniger als schwierig anzustellen.

Wie über Alles, was sein äußeres und inneres Leben anbetrifft, so hat auch über diesen scheinbar so delikaten Punkt Holberg selbst sich mit großer Unbefangenheit und Natürlichkeit geäußert; ja er kommt auf nichts so häufig zurück, sowohl in der Lebensgeschichte, wie namentlich in den Vermischten Briefen, als auf diese Geschichte seiner Nobilitirung, seine Soröer Stiftung, seinen angeblichen Geiz und was sonst noch damit zusammenhängt. Nun heißt es freilich „qui s'excuse, s'accuse . . . .;“ doch ist es wol unter allen Umständen billig, daß wir zunächst den Angeklagten selbst vernehmen.

Und da ist es nun zuvörderst eine Thatsache, durch die ein großer Theil jener Gerüchte und Anklagen schon in ein merklich anderes Licht gerückt wird, daß nämlich Holberg von frühesten Jahren an sich einer außerordentlichen Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen, hauptsächlich aber im Essen und Trinken befleißigt hat. Wie wohl er sich in dem mäßigen, nüchternen Italien gefühlt, haben wir vorhin schon angeführt; im Gegensatz dazu war ihm die sprichwörtlich gewordene Unmäßigkeit seiner Landsleute, besonders im Trinken (man denke nur an Shakespeares Aeußerungen im Hamlet), aufs Aeußerste verhaßt und unter den guten Lehren und Warnungen, die er nicht müde ward ihnen zu ertheilen, stand diese in erster Reihe. Die Zechgelage, die damals in Dänemark und Norwegen noch allgemein üblich waren und von denen wir noch in Steffens' Jugendgeschichte so mancherlei Anklänge finden, dünkten ihm ein wirklicher Flecken in dem Charakter seines Volks; Wein und Bier und Tabak für das unumgängliche Vehikel aller Geselligkeit zu halten, schien ihm eine eben so läppische wie verderbliche Gewohnheit, mit Thee und Kaffee komme man eben so weit und behalte einen klaren Kopf und nüchterne Sinne.

Daß er es sich aber in diesem Falle doppelt angelegen sein ließ seine Lehre durch sein Beispiel zu unterstützen, war um so natürlicher, als er von früh an mit einem überaus zarten, schwächlichen, fast muß man sagen launenhaften Körper zu kämpfen hatte. Zahlreiche Züge, die er in dieser Hinsicht von sich selbst erzählt, zeigen, zu welcher krankhaften Reizbarkeit sein Nervenleben mitunter gesteigert war und daß er in der That Recht hatte, wenn er versicherte (Verm. Br. Bd. V. Br. 1, S. 4), „verschiedene Umstände, die man an ihm tadele, hätten allein in der zärtlichen Beschaffenheit

seines Körpers ihren Grund und es sei also nicht der Wille, sondern blos der Leib, der ihn zu einem Nonconformisten mache." — „Ich gedenke noch allemal und zwar nicht ohne Schrecken," erzählt er an einer anderen Stelle desselben Werks (Bd. III. Br. 101, S. 202), „einer Verordnung, welche der Magistrat von Kopenhagen gleich nach dem großen Brande (von 1728) ergehen ließ, daß die Wächter des Nachts alle Viertelstunden rufen sollten. Diese Anstalt war ein rechter Donnerschlag für mich, insonderheit da ich mir eben um dieselbe Zeit in einem Eckhause am sogenannten Alten Markte einige Zimmer gemiethet hatte. Denn weil der Umkreis des Marktes das vorgeschriebene Revier meines Wächters, und folglich wenn er dieses Revier abgerufen hatte, die Viertelstunde verflossen war, so mußte er sogleich wieder von Neuem anfangen, und ich hatte daher das Unglück, ein Basso continuo ohne Pausen die ganze Nacht anzuhören. Doch währte es zu meinem größten Glück nicht lange, allem Vermuthen nach weil der Wächter selbst es nicht in die Länge auszuhalten vermochte. Ich wünsche," setzt er hinzu, „öfters, daß ich nicht von einer so zärtlichen Natur sein möchte, oder daß wenigstens meine Nachbaren mit einer etwas zärtlichern Empfindung begabt sein möchten." — Noch entschiedener spricht er sich über denselben Gegenstand in der folgenden Stelle (ebendas. Bd. III. Br. 74, S. 395) aus: „Ich bin, scheint es, zu dem Ende geschaffen, sowohl die Aerzte als die Moralisten in Verwirrung zu setzen. Dreierlei habe ich mit großem Fleiß getrieben, ohne es in Einem davon sonderlich weit zu bringen: so lange ich auch auf der Violine gespielt, so kann ich mich doch für keinen Meister ausgeben; so viel griechische Bücher ich auch gelesen, so bin ich doch in das Innere dieser Sprache nicht eingedrungen und wie viele Mühe ich mir auch gegeben, die Launen meines Körpers zu erforschen, so ist doch alle meine Bemühung vergeblich gewesen."

Ein so reizbarer, nervöser Mensch, den schon das Stundenrufen der Nachtwächter unglücklich machen konnte (man erinnere sich übrigens an Goethe's Aufenthalt in Göttingen im Sommer 1801 und was er selbst davon erzählt: Tages- und Jahreshefte, Sämmtl. Werke Bd. 31, S. 113 der Ausg. in 60 Bdn.), gehörte offenbar nicht in die große Gesellschaft und würde sich daher die gesellige Zurückgezogenheit, in welcher Holberg allerdings lebte, schon aus diesem Umstande allein zur Genüge erklären. Allein es kam noch

ein anderer und noch wichtigerer Umstand hinzu: das war sein Unabhängigkeitssinn. Wir haben Holberg oben als den Feind alles und jeden Pedantismus kennen gelernt; auch der Pedantismus der Gesellschaft, der Zwang der leeren, bedeutungslosen Etikette, der eben damals in Kopenhagen eine ganz ungemeine Höhe erreicht hatte, war dem bürgerlich freisinnigen, seine Unabhängigkeit über Alles liebenden Manne aufs Aeußerste zuwider. „Ich richte mich zwar," sagt er in den Vermischten Briefen Bd. III. Br. 5, S. 23, „gerne nach den Sitten des Landes, um den Vorwurf, als wolle man vor Anderen etwas voraushaben, zu vermeiden. Allein zu der Lebensweise und der Art der Haushaltung, wie sie bei meinen Landsleuten üblich ist, kann ich mich nicht bequemen. Vielmehr habe ich mir eine solche Lebensart erwählt, welche mit meiner Natur übereinkommt und der Erhaltung meiner Gesundheit gemäß ist. Ich halte gerne Freundschaft mit meinen Freunden, aber noch weit mehr mit mir selbst und daher ist es mir auch weit angenehmer, wenn mein Nachbar als wenn mein Magen murrt."

Ja selbst patriotische Gründe trugen dazu bei, ihn bei einer Einfachheit und Mäßigkeit der Lebensweise zu erhalten, die, gegenüber den üppigen Gewohnheiten der dänischen Hauptstadt, allerdings kaum ohne Anstoß bleiben konnte. „Keine Stadt," fährt er an der eben angeführten Stelle fort, „bedarf, so viel ich weiß, mehr einer Ermunterung zur Oekonomie und Haushaltung als Kopenhagen, wo der thörichte Zwang der Mode die Ursache ist, daß die Einwohner auf jeden unschuldigen Zeitvertreib, auf das Vergnügen eines täglichen Umgangs, sogar auf ihre Gesundheit verzichten müssen und wo selbst unbekannte Personen, besonders Frauen, genöthigt sind, oft ganze Monate zu Hause zu bleiben, weil die Mode ihnen verbietet, zu Fuße zu gehen, der Stand ihres Vermögens ihnen aber nicht zuläßt, einen Wagen oder eine Sänfte zu miethen. Wer an fremden Orten gewesen, der kann sich nicht darüber täuschen, daß die Mode dieser Stadt den Einwohnern gleichsam einen fortwährenden Civilarrest auferlegt. Es geschieht hier nicht selten, daß Jemand einen seiner Freunde zu sprechen wünscht; weil er dies aber nicht thun kann, ohne einen Thaler für den Wagen auszugeben, so bleibt er zu Hause. Ein Anderer möchte gern ein Schauspiel ansehen oder ein Concert hören und würde das

Eintrittsgeld dafür gern entrichten; weil aber der Wagen, dessen er sich dazu bedienen müßte, die Ausgabe geradezu verdoppeln würde, so muß er sich die Lust vergehen lassen. Es ist dies zum Theil die Ursache, weshalb die Schauspiele und andere zur Unterhaltung des Publikums bestimmte Anstalten bei uns nicht bestehen können. Eben daher rührt es auch, daß die Spaziergänge, welche zum Vergnügen und Nutzen der Einwohner angelegt worden, verödet, ja fast dürfte ich sagen, daß die Kirchen leer stehen."

Man vergleiche damit folgende noch derbere Stelle, kurz zuvor in demselben Briefe: „Die Mittel, deren meine Landsleute sich bedienen, ihre Liberalität zu bezeigen, bestehen insgemein in einem Ueberfluß von Essen und Trinken, in einem überflüssigen Schwarm von Bedienten, in Wagen und Tragsesseln und ähnlichen Dingen, die meiner Gesundheit schädlich und meinem Geschmack zuwider sind. Ich liebe weder den Scharbock noch das Fieber; darum esse ich wenig und liebe die beständige Bewegung."

Die angeführten Stellen, die sich ohne Mühe noch durch viele ähnliche, besonders auch aus der „Lebensbeschreibung" vermehren ließen, werden hinreichen zu zeigen, daß, wenn Holberg sich wirklich von der damaligen Kopenhagener Geselligkeit zurückzog, doch weder Geiz noch Menschenhaß die Ursache davon war. Auch enthält der erstere Vorwurf eine neue Widerlegung dadurch, daß Holberg trotz der systematischen Einfachheit seiner Sitten doch im Punkt der Kleidung, also gerade in demjenigen, was ein Geizhals zuerst zu vernachlässigen pflegt, umgekehrt eine gewisse Zierlichkeit, ja selbst einen gewissen Luxus beobachtete. Auch die Kopenhagener Kleidertracht hatte seit der Einführung der absoluten Monarchie im Jahre 1660, diesem großen epochemachenden Ereigniß, das seinen Einfluß nach allen Richtungen hin erstreckte, große und charakteristische Umwälzungen durchgemacht; wer sich darüber des Näheren unterrichten will, der findet dazu bei Molbech, „Ludwig Holberg og hans Samtid," S. 58 ff. ein ebenso reiches wie ausgewähltes Material. Für unsern Zweck hier genügt es nur ganz kurz zu erwähnen, daß seit dem angeführten Zeitpunkt sowohl die bis dahin übliche spanische Hoftracht als die nationale bürgerliche Kleidung durch die französische Mode mehr und mehr verdrängt ward; mit den Kutschen, den Sänften, den Lakaien zogen auch die gestickten Kleider, die seidenen

Strümpfe, die Perücken in Kopenhagen und weiterhin in ganz Dänemark ein. Namentlich mit den letzteren, den Perücken, wurde ein großer Luxus getrieben; es gab ihrer eine außerordentliche Menge von Arten und Unterschieden, französische Perücken, deutsche Perücken, Adelsperücken, Bürgerperücken und sofort; woraus sich denn wieder, um dies hier gleich einzuschalten, die bedeutende Rolle erklärt, die auch die Perücke beinahe in allen Holberg'schen Stücken spielt. — Um die Zeit, da Holberg von seinen großen Reisen zurückkehrte, gegen das Jahr 1720 hin, war diese Umwandelung bereits vollendet, die französische Tracht herrschte allgemein, selbst im kleinen Bürgerstande, und sich davon ausschließen zu wollen, wäre dasselbe gewesen als den Sonderling spielen.

Solche Sonderlingslaune lag aber nicht im Charakter unseres Dichters, der vielmehr jederzeit den Grundsatz festhielt, in allem Vernünftigen und Schicklichen sich den Gebräuchen derjenigen zu fügen, unter denen er lebte, vorausgesetzt, daß sie nicht seiner Gesundheit oder irgend einem andern von ihm höher geachteten Interesse zuwider liefen. Er trug also auch die zu seiner Zeit übliche und allgemein verbreitete französische Kleidertracht und zwar, wie er selbst von feinem und zierlichem Wuchse war, so trug er sie auch mit entsprechender Feinheit und Zierlichkeit. Noch in seinem hohen Alter war er stets zierlich und seinem Stande gemäß, oft sogar prächtig gekleidet; ja da er sich in seiner Jugend daran gewöhnt hatte, stets nur in Schuhen und Strümpfen (Stiefel waren, wie wir aus Molbech a. a. O. S. 50 erfahren, überhaupt nur für Militärpersonen oder zur Jagd und Reisekleidung üblich) und mit dem Hut unter dem Arme zu gehen, so behielt er diese Gewohnheit auch bis in seine späteste Jahre bei. Allerdings fiel er dadurch in diesem letzten Abschnitt seines Lebens beinahe ebenso auf, als er es in seiner Jugend durch das Gegentheil gethan haben würde. Denn seit ungefähr Anfang der vierziger Jahre hatte der Geschmack wieder gewechselt und seine Mitbürger waren, wie Holberg in den Vermischten Briefen Bd. I, Br. 73, S. 379 spottet, „gegenwärtig nicht nur englisch, sondern erzenglisch geworden": und wir irren wol nicht, wenn wir annehmen, daß diese Veränderung der Mode sich auch auf die Kleidertracht erstreckt haben wird. Doch fand Holberg, damals bereits ein Sechziger, darin natürlich keinen Grund

von seiner alten vieljährigen Gewohnheit abzugehen. Ja er behielt diesen nachgerade etwas auffällig gewordenen Luxus der Kleidung sogar absichtlich bei, um nämlich zu zeigen, wie unbegründet jener Vorwurf des Geizes, der so häufig gegen ihn erhoben ward — wenn auch in Wahrheit aus keinem andern Grunde, als weil er nicht so viel aß und trank und in der Kutsche fuhr und sich in Sänften tragen ließ, wie die damalige Kopenhagener Mode es erforderte. „Vor einigen Tagen," erzählt er a. a. O. Bd. III. Br. 5, S. 23, „traf mich ein guter Freund in meinem ganzen Staat auf der Gasse an und raunte mir ins Ohr: eine solche prächtige Kleidertracht sei eines Philosophen nicht anständig. Ich erwiederte ihm, daß ich mich niemals für einen Philosophen ausgegeben, sondern vielmehr bei jeder Gelegenheit mich über diejenigen lustig gemacht habe, die da verlangen, daß man ihnen diesen Namen beilegen soll. Ich kann auch eine gar triftige Ursache angeben, weshalb ich bisweilen Kleider von Sammet und Seide trage und mich in einer Tracht zeige, die ich selbst nicht anders als mit Widerwillen trage. Die Eingezogenheit und Mäßigkeit meiner Lebensweise hat bekanntlich öfters zu allerhand Urtheilen Veranlassung gegeben; weil man gesehen, daß ich täglich mit einer Schüssel oder höchstens zwei zufrieden gewesen und häufig in einer Stadt zu Fuße gegangen bin, wo Jedermann bis auf die Handwerksleute hinab in der Kutsche fährt oder sich in einem Tragsessel herumtragen läßt, so hat man gesagt, ich sei geizig. Um nun zu zeigen, wie durchaus ungegründet solche Urtheile sind, so wende ich bisweilen etwas an meine Kleidung und an verschiedene andere Dinge, welche mir keine Beschwerlichkeit verursachen . . . . . indem ja ein kostbares Kleid ebenso bequem zu tragen ist als ein schlechtes."

Aber auch Holbergs angebliche Menschenscheu, der finstere, griesgrämliche, bissige Charakter, den er in seinem Alter gezeigt haben soll, dürfte vor einer sorgfältigern Kritik kaum Stand halten. Wir wollen in dieser Hinsicht nur einen Punkt anführen, der wiederum durch Holbergs eigenes Zeugniß verbürgt ist. Ein Mann von finsterem, griesgrämlichem, bissigem Charakter, ein Menschenfeind, der alle Geselligkeit flieht, pflegt wol am wenigsten den Umgang mit Frauen zu suchen, und doch war es gerade dieser Umgang, den Holberg bis an sein Ende am meisten liebte und am begierigsten

aufsuchte. „Sie wundern sich," redet er a. a. O. Bd. II. Br. 18. S. 109 seinen angeblichen Correspondenten an, „daß ich als ein alter Mann und der den Studien von jeher ergeben gewesen, mehr Vergnügen im Umgang mit Frauenzimmern als mit Männern finde. Sie werden sich aber noch mehr wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich eben meiner Studien halber diese Gesellschaft suche. Um Ihnen dies deutlich zu machen, muß ich Ihnen melden, daß ich zu Hause niemals müssig bin, sondern beständig arbeite und den Kopf anstrenge. Gehe ich also einmal aus, so geschieht es blos in der Absicht, um mich ein wenig zu erholen. Diese Erholung aber finde ich am ersten und sichersten bei dem Frauenzimmer, wo solche Unterredungen gepflogen werden, die kein Nachdenken erfordern. Habe ich mir also durch gar zu fleißiges Lesen und Nachdenken Kopfschmerzen zugezogen, so besuche ich Niemand lieber als die Frau N. N., die mir nichts Anderes erzählt, als was sie heute gespeiset, wie viel Eier ihre Hühner in der letzten Woche gelegt und andere dergleichen Dinge, wodurch der Kopf nicht angegriffen und wobei keine Aufmerksamkeit erfordert wird. Mit der Gesellschaft der Männer verhält es sich für gewöhnlich ganz anders; da führt man Reden, welche Nachdenken erfordern, man spricht von Rechts- und Staatssachen — Materien, die ohne Zweifel sehr nützlich sind, auch unter Umständen recht angenehm sein können, nur nicht wenn man eine Gesellschaft blos zu dem Ende besucht, um sich aufzumuntern und dem Kopf einige Ruhe zu gönnen."

Sollte unser Buch so glücklich sein, auch Leserinnen zu finden, und sollte denselben diese Art, wie Holberg hier seine Vorliebe für die Damengesellschaften motivirt, mehr aufrichtig als galant erscheinen, so werden sie vielleicht durch das, was er gleich darauf hinzusetzt, wieder versöhnt werden. Er fährt nämlich fort: „Die zweite Ursache, weshalb ich Damengesellschaften aufsuche, besteht darin: komme ich in eine Gesellschaft von lauter Mannspersonen, so wird mir entweder ein Glas Wein oder eine Pfeife Tabak vorgesetzt, welches Beides nicht nach meinem Geschmacke ist. In den Damengesellschaften dagegen trinke ich Thee und Kaffee und unterhalte mich von lauter harmlosen Dingen, was mir in meinen müßigen Stunden das Liebste ist."

Beiläufig bemerkt, erklärt sich aus dieser Art, den Umgang

mit Frauen zu taxiren, auch zur Genüge, woher es wol gekommen, daß Holberg trotz der Vorliebe, die er für das weibliche Geschlecht hegte, doch Hagestolz geblieben. Einen wesentlichen Antheil an diesem Entschlusse hatte gewiß die Armuth seiner Jugend, sowie seine Kränklichkeit; es ging ihm wie so Vielen heutzutage, denen, so lange sie jung und empfänglich sind, die Mittel fehlen, einen Hausstand zu gründen, und wenn endlich die Mittel da sind, so ist der Kopf grau und das Herz kalt geworden. Auch lag allerdings in Holbergs ganzem Wesen eine gewisse Kälte und Trockenheit; wie in seinen Komödien die Liebespartien stets das Schwächste sind, ja wie er die Liebe überhaupt auf dem Theater für entbehrlich erklärte (vgl. Verm. Br. Bd. V. Br. 9. S. 72; wir kommen noch später auf den Gegenstand zurück): so findet sich auch in der Geschichte seines Lebens nirgends die leiseste Spur eines verliebten Abenteuers oder einer zärtlichen Neigung, die er irgend einmal zu einer Schönen gefaßt. Ueber ein anderes entscheidendes Motiv aber spricht er sich selbst mit gewohnter Offenheit aus. „Einige," sagt er a. a. O. Bd. III. Br. 74. S. 399, „tadeln es an mir, daß ich so gerne Frauenzimmergesellschaften besuche, Andere dagegen sagen, daß ich gar zu kaltsinnig gegen das schöne Geschlecht sei. Ich leugne nicht, daß ich jederzeit Gefallen an Frauenzimmergesellschaften gefunden habe und zwar aus den Gründen, welche ich in meinen Schriften angegeben, und das hat denn zu dem ersten Urtheil Veranlassung geboten. Weil ich aber den Umgang mit Frauenzimmern aus keinem andern Grunde suche, als blos um mein Gemüth zu erheitern und die Frauenzimmer nicht anders ansehe als wie schöne Gemälde, so hat dies das letztere Urtheil hervorgerufen." — Höchst ergötzlich ist auch, was er von einem Heirathsattentat, das noch in seinem sechzigsten Jahre von einer „frommen und verständigen Matrone" auf ihn gemacht ward, S. 380 der Lebensbeschreibung mehr andeutet als eigentlich erzählt. „Eine Matrone," heißt es hier, „fragte mich kürzlich, ob ich das Heirathen denn etwa abgeschworen hätte. Einen Schwur, erwiederte ich ihr, hätte ich zwar nicht gethan: doch seien allerdings viele andere Ursachen vorhanden, welche mir das einsame Leben angenehm machten und mich abhielten, in den Ehestand zu treten. Sie versetzte hierauf, die Unbequemlichkeiten, welche mit dem Ehestande verbunden seien, würden durch unzählige angenehme

Umstände wieder ersetzt; eine verständige und fromme Frau könne sehr viel Beschwerlichkeiten erleichtern und die Sorgen des Hauses entweder theilen, oder dieselben auch, wenn es der Mann verlangte, ganz allein auf sich nehmen. Damit fing sie an, das Vergnügen, welches die Ehe begleite, herzurechnen und mit den schönsten Farben abzumalen, woraus sie den Schluß zog, daß die Beschwerlichkeiten, die sich etwa dabei einfinden möchten, durch die Zufriedenheit in der Ehe auf einmal gehoben würden. Ich antwortete, daß ein sechzigjähriger Mann niemals das Vergnügen, sondern allein die Beschwerlichkeiten des Ehestandes empfinde. Wie ich nun auf ihren Befehl die Beschwerlichkeiten erzählen sollte, die ich besorgte, so fragte ich: ob sie etwa des Nachts schnarche? Und da sie antwortete, ja, sie schnarche sehr stark, so erwiederte ich: schon diese geringe Ursache sei hinreichend, uns von einander zu halten." —

Nehmen wir danach nun die Frage, wie es so eigentlich mit Holbergs angeblichem Geiz gestanden, wieder auf. Wir wissen bis jetzt Folgendes: Holberg kleidet sich gut, ja prächtig, er sucht gern die Gesellschaft munterer Frauen — aber er ist mäßig im Essen und Trinken, er geht gern zu Fuß, er hält keine prächtig gekleideten Lakaien. Sollte das wirklich hinreichen, den Vorwurf des Geizes zu begründen? Denn auf die Geschichtchen von den abgewogenen Lebensmitteln 2c. ist doch wol im Ernst kein Werth zu legen; hat er dergleichen wirklich gethan, so ist offenbar mehr die hypochondrische Sorge um seine Gesundheit als der Geiz dabei betheiligt gewesen. Allerdings erfahren wir hie und da aus seinem eigenen Munde einzelne Züge aus seinem häuslichen Leben, die auf eine große — wie sollen wir sagen? Einfachheit oder Sorglosigkeit in Betreff des Aeußerlichen schließen lassen. So z. B. erzählt er Bd. V. Br. 28. S. 148 der Verm. Br. ganz naiv, daß in seinem Hause zu Kopenhagen bisweilen alle Zimmer mit einer solchen Menge von Mäusen angefüllt seien, daß dieselben durch keine Mittel könnten ausgerottet oder vertilgt werden. „Das Haus," fährt er fort, „das ich auf meinem Gute Terslöv bewohne, war vor einigen Jahren so voll großer Ratten, die ein solches Gepolter verursachten, daß das Haus dadurch in einen üblen Ruf kam, als ob es von Gespenstern bewohnt sei."

Allein gerade die Naivetät und Unbefangenheit, mit der er diese

Histörchen erzählt, beweist unserer Meinung nach am besten, daß es damit so gar arg nicht gewesen sein kann und daß wir darin wol zuletzt nichts weiter zu erblicken haben, als die gewöhnliche Rusticität und Unheimlichkeit einer Junggesellenwirthschaft. Auch mochten wol die Häuser im damaligen Kopenhagen, trotz des Luxus, der auch darin allmählig herrschend geworden war und über den Molbech a. a. O. S. 86 einige interessante Notizen mittheilt, nicht allzu solide gebaut sein, so daß dergleichen ungebetene Gäste sich schon darin einnisten konnten. Von 1728 bis gegen Ende der fünfziger Jahre wurden, wie Molbech nach E. Pantoppidans 1759 erschienenem Werke „Ueber Dänemarks ökonomisches Gleichgewicht" berichtet, einige tausend neue Häuser erbaut, die zum Theil zehn, zwanzig, dreißigtausend Reichsthaler und mehr kosteten; selbst die billigsten kamen auf drei bis viertausend Reichsthaler zu stehen. In diesen Häusern verlangte man italienische Treppen, zum Theil aus Marmor, ferner so und so viel Vorgemächer, Wohnzimmer, Speisesaal und Kabinete; die Zimmer waren mit Tafelwerk und vergoldeten Leisten eingefaßt, die Decken gemalt, die Thüren mit Messingbeschlägen und Schnitzwerk verziert, die Wände waren mit Damast oder Seide, auch wol gar mit Hautelissen bedeckt, vor den Fenstern hingen doppelte Gardinen, und Kachelöfen aus Fayence strömten eine behagliche Wärme aus.

So weit Pantoppidans Schilderung bei Molbech. Holbergs Wohnung, in der Mäuse und Ratten sich jagten, war gewiß nicht so prächtig, es war eine bürgerlich bescheidene, altväterische, vielleicht etwas verfallene Wohnung — aber wiederum fragen wir, genügt dies, ihn des Geizes zu beschuldigen?

Wenn er also den thörichten Luxus seiner Zeit nicht mitmachte, wenn er das mühsam erworbene Geld, die späte und saure Frucht seiner Anstrengungen, zusammenhielt und durch alle erlaubte Mittel zu vermehren trachtete (denn daß er andere angewendet, davon findet sich auch bei seinen gehässigsten Beurtheilern keine Spur), so haben wir darin nicht sowohl einen unwürdigen und kleinlichen Geiz als vielmehr die natürliche Sparsamkeit eines Mannes zu erkennen, der sich in seiner Jugend selbst mit Noth und Elend hatte herumschlagen müssen und der daher auch vor vielen Anderen zu der Einsicht gelangt war, welche geistige und sittliche Macht in der

richtigen Anwendung des Geldes liegt und daß unter Umständen Geld haben, frei sein heißt.

Ganz ebenso aber verhält es sich nun auch mit seiner angeblichen Eitelkeit. Die Stiftung, an die er seinen Namen knüpfte und zu der er sein Vermögen verwendete, hatte einen edlen und würdigen Zweck; seine Erhebung in den Adelstand aber war nur eine nothwendige Zugabe zu dieser Stiftung, indem die Güter, welche Holberg dazu bestimmte, den vorschriftmäßigen Umfang einer Baronie besaßen, Holberg also dadurch, daß er diese Eigenschaft auch gesetzlich anerkennen ließ, nur der Stiftung, die er zu gründen im Begriffe stand, gewisse gesetzliche und rechtliche Vortheile zuwendete, durch die der patriotische Zweck, dem das Ganze gewidmet war, nur befördert ward. Doch lassen wir auch hier wieder Holberg selbst sprechen. „Es ist," sagt er Verm. Br. Bd. II. Br. 96, S. 498, „bekannt, daß ich bereits vor langer Zeit mein Vermögen dem Nutzen des Publikums gewidmet und daß ich mich oft mit meinen Freunden über die Art und Weise berathen habe, wie dies am besten geschehen könne. Ich habe auch wirklich zweimal ein Testament zu dem Ende aufgesetzt und zwar das erste im Jahre 1735" (also in seinem einundfünfzigsten Lebensjahre), „das ich aber nachher wieder verworfen, das zweite aber zehn Jahre später im Jahre 1745, mit dem ich jedoch auch nicht völlig zufrieden war. Wie ich deshalb eben mit mir selbst zu Rathe ging, was ich thun wollte, so wurde mir im Jahre 1746 der Vorschlag gemacht, mein Vermögen der Ritterakademie zu Soröe zu schenken, mit deren Stiftung" (es sollte wol besser heißen Wiederherstellung oder Neubegründung, da Soröe, im zwölften Jahrhundert eines der reichsten Klöster Dänemarks, bereits 1586 durch Friedrich II. in eine große Schule umgewandelt worden, die dann Christian IV. 1672 zu einer Akademie erhoben hatte) „man eben damals beschäftigt war. Da ich nun schon an andern Orten in meinen Schriften mich dahin ausgesprochen hatte, daß diese Anstalt für eine der allernützlichsten anzusehen, die in diesem Lande gemacht werden kann, so hatte ich diesen Vorschlag kaum vernommen, als ich auch sofort einwilligte."

Noch weitläuftiger, aber auch noch gründlicher spricht er sich an einer anderen Stelle über den Gegenstand aus: a. a. O. Bd. II. Br. 95, S. 491. „Das nicht gar zu günstige Urtheil," heißt es

hier, „welches Einige über meine neue Würde gefällt haben, läßt mich durchaus gleichgültig. So oft man mir dergleichen zu hören gibt, so antworte ich, daß bereits lange vor mir verschiedene Gelehrte zu ähnlichen Ehrenstellen erhoben worden, daß ich ein so gutes und gegründetes Recht darauf gehabt habe als Andere und daß meine Erhebung lange nicht so widersinnig ist, als die verschiedener deutscher Gelehrten, deren Baronien nämlich im Monde liegen, während die meinige wirklich auf dem Erdkreis vorhanden ist und in der Provinz Seeland liegt. Ich stelle ihnen ferner scherzweise vor, daß ich aus dem Militärstande entsprossen bin, schon vor fünfzig Jahren bei dem Aggerhus'schen Regiment in Norwegen gestanden habe und vielleicht gegenwärtig der Reihe nach zum General vorgerückt wäre, nämlich wenn mir nicht vorher der Kopf abgeschossen worden. Ein gewisser junger Mensch meinte zwar, der Sprung sei doch für mich auf einmal gar zu groß gewesen: ich indeß ersuchte ihn zu erwägen, daß ich bereits im Amte gestanden und eines gewissen Ansehens genossen, bevor er noch geboren worden. Einem Andern, der sich wunderte, daß ich mich noch in meinem hohen Alter habe baronisiren lassen, antwortete ich, daß dies blos deswegen geschehen sei, um zu zeigen, daß es mit dem Charakter, den ich in meinen Schriften der dänischen Nation beigelegt, seine vollkommene Richtigkeit habe: nämlich daß man hier zu Lande wirklich nicht eher Lust zu tanzen kriegt, als bis man Leichdorne hat und daß Einem die Welt nicht eher angenehm wird, als bis man sein sechzigstes Jahr erreicht hat: wobei ich dem jungen Manne zugleich den guten Rath ertheilte, sich wohl in Acht zu nehmen, wenn er zu diesem verhängnißvollen Alter gelangen würde."

„Ich hoffe daher," fährt Holberg fort, „daß Jedermann mir zustimmen wird, wenn ich behaupte, daß die Erhebung meiner Landgüter zu einer Baronie lediglich zum Nutzen des Publikums geschehen und damit ich mir ein Andenken nach meinem Tode stiften möge. In der That hat es mit meiner Würde eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit. Sie ist zugleich ein Amt, das etwas Reelles in sich schließt; Andere dagegen begehren nichts weiter als den bloßen Namen, dem sie doch weder jemals ein Genüge geleistet haben, noch auch jemals ein Genüge zu leisten gedenken."

„Was mich übrigens," setzt er hinzu, „bei dem Ganzen am

meisten freut, das ist, daß Andere, die sich ebenfalls den Wissenschaften widmen, durch dieses Beispiel aufgemuntert werden, in ihrem Fleiße fortzufahren und daß alle vernünftigen Leute das Urtheil fällen, daß meine Erhebung Ihro Königlichen Majestät zum Ruhme gereicht. Im Uebrigen ist meine Standeserhöhung aber auch eine solche, die einem Gelehrten, wenn man mich anders zu den Gelehrten rechnen will, auch sehr wohl zukommt — man müßte denn etwa glauben, daß Einer, der die Geschichte, das Staatsrecht und die Sittenlehre vorträgt, nicht geeignet sei, eine höhere Würde zu bekleiden, und daß Rang und Titel lediglich solchen Personen zukomme, die in gewissen andern Collegien sitzen, wo man Rechnungen nachsieht, Auszüge aus Bittschriften macht und Formulare abschreibt."

Wir fragen wiederum: ist dies die Sprache eines eitlen hochmüthigen Menschen, eines Schmeichlers und Höflings oder ist dies vielmehr die Sprache eines Mannes, der sich seines Werthes bewußt ist und darum zur Ehre seines Vaterlandes, sowie zur Ermunterung der Wissenschaft für diesen seinen Werth auch diejenige äußere Anerkennung in Anspruch nimmt, welche die Sitte seiner Zeit mit sich bringt? Jene principielle, politisch bewußte Abneigung gegen den Adel, die heutzutage z. B. bei uns in Deutschland herrscht, existirte um Mitte des vorigen Jahrhunderts in Dänemark noch nicht und Holberg beantragte seine Erhebung in den Adelstand gewiß vollkommen so unbefangen und so bona fide, wie etwa Goethe und Schiller dieselbe annahmen. Auch ist er trotz Baronie und Adelswappen niemals ein Höfling gewesen noch geworden. Er erschien allerdings, seitdem ihm durch seine Standeserhöhung der Zutritt eröffnet war, zuweilen bei Hofe, allein er selbst führt auch die Gründe an, weshalb er es that: nämlich nicht aus Eitelkeit, sondern weil (Verm. Br. Bd. II. Br. 101, S. 519) „ich keinen angenehmeren Ort für einen Philosophen finde. Denn hier kann man einer hohen Versammlung beiwohnen ohne Verstellung, ohne Schminke, ohne abgezirkelte Schritte und ohne auf Schrauben gesetzte Redensarten, indem man die Anmuth der natürlichen Sitte an einem königlichen Hofe findet."

Wir müssen es dem Urtheil unserer Leser überlassen, ob sie diese Aeußerung wirklich so ganz nach dem Buchstaben verstehen, oder ob sie etwa auch darin den alten Schalk wieder finden wollen.

Allein auch im ersteren Falle trifft Holberg kein Vorwurf der Schmeichelei: denn der Hof, von dem er so Rühmliches meldet, war der Hof Friedrichs des Fünften, derselbe Hof, an dem auch Klopstock erschien und es wird ja doch wol erlaubt sein, auch von einem König die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie ein Lob ist.

Die Hauptsache jedoch bleibt unsers Bedünkens immer dies, daß Holbergs Standeserhöhung auf seinen schriftstellerischen, sowie überhaupt auf seinen öffentlichen Charakter nicht den mindesten Einfluß übte und daß auch der Baron Holberg noch immer der freimüthige, unerschrockene, wahrheitsliebende Mann, derselbe Freund der Aufklärung und Bildung, mit einem Wort derselbe unermüdliche Sprecher des Volks blieb, der er als simpler Magister und Professor gewesen. „Als Freiherr und Besitzer ansehnlicher Landgüter," sagt er in den Vermischten Briefen Bd. V. Br. 1, S. 4, „studire ich beinahe noch fleißiger, als da ich nur noch Professor war. Ich richte mich also nicht nach dem Beispiel Anderer, die sich des Titels eines Freiherrn nur bedienen, um mit desto größerem Anstand müssig zu gehen." Und an einer früheren Stelle (a. a. O. Bd. II. Br. 95, S. 495): „Ein Baron kann mit den neun Musen eben so vertraut umgehen als ein Professor und da ich der Welt noch ferner durch die Kenntnisse, die ich etwa habe, zu dienen suche, so erhellt daraus, daß ich meinen gelehrten Bürgerrechten noch nicht zu entsagen gedenke . . . . . Wäre in mein freiherrliches Patent ein Artikel eingeflossen des Inhalts, daß ich fortan weiter keinen Umgang mehr mit den neun gelehrten Jungfrauen haben solle und ich hätte mich nichts desto weniger baronisiren lassen, so wäre das Urtheil, welches von Einigen bei dieser Gelegenheit über mich gefällt worden, vollkommen gegründet. Da jedoch mit meiner neuen Würde keine derartige Bedingung verknüpft worden und da gründliche Wissenschaft auch für einen Freiherrn keine verbotene Waare ist, sondern vielmehr auch diesem Stande zur Ehre und Auszeichnung gereicht: so ist das Urtheil der Leute, wie in so vielen anderen Stücken, auch hierin vollkommen ungegründet."

Wir wissen dieser beredten und gründlichen Rechtfertigung nichts hinzuzusetzen, vielmehr haben wir unsere Leser um Entschuldigung zu bitten, daß wir so lange bei diesem Gegenstand verweilt. Doch schien derselbe uns für Holbergs gesammte Schätzung wichtig genug,

um einmal des Genauern beleuchtet zu werden und das umsomehr, als der Verfasser zu seiner Beschämung gestehen muß, in früheren Jahren selbst nicht ganz leidenschaftlos über diesen Punkt geurtheilt und dadurch vielleicht zur Befestigung einer falschen und einseitigen Ansicht beigetragen zu haben; dies Unrecht wünschte er jetzt durch die vorstehende quellenmäßige Darstellung wieder gut zu machen. —

Das vielbesprochene Ereigniß selbst fand bald nach dem Regierungsantritt Friedrichs V., am 17. Juli 1747 mit großer Feierlichkeit und unter unmittelbarer Betheiligung des Königs statt; das Nähere darüber findet man bei G. L. Baden „Danmarks og Norges Kong Frederik den Femtes Regjerings Aarbog," S. 32 und 33 (der übrigens selbst von der Standeserhöhung seines berühmten Landsmannes sowie von der damit verbundenen Stiftung nicht zum besten denkt). Der erste Curator der Akademie, Graf Reuß, hielt dabei zuerst eine deutsche Rede (das Deutsche war damals noch Hofsprache in Dänemark) vor dem Könige, der auf seinem Throne saß, umgeben von sechzehn Rittern. Holberg selbst saß oder (wir citiren Badens eigene Worte) „stand vielmehr in einem Winkel, indem er noch nicht die Ehre gehabt hatte, an die Tafel seines Monarchen gezogen zu werden, an der doch kaum Einer saß, der dem Monarchen selbst und seinem Reiche so viel Ehre gemacht als der um Dänemarks und Norwegens wissenschaftliche Bildung unsterblich verdiente Holberg."

Die Schenkung selbst, welche Holberg der Akademie zu Soröe gemacht hatte, bestand erstlich in Landgütern von mehr als tausend Tonnen Weizen Aussaat, ferner aus seiner Bibliothek sowie aus einem baaren Kapital von 13,000 Reichsthalern; von dem Ertrage derselben sollten jederzeit sechs Akademiker erhalten werden. Die Stiftung besteht noch zu dieser Stunde; auch hat die Akademie ihre Dankbarkeit durch ein Denkmal kundgegeben, das sie Holberg im Umfang ihrer Mauern errichtet hat. Holbergs Adelsbrief, der vom 6. März 1747 datirt, findet sich abgedruckt am Schluß der unter dem Titel „Des Herrn v. Holberg übrige kleine Schriften" 1755 zu Kopenhagen erschienenen Sammlung S. 290; ebendas. S. 294 findet sich auch die Stiftungsurkunde seiner Soröer Schenkung mitgetheilt.

Bemerkenswerth bleibt es bei alledem, daß Holbergs Zeitgenossen sich durch seine Standeserhöhung verletzt fühlten, in einem solchen Grade, daß darüber sogar, wie er selbst in den Vermischten Briefen

Bd. V. Br. 1, S. 10 sich beklagt, seine Schriften „nach dieser Zeit bei weitem nicht mehr den Beifall hatten, als vorher.“ Was die Veranlassung dazu gab, ob die ungünstigen Gerüchte, die über Holbergs sonstige Lebensweise in Umlauf waren, oder der scheinbare Widerspruch zwischen seinen Schriften und dieser seiner neuesten Handlung oder ob vielleicht der dänische Adel selbst unzufrieden war über den gelehrten Eindringling und mit dieser Unzufriedenheit auch das übrige Publikum ansteckte, vermögen wir nicht zu entscheiden. So viel jedoch steht fest, daß das Vorurtheil gegen Holbergs Standeserhöhung ein sehr altes ist und bereits von seinen Zeitgenossen sowie auch noch später von seinen Landsleuten getheilt ward: so daß wir also vielleicht um so eher auf Entschuldigung rechnen dürfen, wenn wir uns in früheren Jahren haben verleiten lassen, dasselbe ebenfalls zu dem unseren zu machen.

Doch sollte die neue Herrlichkeit nicht lange währen. Die Schwächen des Alters wurden dem bald Siebzigjährigen immer fühlbarer; schon in dem Eingangsbriefe zu dem erst nach seinem Tode erschienenen fünften Bande der Vermischten Briefe klagt er darüber, daß ihm sein Gedächtniß untreu werde und daß er, obschon er noch eben so viel lese wie sonst, doch nicht mehr so viel lerne — „was jedoch,“ setzt er (a. a. O. S. 14) in seiner ironischen Manier hinzu, „zum Theil wol auch daher rührt, daß die neueren Schriften, die gegenwärtig ans Licht treten, fast nichts Anderes enthalten, als was ich schon unzähligemale vorher gelesen habe und was jetzt nur wieder vom Frischen aufgewärmt wird.“

Endlich, erschöpft von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die er fast bis zum Tage seines Todes fortsetzte, gesättigt an Reichthum, Ruhm und weltlicher Ehre, mußte auch er der Natur ihren Tribut zahlen: er starb, siebzig Jahre alt, in der Nacht des 28. Januar 1754. Sein feierliches Begräbniß fand erst beinahe ein volles Jahr später mit großem Gepränge statt; er liegt begraben in Soröe, neben der Ruhestätte des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemars des Großen, des Gönners des Saxo Grammaticus, der ebenso der größte mittelalterliche Schriftsteller Dänemarks war (wenn auch in einer fremden Sprache) wie Holberg der größte unter seinen neueren Schriftstellern.

4.

Holbergs wissenschaftliche Schriften.

Nach diesem Ueberblick über die äußern Lebensumstände unseres Dichters bleibt uns nunmehr die andere, wesentlichere Hälfte seines Daseins, das ist seine literarische Thätigkeit, zu betrachten.

Wie der Leser bereits aus der obigen Darstellung gemerkt haben wird, theilen Holbergs Schriften sich gleichsam von selbst in zwei besondere, nach Form und Inhalt verschiedene Gattungen: in die wissenschaftlichen oder gelehrten und die dichterischen Werke. Allerdings sind es vornämlich die letzteren, durch welche Holberg ein bedeutendes Moment in der Entwickelung sowohl der dänischen als überhaupt der komischen Literatur geworden ist: und werden dieselben daher auch für uns den hauptsächlichsten Gegenstand der Betrachtung bilden. Dennoch glauben wir hier, wo es um eine vollständige Darstellung seines Wesens und seiner Wirksamkeit zu thun ist, auch Holbergs wissenschaftliche Arbeiten nicht völlig übergehen zu dürfen: und das um so weniger, als man von ihnen, ungeachtet gerade sie es sind, denen Holberg bei weitem den größten Theil seiner Kraft und seines Fleißes zugewendet und trotz der außerordentlichen und nachhaltigen Wirkung, welche auch diese Schriften auf die Bildung des dänischen Volks geäußert haben, dennoch in den meisten Notizen über Holberg höchstens die Titel (und auch diese weder überall noch vollständig) angeführt findet.

Es wird nun bereits keinem aufmerksamen Leser der obigen Lebensbeschreibung entgangen sein, auf welchen Fundamenten Holbergs wissenschaftliche Leistungen sich auferbauen und welches die Sphäre ist, in der seine ersten gelehrten Studien sich bewegen. Es

ist das Zeitalter der encyclopädischen, der polyhistorischen Gelehrsamkeit, in welches Holbergs Jugend fällt und das, wie es damals ganz Europa beherrschte, so auch die Grundlagen seiner Bildung bestimmte. Die Gelehrsamkeit galt nur als Masse; nicht die Tiefe des Wissens, sondern sein Umfang war es, was man schätzte. Ja als hätte dies Geschlecht gewußt, daß nach ihm ein anderes kommen würde, das rascher und ungeduldiger lebt, und welchem Raisonnement und Spekulation oft keine Zeit lassen zur gründlichen historischen Erforschung der Dinge, so schleppte man damals mit unermüdlichem Fleiß ganze Berge einer wüsten, todten Gelehrsamkeit zusammen. Den unermeßlichen Schätzen der Vergangenheit gegenüber, die damals zuerst so recht in Bewegung kamen, war es eine Art naiver Freude, die man am Wissen als solchem, an der puren abstracten Kenntniß hatte, abgesehen vom Inhalt, der deshalb oft mikrologisch und unbedeutend genug ausfiel. Aber das kümmerte die Gelehrten der damaligen Zeit nicht: sie schrieben mit derselben Unermüdlichkeit, mit derselben behaglichen Aemsigkeit Folianten über ein Tintenfaß, über einen Saum am Kleide, über ein Komma oder ein Pünktchen über dem J. Wer das Meiste wußte und dies sein meistes Wissen, gleichviel zu welchem Zweck, am Pomphaftesten in Umlauf zu setzen verstand, war dennoch der Gelehrteste, und hätte er über den Mann im Monde geschrieben.

In dieser Sphäre haben wir uns auch Holberg in den Anfängen seiner Bildung zu denken. Wir haben gesehen, wie er, von einem unruhigen, abstracten Bildungsdrang getrieben, halb Europa durchpilgert, wie er sich auf seinen Wanderungen eine Masse von Sprachen und Kenntnissen zu eigen macht und die Bibliotheken von Oxford, Paris und Rom mit einsiedlerischem Fleiß durchwühlt.

Aber nicht blos ausgegangen ist er von dieser Sphäre, sondern auch über sie hinaus. Wie in allen übrigen Dingen ein abgesagter Feind der Pedanterie, so machte er sich auch von der gelehrten Vielwisserei seiner Zeitgenossen los, indem er selbst durch sie hindurchging und sie solchergestalt in sich praktisch überwältigte. Aus den aufgespeicherten Schätzen der Bodlejanischen Büchersammlung kehrte sein Geist in achtungsvoller Sammlung zu den nächsten und nationalsten Zwecken zurück; der Polyhistor wird zum Historiker seines Vaterlandes.

Wir haben schon oben erwähnt, daß in dem durch Auflösung der kalmarischen Union, wie durch Einführung der Reformation gleichsam wiedergeborenen Dänemark von früh an, neben den naturhistorischen Studien, hauptsächlich die Geschichte mit rühmenswerthem Eifer und einer gewissen nationalen Begeisterung getrieben wurde. Schon 1595, nach verschiedenen Vorarbeiten, unter denen besonders die historischen Studien des Andreas Vedel zu bemerken sind, desselben, den wir oben als ersten Sammler und Herausgeber der alten Heldenlieder genannt haben, war die Chronik des Arrild Hvitfeld (geb. 1549, gest. 1609) erschienen. Sie ist, so mangelhaft sie im Einzelnen sein mag und so wenig sie, eine rudis indigestaque moles von Urkunden und Dokumenten, demjenigen entspricht, was wir uns heutzutage unter einem historischen Werk vorzustellen pflegen, dennoch als die bedeutendste Schrift dieser Art bis auf Holberg zu betrachten: und das hauptsächlich darum, weil sie vor der Mehrzahl der übrigen gleichzeitigen und späteren Geschichtswerke den wesentlichen Vorzug hat, in der lebendigen Sprache des Volkes, in dänischer Sprache abgefaßt zu sein.

Dieser Umstand, durch den die Hvitfeld'sche Chronik,[1] trotz ihres abstrusen und unverarbeiteten Inhalts, dennoch in die Hände des Volkes kam und auch der ungelehrten Menge zu Unterricht und Unterhaltung diente, war damals etwas ganz Neues und Ungewohntes, da die übrigen Historiker sich beinahe ausschließlich der lateinischen Sprache bedienten. Und allerdings war diese auch sowohl dem Inhalt, wie demjenigen Publikum, auf welches die Verfasser rechneten, am meisten angemessen. Die meisten dieser Werke nämlich waren weniger Geschichte, als Antiquitäten, und auch diese in der ganzen abenteuerlichen, unkritischen und barocken Gestalt,

[1] Ihr vollständiger charakteristischer Titel, nach der uns vorliegenden Ausgabe von 1652 (oder wie ein zweites Titelblatt angibt, 1650), ist: „Danmarckis Rigis Krönicke, fra Kong Dan den Förste oc indtil Kong Knud den 6. som er redigerit till visse Aar oc Tider. Ved Arrild Hvitfeld, D. R. C." Mit dem Motto: „Ad leffve udi Tiden, oc icke vide Tiden, er som icke at vaere til." (Das ist zu Deutsch: Dänemarks Reichschronik, von König Dan dem Ersten (?!) bis König Knud dem Sechsten, nach gewissen Jahren und Zeiten eingetheilt. Von Arrild Hvitfeld, dänischem Reichskanzler. Leben in der Zeit, und seine Zeit nicht kennen, ist wie nicht vorhanden sein.)

welche der Kindheit dieser Wissenschaft, an der bekanntlich der Patriotismus mehr Antheil zu haben pflegt als die Kritik, eigenthümlich ist. Sie beschäftigen sich demgemäß beinahe ausschließlich mit der fabelhaften Vorzeit des dänischen Volkes; unglaubliche Genealogien, verschollene Königsnamen, mißverstandene poetische Traditionen, die man mit großer Wichtigkeit als historische Quellen behandelte und ausbeutete — das ist so etwa der Kreis, in welchem die Anfänge der dänischen Geschichtschreibung sich bewegen und den wir ja überhaupt, bei allen Völkern und zu allen Zeiten, als die gemeinsame Wiege der Geschichtschreibung zu betrachten haben. — Als solche Historiker werden uns unter vielen andern minder erheblichen vornehmlich Niels Paars genannt, Hvitfelds Zeitgenosse und gelehrter Nebenbuhler (st. 1603), ferner Ole Worm (st. 1654), der gleich groß war in der Geschichte wie in der Naturgeschichte und also in den beiden Rennbahnen der damaligen dänischen Wissenschaft den Kranz davontrug. Ferner Stephanus (st. 1650), Meursius, der bekannte holländische Philolog (st. 1639 als Professor zu Soröe), der von Christian dem Vierten ausdrücklich als Historiograph ins Land gerufen wurde; Pontanus (st. 1640), Lyschander (st. 1623), der in einer umfangreichen und ausnahmsweise dänisch geschriebenen „Synopsis Historiarum Danicarum: En kort Summa ofver den Danske Historie from Verdens Begyndelse til Christian den Fierdis tid og Regiment, forfatted udi den Danske Kongers Slegtebog 2c." (d. i.: Kurzer Inhalt der dänischen Geschichte vom Beginn der Welt bis auf Christian den Vierten, verfaßt in Form eines Geschlechtsbuches der dänischen Könige, Kopenhagen 1620) die Abstammung des dänischen Volkes von Japhet, dem Sohne Noah's, zur Grundlage seiner historischen Deductionen machte; auch Thomas Bartholin (st. 1690), Otto Sperling (st. 1715), Thormod Torfäus, geb. 1636 auf Island und vornämlich für isländische Alterthümer thätig, als deren Interpres regius er 1660 angestellt wurde u. s. w. Namentlich kann das Lyschander'sche Buch, das gewöhnlich nach seinem Nebentitel („Geschlechtsbuch der dänischen Könige") genannt wird, als ein rechtes Muster der damaligen Historik dienen. Es zerfällt in drei Theile, deren erster, in fünf Büchern, von Adam bis auf den fabelhaften König Dan geht. Das erste Buch beginnt wörtlich mit Erschaffung der Welt, in einer paraphrastischen Umschreibung

der mosaischen Ueberlieferung, und reicht nicht weiter als bis zur Sündfluth; erst im dritten Buch („von der Sündfluth bis zu des dänischen Reichs Beginn") wird der Kernpunkt des Werkes, die Abstammung des dänischen Volkes von Japhet, aufgedeckt. Inzwischen bedarf es wol keiner Erinnerung, daß Lyschander mit dieser Art von Geschichtschreibung (und speciell auch mit der Japhet'schen Genealogie) keineswegs allein stand, sondern nur dem breiten Zuge der damaligen Historiographie im üblichen Gleise folgte.

Es ist nun augenfällig, in welcher nahen Verwandtschaft die Geschichtschreibung, wie wir sie so eben charakterisirt haben, mit der vorhin erwähnten polyhistorischen Richtung desselben Zeitalters steht. Wer damals Geschichte des dänischen Volks schreiben wollte, für den genügte es nicht, die heimathlichen Zustände, alt und neu, in ihren Documenten und Ueberresten zu erforschen: vor Allem und zuvörderst mußte er sich vielmehr in die Urgeschichte der Nation, in die wüsten Nebel einer vorgeschichtlichen Fabelwelt verlieren, er mußte aus den verrotteten Schriften der Rabbiner die apokryphen Stammbäume der Erzväter entziffert haben, er mußte die Cimbern und Teutonen, die Scythen und Thracier kennen, als hätt' er mit ihnen zu Tisch gesessen — oder vielmehr den ganzen Wust mußte er kennen, der vor ihm von Gelehrten ähnlichen Schlags über dergleichen Gegenstände zusammengerafft war. Mit Einem Wort, er mußte die ganze Weltgeschichte und alle Völker und Stämme der Erde durch kunstreiche Combinationen so zu dirigiren wissen, daß die ganze Welt sich nur um Dänemark zu drehen schien; er mußte sich nicht scheuen, einen Ocean aufzurühren, um ein Tröpfchen Wasser zu schöpfen. — Gleicherweise wurde der Leser dieser Geschichtswerke nicht blos in der dänischen Historie unterrichtet, sondern (wie man zu sagen pflegt) in Allem und noch etwas: so daß Historie und Polyhistorie sich hier gegenseitig die Hand reichten und wechselweise eine der andern Mutter und Tochter waren.

Ebenso augenfällig ist es aber auch, wie wenig dabei der eigentliche Zweck und Zielpunkt der Geschichte, die doch aus allen Tiefen der Vergangenheit, allen Schachten der Vorzeit stets nur auf eine lebendig bewußte Erkenntniß der Gegenwart hinzuarbeiten hat, wirklich gefördert werden konnte. Somit konnte also auch die schönste Frucht der Geschichtschreibung, der Lohn und die

eigentliche Herzstärkung des Historikers, diese nämlich, daß an seinem Werke das patriotische Mitgefühl seiner Zeitgenossen sich entzündet und die Nation durch sein Buch nicht blos in dieser oder jener Kenntniß unterrichtet, sondern auch sittlich gehoben und zu kühnen Entschlüssen, großen Thaten begeistert wird, unter diesen Umständen unmöglich zur Reife kommen. Die Geschichtschreibung blieb eine Fachwissenschaft; Gelehrte schrieben sie für Gelehrte und das Volk ging entweder ganz leer aus oder empfing den belebenden und reinigenden Trank seiner Geschichte nur in sehr abgeleiteten und ärmlichen Rinnsalen.

Anders seit Holberg und durch ihn. Wie er zuerst den Muth besaß, die sogenannte metaphysische Bocksbeutelei seiner Zeitgenossen zu verachten und diese Verachtung unumwunden auszusprechen, so erhob er sich auch über den polyhistorischen Pedantismus der damaligen Gelehrtenwelt, indem er namentlich die Geschichtschreibung von den antiquarisch encyclopädischen Auswüchsen reinigte und das ausschließlich gelehrte Interesse durch ein sittliches, ein nationales Pathos zu überwinden suchte. Es mag richtig sein, daß Holberg dabei, indem er die einseitige Herrschaft der gelehrten Rücksicht brechen wollte, zuweilen ins Oberflächliche und Leichtsinnige gerathen ist. Wenigstens ist ihm dies verschiedentlich vorgeworfen worden, sowohl nach seinem Tode, als bei Lebzeiten Holbergs, von seinen gelehrten Nebenbuhlern Hoyer und Pantoppidan. Und allerdings, wenn anders dergleichen Histörchen überhaupt zu trauen wäre, so möchte die Anekdote, die man von der Entstehung seiner Jüdischen Geschichte erzählt, wohl einigermaßen geeignet sein, Verdacht zu erwecken gegen die Sorgfalt und Gründlichkeit seiner historischen Studien. Man erzählt nämlich, Holberg habe, als er die Ausarbeitung seiner „Jüdischen Geschichte" beschlossen, den Vorstand der öffentlichen Bibliothek in Kopenhagen um Zusendung der nöthigen Bücher und Hilfsmittel ersucht. Natürlich wird diesem Wunsche aufs Eifrigste nachgekommen, man wühlt die ganze Bibliothek sorgfältig durch und schickt, nach Verlauf einiger Wochen, eine außerordentliche Menge gelehrten Vorraths in Holbergs Haus. Allein schon weist dieser die Zusendung mit Protest zurück: denn indeß Jene die Bücher zusammengesucht, hatte er bereits sein Werk vollendet. (S. Marmier S. 127; doch vergl. auch Scheibe, Einl. p. CLIV.

Ueber Holbergs historische Arbeiten im Allgemeinen s. ebendas. das Urtheil von Sneedorf, p. CXLII—CXLVII.)

Allein wenn auch wirklich mitunter die Leichtigkeit, mit welcher Holberg arbeitete, seiner Gründlichkeit sollte Eintrag gethan haben, so wird diese Schwäche, so tadelnswerth sie auch an sich sein würde, doch mehr als aufgewogen durch die übrigen Verdienste und Vorzüge seiner Geschichtschreibung. Er zuerst in Dänemark machte sich die Fortschritte zu nutz, die inzwischen die Behandlung der Geschichte in Frankreich und England erfahren hatte und die er, seinem einsichtigen Patriotismus gemäß, eben so bereitwillig auf sich einwirken ließ, als er die unfruchtbare Nachahmung der Deutschen in der Poesie von sich ablehnte und verfolgte; er zuerst, weil die bloße Gelehrsamkeit, das bloße wüste Zusammenraffen von Namen, Thatsachen und Jahreszahlen in seinen Augen keinen Werth hatte, machte einen Unterschied zwischen dem, was wissenswürdig und in einer für das Volk selbst bestimmten Geschichte des Volks an seiner Stelle und dem, was als Material und Vorarbeit, wenn nicht gar als Curiosität, nur in den Scrinien der Fachgelehrten aufzubewahren ist.

Und hiebei folgte er nicht blos einem natürlichen Takt oder gar einem gewissen bequemen Instinkt, der ihn der Specialitäten überhoben hätte, nur weil sie mühsam sind: sondern seine Behandlung der Geschichte war die Frucht reiflichen Nachdenkens und eines Princips, über das er sich selbst vollkommen bewußt und deutlich war. Er hat sich selbst verschiedentlich darüber ausgesprochen und den Unterschied zwischen sich und seinen Vorgängern mit Nachdruck hervorgehoben; hauptsächlich in dem „Bedenken über die Geschichte insgemein und insbesondere über die nordische und seine eigene dänische Reichshistorie," das ursprünglich dem dritten Bande des genannten Werkes vorgedruckt war, aber auch einzeln und als Programm einer beabsichtigten Uebertragung desselben (der Reichard'schen, die auch 1743 fg. wirklich erschien) ins Deutsche übersetzt und abgedruckt ward. Indem er hier die verschiedenen Arten der Geschichtschreibung charakterisirt, zieht er unter Anderm folgende lebhafte und anmuthige Parallele:

„Der Eine," sagt er (und dabei hat er sich selbst und seine Art im Sinne), „fängt eines Königs Historie an mit einem Abriß

von des Landes innerlichem und äußerlichem Zustande, von der Art der Regierung, von des neuen Regenten Eigenschaften und Jugendneigungen, woraus man sich von den Dingen, die da erzählt werden sollen, zum Voraus einen Begriff machen kann. Hierzu wird sowohl große Kenntniß als Einsicht gefordert. Ein Andrer hingegen erzählt, wann sein Held geboren worden, und wenn zu selbiger Zeit sich ein Komet oder ein andres Luftzeichen hat sehen lassen, so vergißt er nicht, es ebenfalls anzuführen und macht darüber abgedroschene Auslegungen. Darauf schreitet er zu seiner Taufe und nennt die hochansehnlichen Personen, welche dabei die Zeugenstelle vertreten haben. Er meldet auch, wie ihn sein Herr Vater in die Schule gethan und redet von seinem Hofmeister, dessen Tugenden gemeiniglich bis in die Sterne erhoben werden. Wenn der alte König stirbt, sieht er gemeiniglich wieder ein Himmelszeichen, etwas, worüber er neue Anmerkungen vom vorigen Schlage macht. Darauf schreitet er zu des vorigen Königs Begräbniß und des neuen Königs Huldigungs- und Krönungsceremonien, welche mit allen Umständen erklärt werden, so daß der ganze Comitat in Ordnung und Reihen gestellt und dessen Zier und Schmuck bis zu den Pferdezäumen, den Pferdedecken und der Liverei der Diener genau beschrieben wird. Dies Alles zusammen, insonderheit wenn Schaupfennige und Kupferstiche dazu kommen, macht einen großen Theil seiner Historien aus. Und doch, wenn man dies Alles genau überlegt, so beläuft es sich auf nichts. Schreitet man zu einem Kriege, so erzählt der Erstere die Ursachen zum Kriege kürzlich, was für ein heimlicher Beweggrund dazu sein kann und was zum Vorwande gebraucht wird, weiset des Kriegsetats Stärke und Schwäche, zeigt der Anführer Eigenschaften an und eilet, so viel als möglich, dem Krieg ein Ende zu machen, um wieder auf neue Materien zu kommen, deren Kenntniß größeren Nutzen mit sich führt. Der Andere hingegen bemüht sich nicht, die Ursachen des Krieges genau zu untersuchen, sondern er sagt nur ohne Weiteres, daß der Regent, dessen Historie er beschreibt, das Recht auf seiner Seite habe und zum Beweise dessen führt er alle seine Manifeste und Kriegserklärungen an, die von der einen Seite ergehen, ohne zu erzählen, was der Feind zu seiner Rechtfertigung sagt. Darauf schreitet er zum Kriege, in welchem gemeiniglich der Feind den Kürzern zieht, oder wenn er

gewinnt, so geschieht es blos durch Verrätherei. Es wird auch nicht vergessen, außer den großen Schlachten alle Scharmützel umständlich zu erzählen, ja bei Eroberungen der Städte und Festungen ganze Capitulationen mit allen Artikeln einzurücken. Wird ein Sieg errungen, dem zu Ehren in der Hauptstadt einige Festlichkeiten begangen werden, so vergißt er nicht, die ganze Herrlichkeit von Anfang bis zu Ende zu beschreiben."

Nachdem Holberg diese Parallele noch in mehren anderen Punkten mit derselben Munterkeit fortgeführt hat, sagt er zum Schluß: „Sollte dieses, was ich hier angeführt habe, Einigen allzu viel gesagt scheinen, so will ich Solche auf eine große Anzahl geschichtlicher Werke verweisen, welche sowohl hier, als im heiligen römischen Reich geschrieben wurden. Denn obgleich einige davon Originalarbeiten und mit großem Fleiß aus Archiven und zuverlässigen geschriebenen Urkunden gesammelt sind" (wer könnte hier die Anspielung auf die oben erwähnte Hvitfeld'sche Chronik verkennen, welche bis auf Holberg in der That das beste und gelesenste Geschichtswerk der Dänen war?), „so haben sie doch mehr die Gestalt von Jahrbüchern und Tageregistern, welche die Dinge blos nach der Zeitfolge, wann und durch wen sie geschehen sind, erzählen, als der Historie, welche den Grund zu allen Dingen erforscht und sagt, warum sie geschehen sind."

Wir haben diese Stelle so ausführlich hergesetzt, nicht als ob wir glaubten, daß ihr Inhalt an sich diese Beachtung verdiente, im Gegentheil: an dem heutigen Zustande der historischen Wissenschaft gemessen, kann die obige Ausführung Holbergs und was er zu Gunsten der sogenannten pragmatischen Geschichtschreibung zum Vorschein bringt, kaum anders als veraltet und abgebraucht erscheinen. Allein vor mehr denn hundert Jahren war es das nicht, weder bei uns, die wir kaum nur zu der Holberg'schen Erkenntniß gekommen waren, noch auch in Dänemark. Zugleich aber gibt sie ein lebhaftes Bild der damals üblichen Geschichtsschreibung, die sich nur allmählig und nicht ohne Widerstand von Holberg überwältigen ließ, und endlich zeigt sie auch, mit welcher Gewissenhaftigkeit er den Beruf eines Geschichtschreibers übernommen hatte und wie gründlich er sich über die Principien seiner Wissenschaft aufzuklären suchte.

Zu diesen innern und principiellen Vorzügen seiner historischen

Schriften muß nun ferner die Grazie der Darstellung gerechnet werden, sowie die eigenthümliche, bis dahin nicht geahnte Leichtigkeit, Anmuth und Fülle, zu welcher Holberg die dänische Sprache erhob. Allerdings ist das ein Gegenstand, über den einem Ausländer, der die Sprache nur aus dem todten Buche kennt, zu urtheilen schwer, wenn nicht unmöglich fällt. Desto entscheidender ist das Urtheil seiner Landsleute, die alle darin übereinstimmen, daß der Holberg'sche Stil, besonders auch in seinen historischen Schriften, von einer Klarheit und Lebendigkeit, einer Anmuth und Zierlichkeit ist, die vor ihm von Niemand, nach ihm nur von den Allerwenigsten erreicht worden. Einzelne dänische Kritiker zwar haben seinem Stil, dem wissenschaftlichen sowohl wie dem poetischen, eine Anzahl von Incorrectheiten, namentlich von norwegischen Redensarten und Wendungen nachgewiesen: doch dürfte vielleicht noch darüber zu streiten sein, ob das wirkliche Flecken des Holberg'schen Stils sind oder ob derselbe nicht durch Aufnahme dieser provinziellen Wendungen an Lebendigkeit und volksthümlichem Ausdruck gewonnen hat.

Indessen wie es sich damit verhalte: gewiß ist, daß ihm auch diese sprachliche Fertigkeit und Gewandtheit nicht als ein bloßes Geschenk des Himmels, gleichsam im Schlafe zugefallen, sondern daß auch sie durch bewußte Arbeit und aufmerksamen Fleiß von ihm errungen ward. Auf schlagende Weise zeigt dies eine andere Stelle der bereits angeführten Schrift, Blatt 11, oder im dritten Theile der dänischen Reichsgeschichte S. 15, 16. „Was," heißt es daselbst, indem er von den Schwierigkeiten einer guten Geschichtschreibung spricht, „zweitens die Sprache anlangt, so haben die Franzosen, Engländer und Italiener, in Absicht auf den Reichthum und die Zierlichkeit der Sprache, einen großen Vortheil vor Andern. Ich weiß zwar wohl, daß viele von der Vortrefflichkeit der dänischen Sprache ein großes Aufhebens machen; allein so weit geht mein patriotischer Eifer nicht. Ich gestehe, daß die Sprache reich genug ist, um seine Meinung darin ebensowohl an den Tag zu legen als in der französischen. Aber sie ist doch nicht so reich, daß man sich mit gleicher Annehmlichkeit wie in jener ausdrücken kann, weil man nicht so viele Worte hat, darunter zu wählen und dasjenige zu brauchen, das sich am besten an die Stelle schickt. Ein Jeder, der den Versuch macht, einen wohlstilisirten Schriftsteller ins Dänische

zu übertragen, wird finden, wie sehr er dabei zu kurz kommt, wenn er anders Alles rein dänisch geben will, ohne sich fremder Wörter zu bedienen. Und was an der Sprache noch gut ist, daran arbeitet man gleichsam mit Händen und Füßen, es zu vernichten und zu verderben. Einige bemühen sich, die deutsche Wortfügung nachzuahmen, wodurch die Worte aus ihrer natürlichen Stellung kommen, und die Sprache, welche an sich selbst leicht ist, schwer und unverständlich wird; Andere bekümmern sich weder um Sprachkunst noch Wortfügung, sondern schreiben ohne Bedacht hin, wie sie den gemeinen Pöbel reden hören, und zwar ein Jeder auf seine Weise, so daß es bald eben so viel Stylarten als Schriftsteller gibt. So lange also die dänische Sprache an solchen Schwachheiten krank liegt, fällt es den Autoren schwer, sich durch dänische Schriften hervorzuthun. Denn so weit, kann man sagen, ist es bei uns bereits gekommen, daß man es für einen Vorzug hält, widersinnig und unordentlich zu schreiben; will man aber die Regeln der Sprachkunst in Acht nehmen, so macht man sich zum Gelächter und wird für einen Pedanten angesehen."

Holberg, wie gesagt, umschiffte beide Klippen mit ebensoviel Muth wie Glück; seine historischen Schriften zeichnen sich ebenso sehr durch die zweckmäßige Wahl und Behandlung des Stoffes, wie durch die Anmuth und Leichtigkeit der Form aus, und gewiß trug dieser letztere Umstand nicht wenig bei zu dem außerordentlichen Beifall, welcher denselben zu Theil ward, sowie zu der großen und dauernden Verbreitung, die sie nicht nur in Dänemark selbst, sondern, in zahlreichen und mehrfach aufgelegten Uebersetzungen, auch in Deutschland gewannen.

Verschweigen wollen wir dabei keineswegs, daß auch Holberg, so sehr er den polyhistorischen Pedantismus seiner Zeit auch im Princip überwunden hatte, ja so sehr er ihn, wie wir oben gesehen haben, verfolgte und verspottete, sich doch in der Praxis von einzelnen vielwisserischen Anwandelungen nicht immer völlig frei gehalten hat. Aber während dieser Luxus der Gelehrsamkeit bei den Anderen den eigentlichen Kern ihrer Schriften bildet, sind es bei Holberg nicht sowohl die größeren und eigentlich historischen Werke, an denen wir diese Auswüchse beobachten, als vielmehr ein eigenes Genre kleinerer Schriften, einzelne Abhandlungen, Briefe und dergleichen,

das Holberg sich gleichsam als ein Reservoir seiner gelehrten Abschnitzel geschaffen hat. Wir werden unten auch dieser Schriften kürzlich erwähnen. —

Dies wird nun hinreichend sein, um den Standpunkt, aus welchem Holbergs historische Arbeiten betrachtet sein wollen, im Allgemeinen zu bezeichnen: und lassen wir nunmehr eine kurze Uebersicht seiner wissenschaftlichen Werke in chronologischer Ordnung folgen.

Sein erstes gelehrtes Werk und den ersten schriftstellerischen Versuch überhaupt, mit dem er vor die Oeffentlichkeit trat, gab er als siebenundzwanzigjähriger Jüngling heraus, zu der Zeit, da er sich als Stipendiat in dem Borch'schen Collegium befand. Es war dies die „Einleitung in die Geschichte der europäischen Reiche (Introduction til de europäiske Reigers Historier)," welche 1711 zu Kopenhagen erschien. Den Grund zu diesem Werk, wie er selbst in der ersten Epistola ad virum perillustrem erzählt (Lebensbeschreibung S. 57 fg.; vgl. Scheibe a. a. O. CXII), hatte er bereits in Oxford, unter den Schätzen der Bodlejanischen Bibliothek, gelegt, und zwar nach einem viel größeren Maßstabe, als es in der Folge zur Ausführung gebracht wurde. Nach dem ersten Entwurf nämlich sollte es (man sieht, wie hier noch die polyhistorische Richtung in der Seele des jungen Autors spukt) eine „Universalgeographie" werden. Aber die inzwischen eingetretene Concurrenz eines ähnlichen Werkes von Pflug und demnächst (wie er selbst a. a. O. bekennt) allerhand äußere Rücksichten auf Autorruhm und amtliche Beförderung bewogen ihn, einstweilen nur das genannte Bruchstück zu veröffentlichen und die Vollendung des Ganzen auf eine spätere, gemächlichere Zeit zu verschieben.

Doch ist diese Zeit niemals gekommen; die „Introduction" ist geblieben wie sie war und auch ein „Anhang," den er zwei Jahre später dazu erscheinen ließ („Ludwig Holbergs Anhang til hans historiske Introduction, eller Underretning om de fornemste Europäiske Reigers og Republiquers Stater, uddragen af de oprigtigste particuliere Stater, Jure publico og närvärende Seculi Historie." Kopenhagen 1713), veränderte das Buch nicht wesentlich. Auch fand es in seiner ursprünglichen fragmentarischen Gestalt des Beifalls genug; mit dem Anhang verbunden, wurde es mehrfach und selbst

noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wieder aufgelegt. Zum Theil freilich verdankte es diese große Verbreitung der Heftigkeit, mit welcher ein anderer Historiker dieser Zeit, der Etatsrath Hoyer (in der „Diss. V. de historicis Danicis," 1719; Holberg selbst a. a. O. bezeichnet ihn nur als „ein gewisser Autor, der eine dänische Historie geschrieben"), unter der Beschuldigung, als ob das Buch nur aus dem Pufendorf leichtsinnig zusammengeschrieben sei, unsern Verfasser angegriffen, sowie der großen Gewandtheit und Laune, mit welcher dieser in verschiedenen akademischen Streitschriften („Dissertatio de Historicis Danicis" und „Dissertatio juridica de nuptiis propinquorum in linea recta jure naturali prohibitis," beide im Jahre 1719 und unter fremdem Namen, die eine als Paul Ryter, die andere als Peter Albinus; vgl. Lebensbeschreibung 150—153, Scheibe a. a. O. p. LI. und CXVII) sich gegen den unbegründeten Hoyer'schen Angriff zu rechtfertigen gewußt hatte. Diese akademischen Schriften sind auch in den schon früher genannten Kleinen Schriften (Kopenhagen 1755, S. 3—48) ins Deutsche übertragen worden.

Aehnliche Rücksichten, wie diejenigen, zu denen er selbst in Betreff der obigen Werke sich bekennt, veranlaßten ihn auch 1714, in den trüben Jahren der Candidatenschaft, zur Ausarbeitung einer „Geschichte Christians des Vierten und Friedrichs des Dritten von Dänemark," welche er „des regierenden Königs Majestät" (vgl. Lebensbeschreibung S. 59 und Scheibe a. a. O. CLXXIII fg.) handschriftlich, als Bruchstück einer beabsichtigten „dänischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts," überreichte. Sein nächster Zweck wurde dabei allerdings erreicht: „nam illico ex benignissimo fonte rivulos quosdam in me derivari sentiebam" (Ep. ad. vir. perill. I. p. 49). Das beabsichtigte größere Werk jedoch kam gleichfalls nicht zu Stande, und auch jene Handschrift ist niemals in Druck gegeben worden, bis späterhin die dabei gesammelten Materialien in die „dänische Reichsgeschichte" übergingen.

Ebenfalls ungedruckt geblieben sind vier lateinische „Declamationes," die er zur Zeit seines Aufenthaltes im Borch'schen Collegium gehalten hat. Vermuthlich ist nicht viel an ihnen verloren; denn sie werden nicht besser gewesen sein, als dergleichen Noth- und Pflichtreden zu sein pflegen. Auch legte Holberg selbst auf diese

Arbeiten nur einen sehr geringen Werth und hatte es kein Hehl, daß er sie lediglich schrieb, weil er sie vorschriftmäßig schreiben mußte. „Ich habe mich," sagt er einmal mit charakteristischer Kürze (Verm. Br. Bd. III. Br. 74. S. 399), „in akademischen Uebungen niemals sonderlich fleißig erwiesen, weil ich solche Uebungen nicht für sonderlich nützlich gehalten." Doch spricht, was die ebengenannten „Declamationes" angeht, schon die Wahl der Stoffe („de peregrinationibus doctis," „de praestantia Historiarum," „de dulcedine Musices," „de notitia linguarum;" vgl. Scheibe, p. CLXXIV) zu ihrem Vortheil, insofern dieselben nicht abstract gelehrter Natur, sondern mehr oder weniger dem Kreise der eigenen Erlebnisse und Anschauungen entnommen sind. — Auch die oben erwähnte famose Rede, mit welcher er 1718 die Professur der Metaphysik übernahm, ist niemals im Druck erschienen.

Allein mit Erwähnung dieser ungedruckten Arbeiten haben wir einem andern Werke vorgegriffen, welches Holberg im Jahre 1716 erscheinen ließ und das, wie es den gelehrten Ruhm seines Verfassers begründen half, so auch für die Entwickelung seiner wissenschaftlichen Richtung von vorzüglicher Bedeutung ist. Wir meinen die „Naturens og Folke-Retters Kundskab, bygget paa de fornemste Juristers Principiis, illustrered met Exempler af de nordiske Historier og conferrerd med disse Reigers, saavel gamle som nye Love" (d. i. Erläuterung des Natur- und Völkerrechts, nach den Grundsätzen der vornehmsten Rechtsgelehrten, verdeutlicht mit Beispielen aus der nordischen Geschichte und mit den alten wie neuen Gesetzen dieser Reiche verglichen). Auch in diesem Werke hatte Holberg sich, außer den bekannten und damals gewissermaßen kanonischen Werken des Hugo Grotius, hauptsächlich deutschen Vorgängern, dem Thomasius und Pufendorf, angeschlossen. Aber wodurch dasselbe eine Krisis in Holbergs wissenschaftlicher Laufbahn bezeichnet, das ist — wie sollen wir es nennen? — die Selbstüberwindung, mit welcher er hier mit der polyhistorischen Richtung gebrochen und aus den wüsten Vorrathskammern einer angeblichen universalen Gelehrsamkeit sich mit bewußter Entschiedenheit in die begrenzte Domäne der vaterländischen Geschichte zurückgezogen hat. Denn da es nun einmal Sitte war, die allgemeinen Sätze des Naturrechts durch historische Beispiele zu erläutern und dem abstracten Dogma dadurch gleichsam einen

Inhalt und Leib zu geben — welche bequeme, welche beinahe unabweisbare Gelegenheit war es da für den vielwisserischen Gelehrten jener Zeit, alle Schleusen aufzuziehen und in unerhörten Beispielen von Griechen und Römern, von Christen und Heiden, von Chinesen und Feuerländern die wilden Wasser seiner Gelehrsamkeit frei hinströmen zu lassen! Holberg entsagte dieser verlockenden Gelegenheit; außer der griechischen und römischen Geschichte, die nun einmal unvermeidlich war, hat er die historischen Beispiele, „durch welche die Moral pflegt erläutert zu werden" (Lebensgesch. S. 145), hauptsächlich der eigenen vaterländischen Geschichte entnommen und auch, anstatt des römischen Rechts, sich auf die dänischen und norwegischen Gesetze bezogen. Die Wichtigkeit dieses Schritts entging ihm selbst keineswegs; denn er gedenkt desselben in der angeführten Stelle der Epistola ad virum perillustrem prima ausdrücklich und zeigt sowohl über die Motive, wie über die möglichen Folgen desselben ein vollständig klares Bewußtsein. Doch mußte er auch ebendeshalb sich doppelt gekränkt fühlen durch die Gleichgiltigkeit, mit welcher diese Schrift anfänglich aufgenommen ward, und über die er sich noch in späteren Jahren (a. a. O. 146 fg.) mit bittrer Klage aussprach. Allmählig jedoch ward diese Ungunst überwunden und die Brauchbarkeit seines Werks durch eine Masse von Auflagen (von 1716 bis 1751 erschienen nicht weniger als fünf; vgl. Holberg in der Ep. secunda: Lebensbeschreibung S. 282), sowie durch eine Uebertragung ins Deutsche (1748) zur Genüge anerkannt.

Von hier ab, wie wir bereits bemerkt haben, wendet Holbergs gelehrter Fleiß sich geraume Zeit hindurch ausschließlich auf die vaterländische Geschichte. Zuerst, als Vorläufer des großen historischen Werkes über Dänemark und Norwegen, erschien 1727 „Beschreibung von Dänemark und Norwegen (Danmarkes og Norges Beskrivelse)": eine geographisch-statistische Vorarbeit, von welcher 1749 eine sehr erweiterte und vervollständigte neue Bearbeitung, unter verändertem Titel („Geistlicher und weltlicher Zustand von Dänemark und Norwegen") erschien. Beide Bearbeitungen, die ältere wie die neuere, sind auch ins Deutsche übertragen worden, 1731 und 1750; vergl. Scheibe CXXXIX und die Note des Uebersetzers zu der Lebensbeschreibung S. 277.

Endlich, in den Jahren 1732—1735, trat in drei ansehnlichen

Quartanten die „dänische Reichshistorie (Danmarkes Riges Historie)" ans Licht. Eine zweite Ausgabe erschien 1753, eine dritte nach dem Tode des Verfassers, mit Zusätzen und Erweiterungen von fremder Hand, 1763 ff. Ins Deutsche übersetzt wurde sie, wie schon oben erwähnt ist, zuerst im Jahre 1743 von Professor Reichardt und dann zum zweitenmal, nach der neuen Ausgabe des Originals, im Jahre 1757 bis 1759 durch Georg August Detharding († 1772),[1] der überhaupt unter den Uebersetzern Holbergs, sowohl der historischen wie der poetischen Schriften, einen hervorragenden Platz einnimmt. Ueber Standpunkt und Bedeutung dieser Arbeit, die ohne Vergleich das wissenschaftliche Hauptwerk unsers Autors ist, und durch welche, da es ihr gelang, die früheren geschmacklosen Versuche ähnlicher Art zu verdrängen und an ihrer Stelle selbst Volksbuch zu werden, er einen unberechenbaren Einfluß auf die Bildung und nationale Erhebung seines Volks geäußert hat, haben wir bereits in den obigen allgemeinen Andeutungen über Holbergs historischen Charakter uns hinlänglich ausgesprochen. Interessant würde es freilich sein, diese Holberg'sche Geschichte auch in einigen Einzelheiten mit den früheren Werken, z. B. von Hvitfeld oder gar mit dem Lyschander'schen „Slaegtebog," sowie mit den gleichzeitigen Arbeiten seines großen Rivalen Hans Gram (geb. 1685, † 1748 als königl. dänischer Historiograph, Bibliothekar und Archivar), des Lehrers und Meisters des noch größeren Jacob Langenbeck (1710—1775), zu vergleichen, den verschiedenen Werth, den diese Autoren und den Holberg der Urgeschichte Dänemarks beilegen, gegen einander abzumessen und auch an diesen Werken den wahren, ungeschminkten Patriotismus Holbergs von dem kokettirenden und rechthaberischen seiner Gegner zu unterscheiden.

Aber theils würde zu diesem kritischen Unternehmen eine genauere Kenntniß der dänischen Geschichte gehören, als der Verfasser des vorliegenden Werkes besitzt, Theils auch möchte dazu weder unser Raum, noch, fürchten wir, die Geduld unserer Leser

[1] So Scheibe a. a. O. p. CXLI; Adelung dagegen, in den Zusätzen zum Jöcher, und nach ihm Meusel (Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen Schriftsteller II, S. 339—346) wissen von dieser Detharding'schen Uebersetzung der dänischen Geschichte nichts. Aus eigener Ansicht ist dem Verfasser nur die (Reichardt'sche) Uebertragung von 1743 bekannt.

ausreichen. Wir begnügen uns daher, hier nur diejenigen kleinern Schriften namhaft zu machen, welche, gleichsam als Abfälle der größeren Arbeit, in nächster Beziehung zur „dänischen Reichsgeschichte" stehen und die meistens in derselben Zeit, etwas früher oder später, erschienen sind.

Zuerst also die „Solutio problematis de tribus Hypothesibus historiae Danicae," 1731: eine akademische Gelegenheitsschrift, die späterhin auszugsweise in die Einleitung zum ersten Theil der dänischen Reichsgeschichte aufgenommen ward; auch ist sie in die Sammlung der Holbergiana (1756) aufgenommen und aus ihr in den oft erwähnten Kleinen Schriften (S. 245—259) ins Deutsche übersetzt. Sodann scheint hieher auch die „Beschreibung der Stadt Bergen (Bergens Byes Beskrivelse)" zu gehören, der Vaterstadt unseres Dichters; sie erschien zuerst 1737 und wurde bald darauf gleichfalls ins Deutsche übertragen. Auch das im Jahre 1747 in den Actis Scient. Societ. Havniensis erschienene Bruchstück einer „Seegeschichte von Dänemark und Norwegen (Danmarks og Norges Söehistorie, Förste Periodus," übersetzt in den Kleinen Schriften S. 179—209) ist nicht zu übersehen. —

Mit diesen größeren und kleineren Arbeiten nun, die sich sämmtlich um den Mittelpunkt der vaterländischen Geschichte versammeln, schließt sich die erste und bei weitem verdienstvollste Periode der Holberg'schen Geschichtschreibung. Die nun folgende ist nicht minder glänzend, nicht minder bändereich und nicht weniger von Ehre und Vortheil begleitet. Aber es ist eine vielschreiberische Periode und man kommt, indem man diese Reihe von Bänden betrachtet, unwillkürlich auf die Vermuthung, daß die pekuniären Früchte, welche Holberg als Selbstverleger aus seinen Arbeiten zog, nicht ganz ohne Einfluß auf ihre Entstehung gewesen sein dürften. Die Werke sind gelehrt, zum wenigsten mit Belesenheit geschrieben, sie sind gewandt und fließend und zum Theil auch unterhaltend; aber im Ganzen stellen sie sich doch dar als willkürlich berechnete Erzeugnisse einer zu Gewohnheit und Handwerk gewordenen Schriftstellerei und entbehren somit jenes schönen Mittelpunktes patriotischer Begeisterung, welcher die frühere Epoche seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bezeichnet.

Es wird daher vollständig genügen, wenn wir von diesen

Werken nur die Titel anführen. Zuerst, 1733, erschien die „Synopsis historiae universalis, methodo erotematica exposita.“ Dieselbe wurde vielfach als Schulbuch benutzt und als solches auch in Deutschland verbreitet; noch im Jahre 1777 erschien zu Berlin eine Uebersetzung und Erweiterung derselben von K. H. Jördens, dem späterhin so bekannt gewordenen Literarhistoriker, die noch 1790 neu aufgelegt ward, und eine andere ähnliche Bearbeitung 1783 zu Karlsruhe von H. W. v. Günderode; so daß man dem Schriftchen eine gewisse praktische Nutzbarkeit scheint zugestehen zu müssen, wenngleich sein wissenschaftlicher Werth äußerst gering ist.

Ganz ähnlichen Schlags ist auch das „Compendium Geographicum in usum studiosae juventutis,“ 1733 und öfters. Von größerem Werth und Umfang sind die „Almindelig Kirkehistorie indtil Reformationen,“ 1738 („Allgemeine Kirchenhistorie bis zur Reformation,“ fortgesetzt von Detharding 1749, auch 1762 von einem ungenannten deutschen Gelehrten mit einem zu Ulm erschienenen dritten Theile versehen) sowie die „Jödiske Historie,“ 1742 (als „Jüdische Historie von Erschaffung der Welt bis auf gegenwärtige Zeiten“ gleichfalls von Detharding im Jahre 1747 übersetzt). Doch zogen beide Werke, das eine wegen vermeintlicher Ketzereien, das andere, wie man schon aus der oben mitgetheilten Anekdote schließen kann, wegen angeblicher Ungenauigkeiten ihrem Verfasser allerhand Angriffe und Streitigkeiten zu, worüber man Holberg selbst in der Epist. ad virum perillustrem tertia (Lebensbeschreibung S. 292 und 320 ff.) vergleichen mag; s. auch Scheibe a. a. O. S. CXLIX und CLIV.

Wenn nun diese beiden Werke einen mehr gelehrten Charakter tragen und zu Gunsten ernsthafter Studien geschrieben sind, so wollte Holberg dagegen durch die „Vergleichung der Historien und Thaten verschiedener, insonderheit orientalischer und indianischer großer Helden und berühmter Männer“ (1739) sowie durch das dazu gehörige Gegenstück: „Verglichene Geschichte verschiedener Heldinnen und anderer berühmter Damen“ (1745) mehr dem Unterhaltungsbedürfniß des Publikums entgegenkommen. Und allerdings, nach der Aufnahme, welche diese etwas wunderliche Nachahmung des Plutarch schon durch ihre Darstellungsweise bei der Lesewelt fand, hat er diesen Zweck erreicht; beide Werke wurden vermöge

ihres abenteuerlichen Inhalts und der redseligen, doch anmuthigen Erzählungsweise ein Lieblingsbuch der damaligen Lesewelt und als solches auch ins Deutsche übersetzt, das erstere 1741 durch den oft genannten Kapellmeister Scheibe, das andere 1746 durch Detharding. — Den Schluß dieser Arbeiten endlich macht Holbergs Uebersetzung des Herodian, welche 1746 in erster, 1754 in zweiter Auflage erschien.

Außer diesen größeren und selbständigen Werken gibt es auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleinerer, meist Gelegenheitsschriften, theils wissenschaftlichen, besonders akademischen, theils praktischen Inhalts. Zu den ersteren gehört das „Programma Academicum“ etc. von 1720; ferner eine 1727 im Journal littéraire de l'Europe erschienene lateinische Epistel, in welcher er den guten Ruhm der Dänen gegen einen beiläufigen Angriff des bekannten Philologen Burmann vertheidigte; die „Oratio valedictoria Ludovici Holbergii, cum fasces Rectoratus sui traderet“ etc. 1736; die „Oratio funebris in Obitum Friderici IV. habita“ 1730 (erst 1747 gedruckt); die „Conjectures sur les causes de la grandeur des Romains,“ die zuerst vor seiner Uebersetzung des Herodian erschien; die „Lettre sur Mr. d'Arkenholz Memoires de la Reine Christine,“ 1752; die „Remarque sur quelques positions, qui se trouvent dans l'Esprit des Lois“ 1752, welche gegen Montesquieu's bekanntes Werk gerichtet sind; — zu den letzteren dagegen allerhand kleine Schriften über Handelsgesellschaften, Viehseuchen, Hypothekenwesen ꝛc., über die man das Nähere bei Scheibe findet. Auch von ihnen ist das Meiste übersetzt, theils einzeln, theils in den Kleinen Schriften von 1755. In Betreff seiner französisch abgefaßten Schriften wollen wir noch nachfolgende Stelle aus seinen Vermischten Briefen Bd. V, Br. 1, S. 14 einschalten. „Sie wundern Sich übrigens,“ heißt es hier, „geehrter Herr, und nicht ohne allen Grund, daß ich mich erkühnt habe einige Schriften in französischer Sprache abzufassen, während diese Sprache doch heutigen Tages so genau untersucht und so scharf kritisirt wird, daß wenige gelehrte französische Scribenten selbst der Welt zu Danke schreiben können. Sie glauben daher auch, daß ich besser gethan haben würde, wenn ich mich der Hilfe eines französischen Sprachmeisters bedient hätte. Ich habe dies mit einigen

wenigen Blättern wirklich gethan, habe jedoch bald gemerkt, daß die ganze Verbesserung in einer bloßen Pedanterie und in ganz überflüssigen Anmerkungen bestanden." —

Schließlich sei anhangsweise hier noch einiger Schriften gedacht, die zwar nicht völlig hieher gehören, sich aber auch ebenso wenig der andern Abtheilung, den poetischen Werken Holbergs, einreihen lassen.

Es sind dies jene vermischten Aufsätze, Briefe und Gedanken, deren wir schon vorhin, als eines Niederschlags seiner frühesten polyhistorischen Bildung, Erwähnung gethan haben. In der That sind dieselben als eine Zwittergattung anzusehen zwischen den beiden großen Abtheilungen, in welche die Thätigkeit unseres Autors sich zerlegt. Sie sind nicht wissenschaftlich genug, um zu den gelehrten und in der Behandlung bei weitem nicht künstlerisch genug, um zu seinen poetischen Werken gezählt werden zu können. Dem Stoffe nach erscheinen sie meistens als Abschnitzel seiner gelehrten Bildung; die Form ist elegant, oft rhetorisch, stets aber mit Vorliebe behandelt, so daß man sagen könnte, diese Arbeiten seien von der Kunst berührt, zwar nicht nahe genug, um sie zu Kunstwerken zu machen, aber doch wieder nahe genug, um ihnen das ernste Gepräge der gelehrten wissenschaftlichen Untersuchung abzustreifen. Es sind recht eigentliche Unterhaltungsschriften, wie sie dem damaligen Publikum und namentliche den öffentlichen Zuständen Dänemarks, zu der Zeit da sie entstanden, angemessen und entsprechend waren: das heißt also ein wenig dogmatisch, ein wenig polyhistorisch, sogar vielleicht ein wenig pedantisch und den Nutzen mit ökonomischer Beharrlichkeit über die Schönheit setzend, im Uebrigen jedoch voll Abwechslung und heiterer Laune, so daß man sie in müßigen Stunden zu einer anständigen Erholung wohl lesen mochte.

Von dieser Art haben wir hier insbesondere zwei Werke zu nennen, die beide in Holbergs späterem Alter erschienen sind: zuerst die „Moralske Tanker" (Moralische Gedanken) in zwei Bänden, Kopenhagen 1744 und dann die von uns so häufig angeführten „Vermischten Briefe" oder wie sie mit vollständigem Titel heißen: „Historiske, politiske, philosophiske og moraliske Epistler," die zuerst 1748 bis 1754 in fünf Bänden ans Licht traten.

Was die Ersteren angeht, so muß man dieselben in Verbindung

mit zwei andern poetischen Werken unseres Autors betrachten: nämlich mit seinen lateinischen Epigrammen, welche zuerst (in den Opuscula latina von 1737) als Anhang zu den autobiographischen Episteln, späterhin (1749) auf sieben Bücher vermehrt, auch als eigenes Werk erschienen und außerdem mit den „Moralske Fabler, med hosföyede Forklaringer til hver Fabel“ (d. i. Moralische Fabeln, mit beigefügten Erklärungen zu jeder Fabel. Kopenhagen 1751). Jene, die Epigramme, bilden so zu sagen den Text, welchen die moralischen Abhandlungen mit langathmiger Rede in weitgedehnte, triviale Betrachtungen, nur hin und wieder durch eine Anspielung, ein seltsames Geschichtchen gewürzt, ausspinnen. So nämlich wirken diese Betrachtungen jetzt auf uns; Holbergs Zeitgenossen mochten sie wol anders und sogar sehr pikant, sehr neu und geistreich erscheinen. Wenigstens legt die gehässige Polemik, welche um ihretwillen gegen den Verfasser als einen allzu freisinnigen, ketzerischen Menschen erhoben wurde, in dieser Hinsicht ein nicht unkräftiges Zeugniß zu Holbergs Gunsten ab. Holberg selbst äußert sich über die „Moralischen Gedanken,“ das Aufsehen, das sie im Publikum machten, die Gegner, die sie ihm erweckten, aber auch die Gunst, die sie beim größeren Publikum fanden, mit vielem Behagen. „Im Jahre 1744,“ sagt er a. a. O., „traten meine moralischen Gedanken ans Licht. Dieses Buch rief fast eine so große Bewegung hervor, als Klims unterirdische Reise, weil ich mich auch darin, wie überhaupt in allen meinen moralischen Betrachtungen, von der gemeinen und landesüblichen Meinung entfernt hatte. Indeß hat doch unter allen Schriften, welche ich herausgegeben, diese den meisten Abgang gehabt, ungeachtet ich davon keinen Vortheil gezogen, derselbe vielmehr denjenigen zugewachsen ist, welche diese Schrift neu aufgelegt und Uebersetzungen davon veranstalten lassen . . . . Eben diese meine moralische Gedanken wurden nachher auch von Herrn Parthenay ins Französische übertragen. Daß diese französische Uebertragung nicht einen solchen Abgang hatte wie die deutsche, rührte daher, daß man die Auflage gar zu stark, nämlich von dreitausend fünfhundert Exemplaren gemacht, wodurch dieselbe ihren Preis verlor.“ — Von den beiden deutschen Bearbeitungen der „Moralischen Gedanken“ erschien die erste ziemlich fehlerhafte 1744 zu Kopenhagen; eine zweite trat schon im folgenden Jahre ans Licht,

sie war vom Professor Reichard bearbeitet und wird von Holberg selbst als vortrefflich gerühmt. Die eben erwähnte französische Uebersetzung von Parthenay erschien 1748, worauf noch eine Uebersetzung ins Holländische folgte. Auch ist Einiges davon einzeln ins Deutsche übertragen, wie uns denn namentlich ein zu Leipzig 1759 erschienenes Schriftchen: „Herrn Freiherrn von Holbergs Gedanken über das Wort Schicksal“ bekannt geworden ist. Vergl. auch Scheibe a. a. O. S. CLV.

Die Fabeln dagegen (die zwar, formell genommen, erst im folgenden Abschnitt zu besprechen wären, jedoch ihrem Wesen nach bereits an diese Stelle gehören) verhalten sich zu den „Moralischen Gedanken“ umgekehrt wie die Epigramme. Geben diese den Text her, so sind jene als eine Art von Epilog zu betrachten, als ein praktisches Resumé der früheren theoretischen Raisonnements. Fabeln im eigentlichen Sinne des Wortes darf man dabei nicht erwarten, kaum Fabliaux oder Schwänke, wie die von Lafontaine und zum Theil auch die Gellert'schen. Man könnte sie eher species facti nennen, thatsächliche Einzelheiten, Beweisstücke und Dokumente, die theils hie und da zusammengelesen, theils von Holberg erfunden sind, Beides in der vorgefaßten dogmatischen Absicht, diese oder jene moralische Wahrheit dadurch zu illustriren. Natürlich kann dabei von irgend einer poetischen Thätigkeit oder gar von jener schönen Naivetät, ohne die gerade die Fabel niemals entstehen kann, keine Rede sein. Denn mit den Fabeln, den wirklichen, ächten, ist es ähnlich wie mit Sprichwörtern und Volksliedern: sie sind da — aber sie wurden nie gemacht, man kann sie finden — aber nie erfinden.

Zu diesem poetisch verfehlten Genre der beabsichtigten, dogmatisch pointirten Fabel gehören auch die Holberg'schen, und um ihnen ja ihr bischen Wirkung noch gänzlich zu verkümmern, ist einer jeden die moralische Erklärung, das ausführliche Haec fabula docet, wie ein Zopf hinten angebunden. Nichts desto weniger, da sich das Publikum einmal an Holberg gewöhnt hatte und da überdies (man denke an die gleichzeitigen Bestrebungen in Deutschland) die Fabel, sei es auch die verkehrte, eben in Mode war, so wurden auch sie mit Beifall aufgenommen und noch in demselben Jahre (1751) von dem mehr erwähnten J. A. Scheibe, dem Uebersetzer des Peter Paars, gleichfalls ins Deutsche übertragen.

Wichtiger für Holbergs schriftstellerischen und sittlichen Charakter

sowie für die Geschichte seines Lebens und auch an sich interessanter sind die „Vermischten Briefe.“ Doch fällt es schwer, wenn nicht unmöglich, von dem Inhalt dieser Sammlung einen rechten Begriff zu geben. Der Verfasser bespricht in diesen Briefen eben Alles, was ihm vorkommt — oder richtiger, da dieser Ausdruck zu der irrigen Ansicht verleiten möchte, es seien nur immer äußere Umstände, Zeitereignisse und dergleichen, an was diese Briefe anknüpfen: der Verfasser hat seinen Papierkorb umgeschüttet, seine Excerpte durchsucht, seine Bücherzeichen nachgeschlagen, und diesen Wirrwarr von Notizen, Anführungen und Bemerkungen ebenso ungeordnet an einander gereiht, jedoch in einer muntern und gefälligen Form, an der allerdings die eigentliche Briefform das Wenigste ist. Das ganze Werk besteht aus fünf ziemlich starken Bänden, die zusammen weit über fünfhundert Briefe enthalten. Meistens, nämlich wenn es in diesem Chaos ein Meistens gibt, sind sie historischen, zum Theil auch statistischen, politischen, bald referirenden, bald raisonnirenden Inhalts; andere erörtern ökonomische, andere theologische Fragen; der Ursprung der Lustseuche, die Controversen der englischen Deisten, diätetische Vorschriften, literarische Kritiken, und warum man die Katzen lieber haben soll als die Hunde — es wechselt Alles in bunter Folge, ist Alles mit einer reichen Fülle von Belesenheit, mit Anekdoten und einzelnen historischen Zügen wohl ausgestattet und gibt daher zuletzt ein ganz unterhaltendes, vademecumsartiges Buch. Am wichtigsten darin sind die beiläufigen Erwähnungen sowohl seiner eigenen Lebensumstände, seiner Eigenschaften und Gewohnheiten, als namentlich auch seiner schriftstellerischen Werke, über die sich hier häufig erläuternde Notizen finden; sie bilden in einigen Partien gewissermaßen einen Nachtrag zu den Epistolae ad virum perillustrem, weshalb sie auch von Niemand, der Holbergs Leben und schriftstellerischen Charakter näher kennen lernen will, übersehen werden dürfen.

5.

Holbergs poetische Werke.

Und so sind wir endlich zu dem wesentlichsten Punkte in der Erscheinung unseres Dichters, zu seinen poetischen Leistungen gelangt.

Wir werden zuerst eine kurze Uebersicht und Eintheilung der vorzüglichsten Gruppen geben, in welche Holbergs poetische Werke zerfallen, sowie die nöthige Auskunft über die Zeit ihrer ersten Erscheinung, über die Ausgaben, Bearbeitungen und Uebersetzungen.

Sodann, nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Natur und Wesen des Komischen überhaupt, sowie über den Gang, welchen die Entwickelung der komischen Literatur bis auf Holberg genommen hat, werden wir versuchen, den Punkt anzugeben, auf welchem Holberg selbst in diese Entwickelung eingreift, und demgemäß die Stelle bezeichnen, die ihm sowohl in der dänischen wie in der Gesammtheit der komischen und der Literatur überhaupt gebührt.

Wir werden ferner die Resultate dieser allgemeinen Betrachtung an Holbergs poetischen Werken und ihrer Wirksamkeit auf die Nation im Einzelnen nachzuweisen suchen, und endlich, zum Schluß unserer Abhandlung, werden wir in flüchtiger Skizze den Einfluß beschreiben, den seine Dichtungen namentlich auf die deutsche Literatur geübt haben, und die Fäden andeuten, welche von der dänischen Komödie hinüberleiten zu der deutschen Bühne des achtzehnten Jahrhunderts. —

Zuvörderst also zerfallen Holbergs poetische Schriften, mit Uebergehung der Fabeln und der lateinischen Verseleien, deren wir soeben im vorigen Abschnitt gedacht haben, im Ganzen in drei große und leicht zu sondernde Gruppen.

Die erste wird vom „Peter Paars“ gebildet, an den sich die „Satyren“ sowie die „Verwandlungen“ und überhaupt die kleineren Stücke, welche in der im Jahr 1746 erschienenen Sammlung der „Kleineren poetischen Schriften“ (Mindre poetiske Skrifter udi en Sammling) enthalten sind, sich anschließen. Der Zeit nach sind von diesen und von allen Holberg'schen Dichtwerken die Satyren das Früheste; sie waren, wie wir oben, in der Lebensbeschreibung Holbergs, bereits bemerkt haben, der erste Versuch, mit dem er sich plötzlich und ohne daß er seit seinen Knabenjahren sich mit der Poesie befaßt hatte, in das Gebiet der Dichtung wagte. Doch sind nicht sie zuerst erschienen, sondern der Peter Paars war es, den Holberg zuerst veröffentlichte und der seinen Verfasser gleich im Beginn dieser Laufbahn an das Ziel des Ruhmes und der allgemeinen Anerkennung brachte. Die erste Ausgabe des Peter Paars ist von 1719; er erschien zuerst heftweise, in einzelnen Büchern, mit Holzschnitten, nach Art der üblichen fliegenden Blätter, welche er selbst verdrängen sollte. Darum lautet auch der erste Titel: „Hans Mikkelsens“ (das ist der ständige Dichtername des Verfassers; wo er dagegen als Scholiast und Vertheidiger seiner eigenen Werke auftritt, pflegt er sich Just Justesen zu nennen) „nye Viise om Peder Paars (Neue Weise von Peter Paars).“ Gleich im ersten halben Jahre erschienen drei Auflagen; eine spätere, vierte, liegt der Scheibe'schen Uebersetzung zu Grunde. Sie erschien ebenfalls noch bei Lebzeiten des Dichters; der Ausgaben, die nach seinem Tode bis auf die neueste Zeit erschienen, sind so viele, daß wir sie unmöglich alle aufzählen können. Die beste und kritisch sorgfältigste ist die von A. E. Boye, dem verdienten Herausgeber und Commentator von Holbergs Komödien (1844); die neueste, auf Kosten der Gesellschaft zur Ausbreitung der Literatur von F. L. Liebenberg herausgegeben, erschien im Sommer dieses Jahrs. Auch hat man eine Prachtausgabe von 1772, mit Kupfern von dem damals berühmten Clemens. — Der deutschen Bearbeitung von Scheibe (zuerst 1750, dann 1764) haben wir bereits erwähnt; eine Uebersetzung ins Schwedische kam gleichfalls 1750 heraus und erwarb dem Dichter auch hier, in dem damals so eifersüchtigen und mißgünstigen Nachbarlande, eine Theilnahme und Verehrung, deren außergewöhnliche Innigkeit man aus einer Anekdote erkennen mag, welche von Scheibe a. a. O. p. CVI.

mitgetheilt wird. „Ein vornehmer und berühmter Gelehrter," erzählt er, „war auf seiner Reise durch Schweden gerade zu der Zeit nach Stockholm gekommen, als daselbst die Nachricht von dem Tode des Barons von Holberg einlief. Nun war er eben genöthigt, sich einen Schuster holen zu lassen. Dieser kam, und als er hörte, daß er einen dänischen Gelehrten bedienen sollte, so fing er voller Empfindung und beinahe mit Thränen an, auszurufen: Ach! mein Herr! Ihr großer Mann! — ach! er ist todt! — Als nun der dänische Gelehrte dadurch gerührt ward und den Schuster bat, sich deutlicher zu erklären, so rief dieser wieder in kläglichen Tönen aus: Ach! Ihr großer Mann, Ihr Holberg ist todt! — ach! er ist todt! — Dieses setzte den gelehrten Dänen in große Verwunderung und er konnte nicht begreifen, wie ein gemeiner Handwerker durch den Tod seines berühmten Landsmannes so gerührt sein könnte? Er fragte ihn also, woher diese Empfindung käme, und woher er den verstorbenen Baron kannte? Ich! gab der Schuster zur Antwort, sollte ich ihn nicht kennen? Kommen Sie zu mir, so werden Sie alle Schriften Ihres Holbergs bei mir finden. Sie sind meine Leibbücher, darin lese ich Morgens und Abends. — Wer wird," setzt Scheibe hinzu, „sich hierbei nicht Peters des Husaren erinnern, der dem Herrn Gellert wegen seiner schwedischen Gräfin seinen milden Beifall zuwinkte?"

Angehängt sind dem Peter Paars, nach Holberg'scher Weise, der gern den Scholiasten seiner eignen Werke macht, mehre kleinere theils kritische, theils polemische Aufsätze, welche einzelne Stellen erläutern, böswillige Angriffe ablehnen und überhaupt den Standpunkt seines Gedichts bezeichnen sollen; man findet sie sämmtlich in der Scheibe'schen Bearbeitung, sowie in Boye's Holbergiana und seiner obengenannten Ausgabe des Peter Paars. (Vgl. Holberg selbst in der Lebensbeschreibung S. 158 fg. und Scheibe, in der Einleitung, p. CXVII fg.)

Unmittelbar nach dem Peter Paars (1722) ließ Holberg auch seine Satiren ans Licht treten: „Hans Mikkelsens fire" (in der That jedoch sind es fünf) „Skiemte-Digter." Eine zweite Auflage erschien 1728. Auch wurden sie in den Kleinen Schriften von 1746 wiederholt. Ins Deutsche übertragen sind sie, soviel uns bekannt geworden, nicht; doch findet man eine von ihnen, die fünfte, welche

eine Kritik und Schutzrede des Peter Paars enthält, als Anhang zur Scheibe'schen Bearbeitung des letztgenannten Gedichtes, in beiden Ausgaben, am Schluß. Vgl. Holberg a. a. O. S. 154—158 und Scheibe p. CXXV—CXXVIII.

Die „Verwandelungen" („Hans Mikkelsens Metamorphosis eller Forvandling, i Danske Vers") wurden zuerst im Jahre 1726 bekannt; sie wurden späterhin in den Kleinen Schriften wieder abgedruckt. Ins Schwedische wurden sie 1744 übersetzt, ins Deutsche zwei Jahre später: Kopenhagen und Leipzig 1746, von einem ungenannten und, wie der Augenschein lehrt, sehr ungewandten Uebersetzer.

Endlich bleiben noch zwei einzelne Gedichte zu nennen, die man gleichfalls in den Kleinen Schriften findet, nämlich die „Jütländische Fehde" und „Laniena Daphnica oder das daphnische Blutbad;" vgl. Scheibe a. a. O. p. CLXIV fg. Eine deutsche Uebersetzung der Jütländischen Fehde hat sich in die „Uebrige kleine Schriften" von 1755 (S. 225—234) verirrt.

Die zweite Gruppe bilden die Komödien mit ihren zahlreichen Schutz- und Erläuterungsschriften. Es sind ihrer im Ganzen sechsunddreißig. So viel wenigstens enthält die von J. G. Lange redigirte Duodez-Ausgabe, welche, als Anfang einer „Gallerie for Danske og fremmede Classikere," im Jahre 1833 in sieben Bänden zu Kopenhagen in zweiter Auflage erschienen ist. Dagegen erwähnt Scheibe a. a. O. p. CXXVIII nur vierunddreißig Stücke; die große Rahbek'sche Ausgabe („Ludvig Holbergs udvalgte Skrifter, udgiven ved K. L. Rahbek," zwanzig Bände. Kopenhagen 1804 — 14 fg.), die in den ersten sechs Bänden die dramatischen Schriften zusammenfaßt, enthält ihrer sogar nur dreiunddreißig, während wiederum die A. E. Boye'sche von 1843 „den danske Skueplads eller Ludvig Holbergs samtlige Comödier i eet Bind" fünfunddreißig Stücke zählt. Diese Verschiedenheit der Angaben erklärt sich indessen ganz einfach daraus, inwiefern gewisse kleine Prologe, sowie das „heroische Schauspiel" Artaxerxes, das aus dem Italienischen des Metastasio übersetzt ist und allerdings nur auf eine sehr unfreiwillige Weise zur Komödie wird, dabei als eigene Stücke mitgezählt werden oder nicht. Ja nach der Meinung des letztgenannten Herausgebers, vielleicht des genauesten und gründlichsten Kenners der Holberg'schen

Muse, den es gibt, rührt das letztgenannte Stück überhaupt gar nicht von Holberg her, sondern ist höchstens auf seine Veranlassung und nach seiner Anweisung von einer fremden Hand geschrieben (vgl. den Danske Skueplads S. 717).

Doch ist diese Gesammtheit von drei- oder sechsunddreißig Stücken keineswegs auf einmal im Druck erschienen. Vielmehr enthält die erste Ausgabe (von 1723 bis 1725: „Hans Mikkelsens Comödier med Just Justesens Betänkning og Forsvar for Comödier" d. i. Hans Michelsens Komödien mit Just Justesens Gutachten und Vertheidigung der Komödien; vgl. A. E. Boye's Holbergiana II, 240 fg.) in drei Bänden nur fünfzehn Stücke; es sind dies dieselben, die jetzt in den drei ersten Bänden der Lange'schen Ausgabe enthalten sind. Die zweite Ausgabe kam 1731 heraus, nun bereits in fünf Bänden und um zehn Stücke vermehrt. Acht weitere neue Stücke wurden bei der in den Jahren 1753 und 1754 erschienenen dritten Ausgabe als Band 6. und 7. nachgeliefert; der letztere Band, der denn auch den verdächtigen „Artaxerxes" enthält, wurde erst nach Holbergs Tode gedruckt. Außerdem erschien noch ein Stück einzeln, nämlich das „Leichenbegängniß der dänischen Komödie" („den Danske Comedies Liigbegjängelse," Lange'sche Ausgabe VI, 331; s. auch Rahbek VI, 527), welches zwar schon 1727 verfaßt und aufgeführt worden war, aber erst 1746, nach dem Tode des pietistischen Christian des Sechsten, wagte der Verfasser es ans Licht zu stellen.

Mit Ausnahme dieses letzteren Stücks nun und des Neujahrsprologs von 1723 (Lange'sche Ausgabe II, 1; vgl. Boye's Skueplads, S. 95 und 694) sind sämmtliche Komödien mehrfach ins Deutsche übertragen worden. Am vollständigsten, in allmähliger Aufeinanderfolge (seit 1746), ist dies von einem damals in Kopenhagen ansässigen Augsburger, J. G. Laub (daher auf dem Titelblatte die Chiffre J. G. L. v. A.; vgl. Scheibe a. a. O. CXXIX), geschehen. Eine spätere, gleichfalls ziemlich vollständige Uebersetzung, welche die Laub'sche bei weitem übertrifft und überhaupt die beste ist, die wir bis jetzt haben, wurde von 1759 bis 1778 zu Kopenhagen und Leipzig in fünf Bänden ausgegeben. Einzelne Stücke wurden von dem schon als Uebersetzer der historischen Werke genannten Professor Detharding in Altona übertragen. Namentlich wurden drei davon (nämlich im

ersten Band der politische Kanngießer, im zweiten der Jean de France, in der Uebersetzung gewöhnlich der Deutschfranzose genannt, und endlich im dritten der Jacob von Tyboe, oder, wie er hier heißt, der Bramarbas) in die bekannte „Deutsche Schaubühne" von Gottsched (seit 1741) aufgenommen: ein Umstand, den wir nicht gering achten dürfen, da dadurch, sowie durch die lebhaften Lobsprüche, mit denen Gottsched diese Stücke begleitete, mit der erste Grund zu der allgemeinen Anerkennung gelegt ward, deren Holberg sich damals auch in Deutschland und auch bei den Gelehrten zu erfreuen hatte. Einzeln erschien ferner „die Wochenstube" 1742 zu Hamburg; auch wird eine gleichfalls zu Hamburg erschienene Uebertragung des politischen Kanngießers ins Plattdeutsche sehr gerühmt. Der Oehlenschläger'schen Uebersetzung, die jedoch keineswegs vollständig ist (er hat im Ganzen nur fünfundzwanzig Stücke geliefert), haben wir bereits im ersten Abschnitt gedacht. — Außerdem findet man auch Uebertragungen der meisten Holberg'schen Stücke ins Schwedische, Holländische &c. angeführt. Eine französische Uebersetzung wurde von G. Fursmann (Théâtre Danois, Tom I. Kopenhagen 1741) versucht und von Holberg selbst mit einer Vorrede begleitet, welche auch in die Lange'sche Ausgabe der Komödien (VI, 343 fg.) aufgenommen worden ist. Doch blieb diese Arbeit gleich beim ersten Bande stecken. Wohin die Uebersetzungen gekommen sind, welche Holberg, wie oben erzählt worden, angeblich selbst verfertigt hatte, um sie in Paris auf die Bühne zu bringen, wissen wir nicht zu sagen.

Endlich drittens die „unterirdische Reise des Niels Klim" („Nicolai Klimii Iter subterraneum, novam telluris theoriam et historiam quintae monarchiae adhuc nobis incognitae exhibens"). Von allen Holberg'schen Schriften ist dies diejenige, die bei weitem am häufigsten gelesen, aufgelegt und übertragen worden ist. Zuerst erschien sie 1741; seitdem ist sie unzähligemale wiederholt worden, ja noch vor ganz Kurzem wurde bei uns in Deutschland eine Stereotypausgabe davon als Schulbuch ausgeboten. Uebersetzt wurde sie ins Deutsche zuerst 1743, zuletzt, soviel uns bekannt, 1828, in der Reihenfolge der Brockhaus'schen „Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslands," Bd. 15. Aber es gibt auch schwedische, holländische, französische, englische, sogar

eine ungarische (1783) Uebertragung. Ins Dänische selbst wurde sie zuerst 1745, späterhin in einer Prachtausgabe (1789) von dem bekannten Jens Baggesen zurückübersetzt.

So viel hievon, wenn nicht vielmehr so wenig: denn Niemand kann besser die Mängel und Lücken dieser bibliographischen Uebersicht empfinden, als der Verfasser selbst. Für das Bedürfniß der meisten Leser indessen wird sie hoffentlich genügen, und wenden wir uns nunmehr der innern Betrachtung der Holberg'schen Dichtungen zu. Es scheint zweckmäßig, derselben einige allgemeine Bemerkungen über Wesen und Entwickelung des Komischen überhaupt voranzuschicken. Dieselben wurden vom Verfasser zuerst in seiner Abhandlung über Holberg im Literarhistorischen Taschenbuch für 1844 veröffentlicht und seitdem, erweitert und umgearbeitet, in den „Kleinen Schriften. Zur Politik und Literatur" Bd. I. wiederholt; für den gegenwärtigen Zweck dürfte die ursprüngliche knappere Fassung noch immer genügen. —

Die Komik ist die vollendete Verklärung der Welt, wie sie ist. Zwar Verklärung und Versöhnung ist überhaupt die Aufgabe und göttliche Vollmacht aller Kunst. Aber die Tragödie löst die Widersprüche, indem sie dieselben an einander zerschmettert, und aus diesem Chaos des Untergangs, jenseits der Brücke des Todes, hinüberdeutet auf die ewige Morgenröthe des Geistes und der Freiheit. Die Komik dagegen, in heiterer Duldsamkeit, gesteht auch den Widersprüchen und Unvollkommenheiten des Lebens ihre Geltung zu. Denn so unerschütterlich, so felsenfest ist sie durchdrungen von der Wahrheit des Geistes und seiner unveräußerlichen Sieghaftigkeit, daß selbst die Irrthümer und Verkehrtheiten, die Mängel und Schwächen des Irdischen ihr keine Besorgniß oder Unwillen mehr erregen können. Im Gegentheil, durch diese Irrthümer hindurch erkennt sie das Ewige und Unvergängliche, und gesteht daher den Endlichkeiten des Daseins gern ihr neckisches Treiben zu, indem sie selbst es zum schönen, kunstgerechten Spiel verklärt. Wenn daher die Tragödie die Gegensätze zum gewaltsamen Conflicte bringt, so löst dagegen die Komik sie friedlich an sich selber auf: und das Gelächter, das herzerquickende, diese Siegesfanfare gleichsam, mit welcher die wiedergewonnene Vernünftigkeit gefeiert wird, ist die einzige Rache, die sie an dem Unvernünftigen und Unwahren nimmt.

So, wenn es erlaubt wäre, von diesen Dingen in Gleichnissen zu reden, möchten wir das Verhältniß der Komik zum Absoluten mit dem vielverbrauchten Bilde der Sonne vergleichen, vor welche sich Nebelschichten gelagert haben: aber sie vermögen die göttliche Gewalt des Lichts nicht zu hemmen, vielmehr müssen sie ihm selbst als eine Widerlage, ein Spiegel dienen, auf den die Sonne in gaukelndem Reflex die zierlichen Wunder der Fata Morgana hinzaubert. In genauerem Ausdruck aber bezeichnen wir die Komik als die vollendete Selbstgewißheit des Geistes, der sich zur absoluten Heiterkeit abgeklärt und gesammelt hat.

Es wird am Orte sein, gleich hier auf zwei Abwege aufmerksam zu machen, auf welche die Komik, in ihrer praktischen Erscheinung als komische Literatur und Kunst, sich gemeiniglich verirrt. Wir haben soeben gesagt, daß die komische Weltanschauung, vermöge ihrer vollen, sichern Sättigung und Erfüllung mit dem Ewigen, die schlechte Wirklichkeit, das Unwahre und Endliche, sich an sich selbst in ein heiteres Spiel auflösen läßt. Den Einen nun schien diese Auflösung der Welt zu weit zu gehen, den Andern schien eben dieselbe nicht weit genug gehen zu können.

Und wiederum bei den Ersteren lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Den Einen, den dogmatischen Poeten, mochte bei dem eigenen Spiel ihrer poetischen Laune unheimlich zu Muthe werden; es beschlich sie, scheint es, die Sorge, ob nicht die Wirklichkeit, welche aufzulösen und zu verklären eben sie selber im Begriffe waren, vielleicht auch ihre Rechte haben dürfte. Diese Rechte glaubten sie zu bewahren und anzuerkennen, indem sie, lehrend und züchtigend, die Poesie des Komischen für die Prosa der Endlichkeit benutzten. Das gab denn jene Satyriker, die ihre Zeitgenossen mit directer Lehre unterrichten, bestrafen, verwarnen wollen, und die viel mehr Prediger sind als Dichter; es gab jene Komödienschreiber, deren ganze Stücke gleichsam nur dramatisirte Chrien sind zur Erläuterung ich weiß nicht welcher erbaulichen moralischen Wahrheit; es gab überhaupt jenes ganze Geschlecht von Poetastern, die den Feenwagen des Humors zugleich als Paketpost für Moral und gute Sitte benutzen und den Gott des Lachens und der Lust zur Schulmeisterei anhalten wollen.

Nicht zwar, wie diese, im Philisterhaften und Unwahren

befangen, aber ebenso wenig von der rechten siegsgewissen Freudigkeit des Humors vollständig erfüllt, stellen sich die Andern dar, welche zwar nicht für die Wirklichkeit fürchten, wohl aber (so scheint es) für die Wahrheit aller höhern und göttlichen Empfindung selbst. Das sind die Leute, von denen die Ansicht herstammt, als sei die Komik doch nur eine niedrigere Potenz als das Tragische und das Weinen bei weitem anständiger, vornehmer und poetischer als das Lachen. Diese daher suchen dem Komischen durch einen tüchtigen Zusatz von Sentimentalität die nöthige Verfeinerung zu geben. Es sind das die Stammväter jener larmoyanten Komödien, jener sentimentalen komischen Romane, bei denen man vor Lachen nicht zum Weinen und vor Weinen nicht zum Lachen kommt: so daß der Effect des Ganzen nur ein unbehagliches Gähnen wird. Ja so paradox dies auch klingen mag und so sehr wir dabei auf den erzürnten Widerspruch unserer meisten Leser gefaßt sein müssen, so glauben wir doch, daß von diesem oder einem ähnlichen, von hier aus zu erklärenden Irrthum selbst Jean Paul nicht völlig frei gewesen ist, so wenig er auch übrigens unter die soeben charakterisirte Gattung gehört, und so sehr wir überhaupt in ihm den größten komischen Genius unserer Nation (wenn auch nur in fragmentarischen Offenbarungen) zu verehren haben. Wenigstens wüßten wir uns die geschmacklose und falsche Sentimentalität, welche Jean Paul seiner komischen Muse zur größten Beeinträchtigung derselben aufgeladen hat, kaum anders zu erklären. —

Diesen Beiden gegenüber steht nun diejenige Richtung, welche wir nach dem Vorgange Hegels (in der Einleitung zur „Aesthetik," wo man auch die ausführliche Begründung und Charakteristik dieser Richtung nachschlagen mag: I, S. 84—90) als die falsche Ironie bezeichnen. Diese, indem sie innerlich nichts als das eigene, empirische Ich anerkennt und lediglich dessen Befriedigung im Auge hat, vergreift, in dem übermüthigen Drange, mit welchem sie die ganze Welt in einen Taumel der Auflösung und Verflüchtigung hineinzutreiben sucht, sich auch an dem wirklich Werth- und Inhaltvollen, an den ewigen sittlichen Ideen, ja an der eigenen Schöpfung der Kunst.

Von hier datirt jene vielgerühmte, hochgefeierte Selbstironisirung der Romantiker, die aber nicht einmal ihre eigene Erfindung ist.

Das Manöver namentlich, mitten im Kunstwerk das Kunstwerk selbst aufzuheben, entweder dadurch, daß man uns mit Schadenfreude ausdrücklich daran erinnert, es sei ja Alles nur Illusion und zwei Schritte hinter dem entzückten Zuschauer treibe eine ganz andere Welt ihr Spiel — oder dadurch gar, daß man diese andere empirische Welt in ihrer ganzen brutalen Nacktheit geflissentlich in das heitere Spiel der Dichtung hineinlangen läßt, so plump und unvermittelt, wie die Faust des Puppenspielers zwischen die widerspänstigen Marionetten fährt — diese und ähnliche Manöver, sagen wir, sind so alt wie die Komik überhaupt. Schon bei Aristophanes finden wir einzelne Spuren davon; ja in weiterem Sinne möchte die ganze Parabase, als das ausdrückliche Aufheben der poetischen Illusion, als ein solcher kranker Flecken oder richtiger gesagt als eine nicht zur Reife gediehene Entwickelung im Organismus der antiken Komödie zu betrachten sein. Doch wollen wir dies keineswegs als Behauptung aufstellen, vielmehr soll es nur als Fingerzeig für das weitere Nachdenken des Lesers dienen, indem allerdings bei der antiken Komödie ganz eigene, mit dem Gesammtzustand der alten Welt in Verbindung stehende und nur aus ihm zu erklärende Rücksichten hinzutreten, welche die Parabase zu einem nothwendigen Bestandtheile der alten Komödie machten. Sogar von der antiken Tragödie darf man behaupten, daß sie niemals ganz aus dem Rahmen des bloßen schönen Spiels herausgetreten, niemals jene Vollständigkeit der Illusion angestrebt hat, wie es in dem modernen Drama geschieht: wie sich das in dem Gebrauch der Masken, der erhöheten Fußbekleidung, ja selbst in der Erscheinung des Chores kundgibt.

Wir finden dasselbe geflissentliche Heraustreten aus der Illusion ferner bei Plautus und weiterhin in der ganzen italienischen Volkskomödie; sogar Shakespeare hat es nicht verschmäht, auch wol einmal durch dieses Mittel zu wirken. Ueber die Berechtigung desselben und wieweit sie sich erstreckt, werden wir uns späterhin äußern; hier kam es uns nur darauf an, dem Leser die Sache selbst in Erinnerung zu bringen und kehren wir danach zu unserm ursprünglichen Thema zurück. —

Wir haben die Komik als die vollendete Selbstgewißheit des Geistes, ihren mütterlichen Boden als die absolute Heiterkeit des

Humors, ihre Thätigkeit als die friedliche Auflösung und Verklärung der widerspruchsvollen Welt bezeichnet. Es folgt daraus von selbst, daß die Komik nicht, wie man zu sagen pflegt, nur so am Wege liegt: vielmehr haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter sie ist, als die letzte, reifste Frucht der ganzen Bildung, die äußerste und höchste Entwickelung des menschlichen Geistes zu erkennen. Und dies sowohl bei einzelnen Individuen, als bei ganzen Völkern, weshalb denn auch immer die Komik die letzte und späteste Blüte eines Volks ist. Ja es gibt Völker und Literaturen, welche hingestorben sind, bevor ihnen die köstliche Frucht der Komik überhaupt gelächelt oder wenigstens, bevor dieselbe ihre volle Reife, ihre ganze prächtige Fülle gewonnen hatte.

Ueberhaupt ist Letzteres, streng genommen, in der ganzen Geschichte der Poesie bisher nur Einmal, nur in dem Lande, wo der Tempel des Dionysos aufgerichtet stand, nur in Griechenland, und auch hier nur in der attischen alten Komödie der Fall gewesen. Selbst Cervantes, Shakespeare und Rabelais, die eine ähnliche Stellung auf der Grenzmark der mittelalterlichen und modernen Zeit einnehmen, wie Aristophanes die Vollendung und mit ihr den Untergang der alten Welt bezeichnet, können, schon als vereinzelte Erscheinungen, den Vergleich mit jener Zeit nicht aushalten, da die alte Komödie, trotz aller ihrer Unbändigkeit, in Athen doch legitim war, da der Chor der Ritter, der Wespen die Bühne beschritt und die entzückten Richter dem Verfasser der Frösche den Olivenzweig darboten. Dies war die Komödie im höchsten, einzig wahren Sinne. Nichts da von häuslicher Misere, von unglücklichen Liebespaaren, geprellten Oheimen, unverhofften Erbschaften! Ein Spiegelbild war es des großartigsten, öffentlichen Staatslebens, eine Kritik des gesammten volksthümlichen Daseins in Politik, Religion, Literatur, immer frisch, immer witzig, immer erfindungsreich, stets ohne Schonung und doch niemals ohne Poesie!

Aber selbst in Athen, selbst unter griechischem Himmel konnte die köstliche Blüte sich nicht lange frisch erhalten. Gleich als hätte sie in ihrem ersten Auftreten die ganze Fülle ihrer Anmuth und Majestät verschwendet, so zog, nach einer kurzen glänzenden Epoche, die Komödie sich aus jener großartigen öffentlichen Sphäre in die niedern Kreise des Privatlebens, die dürftigen Intriguen der

Familienwelt zurück: und dieselben Bretter, auf denen vor Kurzem noch, zu unaussprechlichem Ergötzen des gesammten attischen Volkes, der Wursthändler Kleon agirt hatte, mußten bald darauf die verschmitzten Sklaven, die gefoppten Alten, die gewinnsüchtigen Hetären der mittleren und neueren Komödie tragen.

In dieser Gestalt wurde die griechische Komödie nach Italien und Rom verpflanzt. Zwar hatte es hier auch an einem ursprünglichen Gewächs, einer nationalen, altitalischen Komödie keineswegs gefehlt. Die oskischen Spiele, die Atellanen und Fescenninen, wenn sie auch mit den Anfängen der griechischen Bühne vermuthlich in einem natürlichen innern Zusammenhange stehen, und so sehr die griechische Cultur des benachbarten Siciliens auch auf die älteste italische Kunst mag eingewirkt haben, sind doch unzweifelhaft als ein ursprüngliches Eigenthum der italischen Völkerschaften zu betrachten. Auch ist es eben so unzweifelhaft, daß diese altitalische Komödie bereits auf einer nicht unansehnlichen Stufe künstlerischer Bildung sich befand, da sie bereits im Stande gewesen war, so bestimmte Masken, wie die stehenden Figuren des Maccus, Bucco, Pappus und Dossennus auszuprägen, von denen wir sogleich noch einmal sprechen werden. Freilich war die Sphäre, in welcher diese Figuren sich bewegten, unendlich einfacher und geringfügiger als die Sphäre der attischen alten Komödie, da sie dem Anscheine nach lediglich auf ländliche und häusliche Zustände sich beschränkten. Doch hätte, mit der Erweiterung und der politischen Consolidirung des italischen Land- und Städtelebens, vielleicht auch diese älteste und einheimische Komödie eine weitere Ausdehnung gewonnen.

Allein wie es das Schicksal der altitalischen Nationalitäten überhaupt war, in der Einen römischen unterzugehen, und wie wiederum die römische poetische Literatur durch die unzeitige Bekanntschaft und Nachahmung der griechischen Muster auf ewige Zeiten abgelenkt wurde von der Bahn einer eigenen und selbstständigen Entwickelung: so ist eben dasselbe auch der alten Komödie widerfahren. Die Schüler der Griechen, ein Plautus und Terenz, trugen den Lorbeer des Beifalls und der literarischen Berühmtheit davon, während die eigentliche Volkskomödie in Verfall und Vergessenheit gerieth, so daß sie es niemals zu einer dauerhaften literarischen Gestalt hat bringen können. Denn in wie weit wir in den Mimen,

welche späterhin, zu Sullas und Cäsars Zeiten, an die Stelle der bis dahin üblichen Komödie traten, eine in speciellem Sinne romanisirte Wiederauflebung der alten Atellanen möchten zu erkennen haben, darüber läßt sich bei der Dürftigkeit der Quellen nicht wohl entscheiden. Doch vergleiche man die vortreffliche Schrift von Eduard Munk: de fabulis Atellanis, Lips. 1840, wo diese und verwandte Gegenstände mit großer Gründlichkeit erörtert werden.

Ein unermeßlicher Umschlag, wie überhaupt in allen Verhältnissen der alten Welt, so auch namentlich für die Entwickelung des Komischen, trat demnächst mit dem Christenthum ein. Wir haben oben darauf hingedeutet, welche Duldsamkeit, ja welche Liebe gegen die Verkehrtheiten der Endlichkeit der komischen Weltanschauung zu Grunde liegt. Dagegen nun trat der Rigorismus des Christenthums auf, das in seiner frühesten Erscheinung sich entschieden feindlich gegen die Welt, die sündvolle, in Thorheit und Herzenshärtigkeit versunkene, verhielt und, hinüberdeutend in das Jenseit der himmlischen Heimath, die Erde und das unmittelbare menschliche Dasein sogar hassen und verachten lehrte. Es ist begreiflich, daß hiemit die bisherige Entwickelung des Komischen zu einem jähen Ende gekommen war. Ueber die Thorheiten der Erde zu lachen, war heidnisch; der Christ durfte sie nur beweinen oder zur Ehre Gottes verfolgen, und wenn es auch Blut und Leben kostete. Es war daher ganz consequent, wenn die älteste christliche Kunst alle Komik von sich ablehnte und wenn auch die Jünger der komischen Muse, die Schauspieler und Gaukler, als Diener des Teufels, von der weltlichen sowohl als der kirchlichen Gewalt persönlich mit Acht und Bann belegt wurden.

Aber der Mensch ist der Herr der Erde und die Welt, der Boden, auf dem er steht, ist sein wahres Erbtheil; nicht auf sie zu verzichten, sondern den Himmel herabzuholen in die Welt und das Reich Gottes, das jenseitige, zu verwirklichen auf Erden, ist seine große und glückliche Aufgabe. Darum lag in jener urchristlichen geflissentlichen Verschmähung der Welt etwas Unwahres und Unnatürliches, das sich an sich selbst bestrafen mußte. Es ist bekannt, in welchem hohen Grade dies im Verlauf der Geschichte geschehen ist: dergestalt daß die Kirche, welche die Erde unterjochen wollte, umgekehrt in ihrem innersten Mark von der Erde überwunden und

verweltlicht wurde. Etwas Aehnliches zeigt sich im Kleinen auch in dem Wiedererwachen der komischen Kunst innerhalb des christlichen und sogar des kirchlichen Gebiets. Die Kirche war nicht im Stande gewesen, den Menschen vom Lachen zu entwöhnen. Den Feind erkennend, der ihrer ascetischen Beschränktheit in der humoristischen Weltanschauung erwachsen mußte, beschloß sie, die Komik, die sie nicht mehr unterdrücken konnte, selbst zu adoptiren, und so sehen wir in den possenhaften Zugaben, mit welchen die Kirche fortan ihre religiösen Feste und Schaustellungen ausstattet, in den Teufeln, Tölpeln und andern Spaßmachern der Mysterien und geistlichen Spiele die komische Kunst zuerst wieder aufleben. Zwar waren diese Anfänge sehr abstrakter Natur, meist nur formal und ohne lebendigen Inhalt. Aber wie die Kirche die Komik nicht lange hatte unterdrücken können, so konnte sie noch weniger sie auf die Dauer beherrschen: die Komik emancipirte sich von der Kirche und diese selbst mit ihren Dienern wurde der erste und vorzüglichste Gegenstand, an welchem die junge weltliche Komödie sich aufrichtete.

Unter diesen Umständen und da die Komik nun bereits einen eigenen festen Boden gewonnen hatte, kam auch dasjenige, was von den Ueberresten der alten italischen Komödie noch im Volke vorhanden war und was sich bis dahin nur vor der kirchlichen Alleinherrschaft hatte verbergen müssen, plötzlich wieder zum Vorschein. Dies ist der Ursprung der sogenannten Commedia dell arte, welche in Italien gegen Ausgang des Mittelalters wieder zum Vorschein kam, und seitdem, allen Anfeindungen zum Trotz, die sie von Seiten der gelehrten, der Commedia erudita erfahren hat, bis auf diese Stunde in ununterbrochener Thätigkeit geblieben ist. In ihr hatte die älteste italische Volkskomödie, nach Jahrhunderte langer Unterdrückung, sich siegreich rehabilirt. Selbst die alten Masken waren nicht verloren gegangen: der Pappus hieß nun Pantalone, der Maccus agirte als Arlechino, der Bucco lebte als Brighella wieder auf und der Dossennus war zum streitsüchtigen, haarspaltenden Dottore geworden. Vergl. das schon angeführte Buch von Munk S. 28 ff., besonders auch S. 37, 38, wo u. A. eine hieher gehörige sehr instructive Stelle aus Wilhelm Müllers „Rom, Römer, Römerinnen“ (Bd. II, S. 125) abgedruckt ist. S. auch Flögel, Gesch. der kom. Literatur Bd. IV, Kap. 6.

Allein so ergötzlich auch die Praxis dieser Komödie war und einen so bedeutenden Kern frischesten Lebens sie auch in sich schloß, so fehlte doch Viel, daß sie sofort eine künstlerische Ausbildung, eine literarische Gestaltung gewonnen hätte. Vielmehr wie es ihr schon einmal, in ihrer altitalischen Zeit ergangen war, so trat ihr auch jetzt die gelehrte Komödie, die Komödie des Plautus und Terenz, welche inzwischen mit den übrigen Resten des Alterthums wieder aufgelebt war, feindselig entgegen. Die Commedia dell' arte hatte nichts als ihre possenhaften Masken, ihre derben Schwänke, ihr plebejisches, zujauchzendes Publikum. Die alte Komödie dagegen verband die Ehre des Alters mit dem Reiz der Neuheit; sie wurde von Gelehrten gedollmetscht, in Schulen erklärt, durch den Zauber der Buchdruckerkunst vervielfältigt, endlich an den Höfen der Könige in prächtigen Aufführungen dargestellt. Sehr natürlich daher, daß der nachahmende Fleiß der Dichter und Künstler sich ihr zuwandte, während die Volkskomödie eben nur dem Volk überlassen und ohne künstlerische Pflege blieb.

Nichtsdestoweniger gewann ihr Publikum an Ausdehnung, so daß sie bald sogar die heimathlichen Grenzen überschritt, fremde Sprachen erlernte und in fremden Ländern sich ansiedelte. In dieser Hinsicht ist es epochemachend, daß Heinrich III. von Frankreich im Jahre 1577 italienische Komödianten (li gelosi: s. das Nähere bei Flögel a. a. O. Kap. 10; in Kürze auch bei Bouterwek VI, S. 180 ff.) aus Venedig kommen ließ. Diese Schauspieler nämlich oder richtiger die Truppen, die ihnen nun über ein Jahrhundert hindurch nach Frankreich nachfolgten, acclimatisirten sich allmählig dergestalt, daß sie auch die französische Sprache annahmen und in Verbindung mit französischen Schauspielern endlich, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, das Théâtre italien gründeten. Von der Thätigkeit dieses Instituts liegen uns die Zeugnisse in der gleichnamigen Sammlung des Gherardi vor: siehe „Le théâtre Italien de Gherardi ou le recueil général de toutes les Comédies et Scènes Françoises jouées par les Comédiens Italiens du Roy, pendant tout le temps qu'ils ont été au service." Es sind im Ganzen sechs Bände; die älteste Ausgabe, welche dem Verfasser dieses Werkes vor Augen gekommen, datirt von 1700. — Dies ist die wahre Quelle, aus welcher, bis über

die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, die meisten französischen, deutschen und sogar spanischen Komödianten und Komödiendichter geschöpft haben; noch Christian Felix Weiße, der bekannte Kinderfreund, erzählt in seiner Selbstbiographie (Leipzig 1806 S. 8), daß eine gewisse Müller'sche Truppe, die noch vor der Neuber in Leipzig spielte, die Entwürfe des Gherardi aus dem Théâtre italien zur Aufführung gebracht hat.

Zugleich aber bezeichnet diese Gherardische Bühne auch den Punkt, wo nun auch Holberg in die Entwickelung des Komischen eingreift: denn auch für diesen ist das Théâtre italien die Hauptfundgrube seiner komischen Pläne, Situationen und Gruppirungen gewesen und wenden wir uns daher nunmehr wieder zu Holberg selbst zurück.

Wir knüpfen dabei am geeignetsten an der Geschichte des dänischen Theaters an.[1] — Bis gegen die zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts war eine nationale Bühne in Dänemark nicht vorhanden gewesen. Jene geistlichen Stücke, wie sie einst der Schulmeister Mikkelsen schrieb und auf die Holberg, in einer früher mitgetheilten Stelle, noch gelegentlich anspielt, waren längst ausgestorben. Der Hof aber, welchen Friedrich IV. (1699—1730), der Nebenbuhler Augusts des Starken in Verschwendung, Pracht und Liederlichkeit, zu einem der glänzendsten von Europa zu machen suchte, fand sein Ergötzen an Caroussells, an Jagden und Maskenbällen, an militärischen Exercitien und Schaustellungen, diesem Hauptzeitvertreib und Lieblingsgenuß der Fürsten, dem auch der kriegerische Friedrich IV. mit besonderer Vorliebe ergeben war. Gelüstete ihn ja einmal nach einer dramatischen Aufführung, so stand ein französisches Theater, das zugleich das Monopol aller theatralischen Vorstellungen in der ganzen Hauptstadt hatte, ingleichen eine italienische Sängerbande zur Verfügung. Beide hatten bereits unter

[1] Erst indem diese Bogen in den Druck gehen, erfahren wir zufällig von der Existenz eines neueren dänischen Werkes, welches die Anfänge der dänischen Bühne, wie es scheint, mit großer Ausführlichkeit behandelt: Overskou, „den Danske Skueplads, en Historie af danske Skuespil indtil vor Tid;" ein zweiter Theil ist im Sommer 1856 erschienen. Leider war es uns nicht vergönnt, dies Werk zu benutzen; die oben berührten Gegenstände werden darin ohne Zweifel ihre vollständigste Erledigung gefunden haben.

Friedrich IV. Vorgänger, Christian V. (seit 1670) bestanden. Doch hatte die französische Truppe unter ihm nicht mehr als im Ganzen zweitausend Thaler bekommen, wonach man auf den Werth ihrer Leistungen schließen kann: vergl. N. D. Riegels Versuch einer Gesch. Christians V., Kopenhagen 1795 S. 626. Der prachtliebende Nachfolger Christians V. hatte diese Mittel bedeutend vermehrt und namentlich hatte sich die italienische Oper unter ihm zu einem außerordentlichen Glanz erhoben. Von nationalen Elementen war dabei natürlich nichts zu spüren; es waren fremde Sänger und Schauspieler und auch die Texte der aufgeführten Festspiele und Arien waren theils in italienischer und französischer, theils auch in deutscher Sprache abgefaßt. Dies Letztere war namentlich bei einer der frühesten dramatischen Festlichkeiten der Fall, von welcher die Geschichte des dänischen Hofes überhaupt weiß. Zur Zeit Friedrichs III. nämlich (1648—1670), desselben, durch den das berühmte dänische Königsgesetz gegründet und das unumschränkte Königthum in Dänemark eingeführt ward (1660), im Sept. 1663, wurde die Verlobung der Prinzessin Anna Sophie mit einer deutschen „Wirthschaft“ oder „Masquarade,“ betitelt „die Waldlust,“ gefeiert und auch die bei derselben Gelegenheit aufgeführte Festoper „der lobwürdige Cadmus“ war „in Deutsch durch Ad. Fr. Werner; darauf in welschen Reimen von Hirolami Pignani; in die Musik aber gesetzet, und mittelst sechs musikalischen Aufzügen repräsentiret durch Sr. K. Majestät Kapellmeister Casp. Forster.“ Vergl. Molbech a. a. O. S. 22, der dabei Nyerups Efterretninger om König Frederik III. benutzt hat.

Doch war dies Alles, wie man sieht, nur für den Hof. Das Volk, wenn es der ewigen Himmelsleitern und Paradiesgärtlein einmal überdrüssig war, sah sich mit seinen theatralischen Bedürfnissen theils an Puppentheater verwiesen, theils an herumziehende deutsche Banden, von welchen letzteren, bei dem unzweifelhaften Uebergewicht, das die deutsche Bildung damals in Dänemark und besonders in Kopenhagen behauptete, die dänische Hauptstadt bereits ziemlich regelmäßig heimgesucht ward. Von der Spiegelbergischen Truppe, einer der bekanntesten Banden der damaligen Zeit, die sich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von der berühmten Veltheim'schen Truppe abgezweigt hatte (vgl. des Verfassers Vorlesungen

Berlin 1847

über die Geschichte des deutschen Theaters S. 186 und 220, sowie Eduard Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst Bd. I. S. 331 und 344) wird berichtet, daß sie schon im Jahre 1710 mitten im tiefsten Winter bis Gothland vordrang. Durch Eis und Schnee setzte sie über den gefrorenen Belt, wobei die Theaterdamen von der Kälte sehr arg mitgenommen wurden; eine von ihnen, eine Jungfer Denner (ein Name, der gleichfalls unter den Prinzipalschaften jener Zeit vorkommt) erfror dabei die Füße dergestalt, daß ihr die Zehen abgenommen werden mußten und sie erst im August des folgenden Jahres auf der Braunschweiger Messe wieder spielen konnte und auch da nur im Sitzen (s. Chronologie des deutschen Theaters S. 40). — Am bekanntesten jedoch unter diesen nach Dänemark wandernden deutschen Truppen ist ein gewisser Herr von Quoten geworden und zwar durch die Polemik, welche Holberg gegen ihn eröffnete und von der wir sogleich einiges Nähere sagen werden. Auch die Gattung von Stücken, welche diese Truppen aufführten, lernen wir aus Holberg kennen; es waren jene großen Haupt- und Staatsactionen, jene abenteuerlichen Tyrannenspiele, vermischt mit Hanswurstspäßen und Zoten, die damals in Deutschland selbst im Schwange gingen und über die der Verfasser des vorliegenden Werks in den ebengenannten Vorlesungen ꝛc. S. 176 und 193 bis 212 einiges Genauere festzustellen versucht hat. Damit wechselte denn auch wol eine Zauberkomödie, ein Doktor Faust und Aehnliches ab; ja hie und da ließ sogar eine Bearbeitung Shakespeare'scher Stoffe, namentlich der Titus Andronikus, sich blicken; vgl. die von Rahbek in seiner Auswahl der Holberg'schen Schriften Bd. VI. S. 532 und 533 citirte Stelle aus Riegels Geschichte Friedrichs des Vierten. — Daß diese Stücke und ihre Darstellung außerordentlich roh, zum Theil läppisch und widerwärtig waren, versteht sich, bei der damaligen Beschaffenheit des deutschen Theaters, von selbst, wenn wir andrerseits auch nicht in Abrede stellen mögen, daß das Bild, welches Holberg von dieser „tydsk Comoedie" entwirft, gewiß in manchen Stücken komisch verzerrt und übertrieben ist.

In diesem Zustande blieb das dänische Theater bis zum Jahre 1720. Zwar hatte, wie Molbech a. a. O. S. 23 berichtet, schon Friedrich der Dritte unterm 12. December 1662 einem gewissen Andreas Joachim Wulff ein Privilegium ertheilt, durch welches

derselbe für sich, seine Frau und seine Erben auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren berechtigt ward, „auf seine Kosten" einen „Komödienplatz," auch „Schauburg" genannt (was bekanntlich die noch heute übliche holländische Bezeichnung für Theater ist), in Kopenhagen zu errichten, „zur Darstellung von Tragödien, Komödien und anderen Aktionen," und zwar „mit dazu geeigneten Personen und den dazu gehörigen Instrumenten, vor Allen, welche Lust dazu haben." Einige Monate später, im August 1663, kaufte derselbe Wulff auch wirklich ein Grundstück in der Nähe des Schloßplatzes, funfzig Ellen lang und zwanzig Ellen breit, auf welchen die „Schauburg" aufgeführt werden sollte. Doch findet sich, wie Molbech a. a. O. versichert, keine Spur, daß der Bau selbst jemals zur Ausführung gekommen; vielmehr mußten noch zwei volle Menschenalter vergehen, bis Kopenhagen endlich wirklich ein dänisches Theater erblicken sollte.

Dies geschah, wie gesagt, im Jahre 1720. Von wem der Gedanke, dem französischen Hoftheater und der wandernden deutschen Bühne ein nationales dänisches Theater gegenüber zu stellen, zuerst ausgegangen, darüber ist nichts Gewisses erhalten; doch hat Holberg an diesem frühesten Entwurf wol keinen Antheil gehabt. Gemeiniglich wird derselbe dem König selbst zugeschrieben; mit wie viel Recht, lassen wir dahingestellt, da diese Sorgfalt für die Unterhaltung des Volks und die künstlerische Ausbildung der einheimischen dänischen Nationalität uns mit den übrigen hinlänglich bekannten Eigenschaften Friedrichs des Vierten kaum vereinbar dünkt. Richtig ist es jedoch, daß er die Ausführung des Planes unterstützte und namentltch den vorzüglichsten seiner französischen Schauspieler, seinen Liebling Montaigu, mit Unterricht und Ausbildung der dänischen Schauspieler beauftragte. Montaigu's eigene Frau gehörte der neugebildeten dänischen Bühne an; wie theils die erhaltenen Theaterzettel, theils die in der ältesten Ausgabe der Holberg'schen Stücke von 1723 enthaltenen und in die neueste und vollständigste Ausgabe der Holberg'schen Komödien („Ludvig Holbergs Comedier. Udgivne, med Anmärkninger under Texten, Indledninger og Oplysninger til ethvert Lystspil, for det Holbergske Samfund" in sieben Bänden, Kopenhagen 1843 bis 1848) mit aufgenommenen Angaben beweisen, gab sie die vornehmsten der Holberg'schen Frauenrollen, wie z. B. die Frau des Hermann von Bremen im politischen Kannegießer, die Lucretia in der Baegelsindede 2c.

Unter den übrigen Mitgliedern der Truppe zeichneten sich besonders ein Monsieur Gramm und Monsieur Wegener aus, beide als Komiker. Monsieur Henrik Wegener, dessen Namen Holberg auch selbst auf die Bühne bringt, spielte z. B. den Heinrich im politischen Kanngießer, den Pierre im Jean de France, den Kilian im Ulysses von Ithacia, während Monsieur Gramm der erste Jean de France, auch der erste Jeppe vom Berge der dänischen Bühne war. Die Namen sämmtlicher Schauspieler oder doch wenigstens der bedeutendsten und angesehensten unter ihnen finden sich verzeichnet unter dem „Neujahrsprolog zu einer Komödie, allerunterthänigst präsentirt von der ganzen dänischen Bande“ 1723 (s. die A. E. Boye'sche Ausgabe in einem Band, S. 95—98), wo wir auch den Musikdirektor und Componisten der Gesellschaft P. Sparkiaer, sowie den „Copiisten und Dicteur“ (Souffleur) Rasmus Hammer kennen lernen. Letzterer, nebst dem Komiker Montaigu, wurde von Holberg ebenfalls persönlich auf die Bühne gebracht; s. der dänischen Komödie Leichenbegängniß ꝛc. bei Boye a. a. O. 515 fg.

Allein nicht blos Schauspieler mußten geschaffen und herangebildet werden, sondern auch Stücke selbst, wenn man anders nicht mit bloßen Uebertragungen und Bearbeitungen fremder (d. h. französischer) Muster vorlieb nehmen wollte. Diesen Mangel zu ersetzen, wandte man sich an Holberg. Daß man gerade ihn aufsuchte, darf uns nicht Wunder nehmen. Denn erstlich war er ja bereits bekannt als ein weltgewandter, vorurtheilsfreier Mann, der die bedeutendsten Hauptstädte Europas besucht und die dortigen Kunstanstalten kennen gelernt hatte und der überdies unbefangen genug war, trotz seiner akademischen Titel und Würden sich doch für eine so profane Anstalt wie ein dänisches Theater zu interessiren. Und zweitens hatte ja der Peter Paars bereits seit einigen Jahren seinen Triumphzug gehalten und den Verfasser mit wahrer Sturmeseile auf den Gipfel des damaligen dänischen Parnasses erhoben. Holberg selbst erzählt über die Art und Weise, wie er plötzlich zum Bühnendichter geworden, in der oftgenannten Lebensbeschreibung S. 162 Folgendes. „Wie ich,“ sagt er, „mit dieser Arbeit“ (einer kurzen Darstellung der geistlichen und weltlichen Verfassung in Dänemark und Norwegen) „beschäftigt war, so gerieth ich auf den Gedanken, nach dem Beispiel anderer Völker einige Schauspiele in dänischer

Sprache abzufassen. Ich hielt mich selbst nicht ganz ungeschickt dazu, solche Stücke zu schreiben; auch hatte man mich oftmals gebeten, die Arbeit, welche ich kürzlich verlassen und fast verschworen hatte" (nämlich die Poesie, in Folge der gehässigen Streitigkeiten, in welche der Peter Paars und die Satyren ihn verwickelt hatten) „wieder aufzunehmen. Auf der einen Seite reizte mich das inständige Anhalten meiner Freunde, unter denen sich die vornehmsten Männer der Stadt befanden, deren Befehlen ich nicht gern ungehorsam sein wollte. Auf der anderen jedoch wurde ich von dem Vorhaben abgeschreckt durch den Verdruß, welchen Schriften dieser Art überhaupt mit sich zu führen pflegen. Schon aus den Angriffen, deren Gegenstand ich soeben gewesen, hatte ich zur Genüge gelernt, wie beschwerlich es ist, mit der ganzen Welt in Krieg verwickelt zu sein. Das unaufhörliche Drängen meiner Freunde indessen überwand endlich meine Abneigung, ich nahm die früheren Arbeiten wieder auf und schrieb jene Schauspiele, welche späterhin auch gedruckt wurden und nun in Jedermanns Händen sind ... Ich unterwarf meine Arbeit zuerst der Prüfung einiger Freunde und war noch unentschlossen, ob ich sie überhaupt sollte ans Licht treten lassen. Weil aber meine Freunde nicht nachließen mich darum zu bitten und weil ich außerdem auch noch besorgen mußte, die Stücke möchten verstümmelt und unvollständig veröffentlicht werden, so gab ich endlich die fünf ersten Stücke einer hiesigen Schauspielertruppe zur öffentlichen Aufführung."

So weit Holberg. Was uns dabei besonders merkwürdig scheint, das ist erstlich die Gewandtheit, mit welcher er der erhaltenen Aufforderung nachkam, und zweitens die kaum glaubliche Schnelligkeit, mit der er in wenigen Jahren eine so namhafte Zahl von Komödien producirte und auf die Bühne brachte. Das neu begründete dänische Theater selbst war im Jahre 1722 in einem dazu eigens eingerichteten Gebäude auf der damaligen kleinen Grönnerstraße, der jetzigen neuen Adelstraße (vgl. A. E. Boye in der eben citirten Ausgabe, S. 518 und 710) eröffnet worden, und zwar mit einer Uebersetzung von Molière's „Geizigem." Doch kam noch in demselben Jahr, vermuthlich im Oktober oder doch kurz darnach, Holbergs politischer Kanngießer zur Aufführung, womit nunmehr die lange und glückliche Reihenfolge seiner dramatischen Leistungen eröffnet war. In

den beiden letzten Monaten des genannten Jahres wurde noch die Vaegelsindede (die Wankelmüthige), Jean de France und Jeppe vom Berge auf die Bühne gebracht. Das Jahr 1723 wurde mit dem schon erwähnten Neujahrsprolog eröffnet. Im Frühjahr desselben Jahres wurde Geert Westphaler (auch der geschwätzige Barbier genannt) zuerst gegeben und zwar in der ältern fünfaktigen Bearbeitung; ferner am 11. Juni das gleichnamige Stück, dem noch im Herbst desselben Jahres die Wochenstube folgte.

Ganz außerordentlich fruchtbar war das nächstfolgende Jahr 1724. Es sind theils in diesem Jahre, theils wenigstens im Winter von 1724 auf 1725 von Holberg nicht weniger als neun neue Stücke aufs Theater gebracht worden: nämlich das arabische Pulver, die Weihnachtsstube, die Maskerade (im Februar), Jacob von Tyboe, Ulysses von Ithacia (diese beiden im Frühjahr), die Brunnenreise (Anfang Juli), Melampe, Uden Hoved og Hale (im Winter von 1724 auf 1725) und Heinrich und Pernille.

Aber damit schien Holbergs dramatische Produktivität auch ihren Culminationspunkt erreicht zu haben. Das ganze Jahr 1725 wird nur durch den einen „Diederich Menschenschreck," der im Winter von 1725 auf 1726 zur Aufführung kam, bezeichnet. „Der verpfändete Bauerjunge" und „der Mann, der keine Zeit hat" (der Stundeslose, in den deutschen Uebersetzungen gewöhnlich der geschäftige Müßiggänger genannt) wurden 1726, „Pernilles kurzer Fräuleinstand" zuerst am 2. Februar 1727, „der dänischen Komödie Leichenbegängniß" aber am 25. desselben Monats, zum Schluß des kaum eröffneten Schauplatzes, gegeben.

Nämlich das Theater in der Grönnerstraße war eine Privatunternehmung gewesen, die zwar durch ein königliches Privilegium geschützt ward (s. in Kürze A. E. Boye a. a. O. S. 518), im Uebrigen aber sich aus eigenen Kräften zu erhalten hatte. Und dies gelang ihr, sei es wegen der Neuheit und Schwierigkeit der Sache, sei es in Folge der Concurrenz, welche das französische Theater ihr bereitete, nicht; trotz des enthusiastischen Beifalls, mit welchem die Holberg'schen Stücke aufgenommen wurden, sowie trotz der guten Einnahmen, welche die zahlreichen Wiederholungen derselben der Theaterkasse verschafften, war die finanzielle Lage der jungen Anstalt schon 1725 nicht mehr die beste, und im Lauf des

folgenden Jahres verschlechterte dieselbe sich dermaßen, daß das Theater im Februar 1727 geschlossen werden mußte. Zwar konnte es in Folge eines königlichen Zuschusses von jährlich fünfzehnhundert Thalern (s. Rahbek Bidrag til den danske Skuepladses Historie S. 106—107, und darnach Boye a. a. O.) schon Anfang 1728 wiedereröffnet werden: allein die unglückliche Feuersbrunst, welche Kopenhagen im Oktober desselben Jahres verwüstete, that dem Unternehmen aufs Neue großen Eintrag.

Bald darauf starb König Friedrich IV. und es ist bereits erzählt worden, wie abgeneigt sein pietistischer Nachfolger Christian VI. (1730—1746) dem Theater war und wie auch Holberg sich nun für längere Zeit absichtlich von der Bühne zurückzog. Erst nach Christians VI. Tode, nach einer Unterbrechung von vollen zwanzig Jahren, trat Holberg aufs Neue als dramatischer Dichter auf. Die Bühne befand sich damals in Bergs Haus in der Laederstraße (Boye a. a. O. S. 711) und hier war es, wo 1747 den honette Ambition, 1748 aber Erasmus Montanus und de Usynlige zuerst über die Bretter gingen. 1749 wurde das Theater, das sich bis dahin noch immer in Privathänden befunden hatte, zur königlichen Anstalt erhoben und in das Gebäude am Königsneumarkt verlegt, wo es sich noch gegenwärtig befindet. Auf diesem erneuerten und verschönerten Schauplatz ging am 16. April 1749 Abracadabra zuerst in Scene; ferner Hexerei oder blinder Lärmen am 20. October 1750, Plutus am 14. April 1751, die neue einactige Bearbeitung des Geert Westphaler am 5. Mai (vergl. die von der Holbergsgesellschaft veranstaltete Ausgabe der Komödien, Bd. I, S. 322), Sganarells Reise in das philosophische Land aber am 1. December desselben Jahres. Am 30. August 1752 folgte der Don Ranudo de Colibrados, am 3. Januar 1754 der glückliche Schiffbruch, den 17. April desselben Jahres die Republik, den 14. August aber der Philosoph in der eigenen Einbildung: so daß also die erste Aufführung dieser beiden letzteren Stücke erst nach Holbergs Tod (28. Januar 1754) stattgefunden hat.

Unterstützt wurde diese Fruchtbarkeit unseres Dichters, durch die er, wenigstens was einzelne Zeitabschnitte betrifft, den productivsten Poeten aller Zeiten, einem Hans Sachs, Lopez de Vega und anderen durch ihre Fruchtbarkeit sprichwörtlich gewordenen

Dichtern nahekommt — unterstützt, sage ich, wurde Holberg darin durch die Art und Weise, wie er seine Vorgänger auf dem Gebiet der komischen Dichtung und darunter namentlich das Théâtre Italien des Gherardi benutzte. Denn aus diesem letzteren Werke entnahm er nicht nur den Stoff seiner meisten Stücke, nicht nur einzelne Reden und Gegenreden, sondern auch ganze ausgeführte Scenen und Situationen. Holberg darum, wie es zuweilen wol geschehen ist, der literarischen Freibeuterei oder zum mindesten des Mangels an Originalität beschuldigen, wäre thöricht Wenn Schiller einmal die Zahl der möglichen und üblichen tragischen Situationen und Motive berechnet und dabei zu dem Resultat kommt, daß ihrer nicht viel mehr als ein Dutzend ist, die sich von einem Dichter zum andern, von den alten zu den neuen forterben und die Jeder wieder auf seine Weise variirt: so ist die Zahl der komischen Motive und Situationen vielleicht noch kleiner und kehrt in ihren Grundzügen vielleicht noch regelmäßiger bei Allen wieder, die sich überhaupt jemals in das Gebiet der komischen Muse gewagt haben. Durch die komische Literatur aller Völker und Zeiten lassen sich gewisse, daß wir so sagen, stehende Witze, gewisse Scherze und Einfälle verfolgen, die, zum Theil in den wunderlichsten Umwandelungen und Verkleidungen, immer wiederkehren und, am richtigen Fleck richtig verwendet, stets ihres Erfolges sicher sind. Darum ist es auch von jeher als ein Vorrecht des komischen Dichters betrachtet worden, nachzuahmen und zu benutzen, was den Vorgängern geglückt war, ja es wol auch geradezu von ihnen zu entlehnen; ein guter körniger Witz, eine wirksame komische Situation ist gewissermaßen etwas zu Seltenes, das Gold des Scherzes ist auf dieser unvollkommenen Erde zu dünn gesäet und dabei zu unverwüstlich, als daß nicht Jedem vergönnt sein sollte, es von Neuem in Umlauf zu setzen — vorausgesetzt, wie gesagt, daß er es auf eine geschickte und erfolgreiche Weise thut. Das „Pereant qui ante nos nostra dixerunt“ ist daher auch nirgend üblicher als in der komischen Literatur; wenn der Scherz gut ist, wenn er zündet, wird nach seinem literarischen Stammbaum nicht gefragt. Man kennt die großartige Unbefangenheit, mit der Molière seine Vorgänger, sowohl die Poeten des Théâtre italien als namentlich die Spanier benutzte, welchen letzteren er vielleicht noch mehr verdankt als den

Italienern, und auch das Scherzwort kennt man, womit er diese Benutzung vertheidigte: „Ich nehme meine guten Einfälle wieder, wo ich sie finde.“ Mehr oder minder ist dies der Wahlspruch aller komischen Dichter, von Aristophanes an bis zu den Dichtern unserer heutigen Vorstadttheater, und wenn Holberg es in diesem Punkt nicht anders gehalten hat als alle Uebrigen, so hat er eben nur gethan, was Gebrauch und Sitte längst geheiligt hatten, ohne daß — und dies scheint uns die Hauptsache — Begriff und Zweck der Kunst selbst damit in Widerspruch ständen.

Nun ist aber oben nachgewiesen worden, woher das Théâtre italien des Gherardi selbst stammt und glauben wir daher nunmehr, trotz des Paradoxen, das der Behauptung beim ersten Anblick anhaftet, auf die Zustimmung unserer Leser rechnen zu dürfen, wenn wir sagen: es ist die altitalienische Volkskomödie, dieselbe Komödie, die schon vor Plautus und Terenz die campanischen Bauern belustigt hatte, welche, nach so mancherlei wunderlichem Formen- und Schicksalswechsel, zuletzt im barbarischen Norden, als dänische Komödie, wieder auftaucht.

Auf seinen wiederholentlichen Reisen hatte Holberg Gelegenheit gehabt, die italienische Volkskomödie sowohl in der Form, wie sie damals in Paris an der Tagesordnung war, als auch in ihrem Heimathlande selbst persönlich kennen zu lernen. Wir wissen von Holberg selbst (Lebensbeschreib. S. 125 ff.), daß er in Rom Wand an Wand mit einer italienischen Schauspielertruppe gewohnt und nicht selten, durch den Lärm dieser muntern Nachbarschaft gestört, sich in ihre heiteren Kreise gemischt hatte. „Unser ganzes Haus,“ erzählt er a. a. O., „ward mit Komödianten angefüllt, die sich bis spät in die Nacht in ihren Vorstellungen und Komödien übten. Hiedurch verdarben sie mir, der ich noch mit dem Fieber behaftet war, meine Nächte und des Tags störten sie mich in meinen Studien. Nach dem Weihnachtsfeste kommen allemal zehn bis zwölf solcher Komödiantenbanden nach Rom. Eine jede von ihnen hat ein gewisses Stück, das sie jedesmal vorstellt. Die Bande, welche sich in unserem Hause aufhielt, hatte eine Komödie von einem Arzte, die mit dem Lustspiel des Molière Le malade imaginaire viele Aehnlichkeit hatte. Das Haupt dieser Bande spielte die Rolle des Doctors und weil sie nichts aufführten als dies einzige Stück, so

war er den ganzen Winter über der Doctor. Er wurde daher auch von allen, auch wenn man ernsthaft mit ihm sprach, nur Signor Dottore genannt und er selbst nahm auch diesen Titel mit einer Würde an, daß man hätte denken sollen, er sei kein Komödiant, sondern der Doctortitel sei ihm ordentlich auf einer hohen Schule beigelegt worden."

Holberg war ferner mit den Mustern des Alterthums bekannt und wenn er auch über Aristophanes sowie überhaupt über die Griechen nur ein sehr beschränktes Urtheil hatte, wenn er die Einfälle des Ersteren „öfters ungereimt" fand, vom Achilles beim Homer aber behauptete, „er rede wie ein grober Fuhrmann" (s. „Just Justesens Betänkning over Comedier," in der Rahbek'schen Ausgabe Bd. 1, S. XII—XXIV; vgl. die im Eingang angeführten Briefe von N. Fürst Bd. II. S. 19): so verehrte er mit desto größerer Bewunderung den Terenz und Plautus, besonders den Letzteren, dessen „Amphitruo, Aulularia und Menächmi noch immer die schönsten Stücke sind, welche wir haben." (Verm. Br. Bd. III. Br. 7, S. 37.) Beinahe nicht minder groß war seine Verehrung des Molière, dessen Komödien „mit Recht von allen Nationen für Meisterstücke gehalten werden" (a. a. O. Bd. III. Br. 7, S. 35). „Ich gestehe," heißt es an einer andern Stelle desselben Werks, Bd. III. Br. 66, S. 348, „daß die Schauspiele des Molière, in Absicht auf dasjenige, was man Jeu de Théâtre nennt, einen großen Vorzug vor anderen Schauspielen haben und daher kann es nicht anders sein, sie müssen am meisten ins Auge fallen. Weil Molière selbst sowohl Scribent als Acteur war, so hatte er Alles aufs Genaueste inne, was erfordert wird, die Bühne so zu sagen lebendig zu machen. Verschiedene Charaktere sind in den Schauspielen des Molière wohl ausgeführt, und die Urtheile, welche andere Nationen darüber fällen, daß die meisten Schauspiele des Molière für Meisterstücke zu achten, sind daher vollkommen gegründet." Ja es war ihm ohne Zweifel der größte Triumph und die süßeste Befriedigung seines Ehrgeizes, als er in der eben angeführten Stelle hinzusetzen durfte, daß „unsere dänischen Originalstücke" — das hieß also Holbergs eigene Stücke, indem andere damals noch nicht existirten — trotz ihrer lokalen, fremden Lesern schwer verständlichen Beziehungen „doch von einigen auswärtigen Kunstrichtern den Stücken des Molière an die Seite gesetzt werden."

Daß und aus welchen Gründen wir dagegen Holberg die Kenntniß des Shakespeare absprechen müssen, darüber haben wir uns schon an einer früheren Stelle dieser Abhandlung geäußert. Eben so wenig können wir Gervinus beistimmen, der in einer gelegentlichen Erwähnung Holbergs (Geschichte der deutschen Dichtung III. S. 475 der ersten Ausgabe, in der neuesten Auflage haben wir die Stelle nicht mehr finden können) denselben „von Weiseschen oder ähnlichen Stücken und deutschen Schauspielern in Kopenhagen angeregt werden läßt." Zwar was Weise, den bekannten Schulmeister von Zittau, angeht, so wird auch diese Vermuthung auf ähnliche Art wie in Beziehung auf Shakespeare unterstützt. Ja wunderlich genug ist es wiederum dasselbe Stück und derselbe Stoff, der, von Shakespeare, Holberg und Weise bearbeitet, Veranlassung gegeben hat, diese Dichter mit einander in Verbindung zu setzen; nämlich wiederum Holbergs Jeppe vom Berge, der sich nicht nur ebenso in der fragmentarischen Einleitung zu Shakespeares Taming of the shrew findet, sondern der auch von Weise zu einem eigenen Stück verarbeitet ist. Dasselbe führt den Titel: „von dem träumenden Bauer am Hofe Philippi Boni in Burgundien" oder auch „von dem niederlandischen Bauer;" man findet es unter Anderem abgedruckt in den „Neuen Proben von der vertrauten Redekunst," Dresden und Leipzig 1700. In der That jedoch beweist dies Zusammentreffen mit Weise ebensowenig wie dasjenige zwischen Shakespeare und Holberg. Denn das Ganze ist eine uralte Vademecumsgeschichte, die als solche in unzähligen Sammlungen und Ueberlieferungen seit Jahrhunderten durch ganz Europa verbreitet war; selbst im Orient war sie bekannt, wie sie sich denn namentlich in der arabischen „Tausend und Eine Nacht" als das Märchen „vom erwachten Schläfer" vorfindet. Es ist, beiläufig bemerkt, derselbe Stoff, den der kürzlich in München verstorbene Lustspieldichter J. von Plötz vor etwa fünfzehn Jahren unter dem Titel „der verwunschene Prinz" auf die Bühne brachte, auf der das Stück sich denn auch bis jetzt mit Beifall behauptet hat. Holberg gibt die Quelle, welche von ihm benutzt worden ist, ausdrücklich an: nämlich die lateinisch geschriebene Utopia des Jesuiten Jakob Bidermann (geboren 1578 zu Ehingen in Schwaben, lebte als Professor der Philosophie und Theologie zu Dillingen, später zu Rom, wo er 1639 starb;

die von Holberg benutzte Stelle des Bidermann'schen Utopia ist von Rahbek in Band VI. S. 153—163 mitgetheilt worden; vgl. ebendenselben „Om Ludvig Holberg som Lystspildigter og om hans Lystspil," Kopenhagen 1815, I. 229, sowie in der Auswahl der Holberg'schen Schriften I. 317 und VI. 126). Dagegen kommt der Name Weise's bei ihm so wenig vor wie Shakespeare's Name; auch stand Weise bei den gelehrten Kritikern der Zeit wol in zu geringem Ansehen, als daß er zu den Autoren gehört hätte, die außerhalb Deutschlands Verbreitung und Anerkennung gefunden. Freilich könnte man uns den Einwurf machen, ob nicht etwa die Quoten'sche Bande Weise'sche Stücke in Kopenhagen aufgeführt und ob Holberg dieselben nicht etwa auf diesem Wege kennen gelernt. Allein diese Möglichkeit wäre unseres Bedünkens denn doch noch erst zu erweisen. Die Weise'schen Stücke, bekanntlich zur Schulaufführung bestimmt und auch wirklich sowohl von Weise mit seinen Schülern als in anderen deutschen, namentlich sächsischen Schulanstalten jener Zeit aufgeführt, haben sämmtlich ein außerordentlich starkes Personal; als vorsichtiges Schulhaupt (vgl. des Verfassers Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters S. 247) mußte Weise Sorge tragen, daß jedem seiner Scholaren eine Rolle zu Theil wurde, klein oder groß, er hätte es ja sonst an der „Verehrung" büßen müssen, mit welcher die Eltern der Schüler, sowie die Patrone der Anstalt sich dankbar zu erzeigen pflegten und so brachte er denn in seinen Stücken eine außerordentliche Menge von Personen auf die Bühne, durch welche dieselben für die Aufführung durch gewerbmäßige Schauspieler völlig unbrauchbar wurden. Oder welche noch so zahlreiche „Bande" jener Tage hätte hingereicht, die hundert und mehr Rollen, mit denen Weise seine Stücke auszustatten pflegte, zu besetzen? Es ist uns daher in der That auch nicht gelungen, in der deutschen Theatergeschichte sichere Spuren dafür aufzufinden, daß Weise's Stücke jemals auf der öffentlichen Bühne (wir nennen sie die öffentliche im Gegensatz zur Schulbühne) aufgeführt worden. Am allerwenigsten aber wird dies wol von jenen Truppen geschehen sein, die ihr Glück auf beschwerliche und kostspielige Weise außerhalb Deutschlands versuchten und deren Kopfzahl schon deshalb gewiß nicht allzu stark war.

Ein weiterer Beweis gegen die Gervinus'sche Annahme liegt aber auch darin, daß dasjenige, was Holberg von dem Repertoire

der Quoten'schen Bande erzählt (und eine andere deutsche Truppe hat Holberg in Kopenhagen nicht gesehen: denn selbst angenommen, die Spiegelberg'sche Truppe, von deren unglücklicher Wanderung nach Gothland oben die Rede war, hätte bei dieser ihrer Nordpolexpedition auch Kopenhagen berührt, wofür es übrigens an allen Beweisen fehlt, so war Holberg damals gar nicht in Kopenhagen anwesend), auf nichts weniger als auf die Weise'schen Stücke paßt. Ueberhaupt muß die ganze Voraussetzung, als ob Holberg sich jemals die deutsche Komödie würde zum Muster genommen haben, als entschieden falsch bezeichnet werden. Vielmehr war er der heftigste Widersacher, der abgesagteste und erklärteste Feind dieser Komödie, die er auf alle Weise dem Spott und der Verachtung seiner Landsleute preiszugeben suchte; die Holberg'sche Komödie hat auf Deutschland gewirkt, nicht umgekehrt die deutsche Komödie auf Holberg. — Doch davon erst am Schluß unserer Abhandlung.

Wenn wir daher Holberg die Bekanntschaft mit Shakespeare und Weise auch absprechen müssen, so besaß er dagegen eine andere, die ihm unendlich förderlicher wurde: wir meinen die Welt- und Menschenkenntniß, die Bekanntschaft mit den verschiedensten Nationen, Ständen und Verhältnissen, und die ganze reiche Erfahrung, die er sich durch seine Lebensschicksale und besonders durch seine Reisen erworben hatte.

Hiemit ausgerüstet, unternahm er es, die Commedia dell' arte, in der Gestalt, welche sie durch das Théâtre italien erhalten hatte, auf die dänische Bühne zu verpflanzen. Aber nein, dieser Ausdruck ist falsch: nicht blos verpflanzt hat er sie, wiewohl schon dies, sobald es mit dem Erfolg geschah, welchen seine Stücke wirklich hatten, die lebhafteste Anerkennung verdienen würde, sondern auch umgebildet, erweitert und fortentwickelt und eben dadurch in die Geschichte des Komischen selbstständig eingegriffen.

Zuvörderst nämlich gab er dieser Komödie eine künstlerisch begrenzte, in sich abgeschlossene Form. Diese hatte sie bis dahin nicht besessen oder doch nicht literarisch zu fixiren vermocht. Sie war bis dahin, sowohl in Italien wie in Frankreich, größtentheils improvisirt worden und also auch darin ihrem ältesten Ursprunge treu geblieben. Zwar hatte schon im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts ein italienischer Dichter, Angelo Beolco Ruzzante

von Padua (s. Bouterwek Gesch. d. Poesie und Beredtsamkeit seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts II, 187), mit günstigem Erfolge den Versuch gemacht, den Schauspielern gewisse von ihm erfundene Schemata (scenarj) in die Hand zu geben, die einen Leitfaden des Stücks und gleichsam den Cannevas bilden sollten, die Improvisationen und augenblicklichen Ausführungen der Schauspieler darin einzuschlagen. Doch war dies natürlich immer nur ein sehr lückenhafter Körper gewesen, bei dessen Ergänzung und Belebung dem Talent, der Stimmung, ja dem guten Willen des Schauspielers noch außerordentlich viel überlassen blieb. Auch die Stücke des Gherardi'schen Théâtre italien sind beinahe durchgängig lückenhaft und können ohne die improvisirten Zusätze des Schauspielers nicht ins Leben treten. — Holberg nun machte diesem zwitterhaften Zustande, der eine wahrhaft künstlerische Vollendung dieser Komödie von vornherein ausschloß, ein Ende: sei es, daß die bisherige laxe Einrichtung seinem gemessenen, ordnungsmäßigen Sinne widerstand, sei es auch blos, daß er keine Schauspieler hatte, denen er eine leidliche Improvisation zutrauen konnte. Jedenfalls war dieser Schritt von großer Wichtigkeit, indem durch ihn die Volkskomödie der gelehrten Komödie formeller Weise genähert und eine Aussöhnung beider vorbereitet wurde, ohne daß deshalb die Erstere von ihrer Ursprünglichkeit und Frische eingebüßt hätte.

Sodann entfernte Holberg (mit wenigen Ausnahmen, worüber unten das Genauere) die abstracten Masken der Commedia dell' arte und setzte an ihre Stelle lebendige, wirkliche Charaktere. Zwar Charaktere waren die Masken ursprünglich auch, und zwar Charaktere von der schärfsten und sogar einseitigsten Zeichnung. Auch hatten sie ursprünglich eine nationale oder wenigstens locale Wirklichkeit gehabt und dieselbe auch in Italien selbst, zum Mindesten in einigen Außendingen, in Tracht, Sprache 2c. beibehalten. Allein bei der langen Dauer dieser Komödie, bei dem vielfachen Wechsel, den rings umher Alles erfahren, und namentlich bei den Uebersiedelungen in fremde Länder und Nationen, welchen sie selbst sich unterzogen, hatte es nicht ausbleiben können, daß diese Masken nicht allmählich wirklich bloße Masken, bloße herkömmliche Abstractionen der List, der Tölpelei, der Gefräßigkeit 2c., ohne individuelles Leben, geworden wären. Man bediente sich ihrer nur noch wie

Schachfiguren, die ihren ewig gleichen, ausgeprägten Werth haben, und nicht der Charakter, sondern lediglich die Situation bildete den Kern der Komödie.

Holberg dagegen setzte die Charakteristik wieder in ihre Rechte ein. Allerdings haben auch seine Figuren, in ihrer typischen Wiederkehr, noch etwas Maskenartiges, das an die stehenden Figuren der Commedia dell' arte erinnert. Sein Jeronimus ist immer der geprellte Vater oder Vormund, Leonard immer der verständige, theilnehmende, aber stark spießbürgerliche Freund, Magelone immer die komische Alte, Leander immer derselbe ehrliche, nüchterne, etwas philiströse Liebende, Leonore immer seine tugendsame Geliebte, Henrik immer der schalkhafte Knecht, der spitzbübische Arlechino, der an der Pernille seine stereotype Colombine hat, Oldfux immer der dienstfertige Gauner, der die Anschläge des Henrik ins Werk setzen hilft, Arv immer der alte dumme Tölpel, der seeländische Bauer, der für Andere, und namentlich für den witzigen Henrik, die Prügel kriegt u. s. w. Aber diese Gestalten sind bei ihm eben Gestalten, leibhaftige Wesen von Fleisch und Blut, mit ausgeprägtem, individuellem Charakter, nicht bloße Schemen, welche die Laune des Dichters willkürlich unter einander würfelt. Ja es läßt sich nicht leugnen, daß Holberg in diesem an sich höchst löblichen Streben mitunter sogar zu weit gegangen ist und den Charakter gehoben hat auf Kosten der Situation. Er hat Stücke geschrieben (und gerade sie sind in anderer Hinsicht und namentlich wegen der compacten Lebendigkeit der Charakteristik seine Meisterstücke, wie der politische Kanngießer, der Jacob von Tyboe, der Geschäftige u. a. m.), in denen sich Alles nur um Einen Charakter dreht, der aus allen Scenen des Stücks, wie das Facit einer Rechenmaschine, immer wieder herauskommen muß. Diese Stücke bekommen, bei aller Frische im Einzelnen, doch als Ganzes leicht etwas Ermüdendes, weil man immer zum Voraus weiß, wie dieser Charakter unter den eben eintretenden Verhältnissen sich bethätigen wird. Denn auch dies ist Holberg aus dem Maskenhaften der Commedia dell' arte kleben geblieben, daß seine Charaktere sich immer gleich mit dem ersten Worte vollständig darlegen. Wie sie auftreten, so sind und bleiben sie; von einer künstlichen Verschlossenheit, künstlichern Entfaltung der Charaktere hat er noch keine Ahnung. Es ist immer wie eine Zeichnung, die auf eine Walze übertragen ist:

die Walze dreht sich und die Zeichnung tritt, gleichviel ob auf Papier, auf Leinwand oder Seide, immer mit derselben Nettigkeit, aber auch mit derselben Einförmigkeit hervor.

Ebenso verhält es sich auch mit der Erfindung seiner Fabeln oder, wenn man das Wort Erfindung nicht will gelten lassen, mit der Composition seiner Stücke im Allgemeinen. Auch diese ist von einer fast kindlichen Einfachheit, wie sie dem damaligen primitiven Zustand der dänischen Bühne und dem unverfälschten Geschmack eines Publikums, das hier zum erstenmale die Reize der dramatischen Dichtung kostete, vollkommen angemessen war. Wie die Holberg'schen Charaktere sich gleich beim ersten Auftreten vollständig zu erkennen geben, wie da keine künstlichen Falten, keine unerwarteten Enthüllungen und Ueberraschungen stattfinden, ebenso verhält es sich auch mit dem Plan der Stücke selbst: auch er wird in der Exposition jedesmal sofort vollständig entwickelt, die Intrigue, durch welche der komische Held des Stücks zum Bewußtsein seiner Thorheit gebracht oder wenigstens in den Augen der Zuschauer lächerlich gemacht werden soll, wird jedesmal zum Voraus angekündigt und auseinandergesetzt, und zwar von denselben Personen, die sie anstiften. Ja wo in einer Intrigue verkleidete Personen oder etwas dem Aehnliches vorkommt, wird in der Regel sogar in dem Personenverzeichniß bemerkt, daß es nur vorgegebene oder verstellte, nicht wirkliche Rathsherren, Doctoren, Wahrsager &c. sind: so daß also von Ueberraschungen oder sogenannten Theatercoups hier gar keine Rede, das Interesse des Zuschauers vielmehr ein vollkommen gleichmäßiges, behagliches, leidenschaftloses ist. Statt durch Ueberraschungen und plötzliche unvorgesehene Enthüllungen zu wirken, ist vielmehr dies der Triumph des Dichters, dies die Quelle des Behagens und der Befriedigung, welche der Zuschauer empfindet, daß Alles Schritt vor Schritt genau so kommt, wie es angekündigt und vorausgesagt ist, und daß der Poet nichts von dem schuldig bleibt, was er irgend versprochen oder in Aussicht gestellt hat. — Für die erregten Nerven und den übersättigten Gaumen eines heutigen Publikums erscheint diese Speise allerdings häufig zu einfach und zu wenig gewürzt; bei uns sind es gerade umgekehrt Ueberraschungen, je toller je besser, was wir vom Dichter verlangen, wir wollen von einem Effect in den andern gerissen werden, ja selbst Wahrscheinlichkeit und gesunden Menschenverstand geben wir

willig preis, wenn wir dafür nur von Effecten gehörig durchgeschüttelt und gerüttelt werden, und wenn wir nur bei der ersten Scene nicht wissen noch ahnen können, was die zweite bringen wird. Wir wollen dem heutigen Publikum diese seine fieberhafte Erregtheit nicht weiter zum Vorwurf machen, da dieselbe ja aufs innigste zusammenhängt mit gewissen anderen Richtungen und Zuständen unserer Zeit, deren wir uns weder entäußern können noch wollen. Allein wo die reinere Luft, der gesundere Boden für die Entwickelung eines wahren Kunstwerks ist, darüber, glauben wir, kann und wird kein Einsichtiger im Zweifel sein und sollten wir daher, statt zu Holbergs Einfachheit und der verhältnißmäßigen Armuth seiner Mittel vornehm die Achseln zu zucken, ihn vielmehr glücklich preisen, daß er noch so einfach sein durfte.

Nun beschränkt sich Holbergs Verdienst aber nicht blos darauf, daß er lebendige Charaktere geschaffen und in einfach natürlichen Handlungen in Bewegung gesetzt hat: sondern diese Charaktere, sowie überhaupt seine sämmtlichen Dichtungen tragen auch einen unverkennbar vaterländischen, einen national dänischen Charakter. Es war das gewiß nichts Leichtes in einer Literatur, die eigentlich erst geschaffen, gegenüber einem Publikum, das erst für diese Literatur gewonnen werden sollte, den Ton gleich von Anfang an so zu treffen, daß er das Volk anheimelte und ihm unmittelbar lieb und verständlich wurde. Und doch war dies nöthig, wenn die junge Schöpfung sogleich ihre volle Wirkung ausüben und die Nation selbst in ihr Interesse ziehen sollte. Wie oft sind nicht die Anfänge einer neuen Literatur oder auch nur einer neuen literarischen Richtung bloße gelehrte Exercitien, die zwar vom wissenschaftlichen Standpunkt aus sehr interessant, für das Volk jedoch fremd und ungenießbar sind: so daß sie erst eines weiten Umwegs und mannigfacher Umschmelzungen bedürfen, um wirklich ins Leben einzugreifen. Mit den Holberg'schen Dichtungen war dies nicht der Fall; der Spiegel, den Holberg seinen Landsleuten entgegenhielt, war so treu, daß die Nation sich sofort darin erkannte, der nationale Boden, in den Holberg seine Dichtungen pflanzte, so fest und dem Bedürfniß so entsprechend, daß sich sofort das Gebäude einer wirklichen dänischen Nationalliteratur darauf erheben konnte. Ist es ein fast unerhörter Fall, daß ein Mann, der sich erst in so vorgeschrittenen Jahren

von so ganz anderen Beschäftigungen her der Dichtkunst zuwendet, gleich mit seinen ersten Werken solche Erfolge, nicht blos von solcher Ausdehnung, sondern auch von solcher Dauer davonträgt, so ist diese Anerkennung selbst, welche Holberg bei seinen Landsleuten fand und die ihm auch kein neidisches Gekläff der Kritiker und sonstiger literarischer Widersacher verkümmern konnte, kaum minder merkwürdig; es zeigt sich in diesem gegenseitigen Entgegenkommen des Dichters und seiner Nation, wie sehr beide sich entsprachen und wie vollständig die Holberg'sche Muse, mit allen ihren Derbheiten und Absonderlichkeiten, den Inhalt seiner Zeit und seines Volks aussprach — und das ist ja doch bekanntlich das Größte und Höchste, was einem Dichter, einem Künstler überhaupt zu leisten vergönnt ist.

Und doch bleibt dies Verdienst, so bedeutend, ja beneidenswerth es auch ist, immer nur ein solches, das Holberg sich speciell um seine Nation erworben hat; ein anderer weiterer Schritt, den er zur Vollendung seiner Komödie that, wurde epochemachend für die Entwickelung der Komödie überhaupt. Nachdem er nämlich der Komödie lebendige Charaktere und nationale Färbung gegeben hatte, so fand er nun auch noch eine Sphäre für sie, in der sie sich frei bewegen konnte und die ihr, als selbstständige Domäne, eigenthümlich zugehören sollte. Auch hier leitete ihn derselbe Genius, der überhaupt seine Schritte führte: mit sichrer Hand und ungeirrt durch das Nasrümpfen der feinen Leute, griff er hinunter in den Kern des Volkes, die eigentliche mannhafte Grundlage der Nation, in den Bauern= und Bürgerstand, aus dem und für den er seine Kömödie, eine wahre Bauern= und Bürgerkomödie, schuf.

Dieser Schritt war folgenreicher und wichtiger, als man es beim ersten Anblick übersieht. Ihn in seiner vollen Wichtigkeit darzustellen, müßten wir weit zurückgreifen in der Geschichte nicht allein Dänemarks, sondern auch Deutschlands und die Rechtlosigkeit, die Verachtung und Verworfenheit schildern, in welcher Jahrhunderte hindurch diese untern Stände der Gesellschaft gehalten wurden. In Dänemark namentlich war der Bauer noch unter der Regierung Christians V., des Vorgängers Friedrichs IV., gesetzlicher Weise (vergl. das oben citirte Riegels'sche Buch an unzähligen Stellen, z. B. S. 97, 120, 304, 370, 626 2c.) geringer geachtet als das

Vieh. Die Edelleute, besonders die zahlreichen aus Deutschland eingewanderten, für die Dänemark überhaupt nur ein Schwamm war sich vollzusaugen, betrachteten die Bauern völlig als Dinge; sie bezahlten mit so und so viel Bauern, wie es noch jetzt in Rußland mit „Seelen" geschieht, setzten Fechtmeistern und ähnlichen Personen ihre Gehalte statt in baarem Gelde in Bauern aus, tauschten nicht selten schöne Jagdhunde gegen ganze Bauernfamilien ein und ließen sogar aus eigener Machtvollkommenheit Todesurtheile über Bauern aussprechen und vollziehen. — Auch der kleine Bürger hatte es nur wenig besser (Riegels a. a. O. S. 120 und 304). Er war blos zum Steuerzahlen vorhanden, alle politischen, alle Ehrenrechte befanden sich ausschließlich in den Händen des Adels und der Patrizier, die auch allein in die Nähe des Königs kommen durften. Ja so anerkannt war diese Unterordnung des bürgerlichen Standes und so hatten seine eigenen Mitglieder sich darein ergeben, daß, wo einmal einer von ihnen sich durch Reichthum oder Gelehrsamkeit auszeichnete, er sich sofort in die Adelsklasse aufnehmen ließ und seinen Geburtsgenossen gleich Paria's den Rücken wendete, weil es nämlich unmöglich war, innerhalb ihrer Sphäre jemals zu Einfluß und Ansehen, ja nur zu einem genußvollen menschlichen Dasein zu gelangen.

Welcher Dichter oder Gelehrte hätte sich unter diesen Umständen wol herablassen mögen in diese glanzlosen Kreise und die kleine Welt der Bürger und Bauern, mit ihren unbeachteten, ungeahnten Freuden und Leiden, ihrer schlichten und altväterischen Sitte, ihren einförmigen, mitunter etwas derben und ungeschlachten, aber tüchtigen Gestalten dichterisch verklären? Nirgend vor Holberg ist dergleichen geschehen oder auch nur versucht worden. Zwar gab es auf den romanischen und überhaupt auf allen Bühnen jener Zeit etwas, was allenfalls daran erinnern könnte: nämlich die Schäfer- und ähnliche Komödien, die Wirthschaften, die Bauerntänze und dergleichen, womit die hohen Herrschaften sich auch wol persönlich ergötzten. Aber das waren keine wirklichen Schäfer, keine wahren Bauern, keine echten Handwerker: es war parfümirtes Hofgesindel, das sich entweder als Damon und Chloe verkleidete und mit einer arkadischen Naivetät kokettirte, von der weder ihr Herz noch die wirkliche Welt das Mindeste wußte, oder aber wo

sie, wie z. B. in den Wirthschaften (vergl. in Kürze des Verfassers Vorles. über die Gesch. des deutschen Theaters S. 176 und 191 ff.) sich wirklich auf den derben Ton und die ungeschminkte Natürlichkeit der niederen Stände einließen, da geschah es nur ironischer Weise, um dieselbe in der brutalsten Weise zu übertreiben und zu carrikiren. Weshalb denn auch die Texte dieser Wirthschaften und ähnlicher Maskenscherze aus dem Ende des siebzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu dem Plumpsten und Unflätigsten gehören, was unsere an Gegenständen dieser Art leider nur allzu reiche Literatur irgend aufzuweisen hat; ja man darf zweifeln, ob die verlorenen Schönen des Hamburger Berges nur jemals solche Dinge in den Mund nehmen würden, wie sie damals über die Lippen unserer geschminkten, gepuderten, im Reifrock einherstolzirenden Hofdamen und selbst unserer Prinzessinnen und Fürstinnen gingen oder doch wenigstens mit Lächeln von ihnen angehört wurden. — Selbst die spanische Komödie des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die doch noch am ersten von allen modernen Komödien Europa's eine volksthümliche genannt werden darf, bewegt sich, vielleicht mit einziger Ausnahme der kleinen possenhaften Zwischenspiele, ausschließlich in der höhern, der salonfähigen Sphäre der Gesellschaft; ebenso die englische und französische Bühne. Der Versuch aber, welchen unser vorhin genannter Schulmeister von Zittau, Christian Weise in seinen Theaterstücken, sowohl den ernsten als den komischen, mit Einführung der niedern Stände gemacht hat, unterscheidet sich von der Holberg'schen Komödie wesentlich dadurch, daß seine Bauern ꝛc. nur auftreten, um durch ihre Roheit, Unwissenheit und Tölpelhaftigkeit das Besserwissen der Gebildeten zu kitzeln, also ganz ähnlich wie es auch in den komischen Stücken des Gryphius geschehen war; sie bilden gleichsam nur das Gegenstück, das argumentum e contrario zu der „politischen" Bildung, der Wohlanständigkeit und Galanterie der Sitten, die Weise, darin mit Thomasius verwandt, auch übrigens sowohl durch seine Schriften wie durch seine Erziehungsmethode zu verbreiten suchte. Bei Holberg dagegen ist diese Welt der Bürger und Bauern, ohne Seitenblick, ohne Unterordnung unter eine andere für höher geachtete Gesellschaft, an sich und in ihrem eigenen guten Rechte, wirklich die Sphäre seiner Dichtung, er benutzt sie nicht blos als

pikanten Gegensatz, sondern er hat an diesen derben frischen Gestalten wahrhaft seine poetische Freude und gibt sie mit denselben derben und frischen Farben wieder, mit denen sie ihm von der Bühne der Wirklichkeit entgegen leuchten.

Es wurde also, um es mit einem Worte auszusprechen, durch Holberg ein Stand poetisch emancipirt, der praktisch noch in der allertiefsten Knechtschaft und Bewußtlosigkeit lag. Die Dichter aber, nämlich die ächten, wahren, sind jederzeit die Propheten der Zukunft; der Baum der Geschichte setzt in ihren Schöpfungen gleichsam das erste unscheinbare Auge an; was als herbe grüne Knospe noch im Schoß der Zukunft schlummert, das entfalten sie zur duft= und farbenreichen Blüte, und so scheint es uns auch in hohem Grade wahrscheinlich, daß durch diese poetische Verherrlichung der „kleinen Leute," welche Holberg in seinen Dichtungen und namentlich in seinen Komödien lieferte, das Selbstbewußtsein eben dieser kleinen Leute und damit auch ihre sittliche Kraft erweckt und gekräftigt wurde. Ja wir nehmen keinen Anstand, dieser Holberg'schen Komödie selbst an der späteren thatsächlichen Emancipation des dänischen Bauernstandes (durch Bernstorf unter Christian VII.: s. Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts Bd. II. S. 216 der dritten Auflage) einen zwar unnachweisbaren, aber dennoch vorhandenen und wirksamen Einfluß zuzusprechen. — Auch war der Dichter selbst keineswegs ohne Bewußtsein über die Kreise, in welchen seine Komödie sich bewegte; was er gelegentlich in den „Verm. Briefen" Bd. V. Br. I. S. 4 fg. über diesen Gegenstand äußert, dünkt uns charakteristisch genug, sowohl für den Dichter als für seine Umgebung, um es hier einzurücken. „Auch kann man," sagt er, „eine wichtige Ursache angeben, weshalb in unsern dänischen Schauspielen nothwendig nur Personen von mittlerem Stande auftreten können, weil nämlich bei uns die Anzahl der Grafen, Freiherrn und anderer Standespersonen nicht so groß ist wie in Frankreich, wo alles von solchen Männern wimmelt. Ein Jeder würde sich bei uns daran stoßen, wenn solche Personen öfters auf dem Schauplatz vorgestellt würden. Wollte man sich aber der Etats=, Justiz= und Kanzleiräthe bedienen, von denen wir einen ansehnlichen Vorrath haben, so würde dies ein noch größeres Aufsehen verursachen."

Eine wichtige Folge dieser Holberg'schen Bürger= und Bauernkomödie besteht aber ferner darin, daß nun auch das deutsche Theater,

welches, wie wir im letzten Abschnitt sehen werden, sich der Komödie des Holberg mit großer Vorliebe anschloß, wenn auch mit denjenigen Veränderungen, welche die Verschiedenheit der Nationalitäten wie der politischen Einrichtungen bedingte, vorzugsweise dieselbe Sphäre der Gesellschaft cultivirte: so daß auch bei uns die Kleinmalerei der untern Stände und ihrer sittlichen wie geselligen Verhältnisse noch die erträglichste und am besten gepflegte Seite unseres übrigens so verwahrlosten Lustspiels geworden, freilich aber, bei der politischen Unmündigkeit, in der man uns erhält, auch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. —

Wir müssen nun, nachdem wir bisher so viel Gutes und Rühmliches von der Holberg'schen Komödie haben sagen können, auch noch mit zwei Worten der beiden Vorwürfe gedenken, die ihm von Seiten unserer modernen Aesthetik gemacht worden sind: nämlich jener falschen Dogmatik und jener falschen Ironie, von denen früher bereits die Rede war und die, wie man behauptet, beide in Holberg zusammentreffen.

Was den ersteren Punkt angeht, das Uebergewicht der Moral über die Kunst und die fast predigerhafte Lehrhaftigkeit mancher Stellen, so muß Holberg darin allerdings preisgegeben — es muß, meinen wir, zugestanden werden, daß Holberg auch in seinen Dichtungen zum Mindesten ebenso sehr Moralist als Dichter ist und daß unter den Zwecken, welche er als Poet verfolgt, die Belehrung und Besserung seiner Zeitgenossen entschieden die erste Stelle einnimmt. Allen seinen Dichtungen, wie dem ganzen Manne, ist eine gewisse moralische Lehrhaftigkeit, eine gewisse systematische Zweckmäßigkeit eigen, die dann freilich, wo sie sich poetisch äußern will, zuweilen etwas nüchtern und langweilig herauskommt und ihn, den Erzfeind aller Pedanten, für den heutigen Geschmack nicht selten selbst als Pedanten erscheinen läßt. In seinen Komödien macht diese Lehrhaftigkeit sich sichtbar theils in der ganzen Anlage einzelner Stücke, die sich zuweilen mehr als ein psychologisches Rechenexempel denn als eine freie poetische Schöpfung darstellen, theils in gewissen stehenden Charakteren, namentlich den Leonards, den Leander und Leonoren, die mitunter nicht viel mehr als leibhaftige dialogisirte Tugendpredigten sind.

Wir geben zu, daß dies sehr undramatisch und langweilig ist,

und wenn es der Holberg'schen Komödie, trotz des unverwüstlichen Kerns von komischer Kraft und Laune und volksthümlicher Stimmung, der darin steckt, bei uns in neuerer Zeit im Ganzen so wenig hat gelingen wollen, sich die ehedem in so reichem Maß besessene Gunst des Publikums wiederzugewinnen, so liegt das wol zum größten Theil eben in dieser moralisirenden Färbung, die dem heutigen Geschmack, der die Kunst im Gegentheil des sittlichen Gehalts nur zu sehr entkleidet, nicht mehr zusagen will.

Zwar unsere deutschen Romantiker, welche, durch Tiecks Vorlesungen hingerissen, Holberg ein neues Bürgerrecht bei uns erwerben wollten, wußten dies noch auf ganz andere Weise auszulegen. Das sei gerade, sagten sie, die Ironie und darin eben stecke das Poetische, daß Holberg seine tugendhaften Personen so predigerhaft langweilig mache, er wolle dadurch die hausbackene Tugend, die philisterhafte Prüderie ironisiren, die kleine Gemeinde der wahrhaft Poetischen und Empfänglichen — und man weiß, was für Unfug mit dieser kleinen esoterischen Gemeinde von den Romantikern getrieben worden ist — solle gerade daran merken, wie es der Dichter eigentlich meine und daß ihm selbst die verschmitzten Taugenichtse, die leichtfertigen verlumpten Genies weit interessanter und sogar weit lieber als die edelherzigen, aber furchtbar trockenen und langweiligen Biedermänner. Mit einem Wort: der Schalk, nicht der Moralist, sollte es gewesen sein, der diese steifen, holzschnittartigen Zeichnungen entworfen.

Allein die Kritiker, die Holberg auf diese Weise zu entschuldigen suchten, hatten gewiß niemals die verschiedenen Gutachten und Schutzreden gelesen, mit denen er selbst seine Komödien begleitet hat. Denn sonst würden sie gewußt haben, daß es ihm mit diesen dogmatischen Moralitäten der bitterste Ernst war und daß er hierin sogar die vornehmste Aufgabe und das eigentliche Verdienst seiner wie überhaupt jeder Komödie erblickte. Daß der Dichter bessere, indem er nur zu unterhalten scheint, daß die Komödie ein Spiegel sei, die Thorheiten und Schwächen der Zeitgenossen abzuschildern, ja daß diese selbst, während sie sich nur zu ergötzen meinen, durch den Dichter zum Bewußtsein ihrer Thorheiten gebracht und also in den Stand gesetzt werden, dieselben abzulegen — diese und ähnliche Sätze, die uns jetzt ziemlich trivial vorkommen, wird

Holberg nicht müde, in den mannigfachsten Variationen zu wiederholen; auf sie stützt er sich, wenn man ihn überreden will, es sei eines Gelehrten, eines Professors unwürdig Komödien zu schreiben, hinter sie flüchtet er sich, um sich gegen die Anfeindungen und Vorwürfe der Geistlichen, die in ihm einen Verführer des Volks, einen Priester roher Weltlust erblickten, zu vertheidigen.

Denn nicht blos von pedantischen Collegen und Nebenbuhlern, welche „die Ehre unserer Facultät" durch Holbergs Dichtungen beeinträchtigt glaubten, sondern auch von dem Fanatismus und der Verfinsterungssucht der Geistlichen hatte Holberg viel zu leiden. Es ist dies um so merkwürdiger, als die so zu sagen freisinnigen oder rationalistischen Stellen sich fast ausschließlich in seinen prosaischen Schriften finden, während er in seinen Komödien und sonstigen Dichtungen, gelegentliche allgemeine Betrachtungen über die herrschende Intoleranz und dergleichen abgerechnet, Geistlichkeit und Kirche völlig außer dem Spiele läßt. Doch erinnert der Leser sich ja wol aus unserer früheren Darstellung, wie verbreitet bis auf Holberg der literarische Einfluß der Geistlichkeit in Dänemark war und wie sie das ganze große Publikum mit ihren Paradiesgärtlein, ihren Himmelsschlüsseln 2c. beherrschten. Da mußte denn freilich schon der bloße Brodneid, die bloße Besorgniß, aus ihrer literarischen Alleinherrschaft verdrängt zu werden, mußte die Geistlichkeit in Aufruhr bringen gegen diesen weltlichen Eindringling, dessen Verse so viel wohllautender, dessen Scherze so viel ergötzlicher waren und der daher auch ein so viel größeres und dankbareres Publikum um sich versammelte, als ihre dickleibigeu theologisch moralischen Tröster. Einzelne Ausnahmen fanden sich allerdings und Holberg selbst führt deren an. „Ein gewisser Gottesgelehrter hier in der Stadt," erzählt er in den Vermischten Briefen Bd. II. Br. 71, S. 367, „an dessen Gelehrsamkeit und theologischen Klugheit Niemand jemals gezweifelt, ward von Einigen wegen folgenden Rathes, den er einem betrübten Menschen ertheilte, wiewohl mit dem größten Unrecht, getadelt. Nämlich wie er denselben, um ihn bei seiner großen Schwermuth zu trösten, einmal besuchte und ihn in einem mystischen überspannten Buche lesend fand, so nahm er ihm das Buch weg und sagte: Unter diesen Umständen muß er die dänischen (d. i. die Holbergischen) Komödien lesen."

Allein dergleichen Beispiele standen, wie man aus dem Geschichtchen selbst sieht, sehr vereinzelt; die Mehrzahl der damaligen Geistlichkeit, in Kopenhagen wie anderwärts, sah in dem gefüllten Komödienhause nur den glücklichen Nebenbuhler der leerstehenden Kirchen; was Schauspieler und Schauspieldichter gewannen, das, glaubten sie, gehe der Kirche verloren und so verfolgten sie dieselben mit einem unerbittlichen, aus prinzipiellem Hochmuth und persönlicher Eifersucht gemischten Haß.

Gegen diesen Haß, der erst wenige Jahre früher, zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts, in dem berüchtigten Hamburgischen Komödienstreit (s. meine Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters S. 188 und 221, sowie Eduard Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst Bd. I. S. 373 fg.) in hellen Flammen emporgelodert war, mußte auch Holberg sich zu schützen suchen und er that es, indem er die moralische Seite der Komödie überhaupt, sowie namentlich seiner eigenen Komödien mit Nachdruck hervorhob und mit Vorliebe ans Licht stellte. „Ich befördere," heißt es in den Vermischten Briefen Bd. I. Br. 63, S. 225, „die Schauspiele so viel ich kann, weil ich einen solchen Zeitvertreib nicht nur für unschuldig, sondern auch für nützlich halte und mich nicht durch den Einfluß gewisser Geistlichen erschrecken lasse." Und noch nachdrücklicher in einer andern Stelle, wo er neben dem moralischen zugleich auch das politisch nationale Element hervorhebt (s. a. a. O. Bd. II. Br. 98, S. 509): „Nur dieses Eine will ich noch hinzufügen, daß der gemeine Mann in Dänemark und Norwegen durch unsere Komödien ganz verändert worden und durch sie gelernt hat, Tugenden und Laster zu unterscheiden, wovon viele unter ihnen vorher nicht sonderlich viel verstanden. Ja wenn auch nichts Anderes zur Vertheidigung unserer Schauspiele beigebracht werden könnte, so darf man doch dreist sagen, daß sie die dänische Sprache weiter ausbreiten und dazu beitragen, daß sie, die jetzt noch ohne ihr Verschulden in vornehmen Häusern wenig oder gar nicht üblich ist, mit der Zeit noch zur Hofsprache werden wird."

Doch wozu noch einzelne Stellen anführen? Da ja Holbergs ganze Theorie der Dichtkunst sich um diesen moralischen Einfluß derselben als um ihren Mittelpunkt dreht und namentlich Alles, was er zur Vertheidigung und Rechtfertigung seiner Komödien

geschrieben hat, immer wieder auf dies moralische Verdienst derselben hinauskommt. Wer noch weitere Proben davon kennen zu lernen wünscht, den verweisen wir auf die Briefe über die dänische Literatur von N. Fürst Bd. II. S. 13, wo sich Holbergs Hauptschrift dieser Art, Just Justesens Gutachten über Komödien, vollständig übersetzt findet. —

Bei alledem würde man freilich sehr irren, wollte man glauben, Holberg hätte sich hinter die Moral nur geflüchtet oder er hätte diese Seite seiner Dichtungen nur deshalb so eifrig angebaut, um den Angriffen der damaligen Geistlichkeit und ihrer Anhänger zu entgehen. Vielmehr liegt das Uebergewicht, welches Holberg der Moral und ihren Zwecken in der Kunst einräumt, in der ganzen Auffassung der damaligen Zeit begründet. Noch war Lessing nicht aufgetreten; noch hatte er das Joch der Moral nicht gebrochen und die Kunst in ihrer eigenen natürlichen Berechtigung nachgewiesen; noch hatten die theologischen Nebel, in denen die Sonne der Reformation untergegangen war, sich nicht verzogen, noch lasteten sie mit bleiernem Druck auf dem ganzen Leben und Weben, dem Denken und Dichten der Zeit und auch die Philosophie, die Kunst, die Dichtung mußten sich ihrem Einfluß wenigstens so weit beugen, selbst da wo sie übrigens im Begriff standen, sich von der Theologie zu emancipiren, daß sie die moralische Wirkung, die Besserung der Sitten als das Höchste anerkannten und verfolgten, was ihnen selbst als Ziel gesteckt war. Auch hier wäre es wieder eine ganz überflüssige Mühe, wollten wir dies erst durch eigene Belegstellen nachweisen; Jeder, der überhaupt mit den geistigen Zuständen des siebzehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte des achtzehnten hin bekannt ist, weiß auch, daß es sich in der That so verhält, wie wir eben gesagt haben.

Was aber Holberg anbetrifft, so kam für ihn noch ein ganz besonderes Interesse hinzu: nämlich das wirkliche persönliche Interesse, das er für die Bildung und Veredlung seiner Zeitgenossen hegte. Ja, Holberg ist, trotz aller Laune, alles Witzes, alles komischen Uebermuthes — er ist selbst eine tief sittliche Natur, Moral und Sittlichkeit ist für ihn selbst das natürliche Medium, durch welches er die Kunst und ihre Aufgaben erblickt, und so frei er sich vom Pedantismus des Gelehrten weiß, so wohlbewußt ist er sich auch der

sittlichen Strenge und des moralischen Eifers, die ihn bei seinen literarischen Arbeiten antreiben und gleichsam seine Muse sind. Selbst eine gewisse nüchterne Verständigkeit, eine gewisse Trockenheit der Empfindung, von der Holberg durchaus nicht freizusprechen ist und auch nicht freigesprochen zu werden braucht, weil sie bei ihm mit so vielen anderen schätzenswerthen Eigenschaften im innigsten Zusammenhange steht, kam ihm dabei zu Statten. Holberg war nicht blos der Feind aller Pedanten, er war auch der Feind aller Schwärmer, aller unklaren, überspannten, leidenschaftlichen Köpfe und zwar war diese seine Feindschaft um so erbitterter und unversöhnlicher, als es dazumal gerade das religiöse Gebiet war, auf welchem diese Schwärmerei und Leidenschaftlichkeit sich hauptsächlich zu tummeln pflegte; wir dürfen nie vergessen, daß Swedenborg, der berühmte schwedische Mystiker, der mit seinen Schwärmereien und Traumgesichten halb Europa ansteckte, nur vier Jahre jünger war als Holberg und daß genau zu derselben Zeit, wo Holberg, der nüchterne, welterfahrene, verstandesscharfe Holberg auf dem Gipfel seines Autorruhms stand, die Swedenborg'sche Mystik sich über das ganze nördliche Europa und namentlich auch über Dänemark und Norwegen, das Vaterland unseres Dichters, zu verbreiten anfing.

Auch war Holberg selbst, in seiner nüchternen, geistesklaren Weise, sich dieses Gegensatzes vollkommen bewußt; wir werden sogleich noch sehen, wie eines seiner berühmtesten Werke, das eigentliche Hauptwerk seines Alters, der Niels Klim, in diesem bewußten Gegensatz zur Swedenborg'schen Mystik sowie überhaupt zu aller Gefühlsschwärmerei, allem unklaren träumerischen Enthusiasmus wurzelt. Auch in seinen Komödien spukt dies Verhältniß bereits vor. Jene ebenerwähnte Trockenheit gewisser Holberg'scher Charaktere, namentlich die Hölzernheit und Spießbürgerlichkeit seiner Liebespaare, beruht keineswegs auf einer Unzulänglichkeit seines poetischen Talents oder doch nicht blos auf ihr: sondern es ist dabei auch ein gut Theil Tendenz und Absicht im Spiele, der Dichter, der sich überall auf die Seite der altväterischen einfachen Sitte, der häuslichen Zucht und Ehrbarkeit gegen die moderne Gefühlsschwärmerei, die zunehmende Lockerheit der Sitten, die Nachahmung fremder Moden und Gewohnheiten stellt, zeichnet seine Liebespaare absichtlich so über die Maßen wohlgezogen, so nüchtern und leidenschaftlos, sie sind

wirklich sein Ideal, diese wohlanständigen, sittlich strengen, bürgerlich einfachen Herren Leander und Antonius, die selbst in ihrer Liebe so verständig, so ruhig zu Werke gehen und die etwa nöthigen Abenteuer und verwegenen Streiche regelmäßig ihren Freunden und Dienern oder allenfalls dem Kammermädchen ihrer Geliebten, den leichtfertigen Heinrich und Pernille's überlassen.

Holberg ging noch weiter, er betrachtete die Liebe in den Komödien überhaupt nur als ein nothwendiges Uebel und nicht einmal das: denn er ging ernsthaft damit um, ob die Liebe sich nicht völlig vom Theater entfernen lasse und ob es nicht möglich sei, Stücke und namentlich Lustspiele zu schreiben, in denen gar keine Verliebten, ja nicht einmal Frauenzimmer vorkämen. Diesen letzteren Versuch machte er in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiel Abracadabra oder das Hausgespenst; die Stelle der Vermischten Briefe, in der er sich selbst über die Frage ausspricht (Bd. V. Br. 9, S. 72), ist wiederum höchst charakteristisch, weshalb wir sie hier vollständig einrücken. „Ich habe," sagt er, „bereits früher einmal die Frage aufgeworfen, ob ein Theaterstück, welches keine Liebeshändel enthält, mit Beifall und gutem Erfolg auf dem Schauplatz dargestellt werden könne. Ich habe zu gleicher Zeit gezeigt, was man dagegen einwenden und wie man die gemachten Einwürfe beantworten könne. Ich habe auch selbst, um einen Versuch zu machen, einige Komödien dieser Art verfertigt, als Jeppe vom Berge u. s. f. und dadurch meine Ansicht bestärkt, indem diese Stücke, ungeachtet darin nicht das Geringste von Liebe vorkommt, dennoch mit sehr gutem Erfolg sowohl auf der dänischen als auf fremden Bühnen gegeben worden sind. Auch habe ich ein Lustspiel geschrieben, worin keine Actrice die Bühne betritt und ich habe Ursache zu glauben, daß dieses Stück dennoch den Zuschauern nicht unangenehm gewesen. Indessen rathe ich doch nicht, ein solches Lustspiel oft vorzustellen, indem die Erfahrung zeigt, daß die Zuschauer ihre Augen mehr auf die Frauenzimmerlogen als auf den Schauplatz richten, und die Komödianten sehr viel von ihren Verdiensten verlieren dürften, wenn man die Actricen gänzlich von der Bühne verbannen wollte, da gerade sie der Magnet sind, welcher viele Zuschauer herbeizieht und der Komödie Nutzen und Vortheil verschafft. Wie dieses Stück (setzt er hinzu) fertig war, ersuchte man mich, auch ein anderes

auszuarbeiten, worin keine Mannspersonen vorkämen, und auch dieses habe ich in einem Lustspiel bewerkstelligt, das aus einem Acte besteht und den Titel führt: Der verwandelte Bräutigam."

In nahem Zusammenhange damit steht auch Holbergs Abneigung gegen die Verskomödie sowie überhaupt gegen jene Anwendung des Verses auf der Bühne, die sich damals durch das Muster der Franzosen und ihre vermeintliche Nachahmung der Alten mehr und mehr verbreitete. Denn daß es nicht (wie bei gewissen Dramatikern vom jüngsten Datum) Mangel an Verstalent gewesen, was ihn dieser Neuerung abhold machte, das braucht von einem Manne wie Holberg, dem Verfasser des Peter Paars, dem Schöpfer der dänischen Dichtersprache des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Einfluß bis auf Oehlenschläger maßgebend blieb, natürlich nicht erst versichert zu werden. Vielmehr war es auch hier wieder das Naturgemäße, Einfache, Schlichte, das bürgerlich Verständige und Praktische, was ihn veranlaßte, der schmuckloseren, aber verständlicheren und natürlicheren Prosa den Vorzug zu geben. „Wie ich," redet er in den Vermischten Briefen Bd. III. Br. 28, S. 141 seinen angeblichen Correspondenten an, „aus Ihrem Schreiben bemerke, so gefällt es Ihnen nicht, daß unsere dänischen Schauspiele in ungebundener Rede geschrieben sind, da die meisten fremdländischen Dichter ihre Stücke in gebundener Schreibart abgefaßt haben. Ich sehe dies aber vielmehr als ein Zeichen und einen Beweis an von dem guten und natürlichen Geschmack der dänischen Nation, indem nichts Seltsameres und Thörichteres zu erdenken ist, als Reden, die im täglichen Umgange vorkommen, in Verse und Reime einzukleiden. Es scheint mir dieses eben so widersinnig zu sein, als zu gleicher Zeit zu weinen und zu lachen. Die alten römischen und griechischen Schauspiele sind zwar alle in Versen abgefaßt und Niemand untersteht sich, den alten Griechen und Römern, und insonderheit den Atheniensern, den feinen Geschmack in Beurtheilung der Schauspiele abzusprechen. Es läßt sich aber doch noch Verschiedenes dagegen einwenden. Zwar werde ich bei denen nichts ausrichten, welche Alles, was das Alterthum an der Stirn trägt, blindlings und ohne Ueberlegung bewundern. Allein der Streit, ob der Geschmack, der in den ältesten Zeiten geherrscht, dem Geschmack unserer Zeiten vorzuziehen, und welcher von beiden der beste sei, ist noch nicht ausgemacht." — An

der Beschaffenheit dieser Einwendungen wird natürlich Niemand Anstoß nehmen, der Holbergs Zeitalter und die ästhetischen Ansichten desselben überhaupt kennt; es ist dieselbe Zeit, in der, und sind dieselben Gründe hausbackener Verständigkeit und Natürlichkeit, aus denen ein St. Evremond, ein Gottsched ihren berüchtigten und dennoch für den Augenblick so erfolgreichen Krieg gegen die Oper begannen, die in ganz ähnlicher Weise unwahrscheinlich, unnatürlich und dem gesunden Menschenverstande widersprechend gescholten ward.

Noch interessanter ist eine andere Stelle desselben Werks (Bd. V. Br. 7. S. 65), in welcher Holberg sogar die Möglichkeit und das Wünschenswerthe von in Prosa abgefaßten Trauerspielen ausspricht, obwohl er selbst für seine Person auf alles tragische Talent verzichtete („Trauerspiele habe ich niemals versucht, habe auch keine Neigung dazu," a. a. O. Bd. V. Br. 1. S. 30). „Sie verlangen," heißt es daselbst, „die Ursache zu wissen, warum auf unserem Schauplatze keine Trauerspiele aufgeführt werden. Es ist diese Frage schon von Mehren aufgeworfen worden und Einige meinen die Ursache darin zu finden, daß unsere Schauspieler nicht die gehörige Geschicklichkeit besäßen, eine Tragödie aufzuführen. Allein seitdem man gesehen hat, mit welchem glücklichen Erfolg die tragischen Scenen vorgestellt worden, die in meiner „Melampe" vorkommen, ist diese Meinung ohne Grund. Vielmehr, glaube ich, liegt die wahre und eigentliche Ursache darin, daß Trauerspiele, der einmal angenommenen Gewohnheit nach, in gebundener Rede abgefaßt sein müssen. Dazu aber ist viele Zeit und eine nicht geringe Arbeit erforderlich. Auch wird (setzt er ironisch hinzu) das Theater selbst dadurch in große Kosten gesetzt, indem man für einen weit geringern Preis zehn Komödien als ein einziges Trauerspiel haben kann. Doch ließe sich dem wohl abhelfen, wenn man es wagen dürfte, Trauerspiele in ungebundener Rede zu schreiben. Ich sage mit gutem Vorbedacht: wenn man es wagen dürfte. Denn verboten wird es allein durch eine gewisse angenommene Gewohnheit, von der man keine hinlängliche Ursache angeben kann."

Diese Ansicht war damals ebenso neu als kühn, und es gehörte in seiner Art kaum weniger Muth dazu, sie zu äußern, als zu dem wagehalsigen Experiment, Komödien ohne Liebesgeschichten und sogar ohne Frauenzimmer zu schreiben. Doch hat die Erfahrung gelehrt,

wie richtig den Dichter auch hier wieder sein Instinct leitete und daß jenes in Prosa abgefaßte, durchweg natürliche bürgerliche Trauerspiel, das er verlangte, wirklich ein Bedürfniß jenes Zeitalters war. Denn genau in denselben Jahren, wo Holberg diese seine Ketzerei auszusprechen wagte, wurde in England wirklich der erste Versuch eines in Prosa abgefaßten bürgerlichen Trauerspiels gemacht (George Lillo, geb. 1693, gest. 1739, ließ schon 1731, also fast zehn Jahre vor Richardsons Pamela, seinen „George Barnwell oder der Londoner Kaufmann" erscheinen: s. Hettners Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. I. S. 491 fgg., sowie Albert Wellmann in meinem literarhistorischen Taschenbuch Bd. I. Jahrgang 1843), und es ist bekannt, wie diese neue Gattung, die mit der ganzen bürgerlichen Richtung der Zeit, der ganzen beginnenden religiösen, gewerblichen, politischen Emancipation des dritten Standes in so genauer Beziehung stand, sich im Lauf weniger Jahre nach Frankreich (Diderot) und Deutschland (Lessing, dessen Miß Sara Samson direct an Lillo's Kaufmann von London anknüpft) verbreitete und überall eine vollständige Umwälzung der Kunst wie der Kunstansichten hervorbrachte. —

Allein, entgegnet man uns vielleicht, wenn das wirklich so ist und wenn Holberg in der That solch lebhaftes sittliches Gefühl hatte und solche directe moralische Zwecke in seinen Komödien verfolgte, wie war es ihm dann möglich, eben diese Komödien durch so viel grobe und plumpe Scherze, durch so viel Zweideutigkeiten und schmutzige Anspielungen zu entstellen, wie er es doch gethan hat? — Die Frage ist scheinbar sehr berechtigt, da ja Holbergs angebliche Plumpheit und Unanständigkeit fast sprichwörtlich geworden ist, und selbst diejenigen, die sonst keine Kenntniß von ihm haben, doch wenigstens dies von ihm wissen, daß er ein schmutziger und grober Geselle, den heutzutage kein anständiger Mensch mehr ohne Erröthen lesen kann.

Was diesen letzteren Punkt anbetrifft, so wollen wir Niemand in dem Triumphgefühl seiner Keuschheit und seines feinen züchtigen Geschmacks stören. Es gilt heute Vieles für anständig und erlaubt, was früher stark das Gegentheil war; auch möchten wir bei alledem die heut üblichen Wiener Possen, die französischen Singspiele und Demi-Monde-Stücke nicht eben als Schule der Sittlichkeit empfehlen. Messen wir aber, wie es doch allein verständig und billig ist,

Holberg an dem Geschmack seiner Zeit, so überzeugen wir uns bald, daß er im Gegentheil so keusch, so ehrbar und selbst auch im Ausdruck so gewählt und vorsichtig ist, wie nur irgend ein Schriftsteller, geschweige denn einer unter den komischen Dichtern und Sittenmalern seiner Zeit. Die wahre Substanz der Sittlichkeit verletzt Holberg schlechthin nie; er hat keinen Begriff, keine Ahnung von dem leichtfertigen Spiel mit Eid, Treue, Pflicht, das heutigen Tages auf und außer der Bühne so vielfach getrieben wird und zwar am häufigsten oder doch am glücklichsten von denen, die sich übrigens stellen, als hätten sie alle Frömmigkeit und Sittlichkeit allein gepachtet; selbst in seinen gewagtesten Problemen, seinen verwegensten Charakteren, wie etwa in der Wochenstube, im Jeppe vom Berge und dem elften Juni (denn diese drei Stücke würden doch wol so ziemlich das Bedenklichste sein, was Holberg geschrieben), ist die wahre Grundlage seiner Anschauung, der wahre Zweck seiner Darstellung vielmehr ein streng sittlicher.

Allein auch die Form seiner Darstellung ist nicht derber, seine Späße sind nicht plumper, die Farben, deren er sich bedient, nicht greller als es in seiner Zeit üblich und gestattet war, ja als die Zeit selbst es forderte. Der Anwalt des alten kernigen Bürgerthums, der unermüdliche Verfechter altehrbarer häuslicher Sitte, der Feind jedes Luxus und jeder fremdländischen Verfeinerung konnte unmöglich vor gewissen Worten und Bildern zurückschrecken, die unseren verwöhnten Ohren allerdings nicht mehr gefallen wollen, während ihr ganzes Verbrechen doch nur darin besteht, gerade heraus und ungeschminkt zu sagen, was wir jetzt mit tausend Complimenten und Andeutungen umwickeln und verschleiern. Holberg nannte einen Hahnrei noch einen Hahnrei, eine Hure eine Hure; das keusche Entsetzen, das bei diesen groben Worten in Ohnmacht fällt, auf der Bühne aber nachgerade nichts anders mehr sehen mag als verführte Frauenzimmer und elegante Freudenmädchen, hätte er vermuthlich gar nicht begriffen. Auch über diesen Gegenstand wieder hat Holberg selbst sich mit gewohntem Freimuth ausgesprochen; denn auch schon zu seiner Zeit gab es zarte Seelen, die an dieser Unumwundenheit des Ausdrucks Anstoß nahmen, wennschon die Opposition damals nicht sowol von literarischer als von theologischer Seite ausging und sich weniger auf ästhetische als auf moralische Bedenken gründete. Die

Stellen, in denen Holberg dieselbe widerlegt, sind sehr zahlreich und sehr ausführlich; hier mag es an der nachstehenden genügen, die wir wiederum den Vermischten Briefen (Bd. III. Br. 55. S. 303) entnehmen. „Sie haben," schreibt er hier, „wie ich höre, einige Tage bevor Sie Kopenhagen verlassen, mit Ihrer Frau einmal der dänischen Komödie beigewohnt und dieselbe mit Ihrem Beifall beehrt. Ihre Frau aber hat, wie ich höre, ganz anders geurtheilt, indem sie verschiedene Ausdrücke, als Canaille, Jungfernschaft und dergleichen hat hören müssen, was ihr dem Wohlstande nicht gemäß zu sein geschienen und worüber sie sich denn so heftig alterirt hat, daß sie davon krank geworden. Es thut mir herzlich leid, daß diese Komödie bei Ihrer lieben Frau eine solche Wirkung gehabt, und wünsche ich derselben von Herzen gute Besserung. Weil sie aber so zärtlich ist, so rathe ich ihr, als ein redlicher Freund, nicht öfter dahin zu gehen, weil die Gesundheit das edelste Kleinod ist, was ein Mensch haben kann." — Und als ob dieser Spott noch nicht deutlich genug wäre, setzt er hinzu: „Die freien Ausdrücke, die man auf der Schaubühne hört und die insgemein ruchlosen Bedienten in den Mund gelegt werden, um zu zeigen, wie schändlich das Fluchen sei, sind eigentlich keine Schwüre; aber das sind wirkliche Schwüre, die man täglich, mein Herr, in Ihrem eigenen Hause, in der Gesindestube und vielleicht auch in dem Kabinet Ihrer Frau Gemahlin hört." — Doch vermied er, wie gesagt, Alles, was die Prüderie des Publikums unnöthig herauszufordern schien und that lieber zu viel als zu wenig, die Zuhörer nur ja nicht zu beleidigen; „wir leben," sagt er in der Vorrede zu den Verm. Briefen, „ja nicht mehr in Axel Tordsens und Schön Waldburgs Zeiten." Vgl. Rahbek in der Auswahl der Holberg'schen Schriften VI. 305.

Und so ist denn von eigentlicher Gemeinheit bei Holberg nirgends die Rede; namentlich von jenen geschlechtlichen Zweideutigkeiten und Anspielungen, die heutzutage die herkömmliche Würze unserer komischen Bühnensprache bilden, zeigt er nicht die leisesten Anwandelungen. Im Gegentheil, wie seine Sprache überhaupt schlicht und einfach ist und wie er im Allgemeinen weit mehr durch die komische Kraft der Situationen und der Charaktere als durch Wortwitz zu wirken sucht, an welchem letzteren er sogar verhältnißmäßig arm genannt werden muß: so ist seine Sprache auch in der in Rede

stehenden Hinsicht durchaus einfach, rein und gediegen. Mit den Prügeln und Flüchen freilich nimmt er es schon weniger genau, Ohrfeigen sind bei ihm ein sehr beliebtes Drasticum und auch an Haarrupfen und Fußtritten ist kein Mangel, ebensowenig an Carnalien, Bestien und ähnlichen Ehrentiteln. Allein man vergesse nur nicht, daß Kopenhagen damals noch weit mehr als jetzt eine reiche, vielbesuchte See- und Handelsstadt war, in der daher auch die Sitten, namentlich in jenen unteren und mittleren Ständen, welche Holberg allein schildert, eine gewisse Färbung seemännischer Derbheit und Ungebundenheit angenommen hatten. Darum ist Holberg auch bei uns in Deutschland in den Hafenstädten, in Gegenden, wo man Bruder Theerjack kennt und liebt, stets am besten verstanden und am liebsten gesehen worden, während umgekehrt im Binnenlande und namentlich in dem feinen zierlichen Obersachsen seine seemännische Derbheit nie so recht verstanden und daher auch bald getadelt und als Sittenlosigkeit verurtheilt wurde. Auch nahm sich in den üblichen deutschen Bearbeitungen (man denke nur an den betrunkenen Kesselflicker, als welcher Holbergs Jeppe vom Berge über die deutschen Bühnen taumelte) Vieles weit derber und anstößiger aus, als es in Wirklichkeit ist. Solche veralteten und ungeschickten Bearbeitungen waren es ohne Zweifel, die Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung zu dem Ausruf verleiteten: „In welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab!“ Als Schiller so schrieb, hatte er von dem ächten Holberg gewiß nie eine Zeile gesehen noch gelesen, und überhaupt war bei Schiller der Sinn für das Komische wol niemals sehr erschlossen, so daß also, bei aller Ehrfurcht vor Schiller, doch diesem gelegentlichen Urtheil eine tiefere Bedeutung nicht beizulegen ist. —

Um jedoch zu unserm ursprünglichen Thema zurückzukehren, so wird aus dem bisher Mitgetheilten bereits zur Genüge erhellen, wie vollständiger Ernst es Holberg mit den moralischen Partien seiner Lustspiele war und wie außerordentlich verkehrt und wahrheitswidrig daher unsere Romantiker handelten, als sie diese Partien für bloße Ironie erklärten. Diese Art der Rechtfertigung ist vollkommen thöricht und ungehörig: allein Holberg bedarf auch in diesem Punkt überhaupt keiner Rechtfertigung, da er darin nur den allgemeinen Anschauungen und Bedürfnissen seiner Zeit gefolgt ist — und denen,

wie schon Goethe erinnerte, entwächst ja doch kein Mensch, „stell' er sich, wie er auch will." —

Noch unbegründeter und an sich selbst unerheblicher ist der zweite Vorwurf, der von unseren modernen Aesthetikern gegen Holberg erhoben wird. Derselbe bezieht sich auf jene falsche Selbstironisirung, jene geflissentliche Zerstörung der künstlerischen Illusion, von der oben die Rede war und von der sich bei Holberg allerdings einzelne Beispiele finden, wie wenn er z. B. mitten im Stück sich unmittelbar an die Zuschauer als solche wendet oder gar einen Schauspieler den andern plötzlich wie aus Vergessenheit mit seinem wahren bürgerlichen Namen anreden läßt — und was dem ähnlich. Den Romantikern zu Folge soll das der wahre Hautgout, die wahre geniale Selbstzerstörung und eben darum die höchste Manifestation der Kunst sein; auch hat bekanntlich Tieck selbst in seinen Komödien diesen Kunstgriff, den Holberg übrigens nur dem italienischen Theater abgeborgt hatte, wo er zu den herkömmlichen Lazzi's gehört, mit Vorliebe nachgeahmt. Aber doch, wie uns dünkt, nicht mit Glück; weder die lyrische Weichheit und Zerflossenheit, noch die literarischen Tendenzen und Reflexionen, die übrigens in den Tieck'schen Komödien herrschen, passen, wie uns dünkt, zu diesem Manöver, das überhaupt nur zulässig ist und von dem gebildetern Geschmack nur ertragen wird, wo übrigens im ganzen Stück der allertollste Muthwille, der ungemessenste, wahrhaft bacchische Jubel herrscht und wo demnach, eben als ein Ausbruch dieses Uebermuths, vor dem Alles bewältigenden Humor auch diese geflissentliche Auflösung und Zerstörung des Kunstwerks einmal entschuldigt werden mag. Nur bei solcher gleichmäßigen Steigerung der Stimmung, in solchen ausgelassensten, übermüthigsten Scenen haben Aristophanes und die Alten sich dergleichen gestattet, nur auf demselben Gipfel der komischen Laune finden wir etwas dem Aehnliches bei Shakespeare und ebenso hat auch Holberg (dessen poetischer Verstand überhaupt viel tiefer und feiner ist als selbst ein großer Theil seiner Bewunderer zuzugeben für gut findet) sich diese äußerste Licenz des komischen Dichters nur in solchen Scenen und Stücken verstattet, wo er sich von vornherein auf einem gewissen specifisch poetischen Boden befindet, namentlich also in seinen polemisch-parodischen Stücken, die deshalb auch diejenigen sind, in denen uns dergleichen am häufigsten

und deutlichsten entgegentritt. Hier aber ist die Wirkung allerdings auch von hinreißender Wirkung und es müssen wunderlich trockne und schwerfällige Gemüther — oder richtiger gesagt, sehr consequente Pedanten und Principienreiter müssen es sein, die sich des herzlichsten Gelächters enthalten können, wenn z. B. am Schluß des Ulysses von Ithacia die Kleiderjuden, von denen der Darsteller des Ulysses seine Garderobe entliehen hat, auf der Bühne erscheinen und ihm, weil er sich weigert das Leihgeld zu entrichten, den funkelnden Helm, das große Schwert, den purpurnen Königsmantel abnehmen, selbst bis auf den langen Bart, den er sich vorgebunden hat und der ebenfalls aus der Garderobe der Juden stammt. „Aber um des Himmels Willen,“ ruft Ulysses, „Ihr werdet Euch doch nicht an mir vergreifen, dem Eroberer der berühmten Stadt Troja, der ich soeben nach vierzigjähriger Abwesenheit in meine Heimath zurückkehre?!“ — „Bist du vierzig Jahre weg gewesen,“ antworten die Juden, „so sollst du auch für vierzig Jahre Kleidermiethe zahlen“ — und unter diesem Hin- und Herzerren und Balgen und Sträuben fällt der Vorhang. — Wie gesagt: wer dabei ernsthaft bleiben kann — habeat sibi: aber beneidenswerth finden wir diesen Ernst nicht.

Lassen wir nunmehr die einzelnen Holberg'schen Dichtungen zum Zweck einer kurzen Besprechung noch einmal an uns vorüber gehen.

Zuerst die Gruppe des Peter Paars und die kleinern, theils epischen, theils didaktischen Gedichte. Das Gemeinsame und Eigenthümliche dieser Gruppe ist dies, daß Holberg, obwohl er auch in ihr stets das Volk im engeren Sinne und die Volksliteratur im Auge behält, sich doch noch nicht völlig frei gemacht hat von den Anhängseln der gelehrten Tradition und einer gewissen Koketterie mit specifisch gelehrten Interessen oder Veranstaltungen. Nicht zwar, als ob er dieselben befördern und in die Literatur hineinziehen will: im Gegentheil, er persiflirt sie und sucht sie durch eine barocke Nebeneinanderordnung des Hochtrabenden, Gelehrten, mit dem Trivialen und Alltäglichen sogar lächerlich zu machen. Aber auch diese fortwährende, wenn auch polemische Rücksicht auf Gelehrsamkeit, Mythologie, Antiquitäten ꝛc. scheint uns nicht besonders poetisch zu sein und dem Begriff einer wirklich volksthümlichen Literatur nicht völlig zu entsprechen. Das volksmäßig Bürgerliche gilt in

dieser Gruppe noch nicht an sich, es wird noch nicht in harmloser Freiheit aus sich selbst entwickelt und dargestellt, sondern es braucht noch den Gegensatz der Fachgelehrsamkeit zum Hintergrunde, um sich daran anzulehnen und aufzubauen. — Unbegreiflich könnte es dabei erscheinen, wie das Volk dennoch einen solchen außerordentlichen Antheil auch an diesen Dichtungen zeigen konnte. Aber es nahm eben heraus, was ihm behagte, es ließ die gelehrte Polemik seitwärts liegen, indem es von ihr nur den allgemeinen Eindruck mit sich nahm, daß es sich doch auch hier um die selbständige Geltung des Volkes handle und dessen, was diesem angenehm ist. Auch waren damals die gelehrte Vielwisserei und andere pedantische Eigenschaften, gegen die Holberg seine komischen Pfeile richtete, noch viel verbreiteter und daher auch der Spott dagegen viel populärer und wirksamer als etwa heut zu Tage.

Ganz hauptsächlich gilt dies vom Peter Paars. Derselbe gehört unter die parodischen Gedichte, jene komischen Epopöen, meinen wir, welche nach Art des Scarron, dessen „Gigantomachie" (1644) und „Aeneis" (1649) überhaupt den vornehmsten Anstoß zu dieser ganzen Richtung gegeben, ferner der Secchia rapita des Tassoni (1622), des Lutrin von Boileau (1674), des Pope'schen Lockenraubs (1712), ingleichen der Zachariä'schen Heldengedichte, wie des Renommisten, des Phaethon, des Schnupftuch (seit 1754) u. s. w. eine an sich kleine und unerhebliche Begebenheit durch ein übertriebenes heldenmäßiges Pathos der Darstellung ins Komische zu steigern suchen und die sämmtlich in der homerischen Batrachomyomachie ihr gemeinsames Muster haben. Dazu wird denn in der Regel der ganze Olymp in Bewegung gesetzt, Götter und Göttinnen reden wie Stallknechte und Kleinkrämer, während die Knechte und Krämer sich wie Gottheiten geberden.

Aber dies ganze Genre, so beliebt es namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch war, gehört doch, unseres Dafürhaltens, nur einer untergeordneten Gattung des Komischen an. Die Dinge wirken dabei nicht durch ihre Komik an sich, sondern erst durch ihre geflissentliche und unwahre Beziehung auf eine andere, künstlich aufgebaute Welt. Der Widerspruch, welcher aufgelöst werden soll, ist kein natürlicher und ursprünglicher, sondern

er wird erst künstlich um des Effects der Auflösung willen geschaffen; mithin ist auch der Genuß kein reiner und naturgemäßer, sondern auch er wird erst durch die vorausgesetzte Kenntniß dessen bedingt, woran der kleine und nichtige Stoff parodisch abgemessen werden soll. Somit ist das Ganze im Grunde mehr ein Vergnügen für Gelehrte und Gelehrtgebildete, die den Widerspruch und seine künstliche Vorbereitung durchschauen und sich dabei über ihr Besserwissen freuen können, als eigentlich für das Volk.

Wir wollen nun den Inhalt des Peter Paars kürzlich angeben, wobei wir uns wörtlich des Auszugs bedienen, welchen Scheibe vor der ersten Ausgabe seiner Uebersetzung (in der Vorrede, wo auch ein zweiter viel längerer und sehr detaillirter Auszug zu finden ist) gegeben hat. „Was war," sagt er, „schlechter und gemeiner, als eine kleine Reise eines Krämers von Kallundborg nach Aarhus? die man sonst mit leichter Mühe aufs Höchste in vierundzwanzig Stunden vollenden kann. Davon schrieb Holberg nun ein langes episches Gedicht. Er erzählt, wie diesem Krämer, den er Peter Paars nennt, mitten im Winter und also in einer rauhen, den Seereisen unbequemen Jahreszeit eingefallen wäre, seine Liebste zu besuchen. Allein er ist unglücklich, leidet Schiffbruch, kommt auf eine fremde Insel," (vielmehr auf die wohlbekannte dänische Insel Anholt) wird beraubt, gefangen gesetzt, zum Tode verurtheilt, durch eine Jungfer errettet, kommt alsdann auf ein anderes Schiff, verfehlt aber die rechte Fahrt und kommt in eine andere Stadt, geräth in Schlägerei, wird als ein Narr ins Tollhaus gesetzt, aber mit großer Pracht und Ehren aus der Stadt begleitet, da er dann seine Reise fortsetzt; unterwegs aber geräth er in die Hände eines Werbers, wird abermals ausgeplündert und reiset endlich nach allen diesen Gefahren glücklich fort."

Diesen Stoff nun hat Holberg in der oben angedeuteten Weise zugerichtet. Götter und Göttinnen sind in Bewegung gesetzt, um den Helden (der gewissermaßen ein parodirter Odysseus ist, wie auch wol das ganze Gedicht nicht ohne schalkhafte Rücksicht auf das homerische Epos geschrieben ward) bald zu fördern, bald zu hindern; der Ton ist großartig und pathetisch, wo man ihn heiter und alltäglich erwartet, und burlesk und niedrig, wo es sich um ernste und feierliche Dinge handelt. Endlich ist das ganze Gedicht von Scholien und Anmerkungen begleitet, die es, mit verstellter Ernsthaftigkeit

wie ein altes gelehrtes Gedicht behandeln und dadurch den Pedantismus der Philologen und Antiquare verspotten sollen. — Wir haben bereits erinnert, was uns an dieser Gattung überhaupt mangelhaft dünkt. Der Aufnahme beim Publikum indessen schadete das nicht; man machte es, wie wir oben gesagt haben: man las die wahrhaft komischen, charaktervollen, natürlichen Stellen heraus, freute sich, daß die Götter doch auch so hübsch gemein sprechen können, „just wie die Einwohner in den Neuenbuden und die längsthin am Walle wohnen“ (siehe Holbergs Vorrede, in der Scheibe'schen Uebersetzung), freute sich ferner, daß die gelehrten Perücken, die unverständlichen lateinischen Zöpfe, ihr Theil so wacker abbekamen und ließ das Andere Gott befohlen sein. Rechnen wir dazu nun den leichten, gefälligen Fluß der Sprache, der nach dem einstimmigen Zeugniß aller Dänen dies Gedicht in hohem Grade auszeichnet; rechnen wir ferner, daß es, unbeschadet seiner parodischen Natur, auch mit einem reichen Schatz wahrhaften volksthümlichen Lebens und genauester Beobachtung der Wirklichkeit ausgestattet ist; erwägen wir endlich, daß es überhaupt das erste lesbare Gedicht war, welches die dänische Literatur aufzuweisen hatte, und daß diese Literatur selbst im Grunde erst mit ihm begann; ja bringen wir auch die absurde Polemik mit in Anschlag, die sich beim Erscheinen des Buchs gegen dasselbe erhob (Gram und Rostgaard, zwei damalige Schriftsteller und Nebenbuhler Holbergs, trugen förmlich auf Verbrennung des Gedichts, als einer für die Universität, die Obrigkeit und die Bewohner der Insel Anholt anstößigen Schandschrift, und Entfernung des Verfassers vom academischen Lehramt an — also tout comme chez nous; vergl. Holberg Ep. ad Vir. perill. I. 126. Lebensbeschr. S. 155 fg.) und die seiner Verbreitung nicht anders als förderlich sein konnte: so erklärt sich der ungeheure Beifall, mit welchem es aufgenommen ward und vermöge dessen es noch heutigen Tags in Dänemark nicht nur noch immer gelesen wird, sondern auch noch jetzt, in tausend kleinen Anspielungen, Sentenzen und Sprüchwörtern, in Jedermanns Gedächtniß und Munde ist. —

Die übrigen hieher gehörigen Gedichte sind bei Weitem unbedeutender. Von den fünf Satyren ist die erste, unter dem Titel: Demokritus und Heraklitus, eine ziemlich abstracte Satyre auf die Gebrechen der menschlichen Natur im Allgemeinen. Die zweite hält

dem aus dem Horaz hinlänglich bekannten Sänger Tigellius, dem Musterbild menschlicher Unbeständigkeit, eine ironische Schutzrede. Die dritte enthält eine Selbstkritik des Peter Paars; sie ist, wie wir bereits angeführt haben, der Scheibe'schen Uebersetzung desselben angefügt. Die vierte ist der bekannten sechsten Satyre des Juvenal (gegen die Weiber) entnommen; doch erreicht sie die grausame Kraft des Juvenal'schen Gedichts bei Weitem nicht, ja der Dichter ist zum Ueberfluß so galant, in der fünften und letzten Satyre (Gynaikologia) die vierte selbst gewissermaßen zu widerlegen und dem weiblichen Geschlecht eine, wennschon nicht ganz ehrlich gemeinte Lobrede zu halten.

Die „Verwandlungen" bilden ein Gegenstück zu dem gleichnamigen Ovid'schen Gedichte. Wie der lateinische Dichter Menschen in Thiere und Pflanzen verwandeln läßt, so läßt umgekehrt Holberg aus Thieren und Pflanzen Menschen entstehen, die noch als solche ihre frühere Naturbestimmtheit festzuhalten scheinen oder irgendwie mit den entsprechenden Thieren und Pflanzen verglichen werden können. Das Ganze läuft demnach auf einen ziemlich billigen Scherz und eine sehr zahme Satyre hinaus, wie z. B. daß aus dem Fuchs ein politischer Ambassadeur, aus dem Esel ein Dorfküster, aus dem Krebs ein Schneider, aus der Nachtigall eine Opernsängerin, aus dem Floh ein Stutzer wird u. s. w. — Die „jütländische Fehde" geißelt einen armseligen Prädicanten in Wiborg, der um einer zufälligen Namensähnlichkeit willen sich hatte beikommen lassen, eine Holberg'sche Bühnenfigur (im Erasmus Montanus) auf sich zu beziehen und dieser unerhörten Beleidigung wegen ein grausames Geschrei erhoben hatte. Das Gedicht fertigt den armen Schelm, in dem parodischen Tone des Peter Paars, der sich hier nicht übel ausnimmt, mit vieler Heiterkeit ab; es ist ein dem Stoffe nach unerhebliches, aber in der Ausführung nicht unergötzliches Gedicht und kann als Muster dienen, bei derartigen Gelegenheiten die Lacher mit Anmuth auf seine Seite zu bringen. — Das „Daphnische Blutbad" gehört wiederum in die Kategorie des Frosch- und Mäusekriegs; es ist die Geschichte eines hinterlistigen Blutbades, das die Katzen unter den Mäusen anrichten, nachdem sie dieselben vorher durch erlogene Freundschaft bethört haben: ein poetischer Lückenbüßer mit herkömmlichen Scherzen und Anspielungen.

Die Komödien, mit Ausschluß der schon oben erwähnten Tragödie Artaxerxes, deren Autorschaft verdächtig und die selbst im besten Fall nur eine Uebersetzung aus dem Italienischen des Metastasio ist, lassen sich gleichfalls in drei Gruppen zerlegen. Die erste enthält diejenigen, welche wir mit Bezug auf unsere frühere Auseinandersetzung im prägnanten Sinne die Charakterstücke nennen und im Gegensatz zu denen wir die zweite als Situationsstücke bezeichnen. Die dritte Gruppe endlich umfaßt die literarischen Komödien: das sind solche Stücke, in denen die Holberg'sche Komödie, mit ihren Schicksalen, ihren Widersachern und Freunden, sich selbst gegenständlich geworden ist und das Thema des Dichters bildet.

In der ersten Gruppe, also derjenigen der Charakterstücke, steht in der vordersten Reihe der politische Kanngießer, Holbergs dramatische Erstgeburt, vielleicht von allen und unter den Charakterstücken gewiß sein Meisterwerk. Auch fand es gleich bei seinem ersten Erscheinen den größten Beifall, den es sich auch jederzeit und in allen Bearbeitungen, deren es sehr viele erlebte, bis in die neueste Zeit erhalten hat.

In der That ist der Stoff von unvergänglicher Wahrheit und Wirkung; über die geschichtlichen Ereignisse, die dem Stück zu Grunde liegen, sowie über seine Beziehungen zur damaligen Zeit behalten wir uns vor, dem Leser Einiges in den Anmerkungen mitzutheilen, die wir der nachfolgenden Uebersetzung des Stücks hinzufügen. — Dennoch fehlten ihm bei seinem ersten Erscheinen die Gegner und Widersacher so wenig, als sie dem Peter Paars gefehlt hatten. Man hielt das Stück für eine Satyre gegen die Obrigkeit und wollte bestimmte Persönlichkeiten im damaligen Kopenhagen namhaft machen, welche Holberg im Sinne gehabt haben sollte. Andere tadelten Dies und Jenes an dem inneren Bau der Komödie, ja ein gewisser Kammerrath Pauli in Kopenhagen erdreistete sich, das ganze Stück frisch, wie der Autor es geschrieben hatte, umzuarbeiten und dadurch seiner Meinung nach zu verbessern. Holberg nahm diese unberufene Einmischung sehr übel auf und verhöhnte den Urheber derselben in einer jener polemischen Flugschriften, mit denen er jederzeit so rasch bei der Hand war. Man findet dieselbe nebst dem Briefe des Kammerraths Pauli über die von ihm versuchte Umarbeitung in den „Tvende splindernye Breve

til den politiske Kandestöbers Oplysning" (d. i. zwei nagelneue Briefe zur Beleuchtung des politischen Kanngießers, s. Rahbek'sche Ausgabe, Bd. VI. S. 12—25, wie auch Boye in den Holbergiana I, 201). Diese Holberg'sche Streitschrift ist für die Kenntniß des Dichters höchst merkwürdig und gehört zu dem Wichtigsten und Lehrreichsten, was er in Betreff seiner Ansichten über Kunst, Bühne, Bühnenwirkung überhaupt geschrieben hat. Er verhöhnt darin den unberufenen Umarbeiter als einen ungeschickten, täppischen Gesellen und weist das Unpassende und Zweckwidrige der Veränderungen im Einzelnen gründlich nach, wobei er sich ganz besonders gegen die allzu künstliche Verflechtung des Planes, ferner gegen die verletzte Einheit des Orts und der Zeit, so wie überhaupt gegen die Verunstaltung seiner Charaktere äußert. Auch sonst hat er sich über dies sein Erstlingsstück verschiedentlich ausgesprochen, und jedesmal so, daß man ihm deutlich die Befriedigung anmerkt, die das Stück ihm selbst gewährte. So namentlich in dem schon früher genannten Gutachten des Just Justesen über Komödien (vgl. R. Fürst a. a. O. II. S. 27—28). „Das erste Lustspiel dieses Bandes," sagt er hier, „benannt der politische Kanngießer, ist am meisten getadelt worden, und hat das Glück gehabt, das guten Komödien gern zu Theil wird, nämlich daß viele Leute wider dies Lustspiel erbost wurden. Man hat den Verfasser beschuldigt, auf obrigkeitliche Personen angespielt zu haben, da doch keine Komödie existirt, welche die Obrigkeit weniger als diese angreift; die Satyre zielt blos auf gewisse Prahler unter den gemeinen Leuten, in Freistädten, die in den Wirthshäusern Obrigkeit und Rath tadeln, und doch nichts wissen. Der Charakter solcher Leute wird in diesem Kanngießer artig dargestellt. Einige Personen aus dem Rathe bilden ihm ein, daß er eine obrigkeitliche Person geworden sei, damit er sich selbst kennen lerne, und seiner vorigen Thorheit sich enthalte. Ich zweifle, ob jemand je ein anständigeres oder lehrreicheres Schauspiel geschrieben hat. Wenn es je vonnöthen gewesen ist, eine Thorheit in einem Schauspiele darzustellen, so ist es diese, die unter dem gemeinen Volke so sehr im Schwange ist. Wenn dieses Stück in Holland oder in einer andern freien Republik vorgestellt würde, dürfte es die Wirkung hervorbringen, daß ein Kaesverkoper lange Anstand nehmen würde, Fehler herzurechnen, die ein Türenne, ein Eugenius in dieser oder jener Campagne

gemacht hat. Dies Schauspiel ist übrigens nicht minder lustig als lehrreich. Es hat die Zuschauer von Anfang bis Ende im Lachen erhalten, und ist daher zum größten Vortheil für die Eigenthümer des Schauspielhauses gespielt worden."

Auch die Erfindung des Stücks nahm Holberg als sein ausschließliches Eigenthum in Anspruch, wogegen späterhin P. F. Suhm in seinen „Notizen von guten neuen Büchern" den Nachweis führen wollte, daß Holberg dabei ein Stück des St. Evremond, „Sir Politic," nachgeahmt habe. Doch hat allem Vermuthen nach Holberg diese angebliche Quelle gar nicht gekannt; vgl. die höchst ausführliche und genaue Untersuchung von Rahbek in seiner Auswahl der Holberg'schen Schriften, Bd. VI. S. 26—38, so wie ebendenselben in der Schrift: Om Ludvig Holberg som Lystspildigter og om hans Lystspil, Bd. I. S. 127 ff., wo auch ein Auszug aus der Paulischen Umarbeitung mitgetheilt wird. Dagegen hat Holberg bei einzelnen Scenen und Reden seines Stücks allerdings fremde Muster benutzt; so ist z. B. das Bewerbungsformular des Heinrich im ersten Akt aus dem dritten Theil des Théâtre Italien entlehnt. — Holberg selbst hat das Stück verschiedentlich umgearbeitet, wovon die Spuren sich zum Theil auch noch in der Bearbeitung wiederfinden, in der das Stück in der ältesten Auflage der Komödien (vom Jahre 1722) abgedruckt ist und die auch wir, nach Anleitung der von der Holbergs-Gesellschaft veranstalteten Ausgabe, unserer Uebersetzung zu Grunde gelegt haben; vgl. Rahbek in der Auswahl, Bd. VI. S. 35. Die Figur des Hermann von Bremen hat Holberg späterhin noch einigemale wieder auf das Theater gebracht, so namentlich in „Hexerei oder blinder Lärmen" und in dem „glücklichen Schiffbruch:" ein Beweis, wie lieb sie ihm selbst geworden und welcher Wirkung er jederzeit davon versichert war. Auch hat in der That kein anderes Stück unseres Dichters so viel Glück gemacht auf der dänischen wie außerdänischen Bühne, als dieser politische Kanngießer. Die ersten Künstler Dänemarks wie Deutschlands, ein Wegener, ein Londemann (vgl. Rahbek, Om Ludvig Holberg I, 183), sowie bei uns Deutschen ein Eckhof, ein Borchers, ein Schröder, ein Unzelmann, haben bald den Heinrich, bald den Hermann von Bremen Jahre lang zu ihren Glanzrollen gezählt, in den verschiedensten Zeiträumen ist das Stück immer wieder hervorgesucht worden, um

gewissen Stimmungen des Publikums zum Ausdruck zu verhelfen, selbst auch bei uns in Deutschland (vgl. die interessante Stelle aus den bekannten Vertrauten Briefen bei Rahbek a. a. O. S. 151, wonach in Berlin im Sommer 1806, dicht vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich, Wallensteins Lager und der politische Kanngießer beständig an der Tagesordnung waren und der Kasse schweres Geld einbrachten,[1]) und noch in diesem Augenblick wird das Stück in Dänemark gern und häufig gesehen. Die Zahl der Aufführungen auf der Kopenhagener Bühne allein hat sich (vgl. Ausgabe der Holbergs-Gesellschaft I, 266) von 1750—1843 auf neunundneunzig belaufen. — Die zahlreichen Stellen der Vermischten Briefe, die sich theils direkt auf den politischen Kanngießer beziehen, theils einzelne darin angeregte Fragen weiter ausführen, hat Rahbek a. a. O. I, 169 zusammengestellt.

In dieselbe Gattung der Charakterstücke gehören ferner „die Wankelmüthige" (den Vägelsindede) und „der Mann, der keine Zeit hat" (den Stundeslöse, in den deutschen Uebersetzungen gewöhnlich der geschäftige Müßiggänger genannt). Beide Charaktere rühmt Holberg sich (vgl. Rahbek'sche Ausgabe I, 171 und IX, 460 ff., sowie Just Justesens Bedenken bei N. Fürst II, 29) erfunden und zuerst auf die Bühne gebracht zu haben. Doch ist ihm dieser Versuch, der

[1] Aus derselben Quelle berichtet Rahbek bei dieser Gelegenheit eine interessante Anekdote, die wir hier ebenfalls einschalten wollen. Der oben genannte Unzelmann, einer der größten und genialsten Komiker, welche die deutsche Bühne jemals besessen hat, gab bei diesen Berliner Aufführungen den Hermann von Bremen. In der Scene mit dem Collegium politicum, wo er nach der deutschen Bearbeitung eigentlich von der Karte von Polen zu sprechen hat, die ein Loch bekommen, brachte er eine Veränderung an und sagte: „Die Karte von Deutschland hat einen Riß bekommen: aber es wird sich schon ein braver Mann finden, der sie wieder in Ordnung bringt." Diese Veränderung wurde mit dem gewaltigsten Beifallssturm aufgenommen, und Unzelmann brachte sie nun regelmäßig vor, so oft das Stück aufgeführt ward. Nachdem dies etwa zehnmal geschehen war, ging er noch einen Schritt weiter, indem er, sich auf die Stimmung des Publikums verlassend, aus dem Kreise der Bierbrüder hervortrat und einen Aufruf an den preußischen Patriotismus deklamirte, zum Schluß aber stimmte er das Heil Dir im Siegeskranz an „und das Parterre (sagen die Vertrauten Briefe) brüllte mit." Unzelmann trug dabei, wie sich von selbst versteht, das gebräuchliche Costüm des Hermann von Bremen, nämlich einen grünen Schlafrock nebst Nachtmütze: allerdings für die Kundgebung eines so kriegerischen Patriotismus ein etwas eigenthümliches Costüm.

überdies wol nicht ganz so selbständig war, als er es darstellte, nur bei dem letzteren Stück gelungen. Die Wankelmüthige dagegen gehört unter die oben besprochenen psychologischen Rechenexempel, weshalb das Stück auch, trotz der von Holberg selbst anerkannten vortrefflichen Darstellung der Hauptrolle durch Madame Montaigu, sowie trotz mehrfacher Veränderungen, die der Dichter damit vornahm, beim Publikum nur geringen Beifall fand; es wurde (Rahbek, Om Ludvig Holberg I, 171, wonach die Angabe der J. B. Lange'schen Ausgabe, Bd. I. S. IV der Anmerkungen zu ergänzen ist) in den beinahe dreißig Jahren von 1756 bis 1786 im Ganzen nur achtmal gegeben und ist auch später nur äußerst selten wiederholt worden.

Auch dem vierten Stück in dieser Reihe, dem Geert Westphaler, in welchem Holberg die vielgebrauchte, auch von ihm selbst bereits im Peter Paars IV, 3, sowie späterhin in den Verwandlungen benutzte Figur eines geschwätzigen Barbiers auf die Bühne brachte, gelang es nur allmählig, sich in der Gunst des Publikums festzusetzen. Die Aufnahme war anfangs kalt und erst durch einen erläuternden Prolog, sowie durch eine Umarbeitung, welche das Stück von fünf Acten auf einen Act reducirte, glückte es dem Dichter endlich, das Publikum damit auszusöhnen. Dennoch wurde es in den einundzwanzig Jahren von 1748 bis 1769 nur zehnmal gegeben. Mehr Beifall fand es bei seiner Erneuerung im November 1775, wo die Hauptrolle in die Hände des berühmten Komikers Schwarz kam. Dieser gab dieselbe mit solcher Meisterschaft, daß das Stück rasch hintereinander eilfmal aufgeführt wurde. Seitdem blieb es ein Lieblingsstück des Kopenhagener Publikums und ist als solches, wie Rahbek a. a. O. I. S. 281 berichtet, von 1777 bis 1815 nicht weniger als siebenundvierzigmal über die Bretter gegangen; die Hauptrolle gab in den letzten Jahren Lindgreen, ebenfalls einer der ausgezeichnetsten Künstler der an vorzüglichen Darstellern so reichen dänischen Bühne. Einzelnes in dem Stück ist aus dem Arlequin Protée im I. Band des Théâtre Italien S. 83—134 entnommen; der vertheidigende Prolog, den Holberg dazu schrieb, ist verloren gegangen. Ueber zwei spätere französische Stücke, welche denselben Gegenstand behandeln, äußert Holberg sich in der oft genannten Lebensbeschreibung; vgl. Rahbek in der Auswahl der Holberg'schen Schriften,

Bd. I. S. 273 ff., sowie Bd. VI. S. 165 bis 237. Der Unterschied zwischen den beiden Bearbeitungen, der fünfactigen und der einactigen, ist sehr groß, so daß sie fast als zwei verschiedene Stücke gelten können; vgl. A. E. Boye in den danske Skueplads, S. 696 ff.

Desto rascher und vollständiger dagegen war der Triumph, den der Dichter mit seinem Jean de France, oder wie er in unsern Uebersetzungen gewöhnlich heißt: der Deutschfranzose, davontrug. Das Stück erhielt gleich bei der ersten Aufführung den ungetheiltesten Beifall; auch verdiente es ihn als eine der vorzüglichsten Schöpfungen Holbergs und ein ebenso schönes als fruchtbares Denkmal seines warmen Patriotismus und der innigen Sorgfalt, die er für die Heranbildung eines künftigen tüchtigen und sittenstarken Geschlechtes trug. Allein seltsamer Weise hielt dieser erste Beifall sich nicht lange und auch die Kritik machte an dem Stück allerhand Ausstellungen, besonders in Betreff der Uebertreibungen und allzugroßen Unwahrscheinlichkeiten, welche der Dichter sich angeblich darin hatte zu Schulden kommen lassen. Wirklich entschloß Holberg sich in Folge dieser Ausstellungen, das Stück einzelnen Veränderungen zu unterwerfen, mit denen es in der Ausgabe von 1731 wieder abgedruckt ward. Er selbst hielt auf den Jean de France große Stücke; in der Lebensbeschreibung S. 166 bezeichnet er ihn als diejenige seiner Komödien, von der man mit Recht sagen könne: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci“: denn es sei „nützlich und aufgeweckt abgefaßt.“ Auch hat, vielleicht mit einziger Ausnahme des politischen Kannegießer, kein Stück des Dichters in Deutschland so viel Glück gemacht und ist so vollständig zum Eigenthum der deutschen Bühne geworden als dieser Jean de France; freilich züchtigte er auch ein Laster, das vielleicht nirgend so im Schwange war und so gefährliche Folgen für das Wohl der Nation mit sich führte als eben in Deutschland. Gottsched nahm es mit einer glänzenden Empfehlung in den zweiten Band seiner Deutschen Schaubühne auf. „Dieser berühmte und sinnreiche Mann,“ äußerte der damalige Gesetzgeber des deutschen Parnasses sich bei dieser Gelegenheit über Holberg (s. a. a. O. Vorrede S. 40), „hat in Dänemark dasjenige geleistet, was Molière oder Herr Destouches in Frankreich gethan haben. Er hat nämlich außer vielen andern historischen,

philosophischen und poetischen Werken, fünf und zwanzig dänische Lustspiele verfertigt und ans Licht gestellet, die als Muster der Schaubühne anzusehen sind. Ohngeachtet wir in Deutschland einen so fruchtbaren und regelmäßigen Dichter, in dieser Art, noch nicht aufzuweisen haben; so machen wir uns doch eine Ehre daraus, auch diesen unsern Nachbar, aus einem mit uns verschwisterten Volke, den südlichen und westlichen Völkern Europens zum Beweise darzustellen: daß die nordischen Geister der Gelehrten eben so träge nicht sind, als sie zu glauben pflegen. Die Thorheit der französischen Affen ist wenigstens so scharfsinnig und so glücklich von ihm ausgelacht worden, daß man hoffen kann, es werden künftig alle solche deutsche Franzosen, davon es eine zeitlang in Deutschland gewimmelt hat, bei allen, die dies Stück lesen, halb unehrlich gemacht werden.“ — Als darauf die (Gottsched feindseligen) Greifswalder Versuche im zweiten Stück des Jahrgangs 1747 eine sehr mißgünstige Kritik des Holberg'schen Stückes brachten, hielt der berühmte deutsche Kunstrichter sich verpflichtet für den dänischen Dichter einzutreten und die ungerechten Angriffe von seinem Stücke abzuwehren: s. Vorrede zum dritten Theil der deutschen Schaubühne S. IX. Ohne Zweifel bezieht es sich mit auf diese Gottsched'sche Vertheidigung, wenn Holberg in den Vermischten Briefen Bd. III. Br. 32. S. 168 und Bd. V. Br. 1. S. 9 seine Zufriedenheit mit der auswärtigen Kritik, namentlich aber mit der Aufnahme ausspricht, welche der Jean de France in Deutschland gefunden. Von der greifswaldischen Recension hat Scheibe in der Einleitung zum Peter Paars S. CXXXI einige Bruchstücke aufbewahrt; vgl. auch Rahbek in der Auswahl der Holberg'schen Schriften Bd. IX. S. 121—126.

Doch hielt sich, wie schon erwähnt, das Stück bei alledem in Dänemark selbst auf der Bühne nur verhältnißmäßig kurze Zeit; von 1748 bis 1796 wurde es nur zwölfmal aufgeführt, darunter einmal am 6. Juni 1753 unter höchst eigenthümlichen Umständen. An dem genannten Abend nämlich (vgl. Rahbek Om Ludvig Holberg I, 222 und noch vollständiger A. E. Boye in den danske Skueplads S. 692; doch s. auch Rahbek a. a. O. III, 384) sollte eine Madame Rosenkilde, welche dem Kopenhagener Hoftheater von Holberg empfohlen war, zum erstenmal auf der Bühne desselben auftreten und zwar als Julie in Destouches' Le Dissipateur ou

l'honnête fripon. Auf Veranstalten einer gewissen vornehmen Partei jedoch, die Holberg und seinen Empfehlungen überhaupt nicht geneigt war, ward die unglückliche Debütantin bereits in der zweiten Scene des Stücks und nachdem sie kaum zwei oder drei Worte gesprochen, unter furchtbaren Halloh ausgepfiffen; der Vorhang mußte fallen und da an Fortsetzung der ursprünglichen Vorstellung nicht zu denken war, Holbergs Jean de France aber zum nächsten Theaterabend auf dem Repertoire stand, so wußte man sich in der Eile nicht anders zu helfen, als daß man sofort den Jean de France ankündigte. Und wirklich war der Respect vor Holbergs Dichterruf noch immer so groß, die dankbare Erinnerung an das Verdienst, das er sich einst durch den Jean de France erworben, noch so lebendig, daß das tumultuirende Publicum sich mit diesem Tausch einverstanden erklärte und das Stück ruhig bis zu Ende spielen ließ. Doch scheint der Theatertumult damit noch keineswegs geendet gewesen zu sein: denn noch drei Monate später, unterm 24. September des genannten Jahres, erschien ein Plakat, durch welches der Theaterdirection das Recht eingeräumt ward, diejenigen, welche während der Vorstellung einer dänischen Komödie im Komödienhause durch Auspfeifen oder auf andere unziemliche Manier Unordnungen veranlassen würden, gerichtlich zu verfolgen. — Späterhin verschwand das Stück beinahe völlig von der Bühne, bis es nach dreißigjähriger Pause im Winter 1814 auf 1815 zum Benefiz des Fräulein Hedeberg, welche darin die Rolle der Magelone gab, zuerst wieder auf die Bretter gelangte, aber auch jetzt, wie es scheint, nur mit geringem Erfolg, indem es im Lauf der Saison nur einmal und zwar erst zum Schluß derselben wiederholt ward; s. Rahbek a. a. O. I, 222.

Eine andere damals sehr verbreitete Thorheit, nämlich die hohle Renommisterei des Poltrons, die Eisenfresserei des Bramarbas wird im Jacob von Thyboe, sowie im Dietrich Menschenschreck gegeißelt. Bei dem ersteren Stück hat Holberg, wie er selbst zugesteht, hauptsächlich den miles gloriosus des Plautus benutzt; aber auch dem Eunuch des Terenz ist er viel schuldig geworden. Daß er Gryphius' „Horribilicribifax“ gekannt und benutzt, ist uns nicht wahrscheinlich. Dagegen hat er einzelne Scenen und Wendungen (z. B. die höchst wirksame Scene mit dem Poeten) den „Promenades à Paris“

im Théâtre Italien entlehnt, während er zu anderen die Veranlassung aus Bidermanns Utopia Buch VI. Cap. 135 und 136 entnommen hat. Das Stück, zu dem es ebenfalls wieder verschiedene Varianten gibt (s. Rahbek in der Auswahl Bd. VI. S. 398 bis 399), wurde mehrfach ins Deutsche übertragen und ist auch unter dem Titel „Bramarbas oder der großsprecherische Offizier" in den dritten Band der Gottsched'schen Schaubühne aufgenommen. Dennoch scheint es auf dem dänischen Theater Anfangs nur wenig Glück gemacht zu haben; wenigstens kam es von 1748 bis 1769 nur achtmal zur Aufführung. Später verschwand es völlig, bis es zu Anfang der achtziger Jahre aus mehrjährigem Schlummer wieder aufgeweckt ward, wo es dann, unterstützt durch einen Verein von Künstlern wie Schwarz als Thyboe, Gjelstrup als Jens, Kemp und später Lindgreen als Peter, Knudsen als Christoph, Madame Knudsen als Mutter, Madame Gjelstrup als Pernille rc. viel Beifall erlangte; vgl. Rahbek a. a. O. II. 385—388 und VI. 364—399, sowie im zweiten Band seines Werks Om Ludvig Holberg 174—217. — Bemerkt mag noch werden, daß der pedantische Magister, der bei Holberg in der ältesten Ausgabe (1725) Tychonius, späterhin aber, da Christen Larsen Tychonius, früher Stiftsprobst in Wiborg, seit 1726 als Privatgelehrter in Kopenhagen lebend, dagegen Einspruch erhob, Stychotius heißt, in der Detharding'schen Verdeutschung bei Gottsched Magister Stifelius genannt wird: eine Anspielung ohne Zweifel auf jenen chiliastischen Träumer, den Holberg einst während seines Aufenthalts in Leipzig als Lehrer der dortigen Universität kennen gelernt und der sich durch seine närrischen Streiche hinlänglich bekannt gemacht hatte. Jener Christen Larsen Tychonius dagegen ist derselbe, gegen den Holberg seine oben erwähnte „Jütische Fehde" richtete; vgl. A. E. Boye a. a. O. 702 und Rahbek Om Ludvig Holberg II, 216. — Der Dietrich Menschenschreck, oder wie Holberg selbst das Stück in der Lebensbeschr. II. S. 177 nennt: „der listige Heinrichs (denn so heißen alle meine Bediente)" ist, wie Holberg wiederum selbst einräumt, dem Pseudolus des Plautus nachgeahmt; Einzelnes ist auch dem Curculio desselben Dichters entnommen. Das Stück war eins der beliebteren von Holberg; in den 21 Jahren von 1748 bis 1769 wurde es siebzehnmal gegeben und auch späterhin noch wurde es, wenn auch mit abnehmendem Beifall, dem

Publikum von Zeit zu Zeit immer wieder vorgeführt. Einigen Antheil an diesem Erfolg hatte wol das Vergnügen, das König Friedrich V. an diesem Stück gefunden; Dietrich Menschenschreck und die Maskerade waren diejenigen Holberg'schen Komödien, welche dem König am besten gefielen und die daher auch am meisten dazu beitrugen, der dänischen Bühne die Unterstützung dieses hohen Gönners zuzuwenden; vgl. Rahbek, Holbergs ausgewählte Schriften III, 364—368 und XI, 440—471.

Gegen die Pedanten, dieses beliebte Stichblatt der Holberg'schen Laune, sind der Erasmus Montanus und der Philosoph in der eigenen Einbildung (Philosophus udi egen Indbildning), das späteste sämmtlicher Holberg'schen Stücke und erst nach seinem Tode (im August 1754) zum erstenmal aufgeführt, gerichtet. Erasmus Montanus dagegen wurde vom Dichter selbst bereits in der ersten Ausgabe der Komödien (1722) als fertig angekündigt. Gedruckt wurde das Stück 1731, und zwar ohne inzwischen gegeben worden zu sein; vielmehr fand die erste Aufführung nach A. E. Boye's Angabe in den danske Skueplads S. 511 erst 1748 statt. Auch in dem glücklichen Schiffbruch, der ebenfalls 1731 zuerst im Druck erschien, wird bereits auf den Erasmus Montanus oder wie er Anfangs heißen sollte, Johann Berg angespielt; vergl. Peter Paars II, 1. Ueber die Beziehungen dieses Stücks zu Holbergs äußerem Leben haben wir uns bereits geäußert; er selbst bekennt, daß er die Hauptanregung dazu aus Aristophanes' Wolken erhalten habe. Es ist im Ganzen nur selten gegeben worden, namentlich in den ersten dreißig bis vierzig Jahren nur zehnmal; vergl. Rahbek in der Auswahl VI, 234—238 und VI, 488—491. Doch scheint es, nach der Erzählung zu schließen, die Steffens im zweiten Band seines „Was ich erlebte" davon gibt und auf die wir schon oben anspielten, darum keineswegs vom Publikum ganz vergessen oder mißachtet, vielmehr häufig gelesen und zuweilen sogar in Privatkreisen gespielt worden zu sein. — Auch der Philosoph in der eigenen Einbildung, auf dessen Erfindung Holberg sich nicht wenig zu Gute that, wurde nur selten gegeben. Zwar so lange das Stück neu war, ging es rasch hintereinander fünfmal über die Bühne; späterhin jedoch verschwand es trotz der vortrefflichen Darstellung, welche namentlich die Pernille dieses Stückes fand. Der Stoff ist theilweise dem Lucian entlehnt.

Besonders bemerkenswerth sind die in dem Stück vorkommenden Betrachtungen über anständige und unanständige Rangsucht; wir irren wol nicht, wenn wir dieselben mit der inzwischen erfolgten Standeserhöhung des Dichters in Verbindung setzen. Vergl. auch Rahbek a. a. O. X, 408—410 und XI, 466.

Ebenso verhält es sich mit dem „Don Ranudo de Colibrados oder Armuth und Hoffart“ (Fattigdom og Hoffärdighed) und „die edle Ehrsucht“ (den honette Ambition). In beiden wird gleichfalls jene thörichte Rangsucht verspottet, die überhaupt einen Lieblingsgegenstand der Holberg'schen Satire bildete und deren der Dichter sich dann schließlich selbst, wenn auch nur in den Augen des Publikums, in so hohem Grade schuldig machte. Beide gehören zu Holbergs gelungensten und beliebtesten Stücken, namentlich das erstgenannte, das in seiner Art klassisch geworden ist. Dasselbe wurde zuerst 1745 gedruckt, doch erst 1752 aufgeführt. Dennoch zählt es, wenigstens dem Entwurfe nach, zu Holbergs frühesten Stücken, indem es ebenfalls schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Komödien erwähnt wird. Vermuthlich ließ der Dichter das Stück absichtlich liegen, weil es nämlich damals in Dänemark selbst noch eine Menge solcher armen, aber hochmüthigen Edelleute wie dieser Don Ranudo gab; ja der früher erwähnte Suhm will selbst noch Zeuge gewesen sein, wie „zwei hochadelige Rosimunden im Kloster zu Roeskilde“ in vollem Ernst dieselbe Frage verhandelten, welche der Donna Olympia des Holberg'schen Stücks in der ersten Scene des zweiten Acts so viel Kopfbrechens macht, nämlich ob die gemeinen Leute wol wirklich in denselben Himmel mit den Edelleuten kommen, oder ob sie nicht vielmehr ihren eigenen Himmel für sich haben werden. Eben daher rührt es auch vielleicht, daß Holberg, ganz seiner sonstigen Gewohnheit zuwider, dies Stück in eine fremde Umgebung, nach Spanien verlegt hat; der Stachel seines Spottes schien sich abzustumpfen, wenn er nicht direkt gegen seine eigenen Landsleute, sondern gegen jene spanische Granden gerichtet ward, deren Armuth und Hochmuth seit langem sprichwörtlich war. — Die Erfindung ist größtentheils Holbergs Eigenthum; doch sind einzelne Scenen und Einfälle aus der Intrigue d'Arlequin in Gherardi's Théâtre Italien entlehnt. Seinen Namen soll das Stück von einem Witzwort König Friedrichs des Vierten (stirbt 1730) haben. Dieser König nämlich

war zwar mit Adelserhebungen auch nicht gerade sparsam: doch wurde unter ihm wenigstens nicht mehr der Mißbrauch damit getrieben, wie in früheren Jahren, namentlich seit dem Edict Christian des Fünften vom Jahre 1679, durch das allen Hofbedienten, auch den Professoren Adelsrechte beigelegt, den Bürgerlichen aber wenigstens Hoffnungen auf den Adel eröffnet worden waren und das alles blos, weil auf jedem neuen Adelspatent eine bedeutende Steuer haftete und also diese fortwährenden Standeserhöhungen ein vortreffliches Mittel abgaben, die ewig leeren königlichen Kassen zu füllen (s. N. D. Riegels Versuch einer Geschichte Christians des Fünften 1795 S. 267 und 498). Bei Friedrich dem Vierten nun soll sich einst ein reichgewordener Koch in Kopenhagen um die Erhebung in den Adelstand beworben haben, worauf der König ihn gefragt haben soll, wie er sich als Edelmann denn eigentlich zu nennen gedenke, ob etwa Herr von Kohl und Braten. Von diesem königlichen Witzwort soll der Don Ranudo de Colibrados des Holberg'schen Stückes seinen Namen führen; doch wird von Anderen in Abrede gestellt, daß das Geschichtchen sich unter Friedrich dem Vierten, oder auch nur überhaupt unter einem König von Dänemark zugetragen: vergl. Rahbek a. a. O. V, 305 mit der Nachschrift S. 308. — Beim dänischen Publikum hat das Stück stets nur mäßigen Beifall erlangt; von 1748 bis 1769 wurde es zwar dreizehnmal gegeben, verschwand dann aber ziemlich bald und ziemlich vollständig vom Schauplatz. Dagegen hat bekanntlich die deutsche Bearbeitung von Kotzebue, der mit dem Don Ranudo den ersten Versuch anstellte, ein Holberg'sches Stück für die deutsche Bühne zu erneuern, großes Glück gemacht und ist Jahre lang unter lebhaftem Beifall des Publikums und unter Betheiligung von Darstellern, wie Iffland, Wurm &c. gegeben worden. — Die „Honette Ambition" zeigt eine nahe Verwandtschaft mit Molière's Bourgeois gentilhomme. Das Stück wurde von Johann Elias Schlegel in seinen „Gedanken über das Theater und insonderheit das dänische" (geschrieben 1746, also zu einer Zeit da Schlegel selbst bereits als Sekretär des sächsischen Gesandten in Kopenhagen lebte; der Aufsatz ist abgedruckt in J. E. Schlegels Werken, herausgegeben von J. H. Schlegel 1761 fg. Bd. III, 241—258) sehr gerühmt und auch das Publikum nahm es mit solchem Beifall auf, daß es bis 1769 mehr als vierundzwanzigmal

— Das Wortspiel mit Colibrados trifft im Dänischen nicht zu (allerdings war die Hofsprache damals deutsch). — Dagegen ist der Name Ranudo ein Anagramm und heißt umgekehrt: O du Narr!

aufgeführt werden konnte; noch 1772 wurde es benutzt, die neu eingerichtete Bühne damit zu eröffnen und auch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts ist es noch immer ab und zu wieder gegeben worden; vergl. Rahbek a. a. O. IV, 526—532 und VI, 512—514. —

So viel über die von uns sogenannten Charakterstücke. Unsere zweite Gruppe sollte die Situationsstücke umfassen: also Stücke, in denen es weniger auf die gleichmäßige Entwickelung eines bestimmten, in den Mittelpunkt gestellten Charakters als auf eine künstliche Verflechtung dramatischer Scenen, auf frappante Situationen, effectvolle Intriguen (nämlich soweit dies Alles überhaupt bei Holberg stattfindet) abgesehen, und deren Bau daher auch bei weitem kunstreicher, oder doch weniger kunstlos ist als derjenige der Charakterstücke.

Auch diese Gruppe wieder muß in zwei Unterabtheilungen zerlegt werden. Es sind nämlich diese Stücke in ihrem Hauptgedanken, in dem, was eigentlich die Intrigue und Fabel des Stückes bildet, sämmtlich fremden Mustern entlehnt. Aber nicht bei allen ist es Holberg gelungen die fremde Eigenthümlichkeit so zu verwischen, daß die Komödien wirklich ein heimathliches, wahrhaft dänisches Gepräge angenommen haben. Vielmehr sehen sich einige von ihnen wie bloße Uebersetzungen an, ja in ihrer abstrakten wesenlosen Haltung erinnern sie zum Theil an jene Maskenkomödie, welche aufgehoben und überwunden zu haben im Uebrigen eben das Verdienst unseres Dichters ist. In einigen, wie in der Reise des Sganarel, auch im Prolog zu Uden Hoved og Hale, sind die Masken sogar geradezu beibehalten.

Zu dieser maskenartigen abstrakten Gattung gehören namentlich folgende Komödien.

Erstlich das arabische Pulver (det arabiske Pulver: Rahbek in den ausgewählten Schriften II, 111—152 und VI, 308 und 314, sowie Boye in den danske Skueplads S. 182 und 193). Der Stoff, der sich zwar in verschiedenen bekannten Anekdoten fast ebenso findet, ist doch hauptsächlich der mehrgenannten Bidermann'schen Utopia entnommen; Einzelnes ist auch aus Scarrons Novelle Les Hypocrits entlehnt, derselben Quelle, welcher auch Molière einige der vorzüglichsten Scenen im Tartüffe verdankt. Holberg selbst spricht

sich über das Stück in seiner naiven Art folgendermaßen aus (Lebensbeschreibung S. 170): „Das achte Lustspiel besteht blos aus einem Aufzuge und wird der Empiricus oder das arabische Pulver genannt; darin werden die Thoren lächerlich gemacht, welche sich unsinniger Weise bemühen Gold zu machen. Es wird ein Betrüger eingeführt, der sich für einen Goldmacher ausgibt, und einen vornehmen Herrn zu hintergehen sucht, und dieser läßt sich denn auch dergestalt von dem Betrüger einnehmen, daß er glaubt, den Stein der Weisen bereits in der Tasche zu haben. Endlich jedoch erfährt er, allein zu spät und zu seinem größten Schrecken, daß er betrogen worden, und beklagt nun mit Thränen, daß er dem fremden Schwindler gar zu leicht Glauben geschenkt. Doch zielt dieses Lustspiel nicht auf die Goldmacher allein, sondern es sind darin noch andere Anspielungen vorhanden, welche diese Komödie ergötzlich und anziehend machen . . . . Weil der Inhalt dieses Lustspiels so wichtig ist, so ist an demselben nichts weiter auszusetzen, als daß es nur aus einem Aufzuge besteht." — Allein trotz dieses hohen Werthes, den Holberg selbst darauf legte, fand das Stück beim Publikum verhältnißmäßig nur geringen Anklang; es ist in den ofterwähnten 21 Jahren von 1748 bis 1769 nicht öfter als neunmal gegeben worden und auch in der Folge ist es mehr und mehr von den Brettern verschwunden. — Als Curiosität ist noch zu erwähnen, daß dies Stück auch von einem hamburgischen Sprachlehrer, Johann Martin Windmüller, einem geborenen Dänen, ins Italienische übersetzt worden ist; das Buch führt auf dem Titel den Druckort Venedig, ist aber ohne Zweifel in Hamburg gedruckt, wo der Verfasser noch in den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts lebte: vergl. Rahbek a. a. O. II, 156.

Das zweite hiehergehörige Stück ist Heinrich und Pernille (Henrik og Pernille: s. Rahbek a. a. O. III, 235—316 und VI, 427—439 und Boye a. a. O. 340—360). Die Fabel des Stücks ist außerordentlich verbreitet; es ist dieselbe, die Cervantes' betrüglicher Heirath zu Grunde liegt, die in einer Episode von Beaumont und Fletcher's Rule a Wife and have a Wife (Schröders Stille Wasser sind tief) benutzt wird und von der sich einige verwandte Züge auch in Molière's Dépit amoureux, ferner in desselben Verfassers Prècieuses ridicules, sowie in Les Chinois bei Gherardi

vorfinden. Welche dieser Quellen Holberg eigentlich benutzt hat, läßt sich nicht mehr nachweisen, möglicherweise alle fünf, da seine Kenntniß der Cervantes'schen Novelle nicht unwahrscheinlich, die des Beaumont und Fletcher sogar in hohem Grade wahrscheinlich ist. Er selbst spricht sich über das Stück in seiner Vorrede zu Fußmanns französischer Uebersetzung der Holberg'schen Komödien, sowie in den vermischten Br. Bd. I. Br. 66 S. 356 aus, wo er namentlich die strenge und glückliche Ortseinheit desselben als Muster aufstellt. Beim dänischen Publikum war es sehr beliebt; es wurde von 1748 bis 1769 nicht weniger als einundzwanzigmal aufgeführt und auch in späteren Zeiten ist es noch häufig über die Bretter geschritten. Die erste Aufführung fand bereits 1724 statt, gedruckt aber wurde das Stück zuerst in der Ausgabe der Komödien von 1731, wo es die Reihenfolge der neuen Stücke eröffnet.

Ferner gehört hieher „der verpfändete Bauernjunge," in unsern Uebersetzungen gewöhnlich der Pfalzgraf genannt (den pantsatte Bondedreng: Rahbek IV, 1—54 und VI, 475—483 und Boye 399 und 705). Die Quelle des Stücks ist wiederum in Bidermanns Utopia Buch 5, Kap. 46—51 zu suchen. Es ist mehrfach ins Schwedische übersetzt worden, auch ins Deutsche, befindet sich jedoch nicht in der Laub'schen Sammlung. Das Stück leidet an zu großer Zerrissenheit der Scenen, die fast lauter einzelne kurze Episoden bilden, weshalb es auch beim Publikum nur geringen Anklang fand und sich selbst trotz der vorzüglichen Kunst, mit der Londemann die Hauptrolle darstellte, nicht auf dem Theater behaupten konnte. Von 1748—1769 wurde es nur eilfmal, in den nächstfolgenden Jahren nur einmal gegeben; es ist eins von Holbergs kürzeren Stücken und das hat ihm denn späterhin zuweilen die Ehre verschafft, als Zugabe zu einem Singstück gegeben zu werden.

Das vierte in dieser Reihe ist Pernilles kurzer Fräuleinstand (Pernilles korte Frøkenstand: Rahbek IV, 239—304 und VI, 492—493, sowie Boye 458—474). Die Quelle des Stücks scheint Dufresny's le faux instinct zu sein; der Charakter des Brenneisen ist einem ostfriesischen Gelehrten nachgebildet, der zu Holbergs Zeiten lebte und von dem er selbst in der Epistola ad Virum perillustrem erzählt. Das Stück fand eine mittelmäßige Aufnahme; es wurde von 1748—1769 dreizehnmal gegeben, verschwand dann für längere

Zeit, wurde wieder hervorgeholt, aber ohne sich dauernden Beifall zu erwerben.

Bei dem nächstfolgenden Stück „die Unsichtbare“ (de Usynlige, Rahbek IV, 305—364 und VI, 494—509) hat Holberg eine spanische Novelle benützt, die von Scarron in seinen Roman comique aufgenommen worden; doch gehört die Liebschaft des Arlequin dem dänischen Dichter eigenthümlich an. Eine wunderliche Verunstaltung dieses Stücks hat sich Oehlenschläger in seiner Uebersetzung des Holberg, Bd. IV. S. 127 erlaubt, indem er dasselbe völlig willkürlich behandelt, die von Holberg komisch gemeinten Stellen pathetisch genommen und die einfach nüchterne prosaische Form in vornehm klingende spanische Assonanzen verwandelt hat. De Usynlige erlebte, selbst solange sie neu war, nur fünf Vorstellungen. In späteren Jahren, als Rosenstand Goiske, „ein eifriger Holbergianer,“ Direktor der Kopenhagener Bühne war, versuchte er, das Stück wieder auf die Bühne zu bringen; allein trotz der bewundernswerthen Darstellung der Colombine durch Frau Gjelstrup und des Arlequin durch Knudsen erreichte es mit Mühe die zweite Vorstellung und ist seitdem auch nicht wieder aus seinem Schlummer aufgeweckt worden.

In dieselbe Abtheilung gehören ferner „der verwandelte Bräutigam,“ der „Plutus,“ „Sganarels Reise in das philosophische Land,“ „der glückliche Schiffbruch“ und „die Republik“ („den forvandlede Brudgom,“ „Plutus,“ „Sganarels Reise til det philosophiske Land,“ „det lykkelige Skibbrud,“ „Republiquen;“ Rahbek V, 169—200, und Boye 577—584; Rahbek V, 81—90, VI, 535—539, und Boye 535—557 und 708; Rahbek V, 491—526, und Boye 659—668 und 710; Rahbek IV, 55—154, VI, 484—487, und Boye 412—436 und 705; Rahbek V, 411—490, VI, 567—568, und Boye 638—658 und 709). Diese Stücke gehören größtentheils Holbergs späterem Alter an oder sind doch erst in den letzten Jahren seines Lebens, ja zum Theil erst nach seinem Tode gedruckt und aufgeführt worden. Der verwandelte Bräutigam ist Holbergs schwächstes Stück; er wurde von ihm auf inständiges Dringen der Schauspieler geschrieben, verräth aber die Unlust, mit der Holberg der Aufforderung nachkam, fast in jedem Wort, und ist auch nur sehr selten und stets nur mit geringem Erfolge gegeben worden. — Dagegen wurde der Plutus oder Proceß zwischen Armuth

und Reichthum, heroische Komödie in fünf Akten, nicht nur von Holberg selbst dem Besten beigezählt, was er überhaupt geschrieben, sondern es fand diese Altersfrucht des Dichters auch bei seinen Landsleuten eine ganz ungemein günstige Aufnahme. Von 1751 bis 1769, also in achtzehn Jahren, wurde das Stück sechsunddreißigmal aufgeführt, mithin verhältnißmäßig öfter, als irgend ein anderes Stück des Dichters. Später wurde es von Sarti mit Musik versehen, und auch in dieser Gestalt behauptete es sich noch einige Zeit auf der Bühne. Daß es eine Nachahmung des gleichnamigen Aristophanischen Stückes ist, wurde bereits früher erwähnt. — Eganarels Reise ist Holbergs eigener Reise des Niels Klim entnommen; Einzelnes ist, und zwar buchstäblich, aus Molière's Mariage forcé entlehnt. Das Stück ist selten und stets ohne rechten Erfolg gegeben worden. — Der glückliche Schiffbruch ist das älteste unter den hier besprochenen Stücken, indem es bereits in den zwanziger Jahren geschrieben, auch schon 1731 gedruckt ward, während es erst im Januar 1754, also wenige Wochen vor Holbergs Tod, zum erstenmal an das Licht der Lampen trat. Der Hauptbestandtheil der Fabel ist aus Molière's Femmes savantes herübergenommen: doch hat Holberg den Knoten noch künstlicher verschlungen. Zu den in dem Stück geschilderten Handwerkspoeten hatte der Verfasser ohne Zweifel zahlreiche lebende Beispiele vor Augen, während er in dem Philemon nach der allgemeinen Annahme sich selbst gezeichnet hat. Das Ganze ist eine Selbstvertheidigung der Holberg'schen Komödie, aber mehr literarisch interessant, als dramatisch wirksam. Dennoch wurde es bis 1769 vierzehnmal aufgeführt, und auch späterhin, bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, ist es ab und zu, wenn auch nicht gar häufig, gegeben worden. — Die Republik endlich, das Lieblingsstück des alternden Holberg, das er selbst für eines seiner besten erklärte, hatte ebenfalls nur wenig Erfolg. Der Stoff scheint aus la Hollande malade des Poisson entnommen; die Ideen und Vorstellungen sind zum Theil dieselben, die im Peter Paars, sowie im vierten Kapitel des Niels Klim vorkommen. Auch ist Molière's Misanthrop nicht ohne Einwirkung geblieben. Bei der ersten Aufführung, die im Frühjahr 1751 statthatte, fiel das Stück dermaßen durch, daß es nur ein einzigesmal wiederholt werden konnte, obwol die Hauptrolle sich in den Händen

einer Madame Linkwitz befand, einer Schauspielerin, welche, wie Rahbek sagt (a. a. O. V, 489), die Bewunderung aller Kenner war; seitdem ist es vollständig von der dänischen Bühne verschwunden.

Diesen Stücken, unter denen, so viel dramatisches Leben und scenische Gewandtheit sie auch im Einzelnen enthalten, sich doch Holbergs weniger gelungene und minder erhebliche Werke befinden, stehen nun diejenigen gegenüber, in denen der Stoff zwar ebenfalls fremden Verhältnissen entnommen, vom Dichter jedoch den heimathlichen Interessen auf die vollendetste Weise angeschmiegt ist, dergestalt, daß gerade diese ursprünglich fremden Stücke die gelungensten Schilderungen dänischen Bürgerlebens und dänischer häuslicher Zustände darbieten.

Als solche sind vor Allem die Wochenstube (Barselstuen, Rahbek II, 1—110, VI, 250—307 und Om Ludvig Holberg II, 5—79, und Boye 155—182 und 700) und der eilfte Juni (den ellevte Junii, Rahbek I, 377—468, VI, 238—249 und Om Ludvig Holberg I, 304—328, Boye 131—154 und 698—700) zu erwähnen. Beide Stücke sind einigermaßen verrufen wegen der Derbheit ihrer Sittenschilderung und der Verfänglichkeit ihrer Situationen; beide findet der Leser unter der Auswahl, die ihm in dem vorliegenden Werke dargeboten wird; er mag also selbst entscheiden, was an diesem Vorwurf ist, und bemerken wir an dieser Stelle nur, daß für halberwachsene Knaben und Pensionsfräulein überhaupt keine Komödien geschrieben werden. — Die Composition der Wochenstube ist außerordentlich locker; es ist mehr eine Reihe einzelner lose aneinander gereihter Scenen als eine durchgeführte Fabel mit Verwickelung, Steigerung der Verwickelung und endlicher Auflösung. Der Gegenstand selbst scheint Holberg bereits früh beschäftigt zu haben, indem sich Andeutungen dazu bereits in seiner Satyre Demokritus und Heraklitus finden. Einzelnes ist Nachahmung von Gay, dessen Bettleroper eben damals so viel Aufsehen machte, und dem Théâtre italien, Anderes und das Meiste dagegen ist unmittelbar dem Leben abgelauscht. So namentlich die Gespräche der besuchenden Damen, die in ihrer Mannigfaltigkeit und charakteristischen Treue allerdings höchst ergötzlich sind. Daß Holberg Damengesellschaften allen übrigen vorzog, wissen wir bereits, und so darf uns auch diese genaue Kenntniß der kleinen weiblichen Schwächen nicht weiter überraschen; auch werden

einzelne ganz specielle Erlebnisse angeführt, die er in diesen Partien der Wochenstube benutzt haben soll. So erzählt Rahbek (Holbergs ausgewählte Schriften VI, 300—301), Holberg habe sich eines Tags in einem angesehenen Hause zu Kopenhagen befunden, als einige Damen sich daselbst hätten zur Kaffeevisite anmelden lassen. Die Damen kommen, trinken ihren Kaffee und führen ein richtiges Damenkaffeegespräch, ohne daß Holberg nur eigentlich dazu kommt, ein Wort mit einzumischen. Holberg war anfangs sehr mißgelaunt gewesen; als die Damen aber endlich fort sind, erhebt er sich völlig heiter, geht zur Wirthin und sagt: „Nun haben Sie Dank, Madame, nun hab' ich einen Haufen dummes Zeug mit angehört, nun bin ich ganz vergnügt geworden und will nach Hause gehen und noch etwas arbeiten.“ Und darauf sollen dann jene Scenen der Wochenstube im zweiten Act entstanden sein, welche das Publikum jedesmal in die höchste Ausgelassenheit versetzten und das eigentliche Glück des Stückes sicherten. Ein anderes noch pikanteres Geschichtchen erzählt N. Müller in der Mnemosyne II, 213 ff. und nach ihm Boye a. a. O. 702. Nämlich während eines Besuchs, welchen der Dichter in einer ihm befreundeten Familie ablegte, erschien gleichzeitig eine Dame, um ebenfalls ihre Visite zu machen. Doch sprach sie, solange Holberg zugegen war, kein Wort. Einige Zeit darauf, da Holberg seinen Besuch bei derselben Familie wiederholte, kam er auf jene Dame zu reden und fragte die Wirthin, ob sie etwa stumm sei. Keineswegs, erwiederte die Wirthin, aber wie die Dame ihr selbst vertraut, habe sie sich vorgesetzt, in Holbergs Gegenwart nicht eine Sylbe zu sprechen, „um nicht etwa in seiner nächsten Komödie zu paradiren.“ Ah, erwiederte Holberg, ich kann auch stumme Personen brauchen, und ging hin und schrieb die Scene der Wochenstube, wo Engelke Hutmacherin ihre stumme Visite ablegt. Doch erinnert Boye a. a. O. mit Recht, daß man sich in Acht nehmen müsse, diesen und ähnlichen Geschichtchen mehr Werth beizulegen, als sie verdienen, indem dieselben auch ebenso gut erst nachträglich in Veranlassung des Stückes selbst erfunden sein können. Gewisser ist es wol, daß das Gespräch zwischen den beiden geschwätzigen Schwestern nach Boursaults Téméraire galant ou la Comédie sans titre gearbeitet ist; vgl. Rahbek in der Auswahl, VI, 436. — Daß das Stück zu den beliebtesten von Holberg

gehörte, haben wir bereits angeführt; in den 21 Jahren von 1748—1769 wurde es einundzwanzigmal gegeben, und auch in der Folge hat es sich, wie Rahbek a. a. O. II, 109 versichert, dauernd auf dem Schauplatz behauptet, theils durch sein eigenes Verdienst und die unerschöpfliche Kraft seiner nationalen Schilderungen, theils durch die vortreffliche Darstellung der Hauptrollen, in denen zu Rahbeks Zeit Clementin (als Corfitz) und Londemann (als Traugott) glänzten.

Den eilften Juli nennt Holberg selbst in der oft citirten Lebensbeschreibung S. 168 fgg. „sehr aufgeweckt, aber nach dem allgemeinen Geschmack eingerichtet.“ „Ich muß,“ setzt er hinzu, „bisweilen meine eigene Neigung an die Seite setzen und mich nach dem Geschmack des großen Haufens richten.“ Man sieht aus dieser Aeußerung schon, daß es Holberg selbst bei dem Stücke nicht ganz geheuer war und wirklich ist der eilfte Juni das verrufenste von Allem, was Holberg geschrieben. Sein alter Uebersetzer J. G. Laub von Augsburg wagte es nicht den eilften Juni zu übertragen, er ließ ihn mit dem Ulysses von Ithacia und dem verpfändeten Bauernjungen als „unanständig“ unübersetzt, wogegen freilich Gottsched unter den Stücken, um derenwillen er Holberg den dänischen Terenz nennt, auch diesen eilften Juni mit aufführt. Als Holbergs Quelle ist Molière's berühmter Monsieur de Pourceaugnac anerkannt, der jedoch nach Holberg selbst wieder einer italienischen Farce Disgracie d'Arlichino entlehnt ist; ohne Zweifel hat Holberg beide Stücke vor Augen gehabt. — Der eilfte Juni wurde zuerst an dem gleichnamigen Tage des Jahres 1723 aufgeführt und zwar, wie Holberg selbst berichtet (a. a. O.), unter dem Zulauf beinahe der ganzen Stadt. Auch später wurde das Stück regelmäßig am eilften Juni aufgeführt, obwohl das Theater damals für den Sommer gewöhnlich geschlossen war und nur eine kleine Anzahl von Vorstellungen, meist Benefizvorstellungen, stattfand. Aber am eilften Juni Holbergs eilften Juni zu sehen, war ein Fest, das sich Niemand wollte entgehen lassen und worauf namentlich die zahlreichen Fremden, die um diese Zeit Kopenhagen Geschäfte halber zu besuchen pflegten und für die ja das Stück recht eigentlich geschrieben war, sich schon zum voraus freuten. Doch trat seit der Mitte des Jahrhunderts mit der zunehmenden Verfeinerung des Geschmacks

auch hierin eine Veränderung ein und in den einundzwanzig Jahren von 1748 bis 1769 wurde der eilfte Juni im Ganzen nur noch zehn Mal, in den folgenden achtzehn Jahren bis December 1787 aber gar nicht mehr gegeben. Erst Ausgang 1787 brachte der schon früher genannte Oberauditeur und Königl. Theaterdirector P. Rosenstand Goiske, der enthusiastische Verehrer Holbergs, auch den eilften Juni wieder auf das Theater (mit Gjelstrup als Studenstrup) und zwar mit solchem Erfolg, daß das Stück von da an bis in den Anfang des laufenden Jahrhunderts ein Lieblingsstück des Kopenhagener Publikums blieb. — Auch der eilfte Juni wurde von Kotzebue bearbeitet, doch ohne besondern Erfolg; das Stück heißt bei ihm „der Gimpel auf der Messe" und steht im dritten Jahrgang (1805) seines bekannten „Almanach dramatischer Spiele rc."

Aehnlich wie in der Wochenstube werden einige andere thörichte Gebräuche des damaligen dänischen und namentlich des Kopenhagener Bürgerlebens verspottet in der Weihnachtsstube (Julestuen: Rahbek, Auswahl der Holberg'schen Schriften II, 157—192 und VI, 324—362, auch in dem Buche Om Ludvig Holberg II, 102—127, sowie Boye a. a. O. 194—203), in der Maskerade (Maskeraden: Rahbek II, 193—282 und 385—388, sowie Om Holberg II, 128—173, und Boye 203—224 und 702) und der Brunnenfahrt (Kildereisen, in den deutschen Uebersetzungen die Reise nach der Quelle genannt: Rahbek in der Auswahl III, 1—48, VI, 415—418, Om Holberg II, 247—264 und Boye a. a. O. 276—287 und 703 fgg.). — Die Weihnachtsstube verwickelte Holberg in eine heftige literarische Fehde. Derselbe Buchhändler und Kammerrath Pauli nämlich, mit dem er schon sonst allerhand Streitigkeiten bestanden, hatte 1724 ein Schauspiel in drei Akten unter dem Titel „die Weihnachtsstube und die Maskerade" (Julestuen og Maskeraden) veröffentlicht und Holberg, dessen Julestuen im Herbst desselben Jahres ans Licht trat, wurde von ihm beschuldigt, sein Stück nachgeahmt zu haben. Und in der That läßt sich, wie auch der Auszug beweist, den Rahbek in den ausgewählten Schriften Bd. VI, 323 fg. mittheilt, nicht wol in Abrede stellen, daß Holberg, obwol er selbst nichts davon wissen wollte, das Paulische Stück wirklich benutzt hat. Die gemeinsame Quelle für beide scheint eine Erzählung des englischen

Spectator gewesen zu sein; doch ist dieselbe von Holberg mit allerhand herkömmlichen Späßen und Einfällen aus dem Théâtre italien, zum Theil auch mit Molière'schen Reminiscenzen versetzt worden. Bei der ersten Aufführung wurde das Stück mit dem ungeheuersten Beifall aufgenommen und diese Gunst des Publikums hat es sich auch in der Folge erhalten; von 1748 bis 1769 erlebte es einunddreißig Vorstellungen und noch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts wurde es häufig und mit Vergnügen gesehen. — Fast ebenso großen Beifall erwarb sich die Maskerade und in der That ist sie eins von Holbergs bestgearbeiteten und am sorgfältigsten behandelten Stücken, wie es denn auch der verewigte Tieck zu seinen Lieblingsstücken zählte, die er besonders gern vorlas. Die Scene zwischen den beiden Alten ist aus Molière's Dépit amoureux entlehnt und auch sonst sind allerhand fremde Vorbilder benützt worden. Besonders gelungen ist der Heinrich dieses Stücks; die eigenthümlich komische Kraft dieses verschmitzten, leichtfertigen und dabei doch im Grunde gutmüthigen und liebenswürdigen Charakters tritt kaum in einem andern Holberg'schen Stücke so deutlich zu Tage als hier. Das Stück wurde sehr häufig gegeben; doch soll daran der eingelegte Maskenball fast mehr Antheil gehabt haben als das Stück selbst. — Die Brunnenfahrt verdankt ihren Ursprung einem Gebrauche, der noch gegenwärtig in Kopenhagen, sowie in anderen Gegenden Dänemarks herrscht. Es gibt nämlich in der Nähe von Kopenhagen in dem berühmten Thiergarten wie auch in anderen Gegenden des Reichs (vgl. Andersen in „Nur ein Geiger", im ersten Bd.) gewisse für wunderthätig gehaltene Quellen, die namentlich in der Johannisnacht vom Volke besucht werden, um in den heilenden Fluten allerhand Krankheiten und Gebreste loszuwerden; noch jetzt drängen sich in der Zeit von Mitte Juni bis Ende Juli um die Christians-Quelle (Kirsten-Pils-Kilde) im Kopenhagener Thiergarten Tausende von Besuchern aller Stände zusammen, die hier zwar nicht mehr Heilung, aber doch Aufheiterung und Zerstreuung suchen und sie in den zahllosen daselbst aufgestellten Trinkzelten, Reiterbuden, Caroussels ꝛc. auch in reichlichstem Maße finden. Der Besuch dieser Quelle ist also noch jetzt ein Volksfest und ganz ebenso, ja vielleicht in noch höherem Grade war dies auch zu Holbergs Zeiten der Fall. Dies erklärt denn hinlänglich die ungemeine Popularität, die das Stück (bei dem

übrigens Molière's Médécin malgré lui, sein Malade imaginaire und l'amour médécin, besonders aber Gherardi's les bains de la Porte St. Bernard nachgeahmt sind) sich erwarb; es wurde ähnlich wie der eilfte Juni regelmäßig des Sommers gegeben und gehörte mit in die Reihe der Festlichkeiten, durch welche die Zeit der Brunnenfahrt verherrlicht zu werden pflegte. Nicht wenig trug dazu der Umstand bei, daß, wie Boye a. a. O. 704 erzählt, die übertriebene Leidenschaft für die Oper, die in dem Stück verspottet wird, damals in der That in Kopenhagen allgemein herrschend war; sowol in der Stadt als bei Hofe, hier von einer eigenen fest engagirten Truppe unter Leitung des berühmten Keyser, wurden Opern aufgeführt und obwol Holberg, wie wir wissen, selbst ein großer Musikfreund war, so eiferte er doch gegen diese Einseitigkeit des Geschmacks mit großer Entschiedenheit. Doch hatte die Brunnenfahrt im Lauf der Zeit dasselbe Schicksal wie die meisten Holberg'schen Stücke: sie erschien dem veränderten Geschmack zu derb, zu volksthümlich; zwar in der Zeit von 1748 bis 1769 wurde sie noch sechzehnmal gegeben, späterhin jedoch gerieth sie mehr und mehr in Vergessenheit und verschwand endlich ganz.

Ein höchst interessantes Thema behandeln ferner die Irrthümer oder wie sie eigentlich heißen: Ohne Kopf und Schwanz (Uden Hoved og Hale: Rahbek a. a. O. III, 141—234, VI, 422—426 und Boye 316—339 und 704) und Abracadabra oder das Hausgespenst (Abracadabra eller Huusspögelse: Rahbek V, 91—168 und VI, 540—564, vgl. Boye 557—576 und 709): nämlich den Aberglauben und die eitle Gespensterfurcht, die damals unter den niederen Klassen in Kopenhagen, sowie überhaupt in Dänemark — und vielleicht nicht blos unter den niedern — verbreitet war. Auch die Hexerei oder blinder Lärmen, deren wir sogleich unter den literarischen Komödien erwähnen werden, gehört theilweise hieher. Ohne Kopf und Schwanz oder wie es Anfangs auch hieß und wie es Holberg selbst noch nennt (Lebensbeschr. S. 176): die beiden ungleichen Brüder, ist aus allerhand Reminiscenzen der französischen und italienischen Komödie zusammengesetzt. Namentlich haben le divorce von Regnard sowie les intrigues d'Arlequin und les Chinois von Regnard und Dufresny darauf eingewirkt; auch

erinnert Einzelnes an Holbergs eigenen Neujahrs-Prolog von 1723. Die eigentliche Quelle indeß soll doch eine von ihm in seiner Jugend selbst erlebte Anekdote sein (Rahbek VI, 422 fgg.) und ebenso soll er in der Figur des Ovidius sich selbst und seine eigene Meinung ausgesprochen haben. Auf der Bühne hat das Stück niemals besonderes Glück gemacht; von 1748 bis 1769 wurde es nur fünfmal gegeben und auch der Versuch, den Rahbek in späterer Zeit machte, es wieder auf das Theater zu bringen, blieb ohne den gehofften Erfolg. — Das Hausgespenst ist beinahe vollständig nach Plautus' bekannter und oft nachgeahmter Mostellaria gearbeitet; einzelne Scenen sind auch aus Regnards le retour imprévu entnommen, die aber freilich selbst nur eine Nachahmung von Plautus' Mostellaria ist. Einen Auszug des letztgenannten Stücks nebst Nachweis, wie es von Holberg benutzt worden, hat Rahbek VI, 540 fgg. gegeben. Zur Aufführung ist es nur sehr selten gekommen, namentlich in den einundzwanzig Jahren von 1748 bis 1769 nur zweimal und noch Rahbek beklagt sich, daß man auch zu seiner Zeit, wo man doch übrigens „das große Holberg'sche Kleeblatt, Clementin, Londemann und Hortulan besitze," keinen Versuch zu seiner Wiederbelebung mache.

Endlich gehört in diese Reihe auch noch Holbergs vielberühmter und vielgescholtener Jeppe vom Berge (Jeppe paa Bjerget: Rahbek in der Auswahl der Holberg'schen Schriften I, 255—320 und VI, 146—164, sowie in dem Werk Om Holberg I, 229—267; vgl. Boye a. a. O. 77—94 und 692—694.). Die Quelle des Stücks ist, wie wir schon früher ausführlich erwähnt haben, in der Utopia des Bidermann zu suchen und haben die ähnlichen Scenen und Stücke bei Shakespeare und Weise nichts mit der Holberg'schen Bearbeitung zu thun. Die letztere soll während eines ländlichen Aufenthalts entstanden sein, den der Dichter auf dem sogenannten Berg oder St. Jürgens Berg bei Roeskilde genommen und wobei er denn die Eigenthümlichkeit der damaligen seeländischen Bauern mit besonderem Behagen studirt haben soll (s. Rahbek Om Holberg III, S. 132—133, sowie in der dansk Minerva im Märzheft von 1818 S. 267 und danach Boye a. a. O. S. 93 und 692). Jedenfalls ist diese Eigenthümlichkeit nie treuer, nie anschaulicher und bei alledem poetischer dargestellt worden, als in diesem Stück; hätte Holberg nichts geschrieben

als diesen einen Charakter des Jeppe, so würde er nach unserm Dafürhalten sich schon dadurch den größten komischen Dichter aller Zeiten an die Seite gestellt haben. Wie hat er es verstanden, diesen gemeinen, faulen, versoffenen Jeppe, den Hahnrei und Feigling, der nichts in der Welt mehr fürchtet, als die Karbatsche seiner Frau, bei alledem mit Zügen auszustatten, die ihm das Herz des Zuschauers unwiderstehlich gewinnen! Seine bodenlose Gutmüthigkeit, die aber auch freilich die Quelle seines Verderbens ist, seine Fürsorge für seine Familie, seine väterliche Zärtlichkeit für die kleine Martha, von der er nämlich gewiß weiß, daß sie sein Kind, seine so zu sagen brüderliche Anhänglichkeit an sein Pferd, seinen Hund, seine Katze — wie ist das Alles der Natur mit so hinreißender Wahrheit abgelauscht und welche hellen tröstenden Lichter fallen dadurch auf das übrigens so düstre Gemälde! Den Abschied, den Jeppe von seiner Frau und seinem Hauswesen nimmt, da er sich zum Tode verurtheilt wähnt, rechnen wir, in seiner genialen Verschmelzung von Höchstem und Niedrigstem, von Tragischem und Burleskem, zu dem Größten, was je ein Dichter geschrieben und mehr als einmal haben wir es erlebt, wie bei der Vorlesung dieser Scene selbst feingebildeten Frauen — und gerade feingebildete Frauen können Holberg hören und lesen — die Thränen der Rührung in die Augen traten, während zugleich von ihren Lippen das fröhlichste Gelächter ertönte. Doch gehört ja auch dies Stück zu denjenigen, die wir in die nachstehende Sammlung mit aufgenommen haben, und brauchen wir uns daher mit der theoretischen Auslegung seiner Schönheiten hier nicht weiter aufzuhalten. Der Vergleich mit Shakespeare, so oft er auch angestellt worden, ist doch in Wahrheit thöricht, da Holberg ein ausgeführtes Gemälde giebt, das sich Selbstzweck ist, Shakespeare aber nur eine einleitende Skizze, die er obenein unvollendet läßt; soll der Vergleich jedoch einmal angestellt werden, so scheint es uns unzweifelhaft, daß der dänische Dichter den englischen in diesem Falle weit übertroffen hat. — Das Stück hat jederzeit zu den beliebtesten der dänischen Bühne gehört. Die Zahl seiner Aufführungen belief sich in den 21 Jahren von 1748—1769 auf zweiunddreißig: eine Zahl, die außerdem von allen Holberg'schen Stücken nur noch von der Maskerade, dem Plutus und dem Mann, der keine Zeit hat (den Stundeslöse) erreicht ward. Der vorzüglichste Darsteller des Jeppe

in dieser Zeit war der schon mehrfach genannte Gjelstrup; die Rolle des verlumpten, nichtsnutzigen und dabei zugleich so schalkhaften, so ergötzlichen, so seeländischen Bauern wurde von ihm zu einem Triumph der Schauspielkunst erhoben. Auch hat er schriftliche Bemerkungen darüber aufgesetzt, die nicht nur von seinen Nachfolgern, sondern auch von Rahbek in der ausführlichen Abhandlung über den Jeppe, die er im dritten und vierten Heft der dramaturgiske Sammlinger veröffentlichte, benutzt worden sind. Auch später ist das Stück häufig (von 1769 bis 1838 noch sechsundsechzigmal) gegeben worden, ja wenn wir recht unterrichtet sind, geht es noch jetzt zuweilen über die Kopenhagener Bühne.

Drittens die literarische Komödie. An Umfang ist sie die geringste; denn es können zu ihr im Ganzen höchstens fünf Stücke gerechnet werden, von denen überdies zwei nur ganz kleine Gelegenheitsstücke sind: der Neujahrsprolog (Nytaars-Prologus til en Comedie, allerunderdanigst präsenteret af den hele danske Bande, 1723 Boye a. a. O. 95—98 und 694 fgg.) und das Leichenbegängniß der dänischen Komödie (den danske Comedies Ligbegjängelse; Rahbek VI, 515—534 und Boye 515—518) zwei andere aber: die Melampe und Hexerei oder blinder Lärmen, nur zum Theil hieher gehören.

Es bleibt demnach also eigentlich nur ein Stück übrig, aber dies ist der Ulysses von Ithacia (Ulysses von Ithacia eller en tydsk Comedie: Rahbek II, 389—484 und VI, 400—414, ferner im zweiten Band von Om Ludvig Holberg 218—246 und Boye 252—275), den wir nicht umhin können mit Tieck als das Juwel der Holberg'schen Dichtung und überhaupt als eins der ausgezeichnetsten Lustspiele aller Zeiten, angeweht von echt aristophanischem Geiste, zu bezeichnen. Das Stück ist unmittelbar gegen das früher erwähnte von Quotensche Theater und weiterhin gegen die damalige deutsche Bühne überhaupt, mit ihren ungeheuerlichen Staatsactionen und Zauberstücken, gerichtet. Holberg selbst spricht sich in der Lebensbeschreibung S. 173 fg. folgendermaßen darüber aus: „Das zwölfte Lustspiel Ulysses ward mit größerem Beifall (nämlich als der Jacob von Thyboe) aufgenommen. In dieser Komödie geht es her über die abgeschmackten thörichten fünfzig Jahre langen Komödien, die ehedem bei uns von Landstreichern aufgeführt wurden. Das Stück umfaßt einen Zeitraum

von vierzig Jahren, die Scene verändert sich unaufhörlich. Die vornehmen Personen, welche darin vorkommen, führen eine aufgeblasene und schmutzige Sprache, um sich vor dem gemeinen Manne auszuzeichnen. So oft der Feldherr den Schauplatz betritt, wird in die Trompete gestoßen; die Personen des Stücks sind in diesem Augenblick junge Leute und im nächsten grauhaarige Greise. Dazu kommen die thörichten Verstöße gegen die Zeitrechnung, die barbarischen Namen und Anderes der Art, wovon die Komödien der Landstreicher wimmeln. Alle diese Widersinnigkeiten werden von Kilian, einem Diener des Ulysses, aufgedeckt und zwar auf eine so geschickte Art, daß dies Stück nicht weniger dem gemeinen Mann, der bei moralischen und kritischen Stücken zu gähnen pflegt, als den Vornehmen selbst zum Ergötzen gereichte."

An einer anderen Stelle, im fünften Band der Vermischten Briefe spricht Holberg die Erfindung dieses Stücks sich selber zu: allein, wie Rahbek in der Auswahl der Holberg'schen Schriften II, 481 ausführlich nachgewiesen hat, mit Unrecht. Denn gerade zu diesem Stück hat dem Dichter „sein lieber Gherardi" (Rahbek a. a. O.) eine Menge von Anregungen und Mustern geboten, die er denn auch sämmtlich aufs Treulichste benützt hat; so Ulysses und Circe, die Wünsche, Harlequin Proteus, der Phönix und Anderes, was man sammt und sonders im Théâtre Italien beisammen findet.

Im Uebrigen würde man irren, wenn man das Stück nur und allein auf von Quoten und seine Truppe oder auch nur auf das damalige deutsche Theater überhaupt beziehen wollte; eine nicht unwesentliche Stelle darin nimmt auch die Verspottung des Alterthums oder vielmehr der blinden Verehrung ein, welche demselben von Pedanten und Schulfüchsen erwiesen ward. Ja wenn wir schon im Peder Paars einen spöttischen Seitenblick auf das homerische Epos nicht verkennen konnten, so haben wir hier die Travestie desselben Stoffes unmittelbar in Händen. Das Stück enthält nämlich nichts weniger als die ganze Fabel der Ilias und der Odyssee mit einander, von dem Augenblick an, wo Paris das Haus seines Gastfreundes Menelaus betritt, bis dahin, wo Odysseus nach „vierzigjähriger" Abwesenheit endlich in die Arme seiner Penelope zurückkehrt. Es ist unmöglich, mit beschreibenden Worten einen Begriff zu geben von der tollen Lustigkeit, dem vollen bacchischen Uebermuthe

dieses Stücks, das sich endlich, unter lauter Tollheit, Neckerei und Jubel, auf eine Höhe hinaufgipfelt, wo selbst die dramatische Form nothwendig zerreißen muß und die Selbstvernichtung der Komödie gerechtfertigt erscheint.

Auch gehörte der Ulysses von Ithacia, seit er im Frühjahr 1724 als das neunundvierzigste Schauspiel, das überhaupt auf der dänischen Bühne, und das vierzehnte, das von Holberg gegeben ward, zum erstenmal über die Bretter gegangen war, zu den beliebtesten unter den Holberg'schen Stücken. Auch in der ersten Zeit nach der Wiedereröffnung der dänischen Bühne unter Friedrich V. wurde er noch ziemlich häufig gegeben, von 1752 ab jedoch wurde er seltener und seltener, so daß er von 1750 bis 1771 im Ganzen nur noch sechzehnmal aufgeführt ward. Darauf verschwand er einige Jahre völlig, bis er im März 1774 wieder hervorgesucht ward. Von dieser Zeit an wurde er nun fast alljährlich wiederholt und zwar meistentheils am Fastnachtsabend als Carnevalsstück, bis er 1784 zum zweiten Mal vom Schauplatz verschwindet. — Daß der in der dänischen Theatergeschichte berühmte Heinrich Wegener der erste Kilian war, haben wir bereits erwähnt; nach ihm glänzte in derselben Rolle Londemann, während Clementin den Ulysses, Hortulan den Marcolfus, Oersted die schöne Helena, auch den Rasmus, sowie den Bauern im letzten Act, Madame Linckwitz die Juno gab ꝛc. Nach Londemanns Tod ruhte das Stück einige Zeit, ohne Zweifel, weil er unersetzlich schien, worauf Bech, ein guter Schauspieler, der jedoch eine Neigung zu Uebertreibungen gehabt haben soll, die Rolle übernahm, in welcher ihm zu Rahbeks Zeiten der berühmte Lindgreen nachfolgte. Auch über Einzelheiten der Aufführung sind uns von Rahbek Om Holberg II, 226 fg. einige interessante Notizen aufbewahrt worden. So wurde Graf Holofernes (der aber auch freilich nach den Worten des Stücks sieben und eine viertel Elle lang sein soll) stets von einem ungewöhnlich großen Schauspieler, die drei Göttinnen aber, die sich um den Preis der Schönheit streiten, mit einziger Ausnahme der Venus, die einer jüngeren und also hoffentlich auch hübscheren Dame anvertraut war, von den sogenannten komischen Alten gegeben. Ja, Rahbek a. a. O. II, 227 schlägt geradezu vor, sie in absichtlich entstellten Masken, mit langen Nasen, bucklichen Schultern ꝛc. geben zu lassen: ein Vorschlag, dessen Werth denn hier dahingestellt

bleibe. Richtiger und von guter Wirkung war es jedenfalls, daß, wie wir aus derselben Quelle erfahren, die jungfräulich zimperliche schöne Helena, die in Ohnmacht fällt, wenn sie von einer Mannsperson hört, von einem Manne dargestellt ward. Aus diesen und ähnlichen Zügen, die Rahbek a. a. O. mittheilt, können wir schließen, welche ächt bacchische Lustigkeit auch in der Darstellung dieses unvergleichlichen Stückes geherrscht und zu welchem Gipfel der Ausgelassenheit Darsteller und Zuschauer sich gegenseitig gesteigert haben müssen; wer die vortreffliche, ja klassiche Schilderung im Sinne hat, welche F. L. W. Meyer in seinem Leben Schröders Bd. II. Seite 179 fg. von den in seiner Jugendzeit noch üblichen improvisirten Stücken gibt, der wird sich auch ungefähr eine Vorstellung machen können von dem Genuß, den eine derartige Aufführung des Holberg'schen Ulysses dem unbefangenen Zuschauer darbot und dessengleichen man freilich auf unserer heutigen Bühne vergeblich suchen würde.

Auch in der „Hexerei oder blinder Lärmen“ (Hexeri eller blind Alarm: Rahbek, Holbergs ausgewählte Schriften III, 369—470 und VI, 472—474; vergl. Boye a. a. O. 373—398 und 704 ff.) entfaltet sich eine reiche Fülle des genialsten Uebermuths, der Holberg überhaupt jederzeit ergreift, wo er seinem Feinde Quoten und der von ihm für aberwitzig erachteten deutschen Bühne gegenüber tritt. In der Hexerei läßt er sogar, mit aristophanischer Dreistigkeit, von Quoten selbst auftreten; auch Figuren aus seinen (Holbergs) eigenen Stücken, den Hermann aus dem politischen Kanngießer, den Jean de France und den Barbier, führt er ein und weiß diese Figuren mit dem eigentlichen Inhalt des Stücks sämmtlich in die natürlichste und anmuthigste Verbindung zu setzen. — Dieser Inhalt selbst ist der Hauptsache nach einer wirklichen Begebenheit entnommen, die sich zu Holbergs Zeit in dem Oertchen Tisted in Jütland zugetragen. Ein Prediger in gedachtem Städtchen, ein Magister Oluf Björn, hatte nämlich, um sich an einer reichen Bürgerfrau der Stadt zu rächen, welche ihm die Hand ihrer Tochter verweigert hatte, für gut befunden, dieselbe als Hexe ins Geschrei zu bringen. Dies hatte die in jenen Zeiten sehr gewöhnliche Folge gehabt (die ja auf anderen Gebieten sich noch tagtäglich wiederholt), daß zuerst ein oder zwei einfältige Frauenzimmer, dann aber immer mehre sich selbst für besessen hielten, so daß zuletzt die halbe weibliche

Einwohnerschaft der Stadt von Geistern und Erscheinungen geplagt war. Ein paar muthwillige Studenten vermehrten noch durch listige Veranstaltungen den Spektakel, der endlich so groß wurde, daß die Gerichte, den Bischof Bircherod in Aalborg an der Spitze, sich veranlaßt sahen, sich einzumischen. Wirklich wurde eine dieser unglücklichen angeblichen Hexen vom Gericht zum Scheiterhaufen verurtheilt: doch appellirte sie und König Friedrich IV. kassirte nicht nur das Urtheil, sondern ließ auch den unverständigen Richter, der es gefällt hatte, zur Verantwortung ziehen. Dasselbe geschah auch dem Bischof, der sich infolge dessen „eine Commission darüber ausbat.“ Die Sache kam endlich an die medicinische Fakultät zu Kopenhagen und wurde von dieser als eine „ausstudirte Betrügerei“ erkannt, worauf die Urheber derselben denn gehörig bestraft, der übrige Proceß aber beigelegt ward.

Dieser Vorfall, in Verbindung mit einigen andern ähnlichen aus derselben Zeit, gab Holberg die erste Idee zu seinem Stücke: wobei nicht zu übersehen ist, daß auch Balthasar Bekkers betoverde Werreld (1691—94) damals bereits erschienen war und daß auch Thomasius seinen ritterlichen Kampf gegen den Unfug der Hexenprocesse schon seit Längerem begonnen hatte; namentlich dürfte das Bekkersche Werk nicht ohne wesentlichen Einfluß auf Holbergs Vorhaben geblieben sein. Auch Scarrons berühmter Roman comique, den wir schon einmal unter den von Holberg benutzten Quellen gefunden haben, hat ihm einige Anregungen gegeben, während die Doktormaschine, die in dem Stück eine so große und verhängnißvolle Rolle spielt und über deren Einrichtung man Rahbek a. a. O. 473 vergleiche, aus la fille de bonsens im IV. Bd. des Théâtre Italien entnommen ist. Die Tragödie Polidorus, die zu der tragikomischen Verwickelung Anlaß gibt, möchte vielleicht wiederum auf das Quoten'sche Theater zu deuten sein, wenn nicht der Umstand Bedenken erregte, daß die in der Hexerei vorkommenden Schauspieler offenbar ganz honette und brave Menschen und als solche vom Dichter selbst mit Liebe gezeichnet sind, was denn zu der Art und Weise, wie Holberg sich sonst über die von Quoten'schen „Landstreicher“ äußert, nur wenig passen würde. — Merkwürdiger Weise hat dies Stück, trotz seiner außerordentlichen komischen Kraft und trotz der Menge höchst wirksamer Scenen, die es enthält, beim Publikum

niemals rechtes Glück machen wollen. Von 1748—1769 wurde es nur neunmal aufgeführt; späterhin verschwand es ganz. Erst zu Rahbeks Zeiten wurde es wieder aufgenommen und zwar, wie Rahbek versichert, mit gutem Erfolg; doch setzt er selbst hinzu, daß er sich bei dieser Gelegenheit überzeugt habe, wie es doch eigentlich „mehr für Provinzialtheater, als für die Bühne der Hauptstadt passe" (Holbergs ausgew. Schriften III, 478).

Die „Melampe," oder wie das Stück in der Lebensbeschreibung S. 175 heißt, Melampus hat Holberg selbst eine Tragikomödie genannt. „Der Held in diesem Stücke," sagt er, „ist ein kleiner Hund, welchen zwei Schwestern gleichzeitig so heftig lieben, daß darüber unter ihren Liebhabern ein großer Streit entsteht. Es wird aber endlich dieser Krieg durch den Bruder der beiden Schwestern glücklich beigelegt, indem derselbe den Hund, um welchen sie streiten, aus dem Wege räumt. Dieses Stück," fährt er fort, „gefiel den Zuschauern ganz ungemein, wegen der seltenen und wohlausgeführten Erfindung. Denn da die Betrübniß, welche aus einer so geringen und lächerlichen Ursache entstanden, überaus glücklich ausgedrückt wird, so werden die Zuschauer sowohl zum Lachen als Weinen bewogen. — Das Stück hat eine doppelte Absicht. Theils werden die Trauerspiele lächerlich gemacht, die blos in weitläufigen und prächtigen Worten bestehen; theils werden denjenigen Frauenzimmern einige höfliche Wahrheiten gesagt, welche, wie der Poet sich ausdrückt: Morte viri cupiunt animam servare catellae." — Ueber den Beifall, welchen die ernsthaften Stellen des Stücks gefunden und den er auch hier wieder hervorhebt, haben wir schon früher, wo von dem Vorzug die Rede war, den Holberg der Anwendung der Prosa auf der Bühne einräumt, eine interessante Stelle mitgetheilt. Was die Liebhaberei der damaligen vornehmen Damenwelt für die Schoßhunde anbetrifft, so scheint sie allerdings groß gewesen zu sein, da Holberg auch übrigens keine Gelegenheit vorüberläßt, seine Mitbürgerinnen deshalb zu necken und zu verspotten. Eine der spaßhaftesten und wirksamsten Stellen dieser Art wird der Leser in dem ersten der von uns mitgetheilten Stücke, dem politischen Kanngießer, finden. Ergötzlich aber und der Mittheilung werth erscheint uns auch die folgende Stelle, die wir in den vermischten Briefen Bd. I, Br. 68 S. 366 finden. „Ich bat mich einmal," erzählt Holberg hier, „um einen

Versuch zu machen, bei einer vornehmen Dame, auf ein Paar von ihren Schoßhunden zu Gaste, da dieselben meiner Meinung nach, ein vortreffliches Gericht abgeben müßten. Allein die Dame zitterte bei meinem Antrag und erwiderte mir, daß sie lieber ihre beiden Töchter einbüßen, als sich zu einer so unnatürlichen That herbeilassen wolle. Ich stellte vor, daß sie ja doch kein Bedenken trage, Lämmer und Tauben zu schlachten, also die schönsten und unschuldigsten von allen Kreaturen. Sie aber versetzte, daß zwar Lämmer und Tauben, nicht aber die Hunde dem Menschen zur Speise bestimmt wären: und wie ich mich hierauf eben rüstete, meinen Satz durch neue Gründe zu erhärten, so hielt sie sich beide Ohren zu, um nur ja keinen Theil an einer ihrer Meinung nach so gottlosen und unerhörten Lehre zu nehmen.“ — Bei der Anlage des Plans haben dem Dichter wieder verschiedene Reminiscenzen aus dem Théâtre Italien des Gherardi vorgeschwebt; namentlich ist die höchst wirksame Spionsscene dieser Quelle entlehnt. Der Beifall, den das Stück bei den Zuschauern fand, und aus dem Holberg selbst in der früher mitgetheilten Stelle die Möglichkeit folgert, dereinst auch ein dänisches Trauerspiel herzustellen, war lebhaft und anhaltend; von 1748—1769 kam es vierundzwanzigmal zur Aufführung und auch in späteren Jahren wurde es von Zeit zu Zeit wieder hervorgeholt. Doch kann selbst Rahbek, dieser leidenschaftliche Bewunderer Holbergs (a. a. O. III, 140), dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es ihm doch vorgekommen, als ob das Stück den Darstellern wie den Zuschauern gleichmäßig fremd geworden sei.

Hiemit haben wir denn unsern Rundgang durch die Holbergschen Komödien vollendet und wollen wir, bevor wir diesen Gegenstand gänzlich verlassen, nur noch ein paar kurze Auszüge aus Just Justesens mehrfach erwähntem Gutachten über Komödien (Rahbek a. a. O. I, S. XII—XXIV. und R. Fürst II, 13—42) mittheilen, welche dazu dienen werden, unsere Charakteristik Holbergs als Dramatiker zu vervollständigen und abzuschließen.

Der Verfasser spricht darin zuerst von dem Zwiespalt der Meinungen, der in Betreff der Komödien, ihrer Verfasser und Darsteller ꝛc. unter seinen Landsleuten obwalte. Einige halten die Komödien für schädlich und verächtlich, Andere sehen darin etwas Nützliches und Erbauliches. Für beide Meinungen bringt Holberg

eine Masse historischer Zeugnisse bei. „Denn in der That," sagt er, „haben beide Recht, es kommt nur darauf an zwischen der keuschen und der unzüchtigen Komödie zu unterscheiden. Des Plautus Mercator kann so wenig vertheidigt werden, als es dem eifrigsten Sittenrichter möglich sein wird, seine Captivi zu verdammen."

Aber zugegeben, daß es so ist, so wenden Andere ein, daß das Theater zwar an sich unschuldig sei, aber doch ein alter und vernünftiger Leute unwürdiges Possenspiel: wogegen Andere wieder dafür halten, Komödien lesen sei eben so nöthig wie Postillen lesen. Freilich lesen Männer und Kinder z. B. den Plautus auf verschiedene Weise; Amphitruo und Menaechmi können allerdings nur zum Zeitvertreib dienen, während die Aulularia voll der gewichtigsten Moral. Wolle man aber fragen, wozu denn diese gewichtige und nützliche Moral durch die den Komödien beigemischte Narrheit entstellen, so sei die Antwort in dem bekannten Verfahren der Apotheker gegeben: wie die ihre heilenden, aber schlechtschmeckenden Pillen vergolden, damit sie williger verschluckt werden, so vergoldet auch der Komödiendichter die bittere Wahrheit der Moral durch Scherze und Thorheiten, damit sie den Zuschauern besser eingehe. Utile dulci ist der große Wahlspruch aller Kunst; eine gewisse Dosis Narrheit ist der Komödie unentbehrlich, damit das Publikum den Ernst verdaue.

„Und so ist denn also," fährt Holberg fort, „der ganze Streit in der That unnöthig und thöricht, vielmehr sind nur zwei Fragen, die damit in naher Verbindung stehen, wirklich von Wichtigkeit. Nämlich erstlich, ist es verstattet Komödien zu schreiben, die Stand und Charakter gewisser Personen lächerlich machen? Und zweitens, ist es anständiger Leute Kindern ziemlich, sich zu theatralischen Aufführungen gebrauchen zu lassen?"

Was die erste Frage anbetrifft, so hätten (meint er) selbst Fürsten und andere hochgestellte Personen Komödien, sowie überhaupt lustige Sachen geschrieben, ohne darum an ihrem Ansehen zu verlieren. Der Verfasser erinnert an die hohe Achtung, in welcher Aristophanes bei den Alten gestanden und doch sei die Komödie damals weder so keusch und rein, noch so moralisch und sinnig gewesen, wie gegenwärtig. Plautus Amphitruo und sein Geiziger (in der Aulularia) seien noch heute musterhafte Stücke; weniger empfehlenswerth

seien die übrigen Komödien des Plautus und noch weniger Terenz und Aristophanes. Allerdings habe jedes Zeitalter seinen ihm eigenthümlichen und angemessenen Geschmack; der bon-sens jedoch sei immer derselbe und schon wer die Alten nur aus Uebersetzungen kenne, werde sich doch leicht überzeugen, daß die heutigen Komödien bei weitem artiger, lehrreicher und ehrbarer als die alten und könne es daher unmöglich verboten sein, dergleichen zu schreiben. — Was dagegen die zweite Frage wegen der Schauspieler anbetreffe, so hänge sie lediglich von den Sitten des Landes ab; je gebildeter ein Land, desto größer sei auch die Achtung, in welcher die darstellenden Künstler stehen.

Ueberhaupt, setzt Holberg hinzu, sei es ein Irrthum zu glauben, als ob zum Komödienschreiben nichts weiter nöthig, als blos natürliche Lustigkeit und gute Laune. Vielmehr gehöre dazu erstlich Studium der Philosophie und Erkenntniß dessen, was am Menschen thöricht und lächerlich; zweitens das Talent die Leute so zu verspotten, daß sie selbst noch Gefallen daran finden; drittens Kenntniß der Bühne und die Gabe sich die Wirkungen derselben zum voraus vorstellen zu können; viertens endlich, daß man gute Stücke mit Eifer studirt und sämmtliche Regeln, welche bei Abfassung eines Stücks zu beobachten, lebendig im Kopfe habe. Etwas übertrieben müsse in der Komödie freilich werden, doch nicht so, daß der Held des Lustspiels darüber zum Narren werde. Vielmehr sei der Komödienschreiber stets natürlich und wahr, damit der Zuschauer im Stande sei, die Täuschungen der Kunst für Ernst und Wirklichkeit zu halten. Darum soll auch Alles in dem Lande vorgehen, wo das Stück wirklich aufgeführt wird und sind daher auch Uebersetzungen nur dann zulässig, wenn sie zugleich gänzliche Umarbeitungen sind und die gebührende Rücksicht auf die Sitten des Landes nehmen, wohin sie verpflanzt werden sollen. Freilich werde dies (und hier sowie bei dem folgenden Satze müssen wir es wiederum dem Leser überlassen, ob er Holbergs Aeußerungen für Ernst oder für Spott halten will) mitunter unmöglich sein, wie z. B. bei Molières Tartüffe, indem es dergleichen Leute in Dänemark nicht gebe und ebenso seien auch die auswärts so beliebten Doctorkomödien hier zu Lande ungereimt, weil ja die Mediciner hier lauter honette und gescheidte Leute. Auch die romantischen Liebesstücke könnten

in Dänemark niemals die Geltung erlangen, wie in England und andern Ländern, wo man sich vor Liebe hänge, „was aber der Däne wol bleiben läßt.“ Deshalb sei es auch auf der dänischen Bühne gar nicht erforderlich, daß jedes Stück mit einer Heirath schließe; vielmehr solle man den Leuten Geschmack erwecken an ernsten und moralischen Stücken, damit nicht allein das Geld, das sonst die fremden Banden ausführten, im Lande bleibe, sondern auch das Publikum selbst die Zeit, die es im Theater zubringe, gut und nützlich anwende.

So in dieser der Ausgabe von 1723 vorgedruckten Abhandlung. Es folgt dann noch eine ziemlich ausführliche Selbstkritik der fünfzehn Stücke, welche in dieser ältesten Ausgabe veröffentlicht wurden, sowie ein kurzer Hinweis auf fünf andere namentlich angeführte, die damals zwar bereits gegeben, aber noch nicht im Druck erschienen waren. Doch haben wir das Wichtigste hieraus bereits früher bei den einzelnen Stücken mitgetheilt und wenden wir uns daher nunmehr zu dem letzten poetischen Werke unseres Dichters, seinem Roman von der unterirdischen Reise des Niels Klim.

Es ist dies vielleicht die berühmteste, jedenfalls die verbreitetste von allen Holberg'schen Schriften; dennoch können wir ihren Werth nicht besonders hoch anschlagen. Denn wenn wir im Obigen schon die Dichtungen der ersten Gruppe, die epischen und satyrisch didactischen, nicht von allem gelehrten Ballast freisprechen konnten, so hat Holberg im Niels Klim das Gebiet des Volksmäßigen, Natürlichen, auf dem er sich sonst mit so viel Glück bewegt, beinahe völlig verlassen. Niels Klim gehört zu jener Gattung moralisch-allegorischer Romane, wie sie seit Barclay's berühmter Argenis (1621) in ganz Europa üblich waren und in den verschiedensten Sprachen und Gestalten zu Tage gefördert wurden. Am nächsten erinnert er an die Swift'schen Reisen des Gulliver, die freilich selbst nur der letzte Ausläufer eines Baumes sind, dessen Wurzeln weit in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, ja noch weiter, bis in den Anfang des sechzehnten, das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in die Zeit der Entdeckung Amerikas, der spanischen Conquistadores, der englischen und holländischen Seefahrer hinabreichen und dem (um an Bekanntestes zu erinnern) auch Daniel Defoes berühmter

Robinson Crusoe, sowie aus unserer deutschen Literatur jene Reisen und Abenteuer des Schelmufsky angehören (vgl. Gervinus, Gesch. d. deutschen Dichtung III, 380 fg.), die sich dann in den bekannten Geschichten des Herrn von Münchhausen bis in die neueste Zeit fortgesetzt haben.

Swifts Reisen des Gulliver waren zuerst 1726 erschienen; sie waren bald ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Europa und als solches der Gegenstand zahlreicher Nachahmungen geworden. Auch dem Verfasser des Niels Klim haben sie offenbar als Vorbild vorgeschwebt; nur ist sein Witz ungleich zahmer, sein Gesichtskreis beschränkter, seine Allegorie mühsamer und schwerfälliger, als dies Alles bei seinem Vorgänger der Fall ist. Die ganze Arbeit, bei der es Holberg selbst allerdings behaglich sein mochte, die Wanderungen seiner Jugend noch einmal, wenn auch nur im Geiste zu erneuen und Sitten und Thorheiten seiner Zeit in schalkhaften Verkleidungen an sich vorübergehen zu lassen, hat bei alledem etwas Seniles und Schwächliches; die Allegorien sind umständlich und unbehülflich, die Anspielungen zahm und dürftig; nur die Sprache, eine ganz eigene Art von hausbackenem Latein, hat eine gewisse drollige Anmuth und possirliche Lebendigkeit.

Bei dieser zweideutigen Beschaffenheit würde das Buch auch wol schwerlich je die ungeheuren Erfolge erlangt haben, die ihm wirklich zu Theil geworden, wenn nicht erstlich derartige allegorisch romanhafte Schriften dem damaligen Zeitgeschmack überhaupt entsprechend gewesen wären, und wäre das Buch nicht zweitens durch den Reiz des Geheimnisses unterstützt worden, in dem Grade, daß man (es war eben, wie früher erinnert worden, die Blüthenperiode Swedenborgs) Anfangs eine wirkliche Geheimlehre, eine wirkliche Anweisung zum Umgang mit Geistern und überirdischen Wesen darin zu finden erwartete. Dieser Umstand hat die unglaublich rasche Verbreitung des Buches, über die wir schon oben einige Notizen gegeben, wol am meisten befördert, und nachher haben dann Patriotismus, Gewohnheit und Nachbeterei, vielleicht auch persönliche Geschmacklosigkeit den Nimbus zusammengehalten, der in moralischer und patriotischer Hinsicht gewiß, in poetischer Hinsicht aber schwerlich ein ganz verdienter ist.

Der Inhalt, bei dem Holberg verschiedentliche Reminiscenzen

an seine Vaterstadt Bergen, ihre Localität, sowie gewisse historische Persönlichkeiten benutzt haben soll (vgl. E. C. Werlauffs Noticer til Historien of Holbergs Niels Klim, bei Boye, Holbergiana I, 218—240, besonders S. 238 bis zum Schluß) ist in Kürze folgender: Niclas Klim, ein armer Kandidat der Theologie in Bergen, stürzt zufällig, da er auf einem Berge in der Nähe der Stadt umherkriecht, in eine offene Höhle desselben und von da schnurstracks weiter bis in das Innere der Erde. Erst auf dem Planeten Nazar findet er wieder Grund, in dem Lande Potu, dessen Bewohner bedächtige, langsam wandelnde Bäume sind. Hier wird er als Läufer in Dienst genommen und hat als solcher Gelegenheit, häufige Reisen zu machen und allerhand wunderliche Völkerschaften kennen zu lernen. Aus Ehrgeiz jedoch, um zu einem bessern Amte zu gelangen, legt er sich auf die Projektmacherei. Allein Projektmacherei ist in Potu ein hart verpöntes Verbrechen; Niels Klim wird zur Verantwortung gezogen und in die Verbannung nach dem Firmament geschickt. Aber diese Strafe schlägt zu seinem Glücke aus: er kommt in das Affenland Martinia, wo er als Perückenmacher bald eine bedeutende Stellung erlangt, bis ein Abenteuer im Geschmack des Joseph und der Potiphar ihn von seiner Höhe herabstürzt. Er wird zur Galeere verurtheilt und macht verschiedene Seereisen, bei denen er endlich Schiffbruch leidet. Er rettet sich zu den Quamiten, einem einfach ursprünglichen Volke, bei dem er vermöge seiner überlegenen menschlichen Bildung sich bald in den Besitz der höchsten Gewalt setzt. Er wird Kaiser der Quamiten und erobert die unterirdische fünfte Weltmonarchie. Aber dies ungeheure Glück verblendet ihn; er wird grausam und tyrannisch, so daß seine Völker in Empörung ausbrechen und ihn zur Flucht nöthigen. In Gefahr, von den Verfolgern ergriffen zu werden, stürzt er sich blindlings in einen Abgrund — und wo kommt er heraus? Dicht bei Bergen, in derselben Höhle, in die er zuerst hinabgestürzt war, worauf er in die Stadt zurückkehrt und als Küster an der Kreuzkirche zu Bergen stirbt.

6.

Einwirkung der Holberg'schen Komödie

auf die deutsche Bühne.

Zum Schluß unserer Abhandlung haben wir nun noch die weiteren Schicksale und Einwirkungen der Holberg'schen Komödie (denn nur von ihr kann die Rede sein, da der Peder Paars und der Niels Klim eine sichtbare Einwirkung auf unsere Literatur nicht gehabt haben) auf die deutsche Bühne zu erwähnen. Da wir den vornehmsten Berührungspunkt Beider schon früher bezeichnet haben, so werden wir uns hier sehr kurz fassen und uns lediglich auf einen flüchtigen Ueberblick des Thatsächlichen beschränken können.

Vorher jedoch sei es gestattet, noch einige Notizen über das fernere Schicksal der Holberg'schen Komödie in Dänemark selbst hinzuzufügen.

Nämlich wie zum Theil schon aus den vorstehend mitgetheilten Angaben in Betreff der einzelnen Stücke hervorgeht, so vermochte die Holberg'sche Komödie, trotz der begeisterten Verehrung, mit welcher seine Landsleute an dem großen Dichter hingen, und die sich bei Einzelnen zeitweilig zu einem wahren Fanatismus steigerte, sich doch den Einflüssen des veränderten Geschmacks und der verfeinerten, wenn auch nicht verbesserten Sitten nicht zu entziehen. Schon oben haben wir einige gelegentliche Klagen gelesen, die noch Holberg selbst über diese Veränderung ausstößt; er klagt, daß jetzt Alles englisch sein müsse, daß die Prüderie der Frauenzimmer keinen derben frischen Spaß mehr gestatte, daß überhaupt jenes alte Geschlecht, das einst seinen und Molière's Stücken zugeklatscht, mehr und mehr im

Aussterben begriffen sei. Den meisten Schaden that ihm und seinen Stücken einmal die nachmolière'sche Schule der französischen Komödie, die Destouches, Marivaux &c., die zwar nicht so wahr, nicht so natürlich als ihr großer Vorgänger, aber dafür um so eleganter und zierlicher waren, dann aber jene abstracte Schaulust, jene Vorliebe für Decorationen und anderen äußerlichen Prunk, die sich nun einmal mit verhängnißvoller Regelmäßigkeit überall einzustellen scheint, wo das Publikum überhaupt von einer gewissen Theaterleidenschaft ergriffen wird, und von der daher auch das Kopenhagener Publikum nicht verschont blieb. Die Klagen, welche Holberg über diesen Punkt führt, sind zum Theil sehr nachdrücklich und dürfen bei Beurtheilung jener misanthropischen Stimmung, in die er in seinen letzten Jahren verfallen sein soll, gewiß nicht übersehen werden. „Ich habe," sagt er in den verm. Br., Bd. IV, Br. 60, S. 206, „in meinen Schriften vormals in Betreff des Theaters angemerkt" (die Stelle steht ebenfalls in den vermischten Briefen, Bd. III, Br. 7, S. 35 ff.), „daß unser dänisches Publikum einen besseren Theatergeschmack hat als die Franzosen, besonders die Pariser, bei denen er gar sehr verdorben ist. Allein, wie in vielen andern Stücken, so ist unsere Nation auch in diesem im Lauf der letzten zwanzig Jahre sich selbst unähnlich geworden. Auf unserer alten Bühne konnte fast keine fremde Komödie mit Beifall gespielt werden, als nur die Komödien des Molière. . . . Diejenigen, die das Theater damals besuchten, waren weit mehr Zuhörer als Zuschauer, so daß die moralischen Schauspiele und diejenigen Stücke, welche sittliche Eigenschaften behandelten, mehr zu ihrer Unterhaltung dienten als die Spektakel, die nur in die Augen fallen. Man rümpfte damals noch nicht die Nase, wenn die Handschuhe eines Acteurs nicht völlig neu oder seine Haare nicht wohlgepudert und in künstliche Locken gelegt waren; sondern darauf sah man, ob er den darzustellenden Charakter richtig und natürlich spielte. Ein Merlin der Drache, eine verzauberte Schale, ein Orakel, ein Stock des Vulkan" (beliebte Spektakelstücke jener Zeit, die auch in Deutschland bekannt waren, besonders das Orakel, das noch zu Ackermanns und Schröders Zeiten häufig gespielt wurde), „deren ein jedes jetzt mehr Geld einträgt als zehn sinnreiche moralische Stücke, konnten zu jener Zeit nur einmal gespielt werden. Denn Singen und Tanzen reichten damals noch

nicht aus, eine übrigens schlechte Komödie gut zu machen. Dies war der Geschmack der Zuschauer in jener alten Zeit und läßt sich nicht anders sagen, als daß dieser besser und natürlicher gewesen als der gegenwärtig herrschende. Denn obengedachte Stücke und andere vom gleichen Kaliber gehören zu denen, die ein jeder Maschinenmeister verfertigen kann; davon überzeugte sich ein Jeder, sowie sie im Druck erschienen. Ich räume zwar ein, daß eine moralische Handlung oder eine Charakterkomödie überhaupt noch keine Komödie ist, es sei denn, sie habe zugleich etwas Lustiges an sich: allein es muß eine sinnreiche Lustigkeit sein, die zwar ergötzen, aber auch unterrichten kann, und nicht bloße Narrenspossen, die den Geschmack verderben und Anlaß geben, das Komödienwesen überhaupt in Verruf zu bringen, ja die an sich zunichte werden, sowie man ihnen die Maschinen, die Grimassen und den äußerlichen Prunk entzieht. Den alten Stücken, sowol den aus dem Französischen übersetzten, als auch den Originalen, fehlt es nicht an Scherz; aber die Scherze sind sinnreich, und können von einsichtsvollen Leuten nicht blos mit angehört, sondern auch gelesen werden."

Und an einer anderen Stelle bald darauf (a. a. O. Br. 74, S. 261): „Fragt man die Vertheidiger dieser neumodischen Stücke, was sie z. B. an dem Orakel für Annehmlichkeiten finden, die groß genug sind, ihrer niemals überdrüssig zu werden: so antworten sie nichts oder können vielmehr nichts antworten, außer daß es doch gar zu reizend ist, die darin vorkommenden Statuen zu sehen. Dringt man aber weiter in sie, so wissen sie nichts mehr zu sagen. Vor Kurzem erzählte mir Jemand, er habe Merlin den Drachen gesehen, ein ganz vortreffliches Stück; als ich ihn aber fragte, worin die Vortrefflichkeit des Stückes denn bestehe, konnte er mir nichts weiter namhaft machen, als den Aufzug der Drachen, die unter Trommeln und Pfeifen aufmarschirten, und daß die Zuschauer so stark und so häufig geklatscht hätten. Was aber von diesem Rühmen und Klatschen zu halten, das zeigt der schlechte Erfolg, den diese Stücke haben, sobald sie gedruckt erscheinen. Denn dann sieht man erst, daß nur die Art der Aufführung das Dürftige dieser Stücke verdeckt hat, und daß es blos die Aufzüge und Verkleidungen gewesen, die so angenehm ins Auge gefallen sind. Solche Komödien," schließt Holberg seine Philippika, „verdienen mit denen

zusammengestellt zu werden, welche auf Jahrmärkten und Messen von herumschweifenden Komödianten auf öffentlichen Plätzen gespielt zu werden pflegen."

Allein während der Dichter somit das allmälige Sinken der theatralischen Kunst und des öffentlichen Geschmacks in seinem Vaterlande selbst noch erleben mußte, blieb sein Ansehen in Deutschland noch lange Zeit unerschüttert. Das ehrenvolle Urtheil, mit welchem Gottsched den dänischen Poeten einführte, haben wir schon oben mitgetheilt. Dasselbe stand nicht vereinzelt, sondern auch die Urtheile der übrigen kritischen Machthaber der Zeit, namentlich die Hamburger und Göttinger gelehrten Zeitungen stimmten dieser Empfehlung bei, so daß einzelne abweichende Stimmen, wie in den Greifswalder Kritischen Versuchen (vgl. oben) dem wachsenden Ruhme des Dichters nichts anhaben konnten. Selbst die deutschen Poeten waren einig in der Bewunderung ihres dänischen Collegen. Vorzüglich ließ es sich Hagedorn, selbst damals einer der beliebtesten Dichter Deutschlands, angelegen sein, das Lob des dänischen Plautus zu verkünden; sein Epigramm:

> „Wer nicht beim Holberg lacht,
> Kann beim Goldoni weinen"

war damals allbekannt und wurde allgemein als ein klassischer Ausspruch verehrt.

Und doch wäre der Gewinn nur gering gewesen, wenn Holberg blos durch die Zeitungen der Gelehrten, die Empfehlungen der Dichter und nicht auch in der Mitte des Volkes selbst bekannt und beliebt gewesen wäre. Hiezu verhalfen ihm vor Allem die wandernden Schauspielerbanden, besonders seit die ausgezeichnetsten Künstler der damaligen Zeit (und welche spätere hätte ihres Gleichen gehabt?), das Ackermann'sche Ehepaar, Eckhof, Schröder u. A., die außerordentliche Ergiebigkeit der Holberg'schen komischen Charaktere erkennend, dieselben mit der ganzen Fülle ihres Talents den entzückten Zuschauern vor Augen stellten. Das schon einmal erwähnte Meyer'sche Buch über Schröder (Friedrich Ludwig Schröder. Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers von F. L. W. Meyer, 2 Bde., Hamburg, 1819) bietet, wie dasselbe überhaupt einer der schätzenswerthesten Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters ist, den

wir besitzen, so auch in dieser Hinsicht eine Masse höchst brauchbarer Notizen dar, die wir nachstehend benutzt haben.

In dem Hamburger Repertoire von 1742 auf 1743 (a. a. O. II. Abth. 2, S. 40 fg.) kommen von der Gesammtsumme von einhundert neunzig Vorstellungen, die im Lauf des genannten Jahres stattgefunden, nicht weniger als vierundvierzig, also beinahe ein Viertel, allein auf Holberg; ja unter den neunzehn letzten Vorstellungen vom 31. Januar bis 1. März, also in vier Wochen, waren allein fünfzehn Holberg'sche Stücke, darunter die Wochenstube, der geschäftige Müßiggänger, Dietrich Menschenschreck, die Maskerade, die honette Ambition. Ueberhaupt wurde in dieser einzigen Saison der politische Kanngießer achtmal gegeben, die Wochenstube fünfmal, die Maskerade auch fünfmal, ebenso oft der geschäftige Müßiggänger und der Jean de France, der Rasmus Berg dreimal, der Menschenschreck auch dreimal, die honette Ambition einmal u. s. w. Bei so häufigen Wiederholungen ließ es sich denn verschmerzen, wenn auch (vgl. Meyer a. a. O. I S. 11.) der Müßiggänger einmal nur eine Kasse von dritthalb Thalern machte. Dafür brachte auch z. B. die erste Aufführung der Wochenstube vierzig, die erste des Jean de France zwanzig, die zweite sogar dreiunddreißig, ja noch die dritte Wiederholung der Wochenstube fünfzehn Thaler: alles Einnahmen, die damals zu den besseren gehörten. — Auch im folgenden Winter (1743) finden wir auf derselben Bühne von einundzwanzig Theaterabenden acht durch Holberg'sche Stücke besetzt; darunter jetzt auch die Melampe, in zweimaliger Wiederholung. Dagegen wird das Jahr darauf (1744) unter neununddreißig Vorstellungen nur ein einziges Holberg'sches Stück, der geschäftige Müßiggänger, nur einmal gegeben. Doch hat diese plötzliche Abnahme wol nur locale und zufällige Veranlassungen gehabt, indem die Holberg'schen Stücke, wie wir aus dem a. a. O. S. 51 fg. mitgetheilten Hamburger Repertoire von 1754 bis 1812 ersehen, sich auch noch späterhin fortdauernd auf den Brettern erhielten. Namentlich wurde noch 1754 der politische Kanngießer, der Bramarbas und Jean de France gegeben, 1756 der Müßiggänger und die Wochenstube, 1760 die Maskerade, 1763 der geschwätzige Barbier, 1778 die Beck'sche Bearbeitung des Kanngießers, die durch ganz Deutschland die Runde machte; endlich 1802 der Don Ranudo, doch dieser wol nicht mehr

in der alten ächten Form, sondern in der kurz zuvor erschienenen verballhornisirten Kotzebue'schen Bearbeitung. — In den Repertoires von 1811 und 1812 dagegen (Bd. II. Abth. 1, S. 290) ist kein Holberg'sches Stück mehr anzutreffen.

Soviel von Hamburg. Doch war nicht blos hier sowie überhaupt im nördlichen Deutschland die Holberg'sche Komödie dermaßen eingebürgert, daß z. B. Franz Horn noch als Kind, ums Jahr 1786, in Braunschweig den Inhalt des Geert Westphaler von seiner Hausmagd als Kindergeschichtchen erzählen hörte (S. Fr. Horns Leben S. 15), sondern auch in Süddeutschland fand sie offenen und gerngesehenen Eingang. So wird uns erzählt, daß Schröder zuerst in Straßburg (1760) die Rolle des Peter im Bramarbas, sowie die beiden Heinriche in der Wochenstube und der Maskerade übernahm (Schröders Leben I, S. 86); daß er gleichfalls in Süddeutschland den Jean de France zu spielen anfing (seit 1761, a. a. O. S. 95), und daß in Basel 1760 die Wochenstube gegeben ward.

Ebenso war es nicht nur, wie Mancher zu glauben geneigt sein dürfte, die Hefe des Parterre, die rohe lachlustige Menge, die sich an den Holberg'schen Stücken erbaute: sondern auch die Vornehmen, auch die hohen und höchsten Herrschaften geruheten diese Bürger- und Bauernkomödie mit Wohlgefallen anzuschauen. Als die geschiedene Königin von Dänemark, Caroline Mathilde, die unglückliche Freundin des unglücklicheren Struensee, im Jahre 1773 zu Celle in Schwermuth verfiel und durch nichts mehr aufzuheitern war, so machte man den Vorschlag, ihr Holberg'sche Stücke vorzuspielen, „an welche sie gewöhnt sei“ — Beweis genug, daß damals noch in Dänemark selbst der Hof sich an dem alten Holberg ergötzte (Schr. Leb. I, 290). Von dem Hofe in Cassel bemerkt Schröder ausdrücklich, daß Trauerspiele daselbst kein Glück gemacht hätten, desto mehr aber Molière und Holberg. In Braunschweig wurde noch 1769 der politische Kanngießer auf ausdrückliches Verlangen des Hofes gegeben, wobei Eckhof als Heinrich auftrat (ebendas. S. 198). Denn dies, wie wir bereits erinnert haben, kam den Holberg'schen Stücken in Deutschland überhaupt zu Statten, daß die ersten Künstler unserer damaligen Bühne ihre Freude daran fanden, in ihnen aufzutreten. In Wahrheit, was müssen es nicht für Aufführungen gewesen sein, in denen Ackermann als Breme,

als Vielgeschrei, als Schlaukopf (in der Wochenstube) u. s. w., neben ihm Frau Ackermann, die Mutter Schröders, als Frau Breme, als Pernille, als Wöchnerin in der Wochenstube, Eckhof als Heinrich im politischen Kannegießer (noch 1759), Schröder selbst in derselben Rolle, ferner als Peter im Bramarbas, als Traugott in der Wochenstube, als Heinrich in der Maskarade, als Oldfux rc. zusammenspielten! Siehe das Nähere a. a. O. I, S. 19, 73, 86, 112, 116, 198.

Und wo auch die Kräfte weniger ausgesucht und vollständig waren, ja wo ein Direktor in Noth steckte und in der Geschwindigkeit nicht wußte, womit er das Publikum locken und die leere Kasse füllen sollte, da zog er, wie einen immer gewissen Talisman, den alten Holberg hervor: wie Brandes (in seiner Lebensgeschichte III, 151) dies noch aus der Mitte der achtziger Jahre von sich selbst erzählt.

Am glänzendsten aber wird die damalige Allbeliebtheit der Holberg'schen Komödie und die Unvertilgbarkeit ihrer komischen Kraft dadurch bewiesen, daß auch die pedantische Parodie des wirklichen Theaters, die Schulbühne, sich ihrer bemächtigte, und daß sie auch in dieser Entstellung noch Zuschauer und Mitspielende gleichmäßig erfreute. Schon Gottsched, in der Vorrede zum dritten Band seiner Schaubühne, führt mit lebhafter Billigung an, daß bereits im Jahre 1741 ein Schulrector in Annaberg mit seinen Scholaren den Deutschfranzosen aufgeführt habe. [1] Dasselbe fand, wie Halem in seiner Selbstbiographie (herausgegeben von C. F. Strackerjan, Oldenburg, 1840, S. 10) berichtet, noch zwanzig Jahre später am entgegengesetzten Ende Deutschlands, in Oldenburg Statt.

Was wir nun aus allen diesen Beispielen erkennen, die sich gewiß noch ganz ungemein vermehren ließen, wenn nicht die factischen Notizen über unser früheres deutsches Theater gar so spärlich wären, das ist ohne Zweifel dies, daß Holberg bis in das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Bühne in einer Ausdehnung und Dauer beherrschte, in Betreff deren kein einheimischer Poet sich mit ihm vergleichen konnte. Und auch die Bühnendichter hat er beherrscht, indem gerade die gewandtesten der damaligen

[1] Ebendaselbst wird auch berichtet, daß dasselbe Stück von der Schönmann'schen Truppe in Leipzig vortrefflich dargestellt worden.

Autoren, diejenigen, welche, mitunter bei zweideutigem ästhetischen Werth, nichts desto weniger die eigentlichen Herren der Bretter waren, also ein Krüger, Löwen, Romanus, sowie später die Stephanie's, Bretzner, Großmann und ihre Zeitgenossen, in unläugbarer Verwandtschaft mit Holberg stehen und ihren ersten Anstoß von ihm empfangen haben.

Erst als im Verlauf der siebziger Jahre mit dem Siegwart und Consorten die Sentimentalität in unsere Literatur hineingeschwemmt kam und ein Thränentröpfchen, ein Mondscheinseufzerchen unendlich höher geschätzt ward, als die gesundeste Plastik der komischen Kunst, da war es auch um Holberg und seinen Einfluß geschehen. Wie er von da an immer mehr von den Brettern verschwindet, so auch aus der Erinnerung des Publikums; als der Knabe Tieck im Lauf der achtziger Jahre seine Bekanntschaft machte (vgl. Ludwig Tieck von Rudolf Köpke I, 44 u. 45), war Holberg bereits mit dem ganzen Fluch der Unanständigkeit und Plumpheit belastet, die alte Uebersetzung seiner Lustspiele war schon eine „nichtswürdige Scharteke," welche der wohlhabende Freund, unter dessen ausgesuchten und schöneingebundenen Büchern Tieck zufällig die sehr übel aussehenden Bände entdeckte, ihm mit Vergnügen als eine völlig werthlose, außer Cours gekommene Waare zum Geschenk machte. So erklärt sich jener früher angeführte Ausspruch Schillers von dem „Sumpf, in welchen Holberg den Leser führt" und so hat es auch kommen können, daß ein Mann von der universalen Kenntniß und Theilnahme für alle Erscheinungen der Kunst, gleichviel welcher Zeit und welchem Volke sie angehören, wie Goethe, dennoch in dem ganzen Umfang seiner Schriften Holbergs niemals auch nur mit einem Worte erwähnt.

Dagegen ist dem praktischen und einsichtsvollen Theaterdirector die unerschöpfliche Fundgrube komischer Erheiterung, die in den Holberg'schen Lustspielen liegt, allerdings nicht entgangen; im Jahre 1808, also genau zu der Zeit, wo Goethe übrigens mit der antiken, der spanischen und der neuromantischen Bühne so vielfach experimentirte, brachte er auch (wie wir einer handschriftlichen Notiz entnehmen, die wir dem verstorbenen Riemer verdanken und die derselbe aus Goethe's eigenen Papieren entnommen hat) Holbergs politischen Kannegießer auf die weimarische Bühne, die eben damals

mehr und mehr in Begriff stand, sich zur klassischen Bühne Deutschlands auszubilden. Freilich war es nicht das echte Holberg'sche Stück, welches bei dieser Gelegenheit wieder auferweckt ward, sondern eine zweiactige Bearbeitung desselben als Singspiel, mit modernen Anspielungen und eingelegten Liedern. Aber selbst in dieser Verunstaltung (sie rührte von H. Treitschke her und wurde auch auf andern deutschen Bühnen damals ziemlich häufig gegeben) erwarb das Stück sich solchen Beifall, daß es laut jener Riemer'schen Mittheilung vom 27. August 1808 bis zum 16. Mai 1810 fünfmal aufgeführt werden konnte (vgl. Goethe selbst in dem Briefwechsel mit Zelter, Bd. II. S. 74).

Daß auch Kotzebue sich eine Zeitlang von dem Mark der Holberg'schen Komik zu nähren suchte, die auch in dieser Verdünnung eines gewissen Beifalls noch immer nicht entbehrte, wurde bereits erwähnt; er hat namentlich den Ranudo, den Jeppe, den elften Juni und den verpfändeten Bauernjungen bearbeitet, von denen besonders der erstere sich ziemlich lange auf den Brettern behauptete. Die Romantiker versuchten darauf, den alten Dichter in seiner ursprünglichen Gestalt wieder zu Ehren zu bringen; allein wir wissen bereits, wie verkehrt sie es angriffen, und daß der ungünstige Erfolg ihrer Bemühungen zum wenigsten kein unverdienter war.

Ob nun das vorliegende Werk im Stande sein wird, hierin eine Aenderung hervorzubringen und Holberg, wenn auch nicht im Bewußtsein des deutschen Volks, doch wenigstens im Bewußtsein der deutschen Wissenschaft in seine Rechte als einer der größten komischen Dichter aller Zeiten wieder einzusetzen — das wird von Seiten des Verfassers in Demuth abzuwarten sein.

[illegible] Ernst, welches bei dieser Gelegenheit wieder aufgetreten ward, [illegible] [illegible] vom 27. August 1809 bis zum 10. Mai 1810 [illegible] Bd. II S. 24).

[illegible]

[illegible]

II.

Auswahl

aus

Ludwig Holbergs Komödien.

1.

Der politische Kannegießer.

Komödie in fünf Acten.

Personen.

Hermann von Bremen.
Geske, seine Frau.
Engelke, seine Tochter.
Antonius, Stellmacher, ihr Liebhaber.
Heinrich, Lehrbursche beim Kanngießer.
Annecke, Magd.
Ein Mädchen.

Gert, Kürschner, Franz, Messerschmied, Siebert, Thorschreiber,[1] Jens, Bierzapfer, Richard, Bürstenbinder,	Mitglieder des Collegium politicum.
Sanderus, Abrahams,	angebliche Rathsherren.
Christoph, Johann,	ihre Diener.
Zwei Lakaien, Madame Abrahams, Madame Sanderus, Drei Rathsherrnfrauen,	verstellte Personen.

Arianke Grobschmiedin.

Zwei Advocaten, Ein Mann, Ein altes Weib,	verstellte Personen.

Peter, Kanngießerlehrling.

Altmeister der Hutmacher, Des Altmeisters Gegner, Ein Lakai,	verstellte Personen.

Erster Act.

Erste Scene.[2]

Antonius.

Wahrhaftig, da rutscht mir das Herz schon wieder in die Hosen![3] Nämlich ich will mit Meister Hermann sprechen und um seine Tochter anhalten, mit der ich schon lange verlobt bin, aber heimlich. Das ist nun das drittemal, daß ich auf dem Wege bin, aber jedesmal bin ich wieder umgekehrt. Schämt' ich mich nicht vor dem Spektakel, den meine Mutter mir macht, es ginge diesmal wieder so. Es ist ein Naturfehler, diese Blödigkeit, den ich nicht überwinden kann: jedesmal, daß ich an die Thür klopfen will, ist mir's, als ob mir Einer die Hand zurückhielte. Aber frisch gewagt, Antonius, ist halb gewonnen,[4] da hilft nun nichts, du mußt daran. — Aber erst muß ich mich doch ein Bischen niedlich machen; Meister Hermann ist, wie ich höre, seit einiger Zeit gar curiöslich[5] geworden. (Er nimmt sein Halstuch ab und bindet es von Frischem um, zieht einen Kamm aus der Tasche und kämmt sich das Haar, bürstet sich die Schuhe.) Na nu denk' ich ja, kann ich so weit passiren; nun muß ich anklopfen. Sieh, so wahr ich ehrlich bin, ist's nicht als ob mir Einer die Hand hält! Ei Courage, Antonius, du hast ja, weiß ich, nichts Böses gethan; ein Nein ist ja doch das Schlimmste, was ich kriegen kann. (Klopft an.)

Zweite Scene.

Heinrich. Antonius.

Heinrich (ein Butterbrod essend). Serviteur, Meister Antonius, wen wollt Ihr sprechen?

Antonius. Ich möchte gern Meister Hermann sprechen, falls er allein ist.

Heinrich. Ei ja, allein ist er wol, aber er sitzt und liest.

Antonius. Da ist er gottesfürchtiger als ich.

Heinrich. Käme einmal eine Verordnung heraus, daß Hercules eine Postille wäre,[6] ich glaube, er könnte predigen, wenn es sein müßte.

Antonius. Aber läßt seine Arbeit ihm denn so viel Zeit, solche Bücher zu lesen?

Heinrich. Ihr müßt bedenken, daß der Meister zwei Verrichtungen hat: er ist erstlich Kanngießer und zweitens ist er Politikus.

Antonius. Das reimt sich nur schlecht zusammen.

Heinrich. Die Bemerkung haben wir auch gemacht; denn wenn er mal was arbeitet, was selten genug geschieht, so sieht das so politisch aus, daß wir es wieder umgießen müssen. Uebrigens, wenn Ihr was mit ihm zu sprechen habt, könnt Ihr nur gleich in die Wohnstube gehen.

Antonius. Ich habe ein wichtiges Anliegen, Heinrich. Unter uns gesagt: ich will um seine Tochter anhalten, mit der ich seit langem heimlich versprochen bin.

Heinrich. Allerdings, das ist ein wichtiges Anliegen, meiner Treu. Aber hört, Meister Antonius, wenn Ihr es nicht übel nehmt, so möchte ich Euch in einem Punkt einen Rath ertheilen: wenn es Euer Wunsch ist, daß Euer Anliegen glücken soll, so müßt Ihr Eure Worte auf Schrauben setzen und recht zierlich sprechen. Denn er ist verflucht curiöslich geworden seit einiger Zeit.

Antonius. Nein wahrhaftig, das thue ich nicht, Heinrich. Ich bin ein guter ehrlicher Handwerksmann, der keine Complimente gelernt hat; ich sage ihm blos schlecht und recht, daß ich seine Tochter liebe und sie zur Frau haben will.

Heinrich. Nichts weiter? Na da will ich mir den Hals abschneiden lassen, wenn Ihr sie kriegt. Das Mindeste, womit Ihr Eure Rede beginnen müßt, ist mit Sintemalen oder Alldieweilen. Ihr müßt bedenken, Meister Antonius, daß Ihr mit einem studirten Manne zu thun habt, der Tag und Nacht politische Bücher liest zum Verrücktwerden. Was er seit einiger Zeit an den Leuten im Hause am meisten zu tadeln hat, das ist, daß wir alle solch

gemeines Wesen an uns haben, besonders ich, den er deshalb auch nie anders ruft als: du liederlicher gemeiner Schlingel! Vorige Woche verlangte er auf einmal mit Teufelsgewalt, die Frau Meisterin[7] sollte eine Adrienne[8] tragen. Damit aber kam er nicht weit; die Frau Meisterin ist eine gute altfränkische Frau, die lieber ihr Leben ließe, ehe sie ihre Schoßjacke ablegte. Er geht mit etwas schwanger, was Henker es auch sei; darum wenn Eure Bewerbung glücken soll, müßt Ihr meinem Rathe folgen.

Antonius. Ich gebe nichts auf solch Laviren,[9] meiner Treu, sondern ich gehe gerade zu.

Dritte Scene.

Heinrich allein.

Die größte Schwierigkeit beim Heirathen ist, wie man seinen Antrag anfangen soll; ich bin selbst einmal auf die Freite gegangen, konnte aber in vierzehn Tagen nicht 'rauskriegen, was ich sagen sollte. Das wußte ich allerdings, daß man seinen Antrag anfangen muß mit den Worten Sintemalen oder Alldieweilen: aber das Unglück war nur, daß mir nichts einfiel, was diesem Sintemal nachfolgen sollte. Ich beschloß daher, mich nicht länger damit zu plagen, sondern ging hin und kaufte mir ein Formular bei Jacob Schulmeister für acht Schillinge; denn so verkauft er sie, Stück für Stück. Aber das lief für mich verteufelt schlecht ab: denn wie ich mitten in meiner Rede war, hatte ich den Rest vergessen und das Papier aus der Tasche zu langen schämte ich mich. Ich habe die Rede ganz perfect gekonnt, vorher und nachher, wie mein Vaterunser: aber wie es Ernst war, und ich wollte sie brauchen, da kam ich ganz ins Hintertreffen damit. Sie lautete folgendermaßen: Mit dienstergebenstem Salutems Gruß zuvor, bin ich Heinrich Andersen, aus wolüberlegtem Willen, Trieb und Neigung, hiehergekommen, um Euch wissen zu lassen, daß ich aus Fleisch und Bein bin so gut wie Andere und sintemal nun Alles in der Welt Liebe empfindet, sogar auch die unvernünftigen Bestien, also bin auch ich mit Gott und Ehren hiehergekommen, Euch zu meiner Herzallerliebsten,[10] wiewol unwürdig, zu begehren. — Will mir Einer acht Schillinge dafür wiedergeben, so kann er die Rede kriegen, sie

ist das Geld ehrlich werth. Denn das seh' ich ein: wer solche Rede hält, der kann jedes ehrlichen Mannes Tochter kriegen, welche er will. Aber da kommt der Meister,[11] ich muß laufen. (Ab.)

Vierte Scene.

Hermann von Bremen. Antonius.

Hermann. Er soll Dank haben, Monsieur Antonius, für seinen guten Willen. Er ist ein hübscher anständiger Kerl; ich glaube schon, daß meine Tochter sich bei ihm ganz gut befinden würde. Aber ich wollte gern einen Schwiegersohn haben, der seine Politika studirt hätte.

Antonius. Aber, mein theurer Monsieur Hermann von Bremen, damit kann man doch nicht Frau und Kinder ernähren?

Hermann. Warum nicht? Meint Ihr, ich denke als Kanngießer zu sterben? Gebt Acht, das dauert kein halbes Jahr mehr. Ich hoffe, wenn ich den Europäischen Herold[12] nochmals durchgelesen habe, so soll man mich einladen einen Platz im Rathe anzunehmen. Den politischen Nachtisch kann ich schon an den Fingern, aber der ist nicht so gut. Es ist eine wahre Schande, daß der Verfasser ihn nicht etwas weitläufiger gemacht hat; Ihr kennt doch das Buch?

Antonius. Nein, ich nicht.

Hermann. Da will es Euch leihen: denn dafür, daß es so klein ist, ist es gut genug. Meine ganze Politika habe ich aus dem Buche und dem Hercules und Herculiscus.

Antonius. Aber letzteres ist ja nur ein Roman?

Hermann. Freilich wol, aber wenn die Welt nur voll wäre von solchen Romanen! Ich war gestern an einem gewissen Orte, wo ein vornehmer Mann mir ins Ohr flüsterte: Wer das Buch mit Verstand gelesen hat, der kann der größten Bedienung vorstehen, ja ein ganzes Land regieren.

Antonius. Ja, Meister, wenn ich mich auf's Lesen lege, so versäume ich ja aber mein Handwerk.

Hermann. Ich sage Euch, Monsieur, ich denke auch nicht bei der Kanngießerei zu bleiben, ja ich hätte sie schon längst

aufgeben sollen. Schon hundert brave Männer in der Stadt haben mir gesagt: Hermann von Bremen, Ihr solltet auch etwas Anderes sein. Ja das ist erst gestern gewesen, daß ein Bürgermeister vor versammeltem Rath hat diese Worte fallen lassen: Hermann von Bremen könnte auch noch zu andern Dingen taugen als zum Kanngießer; das ist ein Mann, der übertrifft sogar manchen von uns Rathsherren. Daraus könnt Ihr nun schließen, daß ich nicht als Kanngießer sterben werde. Möchte darum gern Einen zum Schwiegersohn haben, der sich auf Staatssachen legt, sintemal ich hoffe, daß wir mit der Zeit alle Beide in den Rath kommen, er sowol wie ich. Wollt Ihr nun mit dem politischen Nachtisch anfangen, so will ich Euch jeden Samstag Abend examiniren, wie weit Ihr avancirt seyd.

Antonius. Nein wahrhaftig, das thue ich nicht, ich bin zu alt, um noch einmal in die Schule zu gehen.

Hermann. Ja so seid Ihr auch nicht geschaffen, mein Schwiegersohn zu sein. Adieu. (Ab.)

Fünfte Scene.

Geske. Antonius. Nachher zwei Knaben.

Geske. Das ist was Schreckliches mit meinem Mann, daß er nie mehr in der Werkstatt ist und sich um seine Arbeit bekümmert; ich wollte noch was zugeben, wenn ich nur wüßte, was er eigentlich treibt. Aber sieh da, Monsieur Antonius, geht Er hier allein? Will Er nicht hereinkommen?

Antonius. Nein ich danke, Frau Meisterin, dazu bin ich zu gering.

Geske. Ei was sind denn das für Redensarten?

Antonius. Euer Mann hat politische Einfälle gekriegt und wartet auf einen kleinen Burgemeister. [13] Handwerksleute, wie ich einer bin, verachtet er, er dünkt sich klüger wie ein Notarius Politikus. [14]

Geske. Der Narr, der Thor! Wollt Ihr Euch an den kehren? Ich glaube eher, er wird noch einmal ein Lump und muß sich sein Brod noch zusammen betteln, als daß er Burgemeister

wird. Werthester Antonius, Ihr müßt Euch nicht um ihn kümmern und müßt die Liebe nicht aufgeben, die Ihr für meine Tochter hegt.

Antonius. Von Bremen schwört darauf, daß Niemand sie haben soll, der nicht ein Politikus ist.

Geske. Und ich drehe ihr lieber den Hals um, als daß sie einen Politikus kriegt. In alten guten Zeiten war das ja ein Spitzbube, ein Politikus. [15]

Antonius. Ich werde auf keinen Fall einer, ich will mich redlich nähren von meiner Stellmacherei. Bei der hat mein seliger Vater sein Brod gehabt, und mich, hoffe ich, soll sie ebenfalls nähren. Da kommt ein Junge, der will gewiß mit Euch sprechen.

(Ein Knabe kommt.)

Geske. Was wollt Ihr, mein Kind?

Der Knabe. Ich wollte gern mit Meister Hermann sprechen.

Geske. Er ist nicht zu Hause; könnt Ihr's nicht mir sagen?

Der Knabe. Meine Madame läßt fragen, ob die Schüssel noch nicht fertig wäre, die sie vor drei Wochen bestellt hat; wir haben schon zwanzigmal darum geschickt, werden aber immer mit leeren Redensarten hingehalten.

Geske. Bittet Eure Madame, mein Sohn, sie soll nicht böse sein, die Schüssel wird gewiß morgen fertig. (Der Knabe geht.)

Ein zweiter Knabe. Ich soll ein für allemal fragen, ob die Teller noch fertig werden; die könnten gemacht und wieder verbraucht sein, so lange sind sie bestellt. Meine Madame schwört darauf, daß Ihr sobald keine Arbeit wieder von uns kriegen sollt.

Geske. Hör', mein Herzenskind, wenn Ihr mal wieder was bestellt, so bestellt es bei mir; mein Mann hat seit einiger Zeit Raupen im Kopf, [16] es hilft nichts, wenn man dem auch von Geschäften spricht. Glaubt meinem Wort, die Teller sollen zum Sonnabend fertig sein; adieu. (Der Knabe geht.) Da seht Ihr nun, mein guter Antonius, wie das bei uns zugeht; wir verlieren durch meines Mannes Versäumniß eine Arbeit nach der andern.

Antonius. Ist er denn gar nicht mehr zu Hause?

Geske. Selten, und wenn er zu Hause ist, baut er Schlösser in die Luft und hat keine Gedanken zur Arbeit. Ich verlange ja nichts weiter von ihm, als daß er ein bischen Acht auf die Leute gibt; denn was er selber macht, das müssen die Gesellen doch

wieder umarbeiten. Sieh, da ist Heinrich, der kann bezeugen, was ich sage.

Sechste Scene.[17]

Heinrich. Geske. Antonius.

Heinrich. Draußen ist ein Mann, Frau Meisterin, der will Geld haben für acht Tonnen Kohlen, die wir gestern gekriegt haben.

Geske. Ja wo soll ich Geld herkriegen? Er muß warten, bis mein Mann nach Hause kommt. Kannst Du mir nicht sagen, was mein Mann nur so Tag für Tag vorhat?[18]

Heinrich. Wenn die Frau Meisterin reinen Mund halten will, kann ich ihr das schon sagen.

Geske. Auf mein Wort, Heinrich, ich verrathe Dich nicht.

Heinrich. Da wird alle Tage ein Collegium gehalten, das nennen sie Collegium polimiticum; da kommen sie über zwölf Mann hoch zusammen und schwatzen von Staatssachen.

Geske. Wo wird die Versammlung gehalten?

Heinrich. Die Frau Meisterin muß nicht sagen die Versammlung, das heißt Collegium.

Geske. Wo wird also das Collegium gehalten?

Heinrich. Das wird abwechselnd gehalten, nun beim Einen, nun beim Andern und heut (aber kein Wort nachsagen) soll es hier bei uns gehalten werden.

Geske. Haha, nun begreife ich, warum er mir heut so sehr zuredete, ich möchte doch Schmidts Annecke besuchen.

Heinrich. Die Frau Meisterin kann ja immer gehen, aber rasch wiederkommen und sie überrumpeln. Gestern wurde selbiges Collegium bei Jens Bierzapfer gehalten, da sah ich sie alle um einen Tisch sitzen und unser Meister saß oben an.

Geske. Kanntest Du einige von ihnen?

Heinrich. Ja freilich, ich kenne sie allzusammen, laß mal sehen: unser Meister und der Wirth vom Hause waren zwei, Franz Perrückenmacher[19] drei, Christopher Maler vier, Gilbert Tapetenwirker fünf, Christian Färber sechs, Gerd Kürschner sieben, Henning Brauer acht, Siebert Thorschreiber neun, Niels Schreibemeister zehn, David Schulmeister[20] eilf und Richard Bürstenbinder zwölf.

Antonius. Das sind mir alles just die richtigen Kerle um von Staatssachen zu sprechen; hörtet Ihr nicht, was sie sprachen?

Heinrich. Hören that ich es schon, aber ich verstand nur nicht viel davon. Da hörte ich, daß sie Kaiser, Könige und Kurfürsten ab- und Andere in ihre Stelle setzten. Nun sprachen sie von Zoll, nun von Accise und Consumtion, jetzt von untauglichen Leuten, die im Rathe wären, jetzt von Hamburgs Aufnahme und Verbesserung des Handels; nun schlugen sie Bücher nach, nun guckten sie in die Landkarte. Richard Bürstenbinder saß mit einem Zahnstocher in der Hand, ich denke mir, er wird wol Sekretär in diesem Rath gewesen sein.

Antonius. Ha ha ha, das erstemal, daß ich ihm begegne, grüß' ich ihn meiner Treu: guten Tag, Herr Sekretär.

Heinrich. Ja, aber nur nichts nachsagen; der Henker lasse sich mit solchem Volk ein, das Könige und Fürsten absetzen kann, ja selbst Bürgermeister und Rath.

Geske. Sprach mein Mann auch mit?

Heinrich. Nicht viel, er sitzt blos und grübelt nach und schnupft Tabak, während die Andern sprechen und wenn sie ausgesprochen haben, dann gibt er die Entscheidung.

Geske. Kannte er Dich denn nicht?

Heinrich. Er sah mich nicht, ich war in einer andern Stube. Aber wenn er mich auch gesehen hätte, so hätte ihm seine Erhabenheit nicht erlaubt, mich zu kennen; er machte ein Gesicht wie ein Kreisoberst,[21] wie der oberste Bürgermeister, wenn er einem Minister Audienz gibt. Sowie das Volk ins Collegium kommt, so kriegt das wie einen Nebel vor die Augen, so daß sie nichts mehr sehen, selbst nicht ihre besten Freunde.

Geske. Ach ich armes Weib! Der Mann stürzt uns noch gewiß ins Unglück, wenn Bürgermeister und Rath das erfahren, daß der sitzt und die Stadt reformirt; die guten Leute hier in Hamburg wollen keine Reformen haben. Gib nur Acht, ob wir nicht Wache vors Haus kriegen, eh' wir noch ein Wort davon wissen und mein guter Hermann von Bremen wird abgeschleppt ins Gefängniß.

Heinrich. Das kann leicht geschehen, der Rath war nie so mächtig, als jetzt, seit die Kreistruppen aus Hamburg verlegt

sind; die ganze Bürgerschaft würde nicht im Stande sein ihn zu schützen.

Antonius. Dummes Zeug, solche Kerle sind ja nur zum Lachen; was weiß ein Kanngießer, ein Maler oder Bürstenbinder von Staatssachen? Statt sich davor zu ängstigen, wird der Rath sich blos darüber amüsiren.

Geske. Ich will doch sehen, ob ich ihn nicht überrumpeln kann. Laßt uns so lange hineingehen.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Hermann. Heinrich. Später das Collegium politicum.

Hermann. Nu mach' Alles fertig, Heinrich! Kannen und Pfeifen auf den Tisch! Gleich werden sie da sein!

(Heinrich macht Alles fertig. Einer kommt nach dem Andern; sie setzen sich um den Tisch und Hermann von Bremen setzt sich obenan.)

Hermann. Guten Tag allerseits, Ihr wackern Männer! Wo blieben wir das letztemal stehen?

Richard der Bürstenbinder. Bei der deutschen Frage.[22]

Gerd der Kürschner. Richtig, jetzt erinnere ich mich. Auf dem nächsten Reichstag wird sich das schon Alles geben. Wenn es nur erst so weit wäre! Ich wollte dem Kurfürsten von Mainz schon was ins Ohr sagen, wofür er mir Dank wissen sollte. Die guten Leute wissen nur nicht, worin Deutschlands wahres Interesse besteht. Wo hat man je von einer kaiserlichen Residenzstadt gehört, wie Wien, ohne Flotte oder doch wenigstens ohne Galeeren? Eine Kriegsflotte zur Vertheidigung des Reichs könnten sie ja wol halten, es gibt ja doch Kriegssteuern genug und Römermonate dazu. Da seh' mal einer den Türken an, ob der nicht klüger ist! Wir können nie besser Krieg führen lernen als von ihm. Da sind ja Wälder die Menge in Oestreich und Prag, wenn man sie nur benutzen wollte, zu Schiffen und Masten. Hätten wir eine Flotte in Oestreich

oder Prag, da würde wol weder Türke noch Franzmann mehr dran denken, Wien zu belagern, und wir könnten direkt auf Konstantinopel gehen. Aber an so was denkt Keiner.

Siebert der Thorschreiber. Nein, keine Menschenseele weit und breit. Unsere Vorfahren verstanden die Sache besser. Es kommt Alles auf die Einrichtung an. Deutschland ist jetzt nicht größer, als es vor diesem war, da wir uns nicht nur allein rühmlich gegen alle unsere Nachbarn vertheidigten, sondern auch ganze Stücke von Frankreich abrissen und Paris belagerten, sowohl zu Lande als zu Wasser.

Franz der Messerschmidt. Aber Paris ist ja keine Seestadt?

Siebert. Dann muß ich meine Landkarte schlecht verstehen. Ich weiß ganz wohl, wo Paris liegt; hier liegt ja England, genau hier, wo ich meinen Finger halte. Hier läuft die Canalie,[23] hier liegt Bordeus und hier Paris.

Franz. Nein Bruder, hier liegt ja Deutschland und hier gleich daneben ist Frankreich, das mit Deutschland zusammenhängt, ergo kann ja Paris keine Seestadt sein.

Siebert. Ist denn da kein Meer bei Frankreich?

Franz. Keine Spur; ein Franzose, der nicht außer Landes gereist ist, weiß nicht, weder was ein Schiff, noch was ein Boot ist. Fragt nur Meister Hermann; ist das nicht, wie ich sage, Meister Hermann?

Hermann. Ich werde den Streit gleich entscheiden. Heinrich, reich' mal die Landkarte von Europa her! Danckwarth's[24] Landkarte!

Der Wirth.[25] Hier ist eine, aber sie ist etwas zerrissen.

Hermann. Das hat nichts zu sagen, ich weiß recht gut, wo Paris liegt, ich will die Landkarte blos haben, um die Andern zu überführen. Seht Ihr nun, Siebert, hier liegt Deutschland —

Siebert. Das ist schon recht, ich sehe es am Donaustrom, der hier fließt.

(Indem er auf die Donau weist, stößt er mit dem Ellbogen den Krug um, so daß das Bier über die Karte fließt.)

Der Wirth. Der Donaustrom fließt etwas zu stark![26]

(Alle lachen: ha, ha, ha.)

Hermann. Hört, liebe Männer, wir sprechen so viel von fremden Angelegenheiten, laßt uns auch etwas von Hamburg reden. Das ist eine Materie, die kann uns noch genug zu schaffen machen. ich habe darüber nachgedacht, woher das wol kommt, daß wir keine Niederlassungen in Indien besitzen, sondern die Waare aus zweiter Hand kaufen. Das ist eine Sache, die Bürgermeister und Rath wohl erwägen sollten.

Richard. Sprich nicht von Bürgermeister und Rath; wenn wir warten wollen, bis die das erwägen, können wir lange warten. Hier in Hamburg macht sich ein Bürgermeister allein damit berühmt, daß er eine löbliche Bürgerschaft tyrannisirt.

Hermann. Ich meine, Ihr guten Männer, es wäre noch nicht zu spät. Denn warum sollte der König von Indien nicht uns so gut den Handel gönnen, wie den Holländern, die doch nichts weiter auszuführen haben als Käse und Butter, was noch dazu gewöhnlich unterwegs verdirbt? Wir thäten, mein' ich, wohl, wenn wir dem Rath eine Vorstellung darüber eingäben; wie viel sind wir hier bei einander?

Der Wirth. Wir sind nur sechs, die andern Sechs, glaub' ich, kommen nicht mehr.

Hermann. Das ist auch genug; was ist Eure Meinung, Herr Wirth? Laßt uns zur Abstimmung schreiten.

Der Wirth. Ich bin nicht ganz für den Vorschlag; solche Reisen entfernen viel brave Leute aus der Stadt, an denen ich täglich meinen Schilling verdiene.

Siebert. Ich halte dafür, man muß mehr auf das allgemeine Beste sehen, als auf sein eigenes Interesse, und darum scheint mir Meister Hermanns Vorschlag der vorzüglichste, der seit Langem gemacht ist. Je mehr Handel wir treiben, je mehr florirt ja die Stadt; je mehr Schiffe ankommen, je besser ist es ja für uns kleine Beamte. Doch das Letztere ist nicht der eigentliche Grund, weshalb ich dem Vorschlag beistimme, sondern allein der Nutzen und die Wohlfahrt der Stadt treibt mich dazu, ihn zu recommandiren.

Geert. Ich kann diesem Vorschlage durchaus nicht zustimmen, vielmehr rathe ich zur Errichtung einer Compagnie in Grönland und der Davidsstraße, das ist ein Handel, der der Stadt viel nützlicher und besser ist.

Franz. Geert scheint mir mit seinem Votum mehr auf seinen eigenen Nutzen zu sehen als aufs Beste der Republik. Denn wer nach Indien reisen will, braucht den Kürschner freilich nicht so nöthig als zu einer Reise nach dem Norden. Ich für meine Person halte dafür, daß der Handel mit Indien allen andern an Wichtigkeit vorgeht. Denn in Indien kann man nicht selten für ein Messer, eine Gabel oder Scheere von den Wilden einen Klumpen Gold kriegen von demselben Gewicht. Wir müssen es nur so einrichten, daß die Vorstellung, die wir beim Rath einreichen, nicht nach Eigennutz riecht; denn sonst kommen wir damit nicht durch.

Richard. Ich bin derselben Meinung wie Niels der Schreiber.

Hermann. Du votirst wie ein Bürstenbinder: Niels der Schreiber ist ja gar nicht hier. Aber was will das Weibsstück hier? Das ist meiner Treu' meine Frau!

Zweite Scene.

Geske. Das Collegium politicum.

Geske. Seid Ihr hier, Ihr Herumtreiber? Es wäre wahrhaftig besser, Ihr arbeitetet oder zum wenigsten Ihr gäbt Acht auf die Leute; durch Eure Versäumniß verlieren wir eine Arbeit nach der andern.

Hermann. Nur stille, Frau, du wirst Frau Burgemeisterin, eh' du ein Wort davon weißt. Denkst du, ich gehe blos zum Zeitvertreib aus? Ja richtig, ich habe zehnmal mehr Arbeit als alle Uebrigen im Hause: Ihr Andern arbeitet blos mit den Händen, aber ich mit dem Kopfe.

Geske. Das thun die Verrückten alle, die bauen wie Ihr Schlösser in die Luft und füllen sich den Kopf an mit Thorheiten und Narrenspossen und denken Wunder, was sie thun, während es doch in Wahrheit nichts ist.

Geert der Kürschner. Wär' das meine Frau, die sollte das nicht zum zweitenmal sagen.

Hermann. Ei Geert, auf so was muß ein Politikus nicht achten. Ein oder zwei Jahre früher hätte ich meiner Frau für solche Redensarten den Buckel durchgeschmiert; seit ich aber angefangen habe, mich in politischen Büchern umzuthun, habe ich gelernt,

so was zu verachten. Qui nescit simulare, nescit regnare,[27] sagt ein alter Politikus, und der war nicht auf den Kopf gefallen, ich glaube, er hieß Agrippa oder Albertus Magnus. Denn das ist die Grundlage aller Politik in der Welt; wer nicht im Stande ist, ein böses Wort von einem hitzigen und thörichten Weibe zu hören, der taugt zu keiner höheren Verrichtung. Kaltblütigkeit ist die allergrößte Tugend, der Edelstein, der Regenten und Obrigkeiten am meisten schmückt. Darum halte ich dafür, daß Keiner hier in der Stadt in den Rath kommen sollte, bevor er nicht Proben abgelegt hat von seiner Kaltblütigkeit und hat sehen lassen, wie er Scheltworte, Püffe und Ohrfeigen vertragen kann. Ich bin hitzig von Natur, aber ich studire darauf, meine Natur zu überwinden. Ich habe eine Geschichte gelesen in einem Buche, betitelt der politische Stockfisch,[28] daß, wenn einer vom Zorn bewältigt wird, so soll er nur bis zehn zählen, unterdessen geht der Zorn über.

Geert. Das könnte mir nicht helfen, und wenn ich bis hundert zählte.

Hermann. Ja so taugt Ihr auch blos zum Subalternen. Heinrich, gieb meiner Frau einen Krug Bier von dem kleinen Tisch.

Geske. Ei du Schlingel, denkst du, ich bin hierher gekommen, zu trinken?

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn. Nun ist es schon vorüber. Höre, Mutter, du mußt deinen Mann nicht so grob anfahren, das klingt ja, als wäre es böse gemeint.

Geske. Ist's etwa weniger böse, zu betteln? Soll eine Frau nicht zanken, wenn sie solchen Herumtreiber zum Manne hat, der so seine Wirthschaft versäumt und Frau und Kinder Noth leiden läßt?

Hermann. Heinrich, gieb ihr ein Glas Branntwein, sie hat sich ereifert.

Geske. Heinrich, gieb meinem Mann, dem Schlingel, ein paar Ohrfeigen.

Heinrich. Das thut Ihr nur selber, für solche Commission bedanke ich mich.

Geske. Na, dann thue ich es selbst (giebt ihm Ohrfeigen).

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf (bis zwanzig). (Er thut, als ob er wieder schlagen will, fängt aber aufs Neue an, bis zwanzig

zu zählen.) Wär' ich nicht ein Politikus, so sollte Dich das Donnerwetter regieren!

Geert. Wollt Ihr Eure Frau nicht im Zaum halten, so thu' ich es: marsch fort! hinaus!

(Geske wird herausgebracht und schilt draußen weiter.)

Dritte Scene.

Das Collegium politicum. Heinrich.

Geert. Ich werde sie lehren, sich ein andermal hübsch zu Hause zu halten. Das bekenne ich: wenn das politisch ist, sich von seiner Frau an den Haaren ziehen zu lassen, so werde ich mein Lebtag kein Politikus.

Hermann. Ach, ach! Qui nescit simulare, nescit regnare; das ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Ich räume es ein, das war eine große Schmach, die mir meine Frau gethan hat, ja ich glaube, ich laufe ihr nach und prügle sie noch auf der Straße durch . . . Doch — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebenzehn, achtzehn, neunzehn. Nun ist das gut, nun laßt uns von was Anderem sprechen.

Franz. Das Weibsvolk hat hier in Hamburg zu viel zu sagen.

Geert. Ja das ist gewiß; ich habe schon oft daran gedacht, in der Beziehung einen Vorschlag zu machen. Es hat nur seine Schwierigkeiten, sich mit den Weibern in Streit einzulassen. Uebrigens ist der Vorschlag selbst ganz gut.

Hermann. Worin besteht der Vorschlag?

Geert. Es sind nur wenige Artikel. Erstens wollt' ich, daß die Ehecontracte nicht auf ewig gemacht würden, sondern blos auf gewisse Jahre, so daß, wenn ein Mann mit seiner Frau nicht zufrieden ist, er mit einer andern contrahiren kann; doch müßte er verpflichtet sein, ihr ein Vierteljahr vor dem Ziehtag aufzusagen, und der Ziehtag müßte Ostern oder Michaelis sein. Ist er aber mit ihr zufrieden, so kann der Contract verlängert werden. Würde solch ein Gesetz gemacht, so fände sich, glaubt mir, in ganz Hamburg nicht Ein böses Weib, sondern jede würde sich die größte

Mühe geben und würde dem Mann um den Bart gehen,[29] um den Contract verlängert zu kriegen. Was meint Ihr, lieben Leute, zu dem Artikel? Franz, Du schmunzelst so schalkhaft, Du hast gewiß etwas einzuwenden, laß uns hören.

Franz. Aber könnte eine Frau nicht mitunter ihre Rechnung dabei finden, von ihrem Manne geschieden zu werden, wenn der sie nun schlecht behandelt oder ein Herumtreiber ist, der blos ißt und trinkt und nicht arbeiten will, Frau und Kinder zu ernähren? Oder sie kriegte Lust zu einem Andern und machte es dem Manne so bunt, daß er sie gegen seinen Willen müßte laufen lassen? Nach meinem Dafürhalten könnten daraus große Ungelegenheiten entstehen; man hat ja noch Mittel eine Frau zu zwingen. Wollte Jeder, wie Ihr, Meister Hermann, wenn er eine Ohrfeige kriegt, sich damit zufrieden geben, daß er bis zwanzig zählt, so würden wir einen Haufen schöner Weiber zusammenkriegen. Nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten ist das beste Mittel, wenn eine Frau kopfdämlich[30] wird, daß der Mann ihr droht, allein zu schlafen und nicht ins Bett zu ihr zu kommen, bis sie sich bessert.

Geert. Das könnte ich nicht halten; den meisten Männern würde das ebenso schwer fallen als den Frauen.

Franz. So kann der Mann ja extra gehen.

Geert. So kann die Frau ja auch extra gehen.

Franz. Aber, Geert, laß uns die übrigen Artikel hören.

Geert. Ja da seht zu, ob ich das thue! Du willst doch vermuthlich blos deinen Spott treiben; kein Ding ist so gut, daß sich nicht etwas dagegen einwenden läßt.

Hermann. Laßt uns denn von was Anderem sprechen; wer uns hörte, müßte denken, wir hielten Consistorium oder Ehegericht[31]. Letzte Nacht als ich nicht schlafen konnte, dachte ich drüber nach, wie wol die Regierung von Hamburg am Besten eingerichtet würde, so daß gewisse Familien, die heutzutage gleichsam als Bürgermeister und Rathsherren zur Welt kommen, von den höchsten Aemtern ausgeschlossen und eine vollkommene Freiheit hergestellt würde. Ich dächte, man sollte die Bürgermeister abwechselnd nun aus dem einen Gewerk nehmen und nun aus dem andern, so nähme die sämmtliche Bürgerschaft an der Regierung Theil und alle Stände kämen in Flor. Denn zum Exempel, wenn ein Goldschmidt

Bürgermeister würde, so sähe er auf das Interesse der Goldschmidte, ein Schneider auf das Aufblühen der Schneider, ein Kanngießer auf das der Kanngießer und keiner sollte länger Bürgermeister sein als einen Monat, damit nicht ein Gewerk mehr in Flor käme als das andere. Erst wenn die Regierung so eingerichtet würde, würden wir mit Recht ein freies Volk heißen.

Alle. Der Vorschlag ist herrlich, Meister Hermann, Ihr sprecht wie ein Salomo.

Franz. Der Vorschlag ist wol gut. Nur ....

Geert. Du kommst immer mit deinem Nur, ich glaube, du bist ein geborener Nurenberger[32].

Hermann. Laß ihn nur seine Meinung sagen. Was willst du sagen, was meinst du mit deinem Nur?

Franz. Ich denke, ob das nicht sehr schwierig sein sollte, in jedem Gewerk einen guten Bürgermeister zu finden. An Meister Hermann ist nichts auszusetzen, der hat seine Studien gemacht; aber wenn er todt ist, wo finden wir gleich einen andern Kanngießer, der zu solchem Amte tauglich ist? Denn wenn die Republik einmal einen Knacks weg hat, so ist das nicht so leicht, sie wieder auszubessern, als wie man einen Teller oder eine Kanne umgießt, wenn sie verdorben sind.

Geert. Ach Bagatell, tüchtige Männer finden sich genug, auch unter den Handwerksleuten.

Hermann. Höre Franz, du bist noch ein junger Mann und darum kannst du noch nicht so tief in die Sachen eindringen wie die Andern, obschon ich merke, du hast einen guten Kopf und mit der Zeit kann was aus dir werden. Ich will dir nur in Kürze beweisen, daß diese Instanz keinen Grund hat, blos an unsern eigenen Personen. Wir sind in diesem Verein über zwölf Personen, lauter Handwerksleute, und doch kann Jeder von uns hundert Fehler bemerken, welche im Rath begangen werden. Stelle dir nun vor, daß Einer von uns Bürgermeister würde und änderte die Fehler, die wir so oft besprochen haben und die der Rath nicht sehen kann, meinst du wol wirklich, daß die Stadt Hamburg bei solchem Bürgermeister Schaden hätte? Wenn es Euch denn also gut dünkt, Ihr lieben Herren, will ich den Vorschlag eingeben.

Alle. Ja gewiß.

Hermann. Aber nun genug von der Materie; die Zeit geht hin und wir haben noch keine Zeitungen gelesen. Heinrich, reich' mal die neueste Zeitung her!

Heinrich. Hier ist die neueste Zeitung.

Hermann. Gieb sie an Richard den Bürstenbinder, der pflegt zu lesen.

Richard. Man schreibt aus dem Hauptquartier am Rhein, daß man Recruten erwartet.

Hermann. Ei, das hat man schon zwölf Mal hintereinander geschrieben; setz' über den Rhein! Ich muß mich jedesmal ärgern, so oft ich von der Sache höre. Was schreibt man aus Italien?

Richard. Aus Italien schreibt man, daß Prinz Eugenius mit seinem Lager aufgebrochen ist, den Fluß Padus passirt und alle Festungen vorbeigegangen ist, um die feindliche Armee zu überrumpeln, die in Folge dessen in größter Eile sich vier Meilen rückwärts retirirt hat; Duc de Vendome[33] sengt und brennt auf der Retirade überall im eigenen Lande.

Hermann. Ach, ach, seine Durchlauchtigkeit sind mit Blindheit geschlagen, das kostet uns den Hals, nicht mehr vier Schillinge gebe ich für die ganze Armee in Italien!

Geert. Im Gegentheil, ich halte dafür, daß der Prinz Recht gethan hat. Das ist von jeher mein Vorschlag gewesen; habe ich nicht erst neulich gesagt, Franz Messerschmidt, daß man es so machen müßte?

Franz. Nein, ich weiß nichts davon.

Geert. Ja wahrhaftig, ich hab's hundertmal gesagt; wozu soll die Armee da liegen und lumpen? Der Prinz hat meiner Treu' Recht gethan; das will ich verantworten gegen wen es sei.

Hermann. Heinrich, gieb mir ein Glas Branntwein. Ich kann darauf schwören, Ihr Herren, es ist mir ganz schwarz vor den Augen geworden, wie ich diese Nachricht hörte. Eure Gesundheit, Messieurs. Nun das bekenn' ich, das ist ein Hauptversehen, die Festungen vorbeizugehen.

Siebert. Hätt' ich die Armee zu kommandiren gehabt, ich hätte es meiner Treu' eben so gemacht.

Franz. Ja richtig, dahin wird's auch noch kommen, daß man Thorschreiber zu Generalen macht.

Siebert. Du brauchst nicht zu spotten, ich würde meine Sache so gut machen wie ein Andrer.

Geert. Darin hat Siebert Recht, meiner Treu', daß der Prinz wohlgethan hat, geradewegs auf den Feind loszugehen.

Hermann. Ei mein guter Geert, Ihr seid gar zu altklug, Ihr habt noch Manches zu lernen.

Geert. Aber von Franz Messerschmidt lern' ich das nicht. (Sie gerathen in einen heftigen Zank, nehmen einander das Wort vorm Munde weg, stehen von den Stühlen auf, drohen und lärmen; **Hermann** schlägt auf den Tisch und ruft:)

Stille, stille Ihr Herren! Laßt uns nicht mehr davon reden, Jeder kann seine Meinung behalten. Hört, Ihr Herren, gebt doch Friede! Meint Ihr wirklich, daß Duc de Vendome aus Furcht retirirt und das Land verwüstet hat? Nein, der Kerl hat Alexander Magnusen seine Chronik[34] gelesen, der machte es eben so als Darius ihn verfolgte und hat dadurch einen Sieg davon getragen, so groß wie der, den wir bei Hochstädt gewonnen.

Heinrich. Eben hat die Uhr auf dem Posthof zwölf geschlagen.

Hermann. So müssen wir denn gehen.

(Unterwegs zanken und streiten sie sich noch über das Frühere.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Abrahams. Sanderus. Christopher. Johann.

Abrahams. Nun will ich Euch ein Abenteuer erzählen, das wird die ganze Stadt amüsiren. Wißt Ihr, was ich mir mit vier, fünf vornehmen Leuten ausgedacht habe?

Sanderus. Nein, das weiß ich nicht.

Abrahams. Kennt Ihr nicht Hermann von Bremen?

Sanderus. Das ist ja der Kanngießer, der solch ein großer Politikus ist; er wohnt in diesem Hause.

Abrahams. Eben der. Neulich war ich in Gesellschaft mit

Einigen vom Rathe, die sich sehr über den Kerl ereiferten, daß er im Wirthshaus so dreiste Reden gegen die Regierung führt und Alles reformiren will. Sie hielten für zweckmäßig, Spione auszuschicken, damit man Zeugen für seine Reden habe und ihn bestrafen könne, Andern zum Exempel.

Sanderus. Das wäre allerdings zu wünschen, daß solche Kerle einmal bestraft würden. Die sitzen hinterm Bierkrug und kritisiren dabei Könige, Fürsten, Obrigkeiten und Generale, daß es wahrhaft schrecklich ist zu hören. Auch ist es nicht ohne Gefahr; denn der gemeine Mann hat nicht den Verstand und sieht nicht ein, wie ungereimt das ist, daß ein Kanngießer, Hutmacher oder Bürstenbinder mit dem geringsten Grund soll von solchen Sachen sprechen und Dinge sehen können, die der ganze Rath nicht sehen kann.

Abrahams. Das ist gewiß. Ein solcher Kanngießer reformirt Euch das ganze römische Reich, während er einen Teller gießt; er ist beides auf ein Mal, Landflicker und Kannenflicker. Aber das Vorhaben der Rathsherrn behagt mir doch nicht; solche Leute bestrafen oder arretiren, erregt nur Unzufriedenheit im Publikum und verhilft solchen Narren nur zu größerem Ansehen. Meine Meinung war daher, wir sollten lieber eine Komödie mit ihm spielen, die würde wol größere Wirkung haben.

Sanderus. Worin soll sie bestehen?

Abrahams. Darin, daß wir ihm Deputirte schicken, als kämen sie vom Rath, um ihm Glück zu wünschen zum Bürgermeister und ihm gleich noch andere närrische Dinge aufzureden; da wird sich zeigen, in welche Noth er geräth, und er selbst wird dahinter kommen, welch ein großer Unterschied das ist, über einen Gegenstand raisonniren und ihn verstehen.

Sanderus. Aber was wird daraus folgen?

Abrahams. Daraus wird folgen entweder, daß er aus Desperation aus der Stadt läuft oder daß er demüthigst um seinen Abschied bittet und seine Untüchtigkeit zugesteht. Ich bin blos deshalb zu Monsieur Sanderus gekommen, um mir seine Hülfe bei Ausführung dieser Intrigue zu erbitten, da ich ja weiß, daß er für so etwas paßt.

Sanderus. Die Sache läßt sich hören; wir wollen selbst die Deputirten machen und gleich zu ihm gehen.

Abrahams. Hier ist ja sein Haus. Jochum oder Christopher, klopft mal an und sagt, es wären zwei Rathsherrn draußen, die wollten mit Hermann von Bremen sprechen.

(Sie klopfen an.)

Zweite Scene.

Hermann. Abrahams. Sanderus. Jochum. Christopher.

Hermann. Mit wem wollt Ihr sprechen?

Jochum. Hier sind zwei Rathsherrn, die wollten gern die Ehre haben Ihm aufzuwarten.

Hermann. Element, was ist das? Ich seh' ja so dreckig aus wie ein Schwein.

Abrahams. Unterthänigster Diener, wohlgeborner Herr Burgemeister! Wir sind vom Rath hierhergeschickt, um Ihm zu gratuliren zur Burgemeisterschaft hier in der Stadt. Denn der Rath hat mehr auf Seine Meriten als auf Seinen Stand und äußere Lage gesehen und hat Ihn zum Burgemeister gewählt.

Sanderus. Der Rath kann das nicht zugeben, daß solch ein weiser Mann von solchen niedrigen Verrichtungen occupirt ist und sein großes Pfund so in die Erde vergräbt.

Hermann. Ihr Herren Collegae, vermeldet Einem Löblichen Rath meinen Gruß und Dank und versichert ihn meiner Protection. Es ist mir lieb, daß man auf diesen Gedanken gekommen ist, lediglich um der Stadt, nicht um meinetwillen. Denn hätte mich nach Hoheit verlangt, hätte ich längst zur Genüge davon haben können.

Abrahams. Wohlgeborner Herr Burgemeister, unter solcher hochweiser Obrigkeit können Rath und Bürgerschaft nichts Anderes erwarten als die Wohlfahrt der Stadt ....

Sanderus. Und darum sind so viele andere reiche und vornehme Männer übergangen worden, die sich um den hohen Posten beworben haben.

Hermann. Ja, ja, na ich hoffe, sie sollen ihre Wahl auch nicht bereuen.

Abrahams und **Sanderus.** Wir recommandiren uns sammt und sonders in des Herrn Burgemeisters Gewogenheit.

Hermann. Es wird mir ein Vergnügen sein, Wohldenselben

einen Dienst zu erweisen, entschuldigen Dieselben, daß ich sie nicht weiter begleite.

Sanderus. Ei, das würde sich auch für den Herrn Burgemeister nicht schicken, weiter mitzugehen.

Hermann (ruft einem von den Bedienten). Ihr da, Camerad, da habt Ihr was zu einer Kanne Bier.

Die Bedienten. Ach wir können das nicht annehmen, Euer Wohlgeboren. (Sanderus, Abrahams und die Bedienten ab.)

Dritte Scene.

Hermann. Geske.

Hermann. Geske! Geske!

Geske (drinnen). Ich habe keine Zeit.

Hermann. Komm' heraus, ich habe dir was zu sagen, was du dir Zeit deines Lebens nicht hast träumen lassen!

Geske. Nu, was ist denn das?

Hermann. Hast du Kafe im Hause?

Geske. Ach Schnack, wann brauch' ich denn Kafe? 35

Hermann. Aber du wirst ihn von jetzt an brauchen; in einer halben Stunde kriegst du Visite von sämmtlichen Rathsfrauen.

Geske. Ich glaube, der Mann träumt.

Hermann. Ja, ich träume so, daß ich uns eine Burgemeisterei an den Hals geträumt habe!

Geske. Hör' Mann, mach mich nicht böse, du weißt, wie es dir neulich ging.

Hermann. Hast du nicht zwei Herren mit ihren Bedienten gesehen, die hier vorbeigingen?

Geske. Ja, die habe ich gesehen.

Hermann. Die waren hier und verkündigten mir im Namen des Raths, daß ich Burgemeister geworden bin.

Geske. I den Teufel auch?

Hermann. Zeige nun, theure Frau, daß du dich von jetzt ab eines vornehmen Wesens befleißigst und daß keine von den alten Kanngießernicken in dir stecken geblieben ist.

Geske. Ach ist es denn wahr, mein Herzensmann?!

Hermann. So wahr ich hier stehe. Gleich werden wir das

ganze Haus voll Gratulationen haben und gehorsamste Diener und Dienerinnen.

Geske (auf den Knieen). Ach mein Herzensmann, vergieb mir, wenn ich dir früher Unrecht gethan habe.

Hermann. Alles vergeben; gieb dir nur von jetzt ab Mühe, ein wenig vornehm zu werden, so soll dir meine Gnade erhalten bleiben. Aber wo kriegen wir nur schnell einen Bedienten her?

Geske. Wir nehmen schnell etwas von Euren Kleidungsstücken und ziehen es dem Heinrich an, bis wir ihm eine Livree kaufen können. Aber hört, mein Herz, da Ihr nun doch Burgemeister geworden seid, so will ich bitten: bestraft doch Geert den Kürschner für den Tort, den er mir gestern angethan hat.

Hermann. Ei meine Herzensfrau, die Frau des Burgemeisters muß an das Unrecht nicht mehr denken, daß der Frau des Kanngießers widerfahren ist. Und nun ruf' mal den Heinrich her.

Vierte Scene.

Geske. Hermann. Heinrich.

Geske. Heinrich!

Heinrich. He?

Geske. Heinrich, so darfst du von jetzt ab nicht mehr antworten; weißt du nicht, was uns widerfahren ist?

Heinrich. Nein, ich weiß nichts.

Geske. Mein Mann ist Burgemeister geworden.

Heinrich. Wovon?

Geske. Wovon? Von Hamburg!

Heinrich. J was der Henker, das ist ja ein teufelsmäßiger Sprung für einen Kanngießer.

Hermann. Heinrich, du mußt dich anständiger ausdrücken; bedenke, daß du jetzt Bedienter bei einem großen Manne bist.

Heinrich. Bedienter? Na das Avancement ist so groß nicht.

Hermann. Du wirst schon noch avanciren, du kannst mit der Zeit Reutendiener[36] werden, warte nur! Auch sollst du blos auf ein paar Tage Bedienter sein, bis ich einen andern kriege. Er muß meinen braunen Rock anziehen, mein Herzchen, bis die Livree fertig ist.

Geske. Aber der wird ihm zu lang sein, fürcht' ich.

Hermann. Ja gewiß, er ist ihm zu lang, aber in der Eile muß man sich helfen, wie man kann.

Heinrich. Ach Herrje, der reicht mir bis an die Hacken, da seh' ich aus wie ein Judenpriester.

Hermann. Höre, Heinrich —

Heinrich. Ja, Meister.

Hermann. Du Schlingel, daß du mir nicht mehr mit solchen Titeln kommst! Von jetzt ab, wenn ich dich rufe, sagst du: Herr! und wenn Jemand kommt und mich sprechen will, sagst du: Burgemeister von Bremen ist zu Hause.

Heinrich. Soll ich das sagen, einerlei ob der Herr zu Hause ist oder nicht?

Hermann. Welch ein Gewäsche! Wenn ich nicht zu Hause bin, sollst du sagen: Herr Burgemeister von Bremenfeld ist nicht zu Hause, und wenn ich nicht zu Hause sein will, sollst du sagen: Herr Burgemeister von Bremenfeld gibt heute keine Audienz. Hör', mein Herz, du mußt gleich etwas Kafe machen, Du mußt doch etwas haben, die Rathsfrauen zu tractiren, wenn sie kommen. Denn davon hängt in Zukunft unsere Reputation ab, daß man sagen kann: Burgemeister von Bremenfeld gibt guten Rath und seine Frau gibt guten Kafe. Ich bin so in Sorge, mein Herz, daß Ihr nichts verfehlt, bevor Ihr Euch an den Stand, in den Ihr nun kommt, gewöhnt habt. Heinrich, spring' du mal hin nach einem Theebrett und einigen Tassen, das Mädchen soll mal für vier Schillinge Kafe holen, man kann ja immer mehr kriegen. Bis auf Weiteres, mein Herz, laßt Euch das zur Regel dienen, nicht viel zu sprechen, bis Ihr gelernt habt einen honetten Discurs zu führen. Aber Ihr müßt auch nicht zu demüthig sein, sondern haltet auf Euren Respect und arbeitet vor Allem dahin, das alte Kanngießerwesen aus dem Kopf zu kriegen; Ihr müßt Euch einbilden, als ob Ihr schon lange Jahre Frau Burgemeisterin gewesen wärt. Für die Fremden, die des Morgens kommen, muß ein Theetisch gedeckt stehen, Nachmittags ein Kafetisch und dabei wird dann Karten gespielt. Da gibt es ein gewisses Spiel, das heißt à l'hombre; hundert Thaler wollt' ich geben, wenn Ihr und unsere Tochter Fräulein Engelke das verständen. Ihr müßt nur

fleißig Acht geben, wenn Ihr Andere spielen seht, um es zu lernen. Des Morgens müßt Ihr bis neun oder halb zehn im Bette bleiben; denn das sind blos gemeine Leute, die des Sommers mit der Sonne aufstehen. Sonntags jedoch müßt Ihr etwas eher aufstehen; denn an diesem Tage beabsichtige ich zu mediciniren. Auch müßt Ihr Euch eine hübsche Schnupftabacksdose anschaffen, die müßt Ihr neben Euch auf den Tisch legen, wenn Ihr Karten spielt. Wenn Einer Eure Gesundheit trinkt, müßt Ihr sagen: mon très humble serviteur, ich danke, und wenn Ihr gähnt, müßt Ihr Euch ja nicht den Mund zuhalten, das ist bei vornehmen Leuten nicht mehr Mode. Endlich wenn Ihr in Mannsgesellschaft seid, müßt Ihr nicht zu prüde sein, sondern den Anstand ein bischen bei Seite setzen .... Hört, ich habe noch was vergessen: Ihr müßt Euch auch einen Schoßhund zulegen, der Euch so lieb sein muß, wie Eure eigne Tochter; das ist ebenfalls vornehm. Unsere Nachbarin Arianke hat einen hübschen Hund, den kann sie Euch leihen, bis wir selbst einen kaufen. Dem Hunde müßt Ihr einen französischen Namen geben, es wird mir schon noch einer einfallen, wenn ich nur erst Zeit habe, drüber nachzudenken. Der muß beständig auf Eurem Schoße liegen und wenn Fremde dabei sind, müßt Ihr ihn wenigstens ein halb Mandel Mal küssen.

Geske. Nein, mein Herzensmann, das kann ich unmöglich thun, man kann ja nie wissen, wo so ein Hund sich herumgesielt hat, davon könnte man ja den Mund voll Läuse und Flöhe kriegen.

Hermann. Ei was, kein Geschwätz, wollt Ihr eine Dame sein, müßt Ihr auch Damenmanieren haben.[37] Ueberdies kann solch ein Hund Euch zur Einfädelung eines Discurses dienen; denn wenn Ihr nicht wißt, von was Ihr sprechen sollt, so könnt Ihr von den Qualitäten und Tugenden Eures Hundes erzählen. Thut nur was ich sage, mein Herz, ich verstehe mich auf die vornehme Welt besser als Ihr; spiegelt Euch nur an mir! Ihr sollt sehen, daß auch nicht die geringste von den alten Gewohnheiten bei mir zurückbleiben soll. Mir soll es nicht gehen, wie einem gewissen Fleischer, der, als er Rathsmann geworden war, wenn er eine Seite geschrieben hatte und das Blatt umwenden wollte, die Feder quer in den Mund nahm, wie er ehemals mit seinem Fleischermesser gewohnt gewesen war. Geht jetzt nur hinein und

trefft Eure Anstalten, ich habe noch etwas mit Heinrich allein zu sprechen.

Fünfte Scene.

Hermann. Heinrich.

Hermann. Hör', Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Hermann. Meinst Du nicht, daß meine Erhöhung mir viele Neider machen wird?

Heinrich. Ei was, an Neider muß der Herr sich nicht kehren; ich wollte nur, man hätte mich auf die Weise zum Burgemeister gemacht, meine Neider sollte gewiß die Schwerenoth.

Hermann. Das Einzige, wovor ich bange bin, sind einige kleine Ceremonien; denn auf solche Lappalien sehen die Leute mehr als auf solide Dinge. Hätte ich nur den ersten Tag überstanden, wo ich meinen Einzug aufs Rathhaus halten muß, da wollt' ich schon zufrieden sein. Denn was die einzelnen soliden Geschäfte betrifft, die sind ein Butterbrod für mich. Aber darauf muß ich mich vorbereiten, wie ich das erstemal meine Collegusser empfangen soll, um keinen Verstoß gegen die herkömmlichen Ceremonien zu machen.

Heinrich. Ei Narrenspossen, Herr Burgemeister, das ist kein braver Mann, der sich an Ceremonien kehrt. Ich für meine Person, wenn ich solchen Einzug halten müßte, thäte weiter nichts, als ich reichte den Rathsherren meine Hand zum Küssen hin und zöge die Stirne tüchtig in Falten und damit wollte ich ihnen denn schon schweigend zu erkennen geben, daß ein Burgemeister kein Krammetsvogel oder Pfannkuchen ist.

Hermann. Allein bedenke, daß ich gleich den ersten Tag, wo ich introducirt werde, auch eine Oration halten muß. Nun kann ich allerdings eine Oration halten, so gut wie Einer in der Stadt, ja ich wollte mich obligiren, eine Predigt zu halten und wenn das morgen sein sollte. Aber sintemal ich solchem Act noch nie beigewohnt habe, so weiß ich nicht so recht, welche Formularien man dabei zu gebrauchen pflegt.

Heinrich. Ei Herr, das sind blos die Schulmeister, die sich

an Formularien binden. Ich für meine Person, wenn ich Burgemeister wäre, begnügte mich, ihnen kurz und bündig einige Worte zu sagen, wie zum Exempel: Es scheint wol einigermaßen wunderlich, edle und wohlweise Herren vom Rath, daß ein miserabler Kanngießer so in einem Augenblick zum Burgemeister umgegossen ist . . . .

Hermann. Pfui, pfui, das war ein lumpiger Anfang.

Heinrich. Nein, das sollte auch der Anfang gar nicht sein, vielmehr würd' ich meine Rede so beginnen: Ich danke Euch, edle und hochweise Herren, für die Ehre, die Ihr mir angethan, indem Ihr einen armseligen Kanngießer, wie ich bin, zum Burgemeister gemacht habt . . . .

Hermann. Kommst Du schon wieder mit deinem verfluchten Kanngießer! Auf dem Rathhaus von so etwas zu sprechen, wäre unanständig, da muß ich thun, als wär' ich als Burgemeister zur Welt gekommen. Wollte ich solche Rede halten, würde ich blos verachtet und ausgespottet werden. Nein, nein, Heinrich, Du würdest einen schlechten Orator abgeben. Ein Schelm, der da sagt, ich wäre jemals Kanngießer gewesen! Nur zum Zeitvertreib habe ich mich ein Bischen mit dem Gießen abgegeben, wenn ich vom Studiren ermüdet war.

Heinrich. Und wer mir sagt, daß ich ehemals Kanngießerjunge gewesen, ist ebenfalls ein Schelm.

Hermann. Warum willst Du denn, daß ich solche Rede halten soll?

Heinrich. Ei nur ein Bischen Geduld, der Herr ist gar zu hitzig. Nebenbei würd' ich ihnen auf eine höfliche Manier bemerkbar machen, daß wenn Einer sich darüber moquirte, daß ich früher Kanngießer gewesen, so sollte den das Donnerwetter regieren. Und wenn ich bei Einem die geringste moquante Miene bemerkte, so würde ich sagen: Edle und wohlweise Herren, bildet Ihr Phantasten Euch ein, daß Ihr mich zum Burgemeister gemacht habt, um mich zum Narren zu halten? Und dabei würd' ich mitten in der Oration tüchtig aufs Katheder schlagen, so daß sie gleich an meiner Introductionsrede merken sollten, daß ich nicht mit mir spaßen lasse und daß sie einen Burgemeister gekriegt haben, der Haare auf den Zähnen hat. Denn wenn der Herr Burgemeister sich im

Anfang unterkriegen läßt, so wird der Rath ihn allezeit für einen Schlingel halten.

Hermann. Du sprichst selbst wie ein Schlingel; es wird mir schon noch einfallen, was für eine Rede ich halten will. Laß uns hineingehen.

Vierter Act.

Erste Scene.

Heinrich (allein, er trägt einen Rock mit Litzen, der ihm bis auf die Hacken geht und mit weißem Papier bordirt ist).

Ein Hundsfott will ich sein, wenn ich begreifen kann, wie der Rath auf den Einfall gekommen ist, meinen Meister zum Burgemeister zu machen. Ich sehe da keine Uebereinstimmung zwischen einem Kanngießer und solcher hohen Obrigkeit, es müßte denn die sein, daß, wie ein Kanngießer alte Teller und Schüsseln umgießt und reparirt, so auch ein guter Burgemeister durch gute Gesetze die Republik repariren kann, wenn sie in Verfall ist. Aber die guten Leute haben dabei nur außer Acht gelassen, daß mein Meister der schlechteste Kanngießer war in ganz Hamburg und darum, wenn sie ihn aus dem Grunde gewählt haben, wird er auch der schlechteste Burgemeister sein, den wir gehabt haben. Das einzige Gute bei der Wahl ist, daß ich Reutendiener werde; das ist ein Amt, dazu hab' ich nicht blos Neigung, sondern auch natürliche Bestimmung. Denn schon wie ich ein Kind war, freut' ich mich jedesmal, wenn ich Einen in Arrest schmeißen sah. Auch ist das für Einen, der sich darin zu schicken weiß, ein ganz einträglicher Posten. Denn erstlich muß ich mir nun den Anschein geben, als ob ich recht viel bei unserm Burgemeister zu sagen habe; haben sich die Leute den Glaubensartikel mal erst in den Kopf gesetzt, so gewinnt Heinrich dabei zum wenigsten seine hundert bis zweihundert Thaler jährlich. Die will ich aber nicht aus Habsucht nehmen, sondern blos um zu zeigen, daß ich mein Amt als Reutendiener verstehe. Will

Einer mit dem Burgemeister sprechen, so sag' ich, er ist nicht zu Hause; sagt er, er hat ihn am Fenster gesehen, so schwör' ich, es ist nicht wahr, er ist doch nicht zu Hause. Die Leute in Hamburg wissen auf dem Fleck, was solch ein Schwur bedeutet; sie drücken Heinrich einen Thaler in die Hand und da kommt der Herr gleich nach Hause; ist er unpaß, so wird er gleich wieder gesund; sind Fremde bei ihm, so gehen sie gleich wieder fort; liegt er zu Bett, steht er Augenblicks auf. Ich habe ab und zu mit vornehmen Lakaien verkehrt, ich weiß schon, wie das in solchen Häusern zugeht. Vor diesem, da die Leute noch dummer waren als Pferde und Esel, da nannte man das Nefas, jetzt aber heißt es Extra, Trinkgeld oder zufällige Einnahmen. Aber sieh, da kommt Annecke, sie weiß noch nichts von dieser Veränderung, sie hat noch ihren gemeinen Kanngießergang und Miene.

Zweite Scene.

Annecke. Heinrich.

Annecke. Ha ha ha, nein, sieht das Ungethüm aus! Du hast dir wohl eine Adrienne umgebunden?

Heinrich. Hör' du Kanngießer-Carnallie, hast du noch niemals einen Lakaien in Livree gesehen? Solch gemeines Volk ist doch meiner Treu' wie das Vieh, da stehen sie und gaffen Einen an wie die Kuh das neue Thor,[38] wenn der Mensch sich mal einen andern Rock angezogen hat als gestern.

Annecke. Nein, Spaß apart;[39] weißt du nicht, daß ich heut wahrsagen gelernt habe? Hier war heut ein altes Weib, das den Leuten aus der Hand las, der hab' ich ein Stück Brod gegeben und dafür hat sie mich die Kunst gelehrt, den Leuten aus der Hand zu lesen, was ihnen widerfahren wird. Könnt' ich nur deine Hände sehen,[40] ich wollte dir dein Schicksal gleich prophezeien.

Heinrich. Ja ja, Annecke, Heinrich ist nicht so dumm wie du denkst, ich rieche schon Lunte, du hast einen Wink gekriegt von der Beförderung, die mir heute versprochen ward.

Annecke. Nein, wahrlich, davon weiß ich nichts.

Heinrich. Nun seh' Einer nur, was für ein ehrbares Gesicht die machen kann! Ja gewiß, du hast es gehört und darum

hast du auch gut prophezeien. Nein, Heinrich ist trocken hinter den Ohren,[41] der läßt sich nicht so leicht an der Nase führen!

Annecke. Ich kann den höchsten Eid darauf schwören, daß ich nicht das Mindeste von dem gehört habe, wovon du sprichst.

Heinrich. Hast du nicht eben mit der Frau Burgemeisterin gesprochen?

Annecke. Ich glaube, der Bursche ist verrückt geworden; kenne ich die Frau Burgemeisterin?

Heinrich. So hat es dir meiner Six das Fräulein gesagt.

Annecke. Ei, nun hör' einmal mit den Narrheiten auf!

Heinrich. Sieh da, Annecke, da hast du meine Hand, nun prophezeie soviel du willst. Ich merke recht gut, daß du einen Wink von der Sache gekriegt hast, so fremd du dich auch stellst. Aber das kann nichts schaden, wenn du auch polisch bist;[42] unser ganzes Haus muß jetzt so werden. Nun, was liest du in meiner Hand?

Annecke. Ich lese, Heinrich, daß des Meisters Calfacter, der hinter dem Ofen hängt, heut noch auf deinem Rücken einen lustigen Galopp tanzen wird. Ist das nicht eine Unverschämtheit, so umherzugehen und sich auszuputzen, während es im Hause so viel zu thun giebt und dem Meister seinen Rock so zuzurichten?

Heinrich. Hör' Annecke, ich kann auch prophezeien und zwar ohne die Hände zu sehen; ich prophezeie dir, daß du eine Carnallie bist, und daß du für dein unverschämtes Maul ein bis zwei Ohrfeigen kriegen wirst, wie es gerade kommt. Sieh, da ist die Prophezeiung gleich erfüllt! (giebt ihr ein paar Ohrfeigen.)

Annecke. Au, au, au, das sollen dir theure Ohrfeigen werden!

Heinrich. Lerne du ein andersmal mehr Respekt haben vor eines großen Herren Bedienten ....

Annecke. Na wart' nur, nun kommt gleich die Frau Meisterin!

Heinrich. Vor dem ersten Bedienten des Burgemeisters ....

Annecke. Sie wird es dir auf deinen Rücken bezahlen!

Heinrich. Vor einem Reutendiener ....

Annecke. Ja ja, ich sag' es noch einmal, das sollen dir theure Ohrfeigen werden.

Heinrich. Vor einer Person, die großen Einfluß beim Burgemeister hat ...

Annecke. Ach, ach, mich hat noch Niemand hier im Hause geschlagen!

Heinrich. Dem die ganze Bürgerschaft noch viel Caressen und Baselemengs machen wird ....

Annecke. Der Bursche, glaub' ich, ist ganz und gar verrückt. He, Frau Meisterin, Frau Meisterin, kommt heraus!

Heinrich. St! st! st! Du wirst schön ankommen mit deiner Frau Meisterin! Jetzt merk' ich freilich, daß du nicht weißt, was hier passirt ist; darum will ich dir dein Unrecht vergeben als ein Christ. Der Rath hat mit Stimmenmehrheit unsern Meister zum Burgermeister gewählt und die Frau Meisterin zur Burgermeisterin, Engelke hat ihre Jungferschaft verloren und ist mit dem Fräuleinstitel begnadigt worden[43]. Na, nun wirst du doch einsehen, daß ich mich nicht mehr hinstellen kann und arbeiten? Darum geh' ich auch, wie du siehst, in Livree.

Annecke. Ei, willst du mich noch obendrein zum Narren halten?

Heinrich. Es ist wie ich sage, Annecke; sieh, da kommt das Fräulein, sie wird meine Worte bestätigen.

Dritte Scene.

Engelke. Annecke. Heinrich.

Engelke. Ach, Gott helfe mir armen Mädchen, nun, sehe ich, ist alle Hoffnung zu Ende.

Heinrich. Ei, Fräulein, ist das jetzt Zeit zu weinen, da Euren Eltern solches Glück widerfahren ist?

Engelke. Halt deinen Mund, Heinrich, ich will kein Fräulein sein.

Heinrich. Na was wollt Ihr denn sein? Jungfer seid Ihr nicht mehr, da müßt Ihr doch Fräulein sein, das ist ja die nächste Stufe auf die Eine kommt, wenn sie ihre Jungferschaft losgeworden ist.

Engelke. Ich wollte lieber, ich wäre eines Bauern Tochter, so wär' ich doch gewiß, den kriegen zu können, an den ich einmal mein Herz verschenkt habe.

Heinrich. Ei, so, also blos darum weint das Fräulein, weil es gern heirathen will? Nun kann Sie ja vom Flecke weg

heirathen, nun kriegt Sie Jeden, auf den Sie nur mit dem Finger weist, die halbe Stadt wird ja das Haus stürmen, um des Bürgermeisters Schwiegersohn zu werden.

Engelke. Ich will keinen haben als Antonius, dem ich einmal die Ehe versprochen habe.

Heinrich. Ei pfui Jungfer, einen Stellmacher wollt Ihr nehmen? Mit dem könnt' ich ja nicht mal umgehen, der ich nur Reutendiener bin.

Engelke. Halt du deinen Mund, du Tölpel! Lieber lass' ich das Leben, als daß ich mir einen Andern aufzwingen lasse.

Heinrich. Nun, gebt Euch zufrieden, wohlgebornes Fräulein, wir wollen sehen, ich und der Burgemeister, ob wir dem Antonius nicht zu einem Amt verhelfen können und dann kann Sie ihn ja meinetwegen kriegen. (Annecke weint.) Worüber weinst du, Annecke?

Annecke. Ich weine über das Glück, das unserm Hause widerfahren ist.

Heinrich. Das ist gewiß, Annecke, daß du auch alle Ursache hast, dich zu freuen; wer Henker hätte wol gedacht, daß so Eine wie du bist, noch mal eine Mamsell werden sollte?

Annecke. Und wer Henker hätte wol gedacht, daß solch ein Schwein wie du bist, noch mal Reutendiener werden sollte?

Heinrich. Hört Kinderchen, für diesmal hab' ich keine Zeit mit Euch weiter davon zu sprechen, die Frau Burgemeisterin erwartet Fremde, ich muß den Kafe zurichten. Sieh', da ist sie, nun laßt uns gehen, ich muß laufen und den Kafetisch holen.

Vierte Scene.

Heinrich. Geske (mit einem Hunde auf dem Arme. **Heinrich** kommt mit einem Kafetisch und stellt sich sehr geschäftig).

Geske. Hör' Heinrich, ist schon Syrup im Kafe?

Heinrich. Nein, Frau Meisterin.

Geske. Nichts von Herr oder Frau Meisterin mehr, Heinrich, das sag' ich dir ein für allemal. Lauf, hol' den Syrup und thu ihn in einen Topf. (Heinrich geht.) Von all' den Umständen wußt' ich früher nichts; ich denke indessen, wenn ich es nur erst gewohnt bin, wird es mir wol leichter werden.

Heinrich. Hier ist der Syrup.

Geske. Thu ihn in den Topf. Element, da pocht's, nun erleb' ich, daß die Rathsfrauen kommen.

Heinrich (an der Thür). Mit wem wollt Ihr sprechen?

Ein Mädchen. Sag' deinem Meister, daß er ärger lügen kann, als zehn Kanngießer; ich habe ein Paar Schuhe zerrissen, blos damit, daß ich so oft nach der Menage habe laufen müssen.

Heinrich. Ich frage, mit wem Ihr sprechen wollt?

Das Mädchen. Ich will mit Meister Hermann sprechen.

Heinrich. Na, da bist du auf dem Holzweg;[41] hier wohnt Burgemeister von Bremenfeld.

Das Mädchen. Das ist doch schrecklich, erst kann man seine Sachen nicht fertig kriegen und dann soll man sich noch obenein von solchem lumpigen Kanngießer zum Narren halten lassen.

Heinrich. Hast du dich über den Kanngießer zu beklagen, so geh' aufs Rathhaus; wenn ich anders den Burgemeister von Bremenfeld kenne, wirst du schon Recht kriegen.

Zwei Lakaien. Unsre wohledlen Frauen lassen fragen, wenn es der Frau Burgemeisterin genehm ist, so möchten sie gern die Ehre haben ihr aufzuwarten.

Heinrich (zum Mädchen). Hörst du nun, du Canaille, daß hier kein Kanngießer wohnt? (Zu den Bedienten.) Ich werde fragen, ob die Frau Burgemeisterin zu Hause ist.

(Das Mädchen geht.)

Heinrich (zu Geske). Da sind zwei Rathsfrauen draußen, die wollen mit der Frau Meisterin sprechen.

Geske. Laß sie hereinkommen.

Fünfte Scene.

Madame Abrahams. Madame Sanderus. Geske. Heinrich.

(Beide küssen Gesken das Kleid.)

Mad. Abrahams. Wir sind heut hiehergekommen, um unsere unterthänigste Gratulation abzustatten und die herzliche Freude und das Vergnügen zu temoigniren, so Dero Avancement uns bereitet, ingleichen uns in Dero Affection und Gewogenheit zu recommandiren.

Geske. Très humble serviteur. Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht ein Schälchen Kafe trinken?

Mad. Abrahams. Wir danken der Frau Burgemeisterin, wir sind für diesmal blos gekommen um zu gratuliren.

Geske. Très humble serviteur. Aber ich weiß schon, Kafe trinken Sie gern, Sie wollen sich blos nöthigen lassen; haben Sie doch die Güte und nehmen Sie Platz, der Kafe ist gleich fertig. Heinrich!

Heinrich. Wohlgeborne Frau!

Geske. Hast du den Syrup in den Kafe gethan?

Heinrich. Ja wohl.

Geske. Seid denn so gut, Ihr lieben Madamen, und nehmt vorlieb.

Mad. Sanderus. Frau Burgemeisterin will die Güte haben uns zu excüsiren, wir trinken niemals Kafe.

Geske. Ei dummes Zeug, das weiß ich besser; haben Sie die Güte und nehmen Sie Platz.

Mad. Abrahams (bei Seite). Ach Masoeur, ich bin im Stande mich zu übergeben, wenn ich blos an den Syrup denke.

Geske. Heinrich, komm mal 'rein, schenk' die Tassen ein.

Mad. Sanderus. Es ist schon genug, Kamerad, ich kann blos eine halbe Tasse trinken.

Heinrich. Ich soll die Frau Burgemeisterin bitten, doch mal einen Augenblick zum Herrn Burgemeister zu kommen.

Geske. Entschuldigt mich, Ihr guten Frauen, ich muß einen Augenblick fort, Sie werden aber gleich die Ehre haben, mich wiederzusehen. (Ab.)

Sechste Scene.

Die Rathsherrnfrauen (allein).

Erste Rathsherrnfrau. Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha! Wer ist nun am meisten angeführt, Schwester, sie, daß wir hier sitzen und sie heimlich auslachen, oder wir, daß wir Kafe mit Syrup trinken müssen?

Zweite Rathsherrnfrau. Sprich mir um Gotteswillen nicht mehr von dem Syrup, Schwester, es sitzt mir schon bis hieher, wenn ich blos daran denke.

Erste Rathsherrnfrau. Hast Du Acht gegeben, welche Miene sie machte, als wir ihr die Schürze küßten? Ha, ha, ha, ha, ha! Das vergesse ich nicht, solange ich lebe, das très-humble-serviteur, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha!

Zweite Rathsherrnfrau. Lach' nicht so laut, Schwester, ich bin bange, daß sie es hören kann.

Erste Rathsherrnfrau. Ach Schwester, das ist 'ne Kunst, sich hier das Lachen zu verhalten. War das nicht auch ein allerliebster Hund, den sie auf dem Arme hatte? Der schönste Kettenhund, den man sich nur wünschen kann; ich wette, sie nennt ihn noch obendrein Joli. Ach Himmel, wie wahr ist es doch, was das Sprüchwort sagt, daß Niemand so hochmüthig ist als der Bauer, wenn er zum Edelmann wird![45] Darum ist auch nichts gefährlicher als solch rascher Glückswechsel. Wer von vornehmer Familie stammt und eine anständige Erziehung genossen hat, der verändert sich nicht so leicht, ja im Gegentheil, er wird wol gar demüthiger, je höher er steigt. Die Menschen aber, die so rasch in die Höhe schießen, wie die Pilze, in denen ist die Hoffarth so recht zu Hause.

Zweite Rathsherrnfrau. Woher mag das nur kommen? Solche Leute, dünkt mich, müßten ja erst recht demüthig sein, wenn sie ihres früheren Standes gedenken.

Erste Rathsherrnfrau. Das liegt wol daran. Wer wirklich vornehm ist, denkt gar nicht daran, man könnte ihm die schuldige Ehre verweigern, und bekümmert sich daher auch nicht darum, wie man sich gegen ihn benimmt. Gemeine Leute dagegen sind gegen Jedermann voll Mißtrauen; jedes Wort, jede Miene, denken sie, soll ihnen ihre Herkunft vorrücken, und darum suchen sie ihre Würde durch Stolz und Tyrannei aufrecht zu erhalten. Glaub' mir, Herzensschwester, es ist doch was dran, von guter Herkunft zu sein. Aber da kommt der Bursche zurück, jetzt müssen wir still sein.

Siebente Scene.

Heinrich. Die Rathsherrnfrauen.

Heinrich. Lassen sich die guten Mardamen nur nicht die Zeit lang werden, Ihro Wohlgeboren werden gleich wieder da sein. Der Herr Burgemeister hat ihr ein neues Halsband für ihren Hund

verehrt, aber es war ein wenig zu weit, und nun ist der Schneider drin, um das Maß zu nehmen von dem Hunde seinem Hals; sobald das besorgt ist, kommt sie wieder. Aber, Ihr guten Mardamen, Ihr müßt nicht böse sein, wenn ich Sie um etwas bitte: wollen Sie wol so gut sein und an mich denken, so mit einer kleinen Discretion? Ich habe schwere Arbeit hier im Hause und muß schleppen wie ein Vieh.

Erste Rathsherrnfrau. Mit Vergnügen, Kamerad, hier ist ein Gulden, wenn Er den nicht verschmähen will —

Heinrich. Ach, mich gehorsamst zu bedanken, ich wollte nur, ich könnte Ihnen wieder dienen. Nun sollen Sie aber auch tüchtig trinken, während die Madam draußen ist, sie nimmt's wahrhaftig nicht übel, und wenn auch, so will ich sie schon wieder gut machen.

Erste Rathsherrnfrau. Ach, Kamerad, der größte Dienst, den Ihr uns erweisen könnt, ist, uns nicht zu nöthigen.

Heinrich. Wie gesagt, Wohlgeborne Mardamen, die Frau Burgemeisterin nimmt das nicht übel, Sie müssen nur tüchtig trinken. Aber vielleicht ist er nicht süß genug? Wir können gleich noch Syrup kriegen. Aber da kommt die Frau Burgemeisterin selbst.

Achte Scene.

Vorige. Geske.

Geske. Bitte um Entschuldigung, daß ich so lange geblieben bin. Aber die Damen haben ja nicht getrunken, die Kannen müssen wir leer kriegen, auf mein Wort, und hernach, wenn wir Kafe getrunken haben, müssen Sie unser Bier kosten, das ist, ohne Ruhm zu melden, so gut, wie irgendwo in der Stadt.

Mad. Sanderus. Ach, mir wird auf einmal so übel, die Frau Burgemeisterin muß mich excüsiren, ich muß fort, meine Schwester wird wol bleiben und es mit Dank annehmen —

Mad. Abrahams. Nein, das wäre ja Sünde, wenn ich meine Schwester verließe. Wir recommandiren uns der Frau Burgemeisterin zu Gnaden.

Geske. Ja da müßt Ihr wahrhaftig ein Glas Branntwein nehmen, davon werdet Ihr gleich wieder gesund, das vertreibt die

Winde. Heinrich, spring' mal hinaus, hol' mal ein Glas Genever, Madam ist nicht wol.

Mad. Sanderus. Nein Excüse, Frau Burgemeisterin, ich muß gehen. (Beide ab.)

Neunte Scene.

Eine andere Rathsherrnfrau. Geske. Heinrich.

Die Rathsherrnfrau. Unterthänige Dienerin, wohlgeborne Frau. Ich komme, schuldigermaßen meinen Glückwunsch abzustatten.

(Geske reicht ihr die Hand zum Küssen hin und sie küßt sie ihr.)

Geske. Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn ich oder der Burgemeister Ihr dienen können. Will Sie sich nicht setzen, sei Sie doch so gut; Sie muß keine Complimente machen, sondern thun, als ob Sie bei Ihres Gleichen wäre.

Die Rathsherrnfrau. Ich danke gehorsamst, wohlgeborne Frau. (Setzt sich.)

Geske. Da waren eben ein Paar von Ihren Mitcolleginnen und tranken Kafe mit mir, ich glaube wol, es sind noch ein paar Tassen übrig; wenn Ihnen gefällig ist, der Grund ist das Beste. Ich kann meiner Treu' nicht mehr trinken, ich habe schon so viel in den Leib gekriegt, mir steht der Magen wie 'ne Trommel.

Die Rathsherrnfrau. Ich danke unterthänigst, ich habe so eben Kafe getrunken.

Geske. Nach Belieben, wir vornehmen Leute nöthigen Niemand. Aber hört, meine gute Madam, kann Sie mir keine Französin recommandiren für mein Fräulein Tochter? Ich möchte gern, daß sie französisch lernte.

Die Rathsherrnfrau. Ja, Wohlgeborne Frau, ich kenne Eine, die ist recht geschickt.

Geske. Gut; aber das muß sie sich zum Voraus merken, daß sie mich nicht Madam nennt, wie diese Franzosen wol zu thun pflegen, das leide ich nicht. Nicht als ob ich hochmüthig wäre; aber ich habe so meine Bedenken dabei.

Die Rathsherrnfrau. Nein, das muß auch nicht sein. Aber könnt' ich nicht die Ehre haben, dem Fräulein Tochter ebenfalls die Hände zu küssen?

Geske. Herzlich gern. Heinrich, ruf' mal das Fräulein, sag' ihr, hier wär' eine Rathsherrnfrau, die wollte ihr die Hände küssen.

Heinrich. Ich glaube nicht, daß sie kommen kann, sie sitzt eben und versohlt ihre Strümpfe.

Geske. Nun hör' ein Mensch, wie der Tölpel da steht und in's Blaue schwatzt! Ha, ha, ha! er wollte sagen, sie baldyrt.[16]

(Arianke Grobschmiedin, was eine verkleidete Mannsperson ist, tritt ein.)

Arianke. Ach, meine liebe Schwester Geske, ist das wahr, daß Dein Mann Burgemeister geworden ist?! Das ist mir doch so lieb, als ob mir einer zwei Mark geschenkt hätte. Nun zeig' einmal, daß du nicht stolz geworden bist, sondern deine Dutzschwester noch kennst. (Geske bleibt stumm.) Seit wann ist dein Mann Burgemeister, Schwester? (Geske bleibt noch immer stumm.) Du sitzst in Gedanken, Schwester, ich frage, seit wann dein Mann Burgemeister ist?

Die Rathsherrnfrau. Ihr müßt mehr Respect zeigen, gutes Madamchen, für die Frau Burgemeisterin.

Arianke. Nein wahrhaftig, mit meiner Schwester Geske mach' ich keine Complimente, wir sind ja immer ein Herz und eine Seele gewesen. Aber wie steht's, Schwester? Mir scheint doch, du bist etwas hochmüthig geworden?

Geske. Gutes Mütterchen, ich kenne Sie nicht.

Arianke. Na so kennt mich doch Gott. Wenn du Geld gebraucht hast, hast du mich wohl gekannt; du kannst nicht wissen, mein Mann kann noch dasselbe werden, wie deiner, bevor er stirbt.

(Geske wird unwohl, sie holt ein Riechfläschchen heraus und riecht daran.)

Heinrich. Heraus mit dir, du altes grobes Stück, denkst du, du stehst hier in der Schmiede, daß du so sprichst?

(Faßt sie bei der Hand und führt sie hinaus.)

Geske. Ach, Madam, das ist eine Pein, mit diesen gemeinen Leuten umzugehen! Heinrich, du sollst die Schwerenoth kriegen, wenn du noch einmal solch ein Bürgerweib hereinläßt.

Heinrich. Die Sau war besoffen, der Branntwein stank ihr ja zum Halse heraus.

Die Rathsherrnfrau. Der Vorfall thut mir herzlich leid, ich fürchte, die Frau Burgemeisterin haben sich geärgert. Vornehme Leute vertragen nicht viel; je höher der Mensch steigt, je schwächer werden die Nerven.[47]

Geske. Ja, ich kann der Frau zuschwören, daß ich bei weitem nicht die Gesundheit mehr habe wie in meinem früheren Stande.

Die Rathsherrnfrau. Das glaub' ich gern, Ihro Wohlgeboren werden noch dahin kommen, daß Sie jeden Tag Medicin nehmen, so haben es die früheren Burgemeistersfrauen auch gemacht.

Heinrich (zu den Zuschauern). Es ist mir meiner Six auch so, als hätt' ich, seit ich Reutendiener geworden bin, nicht mehr die Gesundheit, wie früher, ich habe so ein Stechen gekriegt, au, au, just hier in meiner linken Seite. Ihr lacht darüber? Aber es ist wahrhaftig Ernst, ich fürchte ma foi, ehe ich selbst noch ein Wort davon weiß, hab' ich das Podagra am Halse.

Die Rathsherrnfrau. Die Frau Burgemeisterin muß sich auch einen Doctor nehmen, gleich jahrweise für das ganze Haus, der kann ihr dann so einige Tropfen geben, die sie zum wenigsten immer in einer Flasche parat haben muß, ob sie gebraucht werden oder nicht.

Geske. Ja wahrhaftig, den Rath will ich befolgen. Heinrich, spring' mal nachher hin zum Doctor Hermelin und bitte ihn, wenn er Zeit hat, soll er mal seine Aufwartung bei mir machen.

Die Rathsherrnfrau. Ich muß nun Abschied nehmen, Wohlgeborne Frau, und recommandire mich zu Gnaden.

Geske. Ist schon recommandirt, meine liebe Frau Rathsherrin. Wenn Sie was mit mir oder Meister Hermann — wollt' ich sagen, Burgemeister von Bremenfeld zu sprechen hat, nur ohne Umstände; wo wir Ihr oder Ihrem Liebsten zu Diensten sein können, werden wir nicht manquiren.

Die Rathsherrnfrau (küßt ihr die Schürze und sagt). Unterthänigste Dienerin.

Geske. Nun komm' herein, mein Mann will hier Audienz geben.

Fünfter Act.

Erste Scene.

Heinrich. Zwei Advocaten. Nachher ein Mann.

Heinrich. Element, nun geht meine Ernte an, nun ist Audienzstunde. Nun sollt Ihr sehen, Ihr guten Leute, ob Einer, der zehn Jahre im Dienst gewesen, sich besser darin schicken kann als ich. Da hör' ich schon pochen. Mit wem wollen die guten Herren sprechen?

Advocat. Wir wollten gern die Ehre haben, mit dem Herrn Bürgermeister zu sprechen.

Heinrich. Er ist noch nicht aufgestanden.

Advocat. Noch nicht aufgestanden um vier Uhr Nachmittags?!

Heinrich. Ja, aufgestanden ist er wol, aber er ist ausgegangen.

Advocat. Aber wir sind ja eben erst in der Thür Jemand begegnet, der mit ihm gesprochen hat?

Heinrich. Ja, zu Hause ist er am Ende wol, aber er befindet sich nicht wohl. (Leise.) Die Kerle sind doch dumm wie's Vieh, die können nicht begreifen, was ich meine.

Advocat (leise). Ich merke schon, mon frère, der Kerl will sich schmieren lassen, wir müssen ihm schon einen Gulden in die Hand drücken, dann werden wir schon zum Bürgermeister kommen. Hört, Kamerad, wollt Ihr ein paar Gulden nicht verschmähen, auf unsere Gesundheit zu trinken?

Heinrich. Nein, Ihr guten Herren, Geschenke nehm' ich niemals.

Advocat. Ja was sollen wir da machen, mon frère? Da müssen wir wol ein ander Mal wiederkommen.

Heinrich (winkt ihnen). Holla, Messieurs, seid doch nicht so eilig! Weil Sie es sind, will ich die zwei Gulden nehmen, Sie könnten sonst denken, ich wäre hochmüthig und das könnte dem Ruf unseres Hauses schaden.

Advocat. Sieh hier, Kamerad, da sind zwei Gulden, wenn Ihr die nicht verschmähen wollt; nun aber seid auch so gut und verschafft uns Audienz.

Heinrich. Gehorsamster Diener, Ihretwillen will ich Alles thun, was ich kann. Der Burgemeister ist zwar gesund wie ein Pferd, aber doch nicht wohl genug, um mit Jedem zu sprechen. Aber da Sie es sind, Messieurs, so ist das eine andere Sache; wollen Sie nur so gut sein und einen Augenblick warten, ich werde Sie sogleich anmelden. Aber da pocht es schon wieder; mit wem wollt Ihr sprechen, guter Freund?

Ein Mann (greift in die Hosentasche). Ich möchte gern die Ehre haben mit dem Herrn Burgemeister zu sprechen.

Heinrich (leise). Der Mann weiß zu leben, der greift gleich in die Tasche. (Laut.) Ja mein Herr, er ist zu Hause und Ihr sollt ihn sogleich zu sprechen kriegen.

(Heinrich hält die Hand hin, der Andere aber, statt des Geldbeutels, holt blos seine Uhr heraus und sagt:)

Der Mann. Es ist schon vier Uhr, sehe ich.

Heinrich. Wer war es doch, mit dem Monsieur sprechen wollte?

Der Mann. Mit dem Herrn Burgemeister.

Heinrich. Der ist nicht zu Hause, Monsieur.

Der Mann. Aber Ihr sagtet ja eben, er wäre zu Hause?

Heinrich. Kann wohl sein, Monsieur: aber dann hab' ich mich versprochen.

(Der Mann geht ab.)

Heinrich (leise). Seh' mal Einer den Gauner, du denkst wol auch, der Burgemeister steht für dich immer parat? (Zu den Advocaten.) Nun werd' ich Sie gleich melden. (Ab.)

Advocat. Sieh nur den Burschen, wie der sich schon in sein Amt zu finden weiß. Verstell' dich nur gut, mon frère, wir sind die Ersten, die diesem guten Kanngießer das Leben sauer machen, unsere Kameraden werden die Komödie zu Ende bringen. Aber sieh', da kommt er.

Zweite Scene.

Vorige. Bremenfeld. Nachher **ein altes Weib.**

Erster Advocat. Aus tiefstem Herzensgrunde wünschen wir dem wohlgebornen Herrn Bürgermeister Glück zur hohen Würde, die ihm in dieser Stadt zu Theil geworden und verhoffen, daß Er,

was Milde, Weisheit und Wachsamkeit anbetrifft, keinem seiner Vorgänger nachstehen wird, sintemal Ihro Wohlgeboren sich den Weg zu diesem hohen Amte gebahnt haben nicht durch Reichthum, Verwandtschaft und Freunde, sondern allein durch Dero bekannte große Tugenden, Gelehrsamkeit und Erfahrenheit in Staatssachen.

Bremenfeld. Très humble serviteur.

Zweiter Advocat. Vornehmlich freuen wir uns darüber, daß wir einen Mann zur Obrigkeit bekommen haben, der nicht allein mit einem fast göttlichen Verstande begabt ist ....

Bremenfeld. Gott sei gedankt.

Zweiter Advocat. Sondern der auch dafür bekannt ist, daß er freundlich ist gegen Jedermann und es als sein größtes Vergnügen betrachtet, die Klagen des Publikums zu hören und ihnen abzuhelfen. Ja ich kann sagen, daß ich vor Freude beinahe in Ohnmacht gefallen bin, da ich zuerst hörte, daß die Wahl den Herrn Bürgermeister von Bremen getroffen —

Bremenfeld. Ihr müßt sagen von Bremenfeld, Messieurs.

Zweiter Advocat. Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, ich wollte sagen Bürgermeister von Bremenfeld. Heute nun sind wir gekommen, erstlich unsern unterthänigen Glückwunsch abzustatten, demnächst um Ihro Wohlgeboren um Rath zu fragen in einer Streitigkeit, welche sich zwischen unsern Clienten erhoben hat. Besagte Zwistigkeit hatten wir Anfangs beschlossen, vom Gericht entscheiden zu lassen; später jedoch haben wir uns anders besonnen und wollen zur Vermeidung des Zeitverlustes und der Unkosten, die ein regelrechter Proceß doch immer macht, uns dem Ausspruch des Herrn Bürgermeisters unterwerfen; bei dem wollen wir es dann bewenden lassen.

(Bremenfeld setzt sich, indem er die Andern stehen läßt.)

Erster Advocat. Unsere beiden Clienten sind Nachbarn, aber da ist ein fließendes Wasser, das ihre Besitzungen von einander trennt. Nun hat es sich vor drei Jahren zugetragen, daß das Wasser ein großes Stück Erde von meines Clienten Grund und Boden abgelöst und auf meines Gegners Acker geführt hat. Soll er das nun behalten? Heißt es nicht: nemo alterius damno debet locupletari? Hier will sich ja sein Client bereichern auf meines Clienten Kosten, was doch aperte streitet wider aequitatem naturalem; ist's nicht so, Herr Bürgermeister?

Bremenfeld. Ja, das ist unbillig, das muß Niemand verlangen, Ihr habt Recht, Monsieur.

Zweiter Advocat. Aber Justinianus sagt ja ausdrücklich libro secundo Institutionum, titulo primo, de alluvione . . .

Bremenfeld. Was Henker schert das mich, was Justinianus oder Alexander Magnus sagt? Die haben vielleicht ein paar tausend Jahre früher gelebt, bevor Hamburg gebaut ist, wie können die über Dinge urtheilen, die zu ihrer Zeit noch gar nicht vorhanden waren?!

Zweiter Advocat. Ich will doch nicht hoffen, daß Euer Wohlgeboren die Gesetze verwerfen, die in ganz Deutschland anerkannt sind?

Bremenfeld. Nein, so meint' ich das nicht, Ihr habt mich nicht recht verstanden, ich wollte nur sagen . . . . . (er hustet dazwischen). Seid so gut und fahrt in Eurer Sache fort.

Zweiter Advocat. Justinian schreibt wörtlich: Quod per alluvionem agro tuo flumen adjecit, jure gentium tibi adquiritur.

Bremenfeld. Herr Advocat, Ihr sprecht so verwünscht schnell, sagt mir das deutlicher.

(Der Advocat sagt dasselbe noch einmal, aber langsam.)

Bremenfeld. Ei Monsieur, Ihr habt eine verflucht schlechte Aussprache im Lateinischen; bedient Euch Eurer Muttersprache, das wird Euch leichter werden. Ich sage das nicht deshalb, als ob ich mit dem Latein etwa auf gespanntem Fuße lebte; ich spreche mitunter ganze Stunden lang Latein mit meinem Bedienten. Ist das nicht so, Heinrich?

Heinrich. Das ist was Einziges, meinen Herrn Lateinisch sprechen zu hören; die Thränen, schwör' ich Euch, stehen mir in den Augen, so wie ich daran denke. Das ist gleichsam, als wenn Erbsen in einem Kessel kochen, so heftig laufen ihm die Worte vom Munde; weiß der Teufel wie ein Mensch sich beim Sprechen so expediren kann. Aber was thut nicht die lange Uebung!

Zweiter Advocat. Justinian, Wohlgeborner Herr Bürgermeister, sagt Folgendes: Was durch einen Fluß von eines Andern Acker abgerissen und dir zugeführt wird, das gehört dir.

Bremenfeld. Ja, so weit hat Justinianus Recht, das war ein braver Mann; ich habe zu viel Respect vor ihm, als daß ich sein Urtheil umstoßen sollte.

Erster Advocat. Aber, Herr Bürgermeister, mein Gegenpart liest das Gesetz, wie der Teufel die Bibel; er vergißt, was gleich darauf folgt: per alluvionem autem videtur id adjici, quod ita paulatim adjicitur, ut intelligi non possit, quantum quoquo temporis momento adjicitur.

Bremenfeld. Messieurs, um Entschuldigung, ich muß auf's Rathhaus, es schlägt gleich halb fünf — Heinrich, sieh zu, daß du die Sache mit ihnen auf der Treppe in Ordnung bringst.

Erster Advocat. Ach Herr Bürgermeister, sagt uns doch nur mit Einem Wort Dero Meinung!

Bremenfeld. Messieurs, Ihr habt alle beide Recht, Jeder in seiner Art.

Zweiter Advocat. Aber wie ist das möglich, daß wir alle beide Recht haben?! Wenn ich Recht hätte, dächt' ich, so hat mein Gegenpart Unrecht; Justinians Ausspruch ist ausdrücklich für mich.

Bremenfeld. Entschuldigt mich, ich muß stehenden Fußes auf's Rathhaus.

Erster Advocat (hält den Bürgermeister fest). Ich habe ja aber bewiesen, daß Justinians Ausspruch für mich ist.

Bremenfeld. Ja, allerdings, Justinian spricht für Euch und für Euch auch; warum zum Teufel vergleicht Ihr die Sache da nicht? Ihr kennt Justinian nicht so gut als ich; wenn er den Mantel auf zwei Seiten trägt, so ist das so viel als wenn er sagen wollte: Packt euch, Ihr Schubiake, und vergleicht die Sache.

Zweiter Advocat. Herr Bürgermeister, um die Meinung des Gesetzgebers recht zu erfassen, muß man doch einen Artikel mit dem andern conferiren; steht denn nicht im gleichfolgenden Paragraph: Quod si vis fluminis de tuo praedio —

Bremenfeld. Ei laßt mich in Frieden, Ihr Rechtsverdreher,[48] Ihr hört ja, ich muß auf's Rathhaus!

Erster Advocat. Einen Augenblick, Herr Bürgermeister, laßt uns nur erst hören, was Hugo Grotius sagt.

Bremenfeld. Ich wollte, der Satan holte Euch alle beide, Euch sammt Eurem Hugo Grotius;[49] was schert mich Hugo Grotius? Das war ein Armenianer; was kümmern uns die Gesetze, die man der Teufel weiß wo in Armenien macht? Heinrich, jage sie mal

gleich zur Thüre 'naus! (Sie gehen ab. Heinrich zankt sich draußen mit Jemand; er kommt kopfüber wieder hereingestürzt, gefolgt von einem alten Weibe, das eine verkleidete Mannsperson sein muß.)

Das Weib (packt den Bürgermeister bei der Brust und ruft). Was ist das für eine Obrigkeit, die solche verfluchten Gesetze gibt, daß ein Mann zwei Weiber nehmen darf?! Denkt Ihr denn, es sei kein Gott mehr im Himmel?!

Bremenfeld. Bist du verrückt, Weib? Wer Henker denkt denn an so was?

Das Weib. Hei hei hei, ich gehe nicht fort, bis ich dein Herzblut gesehen habe!

(Peter kommt und wirft das Weib hinaus. Heinrich, der sich versteckt hatte, hilft ihm am Ende dabei.)

Dritte Scene.

Bremenfeld. Heinrich. Nachher zwei Bürger und ein Lakai.

Bremenfeld. Heinrich, du sollst die Schwerenoth kriegen, wenn du wieder alte Weiber oder Advocaten hereinläßst, die machen mich todt, jeder auf seine Weise. Aber auch wenn andere Leute kommen, mußt du ihnen sagen, daß sie sich in Acht nehmen sollen, kein Latein zu sprechen, ich hätte das gewisser Ursachen willen verschworen.

Heinrich. Ich habe es auch verschworen aus denselben gewissen Ursachen.

Bremenfeld. Du kannst sagen, daß ich nichts spreche als Griechisch.

(Es klopft wieder; Heinrich geht an die Thüre und kommt mit einem großen Stoß Akten zurück.)

Heinrich. Hier ist ein Stoß Akten vom Syndikus, der Herr Burgemeister möchte so gut sein und seine Bedenken darüber abgeben.

(Der Bürgermeister setzt sich an den Tisch und stöbert in den Papieren.)

Bremenfeld. Es ist doch nicht so leicht, Burgemeister zu sein, wie ich dachte, Heinrich; hier habe ich einige Sachen zur Durchsicht gekriegt, da kann sich der Teufel selbst nicht drin zurechtfinden. (Fängt an zu schreiben, steht auf und trocknet sich den Schweiß ab, setzt sich wieder und streicht aus, was er vorhin geschrieben hat.) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Was machst du da für Spectakel, kannst du nicht stille sein?

Heinrich. Ich rühre mich ja nicht von der Stelle, Herr Burgemeister.

Bremenfeld (steht wieder auf, trocknet sich den Schweiß ab wie vorhin und wirft seine Perücke an die Erde, um mit bloßem Kopf besser meditiren zu können; er tritt beim Auf- und Abgehen auf die Perücke und stößt sie zur Seite. Dann setzt er sich wieder hin und schreibt auf's Neue.) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Dich soll das Donnerwetter, wenn du nicht ruhig bist; das ist nun schon das zweitemal, daß du mich aus dem Concept bringst.

Heinrich. Ich habe doch wahrhaftig nichts weiter gethan, als daß ich mir den Rock aufnahm und an meinen Beinen maß, wie viel mir die Livree zu lang ist.

Bremenfeld (springt wieder auf, schlägt sich mit der Hand vor den Kopf, um Gedanken zu kriegen). Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Geh' mal raus und sage den Weibern, die auf der Straße die Austern ausrufen,[50] sie sollen nicht in der Straße rufen, wo ich wohne, sie stören mich ja in meinen politischen Verrichtungen.

Heinrich (ruft zur Thür hinaus, dreimal): Hört Ihr Austernweiber! Ihr Carnalien! Ihr Bestien! Ihr unverschämten Metzen! Ihr Allerwelts-Huren! Habt Ihr denn gar keine Scham mehr, daß Ihr Euch untersteht in dem Herrn Burgemeister seiner Straße zu rufen und ihn zu stören in seinen politischen Verrichtungen?!

Bremenfeld. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Nun hör' doch mal wieder auf, du Vieh!

Heinrich. Es nutzt auch nichts, wenn ich weiter rufe, die ganze Straße wimmelt von solchem Pack; wie eine vorbei ist, kommt gleich eine andere wieder. Daher ...

Bremenfeld. Kein Geschwätz weiter, sei still und halt dein Maul! (Setzt sich hin und streicht wieder aus, was er geschrieben hat; schreibt auf's Neue, springt auf und stampft vor Zorn mit den Füßen; ruft): Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Ich wollte, der Teufel holte die ganze Burgemeisterei; willst du Burgemeister sein statt meiner?

Heinrich. Pfui über den, der das thäte! (Leise.) Und ebenso über den, den danach verlangt.

Bremenfeld (will sich hinsetzen, um auf's Neue zu schreiben, setzt sich aber in Gedanken fehl und fällt an die Erde; ruft): Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Ich liege an der Erde!

Heinrich. Das sehe ich wol.

Bremenfeld. Na so komm doch und hilf mir!

Heinrich. Der Herr Burgemeister hat ja gesagt, ich soll mich nicht von der Stelle rühren.

Bremenfeld. Das ist ein verwünschter Bursche! (Hilft sich selbst wieder auf.) Klopft es da nicht an der Thüre?

Heinrich. Ja. — Mit wem will Er sprechen.

Ein Bürger. Ich bin der Altmeister vom Hutmachergewerk, ich habe eine Klage beim Herrn Burgemeister.

Heinrich. Hier ist der Altmeister vom Hutmachergewerk mit einigen Beschwerden.

Hermann von Bremenfeld. Na, ich kann doch nicht mehr als eine Sache auf einmal im Kopfe haben; frag' ihn, was es ist.

Der Bürger. Das ist eine weitläufige Geschichte, ich muß den Herrn Burgemeister selbst sprechen; in einer Stunde kann die Sache abgemacht sein, meine Klage besteht blos aus zwanzig Punkten.

Heinrich. Er sagt, er müßte den Herrn Burgemeister selbst sprechen, seine Punkte bestünden blos aus zwanzig Klagen.

Bremenfeld. Ach Gott schütze mich armen Mann, ich bin schon ganz dämlich im Kopfe; laß ihn nur herein kommen.

Der Bürger. Ach Herr Burgemeister, mir armem Manne ist großes Unrecht geschehen, der Herr Burgemeister wird das selbst einsehen, so wie er es zu hören kriegt.

Bremenfeld. Ihr müßt das schriftlich aufsetzen.

Der Bürger. Ich habe es aufgesetzt, auf vier Bogen —

Bremenfeld. Heinrich, es klopft schon wieder.

Heinrich. Mit wem wollt Ihr sprechen?

Ein zweiter Bürger. Ich habe eine Klage beim Herrn Burgemeister gegen den Altmeister vom Hutmachergewerk.

Bremenfeld. Wer war das, Heinrich?

Heinrich. Das ist diesem Mann sein Gegenpart.

Bremenfeld. Er soll dir seine Eingabe geben; bleibt nur beide so lange auf dem Vorsaal, Ihr guten Männer. (Die Männer ab.) Heinrich!

Heinrich. Ja, Herr.

Bremenfeld. Kannst du mir nicht ein bischen zurecht helfen, ich weiß nicht wo ich anfangen soll. Lies mir mal den Hutmachern ihre Klage vor.

Heinrich (liest wie folgt:) Wohlgeborner, hochgelehrter, gestrenger, fester Herr Bürgermeister! Von dieser guten Stadt löblicher Bürgerschaft achtbaren Gewerken, erscheine ich Endesunterschriebener N. N., unwürdiger Aeltester des achtbaren Hutmachergewerks, als dem der Vortritt gebührt, und nach zuvor abgelegter so ehrerbietiger als herzlicher Gratulation von wegen eines so würdigen und höchst erleuchteten Mannes Erhöhung zu solcher hohen Hoheit, beantrage ich in tiefster Demuth einen von den größten, gefährlichsten und abscheulichsten Mißbräuchen, welchen nichtsnutzige Zeiten und noch nichtsnutzigere Menschen hier in der Stadt in Gebrauch gebracht haben, verhoffend, daß Euer Herrlichkeit dem abhelfen werden. Die Sache ist die, daß die Kramer hiesiger Stadt ohne einige Furcht noch Scham öffentlich allerhand Arten von Kleidungsstücken verkaufen und feilbieten, die von Kastor gewebt sind; ja daß sie ihre abscheuliche Dummdreistigkeit so weit treiben, daß sie Strümpfe davon weben lassen, da es doch bekannt ist, daß Biberhaare allein unserer Profession zugehören; derowegen wir armen Hutmacher die zur Fortsetzung unseres Gewerbes nöthigen Haare nicht mehr mit Geld aufwiegen können, so daß das Publikum von seiner guten Gewohnheit abkommt und nicht mehr zehn bis zwanzig Thaler für einen Hut geben will, unserem Handwerk zu unersetzlichem Schaden an Reputation und Einkommen. Beliebe es nun meinem Herrn Bürgermeister nachfolgende vierundzwanzig wichtige Ursachen und Gründe in Erwägung zu ziehen, wonach wir Hutmacher unmaßgeblich vermeinen, daß wir allein berechtigt sind, in Kastor zu arbeiten. Nämlich erstens: daß es von alten Zeiten her ein allgemeiner Brauch

und Usus gewesen ist, nicht allein hier, sondern in der ganzen Welt, Kastorhüte zu tragen, was mit vielfachen Citaten aus der Historie wie auch durch gerichtlich bescheinigte Zeugenaussagen bewiesen werden kann. Erstens was die Historie betrifft —

Bremenfeld. Laß die Historie nur weg!

Heinrich. Zweitens, was die Zeugenaussagen betrifft: daß Adrian Nielsen, neunundsiebenzig Jahre alt, sich erinnern kann, daß seines Vaters Aeltervater gesagt hat.....

Bremenfeld. Laß nur ebenfalls weg, was er gesagt hat.

Heinrich. Drittens: daß es eine unmäßige Ueppigkeit ist, solche kostbare Haare zu Strümpfen und Kleidern zu verbrauchen, was wider alle gute Ordnung und Sitte streitet, absonderlich seit aus England, Frankreich und Holland so viele kostbare Kleider eingeführt werden, daß man sich daran genügen lassen könnte, ohne einem ehrlichen Manne die Nahrung zu nehmen ....

Bremenfeld. Genug, Heinrich, ich sehe schon, der Altmeister hat Recht.

Heinrich. Aber ich habe doch gehört, daß eine Obrigkeit stets beide Parteien hören muß, bevor sie ihr Urtheil fällt; soll ich daher nicht auch die Antwort des Gegenparts lesen?

Bremenfeld. Nur zu.

(Er gibt ihm nachfolgende Beschwerde des Gegenparts.)

Heinrich (liest). Hochgeborne Excellenz, hocherleuchteter und sehr politischer Herr Bürgermeister! So hoch als Dero Verstand über alle Anderen hervorragt, so hoch ragt auch meine Freude über die aller Andern, seitdem ich gehört habe, daß Ihr Bürgermeister geworden seid. Aber weshalb ich jetzt erscheine, das ist, weil die Hutmacher mir Aergerniß bereiten und nicht wollen, daß ich Stoffe und Strümpfe von Kastor feil halten soll. Ich merke recht gut, was sie wollen: sie wollen den Handel mit Kastor allein haben und daß man den Kastor blos zu Hüten verwenden soll. Aber das verstehen sie nicht. Es ist thöricht, einen Kastorhut zu tragen, den trägt man unter dem Arm, wo er weder wärmt noch nützt, und ein Strohhut leistet denselben Dienst. Kastorstrümpfe und Kleider dagegen sind ebenso warm wie weich und wenn der Herr Bürgermeister es nur erst einmal probirt hat, was ja mit der Zeit wol geschehen kann, so wird er selbst bekennen —

Bremenfeld. Halt auf, es ist genug, der hat ja ebenfalls Recht.

Heinrich. Aber ich weiß doch, daß sie nicht Beide Recht haben können?

Bremenfeld. Na wer hat denn Recht?

Heinrich. Das muß unser Herr Burgemeister wissen.

Bremenfeld (steht auf und spaziert hin und her). Das ist ja eine verfluchte Geschichte! Heinrich, kannst du mir denn nicht sagen, du dummes Vieh, wer Recht hat? Wozu geb' ich dir Hund denn Kost und Lohn? (Draußen erhebt sich ein Lärm; er fragt:) Was ist das für ein Lärm auf dem Gange?

Heinrich. Die beiden Bürger haben sich bei den Haaren.

Bremenfeld. Geh' hinaus, sie sollen Respect vor des Burgermeisters Haus haben!

Heinrich. Es ist das Beste, Herr, sie prügeln sich, vielleicht werden sie desto eher gute Freunde. Element, ich glaube sie wollen einbrechen; horch, wie sie an die Thüre trommeln!

(Hermann von Bremenfeld kriecht unter den Tisch und versteckt sich.)

Heinrich. Wer klopft?

Ein Lakei. Ich komme von einem fremden Residenten, mein Herr hat etwas mit dem Bürgermeister zu sprechen, was wichtig ist.

Heinrich. Wo Henker ist der Burgemeister geblieben? Hat denn der Teufel den Burgemeister geholt?

Bremenfeld (unterm Tisch, ganz leise). Heinrich, wer war da?

Heinrich. Ein fremder Präsident will den Herrn sprechen.

Bremenfeld. Bitt' ihn, er soll in einer halben Stunde wiederkommen und sage, es wären zwei Hutmacher bei mir, die ich expediren müßte. Heinrich, bitte doch auch die Bürger, sie sollen fortgehen bis morgen. Ach Gott schütze mich armen Mann, ich bin so dämlich im Kopfe, daß ich selbst nicht mehr weiß, was ich thue. Kannst du mir nicht zurechthelfen, Heinrich?

Heinrich. Ich weiß keinen bessern Rath für den Herrn Burgemeister, als daß er sich aufhängt.

Bremenfeld. Geh' hinaus, hol' mir den politischen Stockfisch, er liegt auf dem Tisch in der Wohnstube, es ist ein deutsches Buch in weißem Einband; vielleicht kann ich darin finden, wie ich mich gegen fremde Präsidenten zu benehmen habe.

Heinrich. Will der Herr Burgemeister auch Senf und Butter dazu haben?

Bremenfeld. Nein, es ist ein Buch in weißem Einband.

(Während Heinrich draußen ist, geht der Bürgermeister in Gedanken und reißt des Hutmachers Document in Stücke.)

Heinrich. Hier ist das Buch — aber was reißt der Herr denn da entzwei? Das ist meiner Treu dem Altmeister seine Klageschrift!

Bremenfeld. Ach, das hab' ich in Gedanken gethan. (Er nimmt das Buch und wirft es auf die Erde.) Ich glaube, Heinrich, dein Rath ist der beste, ich hänge mich auf. (Es klopft.)

Heinrich. Holla, nun klopft es schon wieder (geht hinaus und kommt weinend zurück). Ach Herr Burgemeister! zu Hülfe, Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Was ist denn los?

Heinrich. Da ist ein ganzes Regiment Matrosen vor der Thüre, die schreien: Wenn wir nicht Recht kriegen, schlagen wir dem Burgemeister alle Fenster ein. Einer von ihnen hat mich mit einem Stein in den Rücken geworfen, au au!

(Der Bürgermeister kriecht wieder unter den Tisch.)

Bremenfeld. Heinrich, bitte die Frau Burgemeisterin, daß sie hinausgeht und sie zur Ruhe bringt, vielleicht haben sie Respect vor dem Frauenzimmer.

Heinrich. Ja richtig, da seht zu, was Bootsleute für Respect vor den Frauenzimmern haben; geht sie hinaus, so wird sie genothzüchtigt und dann ist das Ende schlimmer als der Anfang.

Bremenfeld. Ei was, sie ist eine alte Frau.

Heinrich. Matrosen sind nicht so delicat, an so etwas wagte ich meine Frau nicht. Da pocht es schon wieder; soll ich auf machen?

Bremenfeld. Nein, ich fürchte, es sind die Matrosen. Heinrich, spring' an die Thüre und hör', wer es ist.

Heinrich. Sieh da, sie kommen meiner Treu geradewegs herein; es sind zwei Rathsherren.

Vierte Scene.

Abrahams. Sanderus. Hermann. Heinrich.

Abrahams. Ist der Bürgermeister nicht zu Hause?

Heinrich. Ja gewiß, er sitzt unterm Tisch.

Abrahams. Was? Unterm Tisch sitzt der Herr Bürgermeister?!

Bremenfeld. Ach Ihr guten Herren, ich habe ja niemals Burgemeister werden wollen, warum habt Ihr mich in das Unglück gebracht?

Abrahams. Ja das hat Er nun einmal angenommen, nun komm' Er nur vor, Herr Bürgermeister. Wir sind hieher gekommen, um Ihm den großen Verstoß vorzustellen, den Er sich hat gegen den fremden Minister zu Schulden kommen lassen, den er so höhnisch abgewiesen. Darüber kann ja die Stadt in Ungelegenheiten kommen; wir dachten, der Herr Bürgermeister verständen sich besser aufs jus publicum und Ceremonialien.

Bremenfeld. Ach Ihr guten Herren, Ihr könnt mich ja absetzen, so bin ich erlöst von dieser Bürde, die ich zu schwach zu tragen bin und der fremde Minister hat seine Statisfaction.

Sanderus. Das sei ferne, Herr Bürgermeister, daß wir Ihn absetzen sollten; Er muß uns sofort auf's Rathhaus folgen, um mit dem Syndico zu überlegen, wie das Versehen wieder gut gemacht werden soll.

Bremenfeld. Ich gehe nicht auf's Rathhaus und wenn man mich bei den Haaren dahin schleppt! Ich will nicht mehr Burgemeister sein, ich hab' es auch nie sein wollen, eher könnt Ihr mir das Leben nehmen! Ich bin Kanngießer mit Gott und Ehren und als Kanngießer will ich sterben!

Sanderus. Wollt Ihr denn den ganzen Rath zum Narren halten? Höre, mon frère, hat Er die Bürgermeisterstelle nicht angenommen?

Abrahams. Ja gewiß, wir haben ja den Rapport schon erstattet.

Sanderus. Da wollen wir schon Rath schaffen, auf solche Art läßt sich der ganze Senat nicht prostituiren.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Bremenfeld. Heinrich.

Bremenfeld. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Was meinst du wol, was diese Rathsherren mit mir anfangen werden?

Heinrich. Ich weiß nicht, Herr, aber sehr aufgebracht waren sie, das hab' ich wol gesehen; mich wundert, daß sie sich in des Burgemeisters Stube unterstanden, den Mund so vorneweg zu haben. Wär' ich Burgemeister gewesen, ich hätt' ihnen meiner Treu auf höfliche Manier gesagt: Haltet Eure Schnauzen, Ihr Schubiake, steckt den Finger in die Dielen und seht zu, in was für einem Hause Ihr seid.[51]

Bremenfeld. Wenn du nur Burgemeister wärst, wenn du nur Burgemeister wärst! Ach! ach! ach!!

Heinrich. Wenn ich mich in des Herrn Geschäfte mischen dürfte, so wollte ich doch unterthänigst um Eins gebeten haben: nämlich daß ich mich inskünftige von Heinrich nennen dürfte.

Bremenfeld. Ei du unverschämter Bube, ist das jetzt Zeit mit solchen Narrenspossen zu kommen? nun du siehst, daß ich rings umgeben bin von Unglück und verdrießlichen Geschäften?

Heinrich. Ich thue das auf Parol' nicht aus Ehrgeiz, sondern blos um mehr Respect bei meinen Mitbedienten im Hause zu haben, besonders bei Annecke, welche ....

Bremenfeld. Wenn du nicht dein Maul hältst, tret' ich dir den Schädel in Stücke. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Kannst du mir denn nicht ein Bischen zurecht helfen, du dummer Hund? Sieh her, bring' die Sache in Ordnung oder dich soll das Donnerwetter!

Heinrich. Das ist doch wunderlich, daß der Herr das von mir verlangt: er, der solch kluger Mann ist und allein um seiner Weisheit willen zu solchem hohen Amte berufen ward?

Bremenfeld. Willst du mich obenein noch zum Narren halten? (Nimmt einen Stuhl und will ihn schlagen. Heinrich ab.)

Sechste Scene.

Hermann von Bremenfeld (allein. Setzt sich, die Hände unterm Kinn, und denkt lange nach, springt vor Alteration auf und sagt):

Klopfte das nicht? (Er geht sachte an die Thür, sieht aber Niemand, setzt sich wieder nieder, um nachzudenken, bricht in Thränen aus und trocknet

sich die Augen mit den Acten; springt vor Alteration wieder auf, gleichsam in Raserei und ruft:) Ein ganzes Bündel Acten vom Syndicus! Altmeister der Hutmacher! Des Altmeisters Gegenpart! Klageschrift in zwanzig Punkten! Aufruhr der Matrosen! Fremder Präsident! Zurechtweisung vom Magistrat! Drohungen! . . . . Ist denn da aber kein Strick zur Hand?! Ich weiß doch, da ist einer hinterm Ofen — (nimmt den Strick und macht ihn zurecht). Das war mir prophezeit, daß meine politischen Studien mich erhöhen sollten; die Prophezeiung wird bald erfüllt sein, wenn anders der Strick nicht reißt. Nun laßt den Rath kommen mit allen seinen Drohungen, nun blase ich ihnen was, wenn ich todt bin. Aber Einen Wunsch hätte ich doch noch: nämlich daß ich den Autor von dem politischen Stockfisch neben mir hängen sähe, mit seinen sechzehn Staatscabinetten[52] und politischen Nachtischen um den Hals. (Nimmt das Buch vom Tische und reißt es in Stücke.) Du Canaille sollst keinen ehrlichen Kanngießer mehr verführen; so, das ist doch ein kleiner Trost, bevor ich sterbe. Nun muß ich mich nach einem Nagel umsehen, wo ich mich dran aufhänge. Das wird eine merkwürdige Geschichte sein, wenn sie nach meinem Tode sagen: Welcher Burgemeister von Hamburg war wol so wachsam, wie Hermann von Bremenfeld, der, so lange er Burgemeister war,[53] nicht einen Augenblick geschlafen hat?!

Siebente Scene.

Antonius. Hermann.

Antonius. He, Holla, was Henker schafft Ihr da?

Hermann. Ich will eben gar nichts mehr zu schaffen haben, und um allen Geschäften zu entgehen, will ich mich aufhängen; wollt Ihr Compagnie machen, soll es mir ein Vergnügen sein.

Antonius. Nein, das will ich nicht; aber was bringt Euch zu solchem verzweifelten Entschluß?

Hermann. Hör' Antonius, es nutzt nichts mehr davon zu reden, ich hänge mich, ist es nicht heut, so ist es morgen; ich bitte blos noch, bevor ich sterbe, daß Ihr der Frau Burgemeisterin und dem Fräulein Tochter meinen Respect vermeldet und sie sollen mir folgende Grabschrift setzen:

Steh still, Wandersmann!
Hier hängt
Burgemeister von Bremenfeld,
Der in der ganzen Zeit, daß er Burgemeister war
Nicht eine Minute schlief.
Geh' du hin und thue desgleichen!

Aber Ihr wißt vielleicht noch gar nicht, lieber Antonius, daß ich Burgemeister geworden bin und ein Amt gekriegt habe, wo ich nicht mehr weiß, was schwarz oder was weiß ist und zu dem ich mich ganz untüchtig fühle? Denn an den zahlreichen Widerwärtigkeiten, so mir begegnet sind, hab' ich es gemerkt, daß es ein großer Unterschied ist, Obrigkeit zu sein und über die Obrigkeit zu raisonniren.

Antonius. Ha ha ha ha ha ha!

Hermann. Lacht mich nicht aus, Antonius, Ihr thut eine Sünde damit.

Antonius. Ha ha ha, nun merke ich, wie das zusammenhängt. Ich war eben im Wirthshaus, da wollten die Leute bersten vor Lachen über eine Komödie, welche man mit Hermann von Bremen gespielt hat: nämlich daß einige junge Leute ihm eingebildet haben, er wäre Burgemeister geworden, blos um zu sehen, wie er sich wol dabei benehmen würde. Es ärgerte mich in der Seele, wie ich davon hörte, kam deshalb sofort hierher, um Euch zu warnen.

Hermann. Was? Da bin ich nicht Burgemeister?

Antonius. Nein, das ist pures erdichtetes Zeug, blos um Euch Eure Narrheit abzugewöhnen, daß Ihr über hohe Dinge raisonnirt, die Ihr nicht versteht.

Hermann. Ach, und das mit dem fremden Residenten, das ist auch nicht wahr?

Antonius. Nein, gewiß nicht.

Hermann. Und das mit dem Altmeister der Hutmacher auch nicht?

Antonius. Es ist erdichtet, Alles zusammen.

Hermann. Und mit den Matrosen auch nicht?

Antonius. Nein, nein!

Hermann. Na da häng' sich der Teufel — Geske! Engelke! Peter! Heinrich! Heraus, alle zusammen!

Achte Scene.

Hermann. Antonius. Geske. Engelke. Peter. Heinrich.

Hermann. Mein Herzensweib, geh wieder an die Arbeit, mit unserer Burgemeisterei ist es zu Ende.

Geske. Zu Ende?

Hermann. Ja ja, es ist zu Ende; einige Spaßvögel haben sich zusammengethan uns zu vexiren —

Geske. Uns vexiren? — .... Na da sollen sie die Schwerenoth kriegen, wenn sie uns vexirt haben und du dazu. (Sie gibt ihm Ohrfeigen; Hermann prügelt sie tüchtig.) Ach mein Herzensmann, schlag' mich nicht mehr! Ach mein Herzensmann, hör' auf!

Hermann. Du sollst wissen, Weib, daß ich jetzt nicht mehr Politicus bin und daher auch nicht mehr bis zwanzig zähle, wenn ich Ohrfeigen kriege. Von jetzt an will ich ein anderes Leben führen, meine Bücher ins Feuer werfen und allein meines Handwerks wahrnehmen. Auch warne ich Euch hiemit sämmtlich ein für allemal, daß ich Keinen von Euch sehe, daß er mir in einem politischen Buche liest oder mir eins ins Haus bringt, das soll ihm übel bekommen.

Heinrich. Für meine Person, Herr Burgemeister, sag' ich gut: ich kann weder lesen noch schreiben.

Bremenfeld. Laß du nur die beiden ersten Sylben weg und nenne mich schlechtweg Meister: denn Kanngießer bin ich und will als Kanngießer sterben. Hört, Monsieur Antonius, ich weiß, daß Ihr meiner Tochter gut seid; meine früheren Capricen haben Eurer Liebe im Wege gestanden. Hiemit habt Ihr nun die Einwilligung von Vater und Mutter, so daß, wenn Ihr noch desselben Sinnes seid, alle Hindernisse gehoben sind.

Antonius. Ja, ich bleibe fest bei meinem Vorsatz und bitte, daß Ihr sie mir zur Frau gebt.

Hermann. Bist du ebenfalls einverstanden, Geske?

Heinrich. Ach, das ist nicht Noth zu fragen, die Frau Burgemeisterin war von jeher für die Partie —

Geske. Halt den Mund, du Narr, ich kann noch selbst antworten. Meine Zustimmung, mein Herzensmann, hab' ich schon vor drei Jahren gegeben.

Hermann. Dich, Engelke, will ich nicht erst fragen, ich weiß, du bist in ihn verliebt wie eine Ratte in den Käse; ist's nicht so?

Heinrich. Antwortet doch, Fräulein —

Hermann. Wüßt' ich, daß du diese Titel aus Bosheit giebst, sollt' es dir schlecht bekommen.

Heinrich. Nein wahrhaftig, Meister, das thu' ich nicht, man kann blos nicht so rasch wieder aus der Gewohnheit kommen.

Hermann. Gebt Euch denn die Hände, Ihr Zwei . . . So, nun ist das gut, morgen wollen wir Hochzeit halten. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister! . . . . Um Vergebung — Ja, Meister!

Hermann. Du verbrennst mir sogleich alle meine politischen Bücher, ich will das nicht mehr vor Augen sehen, was mich auf solche thörichten Gedanken gebracht hat.

Wer die Regierung schimpft und schmäht,
Kann drum noch nicht regieren;
's ist Eins, die Karte zu verstehn,
Ein Andres, Steuer führen.

Zwar aus politischen Büchern lernt
Gar leicht man, Lärm zu schlagen;
Doch Land und Leuten vorzustehn,
Das will noch mehr besagen.

Drum lerne jeder Handwerksmann
Aus dem, was mir passiret:
Wer die Regierung tadelt, ist
Der Mann nicht, der regieret.

Und wagt ein Kannegießer sich
An Burgemeisters Sachen,
Das ist, als wollte Kannen uns
Ein Burgemeister machen.

Anmerkungen.

Ueber die Entstehungszeit und die Schicksale dieser Komödie, daß sie nämlich die erste war nicht nur von allen Holberg'schen, sondern auch von allen modernen, die überhaupt in dänischer Sprache abgefaßt worden, und daß auch kein anderes Stück des Verfassers solch außerordentliches Glück gemacht hat und so volksthümlich geworden ist, weder in Dänemark noch in Deutschland, in welchem letzteren Lande der noch jetzt übliche Ausdruck „Kanngießern" und „Kanngießereien" erst durch diese Holberg'sche Komödie in Umlauf gekommen ist — darüber sowie über Anderes, was für das Verständniß des Stücks von Interesse schien, haben wir bereits in der ersten Abtheilung unseres Werkes, Abschnitt 5 das Nöthige mitgetheilt. Außer den dort erwähnten literarischen Quellen aber hat Holberg bei seinem „politischen Kanngießer" auch noch gewisse Ereignisse benützt, die sich zu seiner Zeit, wenige Jahre vor Abfassung des Stücks, zugetragen hatten und zwar in Hamburg, einer Stadt, die seit Langem in den mannigfachsten kaufmännischen und politischen Beziehungen zu Dänemark stand und hier bekannter war als irgend eine andere deutsche Stadt: so daß also auch in dieser Hinsicht der Einfall des Dichters, den Schauplatz seiner ersten Komödie gerade nach Hamburg zu verlegen, nur als ein höchst glücklicher bezeichnet werden kann. Ueber diese Hamburger Ereignisse findet sich in der von uns vielfach benützten Ausgabe der Holberg'schen Komödien, veranstaltet von der Holbergsgesellschaft, Bd. I. S. 267 fg. ein ausführlicher Bericht, bei dem vorzüglich „Werlauff's historiske Antegnelser til Holbergs Lystspil" als Quelle gedient haben; wir entnehmen daraus Folgendes.

Schon seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, also genau seit derselben Zeit, da Hamburgs kaufmännische Bedeutung sich zu entwickeln anfing, war Hamburg auch der Schauplatz unaufhörlicher bürgerlicher Unruhen gewesen; der Rath und die Bürgerschaft lagen in fortwährendem Streit mit einander und trotz zahlreicher Rezesse und Vergleiche brach derselbe immer wieder von Neuem aus. Selbst wiederholte kaiserliche Commissionen vermochten den Frieden nicht auf die Dauer herzustellen. Auch der kaiserlichen Commission vom Jahre 1674 (das Haupt derselben führte einen Namen, der sich dann auch in neuester Zeit wieder durch „kaiserliche Commissionen" sehr bekannt gemacht hat: es war ein Graf Windischgrätz) ging es nicht besser. Im Gegentheil, der Zwist entbrannte nun erst recht und breitete sich immer weiter aus, indem jetzt namentlich auch der Herzog von Braunschweig-Celle

und der König von Dänemark hineingezogen wurden. Letzterer freilich, dem Hamburg schon seit Jahren ein stilles Gelüste erweckt hatte (das steht aber in den dänischen Commentaren nicht), hatte auch schon seit Längerem seine Hand im Spiele, jedoch nur heimlich. Jetzt dagegen setzte er es durch, daß eine der hamburgischen Parteien ihn officiell um seinen Beistand anging und da man sich seiner gütlichen Vermittelung nicht fügen wollte, so kam es 1686 zu kriegerischen Auftritten von dänischer Seite, welche eine blutige Umwälzung in Hamburg zur Folge hatten. Aber auch das Resultat dieser Umwälzung hatte nur kurzen Bestand und die alten Zwistigkeiten brachen aufs Neue aus, bis endlich 1698 eine Congreß von Abgesandten sämmtlicher Fürsten des niedersächsischen Kreises in Hamburg zusammentrat, durch den der Friedensreceß von 1699 zu Stande kam. Allein da auch dieser die innere Ruhe auf die Dauer nicht herzustellen vermochte und da Volksversammlungen, Pöbelaufläufe und öffentliche Streitigkeiten aller Art in Hamburg noch immer zur Tagesordnung gehörten, so wurde 1708 eine neue Commission nach Hamburg entsendet; dieselbe bestand aus einem kaiserlichen Präsidenten und vier von Seiten der deutschen Reichsstände ernannten Mitgliedern und ließ sich, was die Hauptsache war, von einem Executionsheere begleiten von 2400 Mann zu Fuß und 350 Mann zu Pferde. Es erfolgten nun Absetzungen, Verhaftungen und peinliche Processe; dennoch dauerten die Verhandlungen zwischen Commission und Bürgerschaft noch volle vier Jahre und wer weiß, wie lange sie noch gedauert, hätte nicht endlich im Jahre 1712 die Pest sich dazwischen gelegt. Der plötzliche Ausbruch derselben in Hamburg beschleunigte die Arbeiten der Commission dergestalt, daß noch in demselben Jahre der sogenannte Hauptreceß von 1712 zu Stande kam, der denn bis zu den in unseren Tagen erstrebten, aber bekanntlich auch noch nicht zum Abschluß gebrachten Veränderungen den Grundstein der hamburgischen Verfassung gebildet hat. —

In diese Zeit nun hat Holberg seinen „politischen Kanngießer" verlegt. Aus der Erwähnung des Prinzen Eugen und seiner Kriegsthaten in Italien möchte man schließen, als habe der Dichter sich das Jahr 1705 oder 1706 gedacht; die Erwähnung der Kreistruppen jedoch macht es nothwendig, die Zeit der Handlung hinter die Epoche von 1708—1712 herabzurücken. Das Stück spielt zunächst nach Abschluß des berühmten Hauptrecesses, in einer Zeit also, wo der Streit zwar der Hauptsache nach beigelegt war, die Wogen der Volksstimmung aber noch immer hoch genug gingen: so daß gegenüber den alten Beschwerden und der neuen noch ungeprüften Verfassung ein im Grunde wohlmeinender und ehrenhafter, aber politisch unklarer und kenntnißloser Mann wie Meister Hermann von Bremen, sich allerdings wol zum Reformator der Stadt berufen glauben konnte.

Doch ist dies nur immer erst die eine und zwar die minder bedeutende Seite der Zeitbeziehungen, die in dem „politischen Kanngießer" liegen und durch welche dieses Stück für das damalige dänische Publikum so interessant wurde. Noch näher, unendlich näher als Hamburg stand dem Dichter sein eigenes Vaterland, standen ihm seine Landsleute, welche zu belehren und zu bessern ja der Hauptzweck seiner Dichtungen sowie überhaupt seines ganzen Lebens war. Nun aber, wie die zahlreichen historischen Anführungen a. a. O. 270 fg. beweisen, befanden sich auch Holbergs Landsleute damals in einer

politischen Aufregung, die zwar friedlicher, aber kaum minder groß war als die Aufregung der Hamburger Bürgerschaft. Die Einführung des Königsgesetzes im Jahre 1660, einer der frühesten und glücklichsten „Staatsstreiche", den die neuere Geschichte kennt, hatte zwar keinen thatsächlichen Widerstand hervorgerufen, wol aber waren durch ihn eine Masse politische Fragen und Bedenken ins Publikum geworfen worden, die da nun fortwucherten und gährten, und je weiter diese Gährung allmählig um sich griff, je einseitiger und ausschließlicher wurde auch die Vorliebe für politische Discussionen, für Reformprojecte und Staatsverbesserungen aller Art. Alles politisirte damals in Dänemark, Jeder wußte die sichersten Mittel, den kranken Staat zu heilen, Jeder glaubte sich berufen durch seine politische Weisheit die Welt zu erleuchten; es war eine allgemeine fieberhafte Aufregung, eine Krankheit, von der selbst Fremde, selbst ruhige deutsche Gelehrte, die das Land besuchten, ergriffen wurden.

Und das ist nun der eigentliche Lebenspunkt dieser Holberg'schen Komödie. Hamburg und seine bürgerlichen Streitigkeiten sind nur der äußere Anknüpfungspunkt, haben nur gleichsam das Knochenwerk der Fabel hergegeben; der eigentliche Athem des Stücks, die Seele, die es belebt, ist das patriotische Bemühen des Dichters, seine Landsleute von einem Treiben zurückzubringen, das, so edel und wohlberechtigt es in seinem Ursprunge auch war (und auch Hermann von Bremen, wie gesagt, ist ursprünglich ein edler und trefflicher Mann), doch dem Vaterlande leicht zum Verderben gereichen konnte. Auch in Kopenhagen, gerade wie im damaligen Hamburg, wimmelte es zu jener Zeit von Project- und Plänemachern, einer Sekte, die unserm Dichter ganz besonders verhaßt war und der er z. B. noch im Niels Klim ein eigenes Denkmal errichtete; auch hier gab es Leute, die von Politik und Staatssachen nicht das Mindeste verstanden und sich doch berufen wähnten, die schwierigsten Probleme der Staatskunst zu entscheiden; auch hier überbot Einer den Andern in Anpreisung von Mitteln, wie die Unzufriedenheit des Publikums zu beschwichtigen, die leere Staatskasse zu füllen und das Ansehen des Reichs zu befestigen wäre. Ihnen hielt Holberg seinen Hermann von Bremen entgegen, in diesem Spiegelbilde sollten sie sich erkennen; sie sollten zur Einsicht kommen, wie thöricht sie handelten, über leeren Projecten und Raisonnements für das Allgemeine ihre eigenen Angelegenheiten zu versäumen; sie sollten es wie der geängstigte Bürgermeister machen, sollten die politischen Bücher, die ihnen den Kopf verdrehten, ins Feuer werfen und wieder ordentliche, fleißige und thätige Bürger werden.

So viel über die allgemeine Grundlage des Stücks; zur Erläuterung einiger dunkeln oder sonst bemerkenswerthen Stellen werden die nachfolgenden Anmerkungen beitragen.

Zum ersten Act.

[1] Siebert, Thorschreiber (S. 232). Im Dänischen heißt er „Posekiger," von „Pose," Sack, Beutel, und „kige," gucken. Das Wort ist hergenommen von der vorschriftmäßigen Neugier, mit welcher Thorschreiber, Grenzjäger

und ähnliche Beamte die Fuhrwerke sowie die Körbe und Quertaschen der Aus- und Einpassirenden durchsuchen, um etwaige Defraudationen zu entdecken. Das Wort ist noch jetzt sowohl in Kopenhagen wie im übrigen Dänemark allgemein im Gebrauch. Oehlenschläger übersetzt „Mauthner;" die alte Uebersetzung hat „Visitator," was jedenfalls besser als die Oehlenschläger'sche Uebertragung ist.

[2] Erste Scene (S. 233). Daß hier keine Angabe des Schauplatzes folgt, darf den Leser nicht befremden; einzelne ganz besondere Fälle ausgenommen, wie z. B. in der Börsenscene im „elften Juni" oder in der Ballscene in der „Maskerade," giebt Holberg den Schauplatz niemals an, vielmehr versteht sich derselbe bei ihm stets von selbst und bleibt auch, mit seltenen Ausnahmen, stets derselbe: nämlich jene typische Decoration mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren, die ursprünglich einen Saal vorstellt, durch beliebige Versetzstücke aber, je nach Umständen, auch zu einer Straße, einer Landschaft ꝛc. umgewandelt werden kann, Alles in der symbolischen Weise wie es bei Shakespeare war, dessen Bühne sich in ihren Grundzügen auch noch auf das Theâtre italien und Molière vererbt hatte.

[3] Wahrhaftig, da rutscht mir das Herz schon wieder in die Hosen (S. 233). Wörtlich: Ich kann darauf schwören, daß mir mein Herz in meinem Halse sitzt; „jeg kan sværge paa, at mit Hjerte sidder mig i min Hals." Ein sehr treffendes Bild, von dem Zustande dessen entlehnt, dem die Angst, wie wir sagen, die Kehle zuschnürt; aber im Deutschen doch wol nicht gut anzuwenden. Oehlenschlägers: „Bei meiner Treu', daß mir das Herz in der Kehle —" scheint mir ganz verunglückt. Die alte Uebersetzung, die fast überall das Volksthümliche verwischt und daher auch alle sprichwörtlichen Redensarten und Anspielungen so viel möglich auflöst, hat nur: „Gewiß! ich weiß selbst nicht wie mir ist; so verwirrt bin ich."

[4] Frisch gewagt, ist halb gewonnen (ebendas.). Oder wie der Däne sich sehr hübsch ausdrückt: Frischer Muth ist halbe Zehrung; „frisk Mod er halv Tæring."

[5] Curiöslich geworden (ebendas.). Der Uebersetzer ist in Zweifel, ob es erlaubt ist, von diesem familiären und scherzhaften Ausdruck, der z. B. in Pommern nicht selten ist, in der Schriftsprache Gebrauch zu machen; doch schien er ihm dem Dänischen „curiöst" am besten zu entsprechen und jedenfalls besser als Oehlenschlägers „Sehr kurios" oder das nüchterne „Sehr wunderlich" der alten Uebersetzung.

[6] Daß Hercules eine Postille wäre (S. 234). Er meint den berühmten Staatsroman von A. H. Bucholz, Professor in Rinteln, gestorben als Superintendent in Braunschweig 1671, der zuerst 1659 zu Braunschweig unter dem Titel: „Des christlichen deutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte" ꝛc. in einem dicken Quartanten erschien und als ein Lieblingsbuch der Zeit noch 1744 eine neue Auflage, die siebente oder achte, erlebte. Diese Staatsromane waren bei dem neugierigen geheimnißsüchtigen Publikum, das sich daraus über den Zustand der Höfe und den Gang der Politik zu unterrichten glaubte, sehr beliebt; vgl. Gervinus III. 384 und 389.

[7] Die Frau Meisterin (S. 235). Im Text heißt es einfach „Mutter"

und zwar in dieser deutschen Form, was charakteristisch ist, indem man daraus sieht, wie tief das Deutsche damals bereits in Kopenhagen eingedrungen war und wie sehr es als die allgemeine Sprache für Titel, Complimente und dergleichen galt; selbst der Kanngießerlehrling, der von seiner Frau Meisterin spricht, nennt sie zwar vertraulicher Weise Mutter, aber doch Mutter auf Hochdeutsch. Vgl. die Anmerkung in d. Ausg. der Holberggesellsch. I. 287.

[8] Eine Adrienne tragen (ebendas.). Adriane, Adriene, Adrienne oder Andrienne war ein damals sehr beliebtes Stück der Damengarderobe, das, wie schon der Name zeigt, aus Frankreich stammte. F. Raymond in dem Dictionnaire des termes appropriés aux arts et aux sciences etc. Paris 1824, erklärt das Wort (das übrigens nicht in dem Dict. de l'Académie française steht, während Adelung in seinem deutschen Wörterbuche es hat) mit „ancienne robe de femme, abattue et garnie de paremens." Ueber den Ursprung des Namens sind die Ansichten getheilt. Einige, wie Rahbek Om Holberg I. 216, bringen ihn mit der berühmten Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, die neuerdings durch das Spiel der Rachel auch in Deutschland so bekannt geworden, in Verbindung, während Andere ihn von einem Kleidungsstück ableiten, welches die nicht minder berühmte Schauspielerin Dancourt im Jahre 1703 bei Aufführung von Barons L'Andrienne, einer Nachahmung der Andria des Terenz, zuerst auf die Bühne von Paris gebracht haben soll. Diese letztere Ansicht verdient den Vorzug, wie eine Stelle in der Bibliothèque des Théatres, cont. le catalogue alphab. des pièces dramatiques etc. beweist. Die gleich darauf vorkommende Schoßjacke heißt im Dänischen „Flasketröie" und wird in den Anmerkungen zur Ausgabe der Holbergs-Gesellschaft Bd. I. 282 erklärt als „eine Jacke mit langen ausgezackten, herniederhängenden Flügeln oder Schößen." Sie galt schon zu Holbergs Zeiten als eine veraltete Tracht und wird von ihm in dieser Eigenschaft öfters zu Anspielungen und Vergleichen benutzt.

[9] Solch Laviren (ebendas.). Der dänische Ausdruck „Slingring" wird für gewöhnlich mit Schleudern, Schlenkern, und davon übertragen mit Hin- und Herreden, Ausflüchte machen 2c. erklärt. Es ist jedoch in der That ein Seemannsausdruck und auch der deutsche Matrose weiß noch heutigen Tages sehr wohl, was er meint, wenn er sagt: sein Schiff slingert, d. h. es fährt nicht genau im Strich, sondern wird von den Wellen in rollender, stampfender Bewegung hin- und hergespült. Oehlenschläger übersetzt es mit „Faxen"; der von mir gewählte Ausdruck schien mir zweckmäßiger, weil in ihm zugleich jenes seemännische Element mitenthalten ist.

[10] Zu meiner Herzallerliebsten (ebendas.): „min Hjertens Allerkjäreste." Daß in der Sprache des vorigen Jahrhunderts der „Herr Liebste" und die „Frau Liebste" Mann und Frau sind, braucht wol nicht erst erinnert zu werden.

[11] Da kommt der Meister (S. 236); im Dänischen „Fatter," germanisirt statt „Fader;" (vgl. oben Anm. 7.)

[12] Den Europäischen Herold (ebendas.). Unter diesem Titel gab Friedrich Leuthoff v. Franckenberg (oder, wie er eigentlich hieß, Bernhard von Zech, geboren 1649 zu Weimar, gestorben als Königl. Polnischer und Kursächsischer Geh. Rath zu Dresden 1720; vgl. Jöcher IV. · 2163) im J. 1688 ein zu

seiner Zeit hochberühmtes Werk heraus, das auch Holberg selbst in seinem „Anhang zur historischen Introduction" ꝛc. 1713 als vortrefflich bezeichnet. Der gleich darauf erwähnte Politische Nachtisch erschien 1695 in zweiter Auflage unter dem Titel: „Neuvermehrter politischer Nachtisch, kürzlich vorstellend alle florirende Reiche und Republiken dieser Zeit" ꝛc. Herculiscus ist ebenfalls ein politischer Roman und zwar von demselben Bucholz, dessen wir schon vorhin gedachten; er erschien zuerst 1659 und heißt mit vollständigem Titel: „Der christlichen königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisla, auch ihrer hochfürstlichen Gesellschaft anmuthige Wunder-Geschichte, in sechs Büchern abgefasset und allen Gott- und Tugend-ergebenen Seelen zur Anfrischung der Gottesfurcht und ehrliebenden Ergötzlichkeit aufgesetzt und mit etlichen Kupferstücken geziert." Er war ebenfalls ein Modebuch der Zeit und erlebte als solches zahlreiche Auflagen.

[13] und wartet auf einen kleinen Burgemeister (S. 237). Wörtlich: Geht mit einem Burgemeister im Bauche, „gaaer med en Bormester i Maven;" eine sprichwörtliche, nicht eben feine Redensart.

[14] wie ein Notarius Politikus (ebendas.). Er will natürlich sagen: Notarius Publicus, ähnlich wie Heinrich profect sagt statt perfect ꝛc.

[15] war das ja ein Spitzbube, ein Politikus (S. 238). In ähnlichem Sinne spricht man noch jetzt in Pommern von einem „politischen Kerl" oder einem „politischen Einfall" und meint damit ungewöhnlich schlaue, verschmitzte Menschen und Anschläge.

[16] mein Mann hat seit einiger Zeit Raupen im Kopf (ebendas.). Wörtlich: er hat Schweine im Walde, „har Svine paa Skoven:" eine sprichwörtliche Redensart, die in der Ausgabe der Holbergsgesellschaft erklärt wird mit: verstört, nicht ganz richtig im Kopfe sein. Oehlenschläger: „mein Mann hat bisweilen einen Wurm im Kopfe;" die alte Uebersetzung indem sie auch hier wieder das Volksthümliche fallen läßt: „mein Mann hat bisweilen allerhand Grillen im Kopfe." In Sachsen sagt man wol auch: er hat Mäuse zu barbiren.

[17] Sechste Scene. Heinrich. Die älteste Ausgabe des Stücks von 1723 hat hier statt Heinrich Peter, der sonst nicht vorkommt als blos Act 5, Scene 2 und Scene 7 am Schluß, sowie in der Ueberschrift der Schlußscene; es ist ein Versehen des Dichters, ein Rest der ursprünglichen Fassung, der bei einer späteren Aenderung stehengeblieben, ähnlich wie der Wirth in der Collegiums-Scene. (Vgl. auch die folgende Anmerkung.)

[18] was mein Mann nur so Tag für Tag vorhat? (S. 239.) Auch hier hat die Ausgabe von 1723 einige Varianten, in welchen insbesondere ein Weinhaus bei Jakob von Lübeck an der Mühlenbrücke angeführt wird; es ist dies dieselbe Lokalität, in welcher in der ältesten Bearbeitung auch das Collegium im zweiten Act abgehalten wird. Die Mühlenbrücke ist übrigens wirklich eine Gegend in Hamburg, in der Nähe des alten Rathhauses und der St. Nikolaikirche; sie führt noch heute denselben Namen.

[19] Franz Perückenmacher (ebendas.). Ein neuer Beweis von der Vergeßlichkeit des Dichters; denn dieser angebliche Perückenmacher ist derselbe der im Personenverzeichniß als Franz Messerschmied aufgeführt worden. Man sieht aus

dieser Art Stellen, die ziemlich groß ist, wie schnell Holberg arbeitete und wie leicht er seine Dichtungen hinwarf, ohne sich später um jeden Buchstaben ängstlich zu kümmern.

[20] David Schulmeister (ebendas.). Dieser Figur, von der Holberg in seinen Komödien noch öfters Gebrauch macht, soll, wie man vermuthet, eine wirkliche Person jener Zeit zu Grunde gelegen haben, und zwar „ein nicht unbedeutender Bürger von Kopenhagen, nach dem ein Grundstück daselbst gegen Ende des 17. Jahrhunderts den Beinamen David Schulmeisters Hof führte." David Schulmeister selbst soll noch weiter zurück, im siebzehnten Jahrhundert gelebt haben; Genaueres über seine Person ist nicht bekannt. Ich vermuthe, daß Holberg ohne weitere Beziehung auf diesen historischen David Schulmeister nur an den bekannten Ort (David Schulmeisters Hof) anknüpfte und erst aus diesem heraus, der jedem Kopenhagener vertraut war, seine komische Figur erschuf, die somit in der Phantasie des Zuschauers gleich eine Art von historischem Hintergrund fand.

[21] er machte ein Gesicht wie ein Kreisoberst (S. 240); ein Vergleich, der, nach dem im Eingang Mitgetheilten, einem Hamburger von damals sehr nahe liegen mußte. Doch ersehen wir aus der gleich darauf folgenden Stelle: „der Rath war niemals so mächtig, seit die Kreistruppen aus Hamburg verlegt sind," daß, wie auch schon oben erwähnt wurde, Holberg sich zur Zeit seines Stücks die Stadt von den Executionstruppen bereits wieder verlassen denkt.

Zum zweiten Act.

[22] Bei der deutschen Frage (S. 241). Die alte Uebersetzung hat hier höchst charakteristischer Weise überall, wo von Deutschland die Rede ist, Polen gesetzt; es hat vorgespukt.

[23] Die Canalie (S. 242). Es bedarf natürlich keiner Erinnerung, daß darunter der Canal zwischen Frankreich und England verstanden sein soll. Bordeus ist wieder absichtliche Sprachverderberei für Bordeaux.

[24] Dankwarths Landkarte (ebendas.). Eine Landkarte von Europa dieses Namens hat es nicht gegeben; wohl aber gab es seit 1652 ein sehr bekanntes und verbreitetes geographisches Buch von Caspar Dankwerth (nicht Dankwarth): „Landesbeschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein, mit einer für ihre Zeit recht verdienstlichen Karte von Joh. Mayer." Der Dichter macht es hier wie mit dem David Schulmeister: er benutzt einen bekannten Namen als komische Voraussetzung, um seinem Scherz desto leichteren Eingang zu verschaffen.

[25] Der Wirth (ebendas.). Daß dieser Wirth ein Ueberbleibsel aus der älteren Bearbeitung, in der das Collegium nicht wie jetzt im Hause Hermanns von Bremen, sondern in Jakob von Lübecks Weinhaus an der Mühlbrücke statt hat, haben wir schon erinnert; er fällt jetzt offenbar mit Jens dem Bierzapfer zusammen.

[26] Der Donaustrom läuft etwas zu stark (ebendas.). Welchem deutschen Leser fällt hiebei nicht die Stelle aus des unglücklichen Günther Ode „Auf den zwischen Ihro Röm. Kayserl. Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden" ein:

„Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbar Hanns erzehle;
Hanns ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle:
Da, spricht er, Schwäger! seht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär,
(Hier macht' er einen Strich von Biere,) . . . .“

[27] *Qui nescit simulare, nescit regnare* (S. 245). „Wer sich nicht verstellen kann, kann nicht regieren;“ der Wahlspruch König Jakob I. von England, wie Holberg selbst in seinen „Geschichten der Heldinnen,“ I. 121 erzählt. Auch von Ludwig XI. von Frankreich, der diesen Spruch für das einzige Latein erklärt haben soll, das sein Sohn, der spätere Karl VIII. erlernen dürfe, sowie von König Friedrich II. von Dänemark (1559—1588) wird Aehnliches berichtet. — Der gleich darauf erwähnte Agrippa ist der als Polyhistor, Arzt und Schwarzkünstler berühmte Cornelius Heinrich Agrippa von Nettesheim, geboren zu Cöln 1486, gestorben zu Grenoble 1535, Verfasser der Schriften „De incertitudine et vanitate scientiarum“ (1527) und „De occulta philosophia“ (1533). Daß er auch eine Zeitlang „Staatsmann“ gewesen, wie die Anmerkungen zur Ausgabe der Holbergsgesellschaft sagen, davon ist uns nichts erinnerlich, es müßte denn das Amt eines Syndikus der Stadt Metz damit gemeint sein, das er eine Zeitlang (bis 1520) verwaltete. Albertus Magnus ist der berühmte Philosoph und Philolog aus dem 13. Jahrhundert, geb. 1205 (oder 1193?), gest. 1280, der Lehrer des Thomas von Aquino, bekannt außerdem durch seine tiefen mechanischen und chemischen Kenntnisse, die ihn zum Helden zahlreicher Zaubergeschichten und Vorläufer des späteren Dr. Faust machten.

[28] Der politische Stockfisch (ebendas.). Dieses Buch, dessen Holberg auch in der „Wankelmüthigen“ und der „Republik“ erwähnt, erschien zu Merseburg 1681 und hieß mit vollständigem Titel: „Der politische Stockfisch, mit seinem Kunststücke, wie ein kluger Liebhaber, wie niedrig er auch sei, reich, schön und vornehm heirathen kann.“ Doch war es keineswegs ein politisches Buch, sondern vielmehr ein galanter Roman, wie ja damals, zur Zeit der Weise rc. „politisch“ überhaupt gleichbedeutend war mit galant, weltklug, praktisch; als Verfasser wird ein Johann Riemer namhaft gemacht, der 1714 als Prediger in Hamburg starb. Er war ein fleißiger Nachahmer Weise's in Roman und Schauspiel, auch als Satiriker nicht unbekannt; vgl. Gervinus III., 271, 320 fg. 403 u. 461.

[29] Dem Mann um den Bart gehen (S. 247). Oder wie der Däne sagt: unter die Augen, „under Öine,“ was eine heutzutage veraltete Redensart ist und in der Ausgabe der Holbergsgesellschaft mit „sich fügen, zu Willen sein“ erklärt wird. Oehlenschläger hat einfach: „zu Willen sein;“ die alte Uebersetzung: „eine Jede würde sich ihrem Manne gefällig zu machen suchen.“

[30] wenn eine Frau kopfdämlich wird (ebendas.). „Balstyrisk“, eine wie wir aus den Anmerkungen in der ebengedachten Ausgabe lernen, seeländische Form für „balstyrig,“ was mit „unlenksam, widersetzlich“ erklärt wird; es ist vermuthlich wieder ein seemännischer Ansdruck und hängt mit Steuer, steuern zusammen. Auch in Pommern ist er nicht ganz unbekannt; man spricht da von „balstrigen Kerlen,“

„der Kerl wurde ganz balstrig,“ von Leuten, die sich nichts sagen lassen wollen und gleich aufbrausen, sowie man ihnen widerspricht. Oehlenschläger, wie uns dünkt, nicht glücklich: „Wenn eine Frau das Rauhe auskehrt“ (müßte wenigstens, um deutsch zu sein, heißen herauskehrt); die alte Uebersetzung, farblos wie immer: „wenn eine Frau böse ist.“

[31] Consistorium oder Eherecht (ebendas.). „Consistorium eller Tamperret“: ein geistliches Gericht, welches in allen Ehestreitigkeiten entschied und bis 1771 bestand. Seinen Namen hatte es von den sogenannten Quatembern, indem es den letzten Mittwoch jeden Vierteljahrs gehalten wurde. Holberg erwähnt es sehr häufig.

[32] ich glaube, du bist ein geborener Nurenberger (S. 248). Dies ist einer von den wenigen Wortwitzen, welche Holberg sich erlaubt. Franz der Messerschmied leitet seinen Einwand ein mit: „Aber....“ was auf Dänisch heißt „Men....“ Nun antwortet Geert der Kürschner ihm wörtlich: „Du kommst immer mit deinen »Men,« ich glaube dein Vater und Mutter sind »Mennisten« gewesen.“ Er meint Mennonisten oder Mennoniten und nur um das Wortspiel anzubringen, hat Holberg sich der in deutschen Schriften jener Zeit nicht seltenen Form „Mennist“ bedient und so glaubte auch der Uebersetzer sich mit dem alterthümlichen „Nurenberg“ oder „Nuremberg“ (statt Nürnberg) einige Freiheit verstatten zu dürfen. Oehlenschläger giebt die Stelle so wieder: „Du kommst immer mit deinem Aber, laß denn hören, was dein Aberwitz wieder ausgeheckt hat;“ die alte Uebersetzung läßt das Wortspiel ganz fallen. Es ist eine von den Stellen, wo der Uebersetzer sich hilft, so gut er kann, und wenn dem Leser etwas Besseres einfällt, so soll es uns freuen.

[33] Duc de Vendome (S. 249). Er meint den Herzog Ludwig Joseph von Vendome, geb. 1654, gest. 1712. Er war es, der Philipp V. nach Madrid zurückführte und ihm durch den entscheidenden Sieg bei Villa Viziosa im December 1710 ganz Spanien eroberte. Dafür hatte er jedoch im Juli 1708 die berühmte Schlacht von Oudenarde gegen Marlborough verloren.

[34] Alexander Magnusen seine Chronik (S. 250). Vielleicht eine Anspielung auf Mogen Wingaard's Uebersetzung des Curtius, die damals in Dänemark in großem Rufe stand und auf die der Dichter auch im Peder Paars anspielt. Die gleich darauf erwähnte Schlacht bei Höchstädt am 13. August 1704, wo Marlborough und Prinz Eugen das französisch-bairische Heer aufs Haupt schlugen, ist allbekannt; es ist dieselbe, welche die Engländer die Schlacht bei Blenheim nennen.

Zum dritten Act.

[35] Ah Schnack, wann brauch' ich denn Kafe (S. 253). Aus dieser Stelle sieht der Leser, wie einfach die Sitten der bürgerlichen Stände damals in Dänemark noch waren, und daß sie sich vermuthlich mit Warmbier oder Grütze zum Frühstück behalfen, wie ja auch Friedrich der Große noch als Kind thun mußte und wie er es dann später als König seinen Unterthanen wieder anempfahl; (vgl. auch unten im „Jean de France,“ Act I, Scene 1).

[36] Du kannst noch mit der Zeit Reutendiener werden (S. 254). Die bekannten Hamburgischen Magistratsdiener, die mit ihren langen schwarzen Mänteln und ihren runden gesteiften Kragen noch vor wenigen Jahren das Vergnügen der Hamburger Gassenjugend, sowie das Erstaunen aller Fremden waren, und es vermuthlich noch in diesem Augenblick sind. Die Stellen wurden noch vor Kurzem für sehr einträglich gehalten; vgl. Heinrichs Monolog, Act IV, Scene 1.

[37] wollt Ihr eine Dame sein, müßt Ihr auch Damenmanieren haben (S. 256); „vil I väre Frue, saa maae I og have Frue-Noder." Ein dänisches Sprichwort, welches vollständig so lautet: „Damen müssen Damenmanieren haben, sagte Annemarie und damit schleppte sie ihr Kleid in den Rinnstein."

Zum vierten Act.

[38] wie die Kuh das neue Thor (S. 260). Das Dänische ist einfacher, es hat nur: Sie stehen und gaffen wie Kühe.

[39] Spaß apart (ebendas.). Wörtlich: Spaß ist Eins, und ein Anderes ist Ernst.

[40] Könnt' ich nur deine Hände sehen (ebendas.). Sie kommt auf den Einfall, weil Heinrichs Rock, in dem er sich selbst vorkommt wie ein Judenpriester, ihm so viel zu lang ist, daß nicht einmal die Hände aus den Aermeln reichen.

[41] Heinrich ist trocken hinter den Ohren (S. 261) Wörtlich: Heinrich hat alte Knochen im Schädel, „Henrik har gammel Been i Panden." Eine sprichwörtliche Redensart, die sich, wie in der Ausgabe der Holbergsgesellschaft I, 31 bemerkt wird, auf die Erfahrung stützt, daß die Knochen der Kinder weich sind, mit den Jahren aber mehr und mehr verhärten. Auch sagt der Däne: Knochen in der Nase haben, „have Been i Näsen" für: Charakter haben, sich nicht leicht von Anderen leiten lassen. Oehlenschläger übersetzt die obige Stelle: „Heinrich ist ein alter Knabe;" die alte Uebersetzung: „Ich bin zu alt, als daß ich mich von dir sollte betrügen lassen."

[42] Wenn du auch polisch bist (ebendas.); er meint „politisch." Der gleich darauf folgende Calfacter des Meisters heißt im Dänischen „Faders Custos," von dem lateinischen Beinamen der Schulbedienten, die aufwarten, einheizen, aber auch die körperlichen Züchtigungen vollziehen mußten; also ganz wie unser Kalfacter. Es ist dasselbe Instrument, das Jeppe vom Berge unter dem Namen „Meister Erich" nur allzubekannt ist. Statt des „Galopp," den es auf Heinrichs Rücken tanzen soll, ist im Text von einer „Galiath" die Rede, was ohne Zweifel Galliarde heißen soll, ein ehemals in Frankreich sehr beliebter Tanz von munterem Takte.

[43] und ist mit dem Fräuleinstitel begnadigt worden (S. 262). Der Fräuleintitel stand bis auf Christian den Vierten nur den dänischen Königstöchtern zu; erst unter Friedrich dem Dritten, nach Erlaß des Königsgesetzes, also nach 1660, wurde er den Töchtern der Adeligen beigelegt, die früher einfach „Jungfern" oder auch „adelige Jungfern" hießen. Daß aber auch Töchter des höheren Beamtenstandes, auch wenn sie von nichtadeliger Abkunft waren, „Fräulein"

genannt wurden, das kam erst zu Holbergs Zeiten auf und wird als eine thörichte Neuerung von ihm vielfach verspottet.

[44] da bist du auf dem Holzweg (S. 264); wörtlich: du läufst mit Leimstangen, „Du löber med Lüm-Stangen," was nach Molbechs Dial.-Lex. S. 326 soviel heißt als: du gehst fehl, bist auf dem falschen Wege. Oehlenschläger begnügt sich mit: „du irrest dich, mein Kind."

[45] als der Bauer, wenn er zum Edelmann wird (S. 266). Die dänische Redensart ist noch kräftiger: als wenn Einer aus dem Dreck zu Ehren kommt — „Skarn," eigentlich von dem Kehricht, dem Wegwurf, der zusammen „gescharrt" und in die Grube geworfen wird. Der Däne hat ein Sprichwort: kommt Dreck zu Ehre, weiß er selbst nicht wie ihm wäre; „naar Skarn kommer til Äre, veed det ei selv, hvor det vil väre." Die Pilze, die gleich nachher erwähnt werden, sind im Dänischen noch genauer angegeben: nämlich Champignons.

[46] sie baldyrt (S. 269); soll heißen: brodirt, vom französischen broder, sticken, schon damals eine beliebte Handarbeit vornehmer Damen. Doch ist es nicht blos ein Sprachschnitzer der Frau Bürgermeisterin, sondern auch sonst wurde „baldyre" und „bordyre" für „brodere" im Dänischen des vorigen Jahrhunderts häufig, ja regelmäßig gebraucht.

[47] je schwächer werden die Nerven (ebendas.). Die „Nerven" sind ein Zusatz des Uebersetzers, der Text spricht nur von „Körper" im Allgemeinen.

Zum fünften Act.

[48] laßt mich in Frieden, ihr Rechtsverdreher (S. 275). Für Rechtsverdreher hat das Dänische einen ganz eigenthümlichen, von Holberg häufig gebrauchten Ausdruck: „Ting-Stude," Gerichts-Ochsen.

[49] Hugo Grotius (ebendas.). Der allbekannte holländische Gelehrte und Staatsmann, geb. 1583, gest. 1645, einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, der Mitbegründer des modernen Staatsrechts. Auch sein Antheil an dem Oldenbarneveldt'schen Proceß, wie er als Arminianer und Staatsverräther enthauptet werden sollte (1619), auch wirklich in lebenslängliches Gefängniß abgeführt und durch den aufopfernden Muth seiner Gattin befreit ward, ist allbekannt und auch Hermann von Bremen hat davon gehört, nur daß er die Arminianer mit den Armeniern verwechselt.

[50] den Weibern, die auf der Straße die Austern ausrufen (S. 277). Dieser Gebrauch des Ausrufens auf den Straßen, durch den Hamburg berüchtigt ist, war zu Holbergs Zeiten auch in Kopenhagen sehr verbreitet und ist es noch gegenwärtig; nur Austern werden, wie die Ausgabe der Holbergsgesellschaft zu dieser Stelle bemerkt (I, 289), nicht mehr ausgerufen und sind in Dänemark überhaupt in neuerer Zeit seltener geworden, als zu Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts.

[51] steckt den Finger in die Dielen und seht zu, in was für einem Haus Ihr seid (S. 284.) Die dänische Redensart lautet: den Finger in die

Erde stecken, um zu sehen, in was für einem Lande man ist; „stikke Fingeren i Jorden og lugte, hvad Land man er i," und wenn Heinrich hier den Rathsherren den Rath ertheilt, den Finger in die „Dielen" zu stecken rc., so ist das eben nur ein vom Dichter beabsichtigter irish Bull.

[52] mit seinen sechzehn Staatscabinetten (S. 285). Nach Werlauffs Vermuthung in den „Historiske Antegnelser" S. 16, (vgl. die Anmerkungen in der Ausgabe der Holbergsgesellschaft S. 289) meint der Dichter hier die statistischen Beschreibungen aller größeren und kleineren europäischen Staaten, welche Ende des siebzehnten, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, in Nachahmung der berühmten Elzevir'schen Republiken, in deutscher Sprache zu Leipzig, Nürnberg rc. herauskamen. Ich glaube, daß es fast noch besser sein wird, an die zahlreichen politischen Zeit- und Streitschriften zu denken, die zu derselben Zeit unter dem Titel: „Staatscabinette," auch „Eröffnetes Staatscabinet" und „Neueröffnetes Staatscabinet" herauskamen. Dieselben waren auch häufig numerirt: „Erstes, Zweites, Drittes rc. Staatscabinet" und waren jedenfalls für einen Leser, wie der noch nicht bekehrte Hermann von Bremen, eine höchst unterhaltende und belehrende Lectüre; vgl. meine „Gesch. d. deutschen Journalismus" I, 388 fgg.

[53] der in der ganzen Zeit, daß er Burgemeister war (S. 286). Ein bekanntes Witzwort Cicero's auf C. Caninius Rebilus, der am letzten Tage des Jahrs 46 v. Chr. um Mittag Consul wurde und also am Abend desselben Tags wieder aufhörte es zu sein, da das Consulat stets zu Neujahr wechselte. Cicero's Aeußerung steht in den Ep. ad Fam. VII. 30 und lautet: „Fuit mirifica vigilantia Caninius, qui suo toto consulatu somnum non viderit."

[54] ich kann weder lesen noch schreiben (S. 287). Ein neuer und allerdings ziemlich starker Beweis von der Flüchtigkeit und Sorglosigkeit, mit der Holberg seine Komödien verfaßte. Hier rühmt Heinrich sich, weder lesen noch schreiben zu können und doch hat er uns nicht nur zu Anfang des Stücks von dem gedruckten Freiwerber-Formular erzählt, das er sich beim Buchbinder gekauft und auswendig gelernt, also doch gewiß auch gelesen hat, sondern er hat auch so eben erst seinem Meister selbst, vor den Augen der Zuschauer, weitläufige geschriebene Dokumente vorgelesen. — Doch ist ja selbst Schiller bekanntlich in dem so oft und so mühsam durchgearbeiteten Don Carlos etwas Aehnliches passirt; auch besteht die wahre Correktheit des Dichters wol noch in anderen Dingen als in diesen Aeußerlichkeiten.

2.

Jean de France

oder

Hans Franzen.

Komödie in fünf Acten.

Personen.

Jeronimus, ein Bürger.
Franz, sein Nachbar.
Jean, Franzens Sohn.
Elsbeth, Jeronimus' Tochter.
Antonius, ihr Liebhaber.
Espen, ein Diener.
Marthe, eine Magd.
Arv, ein Hausknecht.
Magdelone, Franzens Frau.
Pierre, Jeans Diener.
Ein Spieler.
Ein Knabe.

Erster Act.

Erste Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Guten Morgen, Nachbar, wo kommt Ihr so früh her?

Franz. Ich hatte ein Geschäft auf dem Alten Markt.[1]

Jeronim. Was gutes Neues da?

Franz. Nichts, als daß man eben Einen in Prison brachte.[2]

Jeronim. Das ist nichts Neues; aber warum brachte man ihn dahin?

Franz. Schulden halber, hört' ich.

Jeronim. Das ist erst recht nichts Neues.

Franz. Der Mann ist lange im Ausland gewesen und hat viel Geld dabei zugesetzt.

Jeronim. Das ist erst recht nichts Neues. Hört mal, lieber Nachbar, spiegelt Euch an dergleichen Exempeln. Ihr habt einen Sohn .... mehr will ich nicht sagen, gebe Gott, daß es nicht kommt, wie ich prophezeie! Die Sache geht mich so nahe an wie Euch; ich habe ja meine Tochter Elisabeth mit ihm verlobt. Aber Ihr wolltet meinem Rath nicht folgen, er mußte ja seinen Willen haben, er wollte reisen, er mußte reisen, obwol er erst ein Kind von neunzehn Jahren ist.

Franz. Bitt' um Entschuldigung, Nachbar, vergangenen Januar wurde er zwanzig.

Jeronim. Ich weiß recht gut, wann er geboren ist; es war um dieselbe Zeit, da meine selige Brigitte starb. Aber das ist

nun einerlei; gesetzt auch, er ist zwanzig Jahre, bleibt das darum nicht doch ein gefährliches Ding, ihn so außer Landes reisen zu lassen?

Franz. Ich will nicht weiter streiten, ob das gefährlich ist oder nicht; aber das weiß ich, die Meisten hier zu Lande reisen in dem Alter.

Jeronim. Dafür geht's denn auch den Meisten, wie dem Kerl, dem Ihr heute auf dem Alten Markt begegnet seid. In so weit, lieber Nachbar, habt Ihr Recht: die Meisten kommen so arm zurück, daß sie reif sind zum Hängen, warum soll Euer Sohn sich nicht so gut hängen wie ein Anderer?

Franz. Ei das hat keine Noth; noch beim Abschied hat er mich versichert, er würde sich schon gut aufführen.

Jeronim. Das thun sie alle. Ich weiß nicht, wie seine Lebensweise in Paris gewesen; aber das kann ich sagen, seine Briefe stehen mir gar nicht an; meine Tochter Elsbeth nennt er Isabelle, sich selber nennt er Jean und ich heiße Jerome. Sich selbst kann er nennen, wie er Lust hat, er mag sich Fairfax[3] oder Sultan schreiben, wenn er will, wenn er nur mir und meiner Tochter unsere ehrlichen christlichen Taufnamen läßt.

Franz. Ei lieber Nachbar, das ist nun die Mode; junge Leute thun so was, um zu zeigen, daß sie fremde Sprachen gelernt haben.

Jeronim. Ob das Mode oder nicht, darüber streite ich nicht; aber ist das eine vernünftige Mode? Gesetzt, ein Franzose käme zu uns und verdrehte seinen Namen Jean und ließe sich Hans nennen, wenn der nun wieder nach Hause käme, würden seine Landsleute nicht denken, er wäre verrückt geworden? Fremde Sprachen lernen ist ganz hübsch, aber erst müssen wir unsere eigene können. Auch Reisen außer Landes zu machen ist ganz hübsch, wenn man zuvor zu Jahren und Verstand gekommen ist, wenn man Vermögen genug hat, von seinen Zinsen zu leben, wenn man auf eine Profession reist, die man zu Hause nicht lernen kann. Hier aber ist's wie ein Gesetz geworden für arme Bürgerssöhne, mit solchen ausländischen Reisen durch die Bank ihre Familien zu ruiniren, um dafür eine Sprache zu lernen, die sie für ein halb Mandel Thaler, mehr oder minder, zu Hause beim Sprachmeister hätten auch lernen können. Die Meisten verderben dabei und lernen nichts als thörichte Moden und Wollüste,

womit sie nachher das Land anfüllen, und vergessen das Gute, das sie in der Schule gelernt haben. Ich kann Euch da über eine Mandel nette Kerle herzählen, die auf der Schule auf den Pastor studirt und Predigten gemacht haben, die sehr gefallen haben, selbst in unserer Frauen- und Rundkirche, wo doch die gelehrten Gemeinden[4] sind. Dieselben Leute sind dann später der Mode gemäß außer Landes gereist, und da haben sie dann der Mode gemäß ihr ganzes Christenthum vergessen, bis auf den Catechismus, haben ihre Mittel zugesetzt, eine Menge politischer Narrheiten mitgebracht, und nachher sind sie dann mit ihrem Bonjour und Comment-vous-portez-vous umhergegangen und haben den Teufel im Leibe gehabt, bis sie der Melancholie oder dem Branntwein verfallen und crepirt sind. Und damit haben dann die Eltern ihre Kinder ruinirt und sich selbst im Elend gesehen. Ja, Ihr lacht darüber, lieber Nachbar, und doch ist dies wahrlich so; säht Ihr nur mal das viele Geld, das die jungen Leute das Jahr über unnütz im Auslande verthun, in einer Summe auf einem Fleck, Ihr würdet Euch nicht länger darüber wundern, daß wir so arm und mittellos sind. Euer Sohn hat nun in Frankreich bereits fünfzehnhundert Thaler verzehrt. Ihr sagt, er hat französisch dafür gelernt: aber Ihr sagt nicht, wie viel Latein er vergessen hat. Narrenspossen und Unsinn, das ist, wie ich merke, das Erste, was er gelernt hat, das kann ich aus jedem Briefe sehen, den er mir schreibt. Was Henker soll ich mit den französischen Briefen, von denen ich kein Wort verstehe? Erst kosten sie mich das Postgeld und nachher noch eine Flasche Wein an Jean Baptiste,[5] daß er sie mir in ein Deutsch übersetzt, das ich auch noch nicht einmal verstehen kann.

Franz. Das nutzt nun weiter nichts, Nachbar, daß wir darüber sprechen, geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. Ich bin nicht Schuld daran, meine Frau wollte das so haben.

Jeronim. Pfui, pfui, schiebt doch nicht die Schuld auf Eure Frau! Indem Ihr Eurer Frau die Schuld von so etwas beimeßt, beschuldigt Ihr Euch ja selbst; das ist ja eine Schmach für einen Mann, zu sagen: ich bin ruinirt, aber es ist nicht meine Schuld, meine Frau wollte es so haben.

Franz. Mein Herzensnachbar, Ihr seid auch gar zu knurrig, ich bin, Gott Lob, noch nicht ruinirt. Geduldet Euch nur noch ein

wenig, mein Sohn kommt jetzt zurück, schon vor vier Wochen ist er von Paris abgereist und dann ist die Geschichte zu Ende.

Jeronim. Zu Ende? Ha, ha, zu Ende? Ihr werdet's noch erfahren, Nachbar, Ihr werdet's noch erfahren! Unsere dänische Jugend macht das nicht, wie die Jugend in Holland. Mynheer Kalf's Sohn in Saardam[6] reiste auch vor einigen Jahren außer Landes, hielt sich wie ein Prinz, tractirte die Minister an allen Höfen: aber sowie er wieder nach Hause kam, verkaufte er Pferde, Wagen, Kutsche, Lakaien, die ganze Bagage, und zog seinen Saardam'schen Bauernkittel wieder an. Aber unsere Cavaliere, unsere Herumtreiber, thun die wol dasselbe? Ja richtig, versucht es nur und gebt Eurem Sohn eine Biersuppe mit Brod zum Frühstück,[7] wie früher, Ihr werdet schon sehen, ob er nicht antworten wird: in Holland habe ich mich an Chocolade gewöhnt. Versucht es nur und setzt ihm eine gute dänische Mehlgrütze oder Gerstenbrei vor und seht, wie er dazu greinen wird und wird den nächsten Abend beim französischen Koch soupiren. Wollten sie nur wenigstens Eines Volkes Narrheiten mitbringen, so möchte es ja noch angehen. Aber da kommen sie nach Hause, zusammengeflickt aus allen Tollheiten, die sich in England, Deutschland, Frankreich und Italien finden. Ich will nicht aufschneiden, Nachbar, aber das ist so ungefähr die Lebensweise unserer jungen Cavaliere, wenn sie nach Hause kommen: Morgens müssen sie ihren Thee oder ihre Chocolade haben, sie sagen, das wäre so auf holländisch; Nachmittags ihren Kafe, das ist so auf englisch; Abends spielen sie l'hombre bei einer Maitresse, das ist so auf französisch; haben sie einen Gang in der Stadt, muß ihnen ein Lakai nachtreten, das ist so auf Leipzigisch oder Berlinisch; wollen sie in die Kirche gehen, so fragen sie erst, ob da auch Musik ist, das ist auf italienisch. Alles, was ausländisch ist, dünkt ihnen schön und vornehm, selbst wenn sie Schulden halber ins Loch geschmissen werden.

Franz. Nun nun, Nachbar, es wird schon noch besser gehen, als Ihr denkt. Aber ist das schon lange her, seit Euch mein Sohn geschrieben?

Jeronim. Ungefähr vier Wochen.

Franz. Vor vier Wochen ist er von Paris abgereist.

Jeronim. Das kann schon sein; sein letzter Brief war

datirt, mit Permission zu sagen, aus Dünnkäcker oder Dünnkacke.[8] Giebt's denn nur in Frankreich eine Stadt, die so heißt?

Franz. Das muß Dünkirchen sein, das schreibt der Franzose Dünnkacke. Er geht nämlich zu Wasser.

Jeronim. Das ist ein garstiger Name. Aber da kommt Arv, der Hausknecht, ganz außer Athem; was will denn der?

Zweite Scene.

Arv. Jeronimus. Franz.

Arv. Nun geb' ich noch einen Thaler zu, wenn der Herr zu Hause wäre. Hans Franzen ist nach Hause gekommen, und Niemand kann ein Wort verstehen, was er sagt. Zuerst, wie er in die Thür kam, fragte er: Wo ist Mosjö Mobeer? Ich war ganz erschrocken über die Frage; denn wer Henker soll ihm Moosbeeren verschaffen im Maimonat? Ich antwortete ihm, das wäre hier zu Lande nicht die Zeit dazu. Darüber verwunderte er sich nun wieder sehr, als ob er nie zuvor in einem hiesigen Garten gewesen wäre, und darauf fragte er nach seiner trä schär Mähr. Ich antwortete ihm darauf, wie es die Wahrheit ist, die könnte er auf dem Ulfeld'schen Platz und auf dem Holländer-Berg finden, da fände er träge Mähren genug.[9] Mir gab er einen Hundenamen: er nannte mich Garßong und noch was, was ich mich wieder zu sagen schäme.

Franz. Nun Arv, was hast du Neues?

Arv. Einen ganzen Sack voll.

Franz. Bös oder gut?

Arv. Halb bös, halb gut: Hans Franzen ist wiedergekommen von Westindien, aber . . . .

Franz. Von Westindien?

Arv. Nun, ich denke doch von Westindien, weil er ja den Sonnenstich hat. Entweder ist er verrückt, oder er ist guter Hoffnung; denn das Erste, wonach er verlangte, waren Moosbeeren.

Franz. Wie sieht er aus? Was hat er an?

Arv. Er sieht wunderlich aus. Ich weiß nicht, ob der Herr den Treffbuben kennt; just so sieht er aus, wahrhaftig! Er trägt einen rothen Schlafrock und hat einen Hut auf, sechsmal so breit,

wie der meine; er ist just so breit, wie der, den der Hanswurst hatte, als der Herr neulich beim starken Manne[10] war. Er hätte nicht nöthig, vor der Zeit zu spaßen, er kann noch zeitig genug Hahnrei werden.[11] Aber ich muß laufen und den Brief bestellen, den er mir gegeben hat.

Franz. An wen ist der Brief?

Arv. Der ist an einen Mann mit Namen Moons.

Franz. Laß mich den Brief sehen: „A. Mons. Monsieur de Pedersen, Auditeur de la première Classe in Copenhague.“ Das muß an Monsieur Petersen sein, Hülfslehrer an der untersten Klasse, mit dem er gut Freund ist. Da kannst du lange laufen und nach Herrn Moons fragen. Wo ist mein Sohn?

Arv. Er wird gleich kommen, er steht in der grünen Stube und wickelt sich seine Perücke vorm Spiegel. Ich muß laufen. (Ab.)

Dritte Scene.

Jean. Jeronimus. Franz.

Jean. La la la la la! Nun kann ich nicht wieder auf den bougre de pagrad kommen, den ich zuletzt bei Monsieur Blondis[12] gelernt habe. Pardi! das ist ein grand malheur. Mais voilà mon père et mon Schwieger-père; bon matin, Messieurs, comment vive ma chère Isabelle?

Jeronim. Hört, mein guter Hans Franzen! Ich bin in der Christenbernikovstraße geboren, mein Vater ebenso. Eine Isabelle oder Fidelle ist nie in unserem Hause gewesen; ich heiße Jeronimus Christophersen und meine Tochter Elsbeth, mit Gott und Ehren.

Jean. Das ist Alles dasselbe, mon cher Schwiegerpapa! Elsbeth, Isabelle oder blos Belle, das Letzte ist das Vornehmste.

Jeronim. Wenn der meine Tochter Bello nennt, so kriegt er's mit mir zu thun, denn das ist ja ein Hundename. Wollt Ihr uns nicht mit unsern christlichen Namen nennen, so könnt Ihr Euch nur nach einem andern Schwiegervater umsehen; ich bin ein ehrlicher Bürger von altem Schlag, ich leide solche neue Alamoden nicht, und ebensowenig verstehe ich mich auf solche hochtrabende Parlirung.

Jean. Pardonnez-moi, mon cher Schwiegerpapa, man sagt nicht neue Alamoden; ce n'est pas bon Parisish, c'est bas breton, pardi .... La la la la! Das ist die neueste Menuet, composé par le Sieur Blondis, pardi. Das ist ein habile homme, le plus grand Tanz-Maître en Europe. Heißt nicht Tanz-Maître auf dänisch auch Tanz-Maître? Ich habe mein Dänisch ganz oubliirt dans Paris.

Jeronim. Schade, daß Ihr es nicht ganz und gar vergessen habt. Denn jetzt versteht Ihr weder dänisch, noch französisch; wärt Ihr noch vierzehn Tage länger in Paris geblieben, hättet Ihr wol auch noch Euren Namen vergessen.

Jean. Non ma foi, das vergesse ich so leicht nicht, daß ich heiße Jean de France, non, pardi non!

Franz. Jean de France, nong Paradis nong — heißt das Hans Franzen auf dänisch? Nachbar, die Sprache muß reicher sein als unsere.

Jeronim. Es wäre besser, statt mich so zu fragen, Ihr gäbt Eurem Sohn ein paar Ohrfeigen gegen seinen Hirnschädel.

Jean. Messieurs, je demande pardon, ich muß gehen; wir Parisiens können nicht lange auf einem Flecke bleiben ... La la la la! Ich muß hin und mich ein bischen umsehen à la Grève! Adieu si long! (Geht ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen.

Jeronim. Lebt wohl, Nachbar, ich bitte um Verzeihung, daß ich so dreist gewesen bin, mit Euch zu sprechen; Euer Sohn, wie ich höre, ist ja gräflich geworden, und also sind ich und meine Tochter zu gering, mit Euch umzugehen.

Franz. Ach mein Herzensnachbar, seid doch nicht so rasch, habt nur vierzehn Tage Geduld, unterdessen, hoff' ich, sollen ihm die Grillen vergehen. Ihr wißt ja, mit Hermann Franzens Sohn war es ebenso, der machte auch mit seinem Parlemefransö alle Menschen todt, der war ja so eingenommen davon, daß er bei keinem Mädchen mehr liegen wollte, außer auf französisch; er aß lieber 'ne Suppe, aus 'ner alten Schuhsohle gekocht, wenn sie nur von

einem französischen Koch zurechtgemacht war, als die beste Kalbfleischsuppe auf dänisch. Die höchsten Beamten, mit denen er sprach, redete er mit Mosjö an,[13] blos weil das so sein Parlemefranzösisch war, unbekümmert, daß er sich viele Feinde dadurch machte. Ja zu guter Letzt wollte er in keine dänische Kirche mehr gehen, sondern hielt sich zur französischen Gemeinde in Aabenraa. Und nachher, wie er ausgerast hatte, wurde derselbe Mann so vernünftig, daß er nun alle französischen Bücher verbrennt bis auf die Bibeln, wo er sie zu packen kriegt, und sich mit den Leuten auf der Straße herumzankt, blos weil sie parlemefranzösische Gesichter haben, obwol es eingeborne Christenmenschen sind. Ich hoffe, mit meinem Sohn wird es in Kürze ebenso gehen; er muß nur was zu thun kriegen. Ich werde ihn beim Rentamt[14] unterbringen, da wird er meiner Treu' schon Anderes zu thun kriegen, als zu singen La la la la! und Fiol de Spanie[15] zu tanzen am lichten Tage.

Jeronim. Nun nun, Nachbar, damit Ihr nicht sagen sollt, daß ich zu knurrig bin, wolan, so will ich vierzehn Tage Geduld haben. Bessert er sich in der Zeit, so sähe ich am liebsten, er hielte sofort Hochzeit mit meiner Tochter und legte sich auf eine bürgerliche Handtierung; denn ihn so mit den Jungen vom Rentamt 'rumlaufen zu lassen, das thut's auch nicht, Nachbar, das thut's auch nicht!

Franz. Wie Ihr es gut findet, soll es geschehen; lebt wohl so lange.

Jeronim. Lebt wol! (Ab.)

Fünfte Scene.

Magdelone. Franz.

Magdelone. Ach mein Herzensmann, hast du Hans Franzen gesehen?

Franz. Mehr, als mir lieb ist; Gott besser's!

Magdelone. Du hast immer mit mir gezankt, wir hielten zu viel von dem Sohne.

Franz. Freilich.

Magdelone. Aber haben wir nun nicht unsere Freude an ihm?

Franz. Ja, das ist richtig; man kann über ihn lachen, so oft man ihn sieht.

Magdelone. Ach, das ist ein allerliebster Junge.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Denk' nur einmal an, wie er in der französischen Sprache zugenommen hat in so kurzer Zeit.

Franz. Zum Erschrecken.

Magdelone. Ich kannte ihn gar nicht wieder, wie ich ihn sah.

Franz. Ich auch nicht.

Magdelone. So lebendig ist er geworden.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Und so zierlich.

Franz. Zum Erschrecken.

Magdelone. Frankreich erzieht doch Menschen.

Franz. Teufelsmäßig.

Magdelone. Er nannte mich Mardam.

Franz. That er das?

Magdelone. Ja, er sagte, Mutter wäre so gemein.

Franz. Kann wol sein.

Magdelone. Aber seine Braut nannte er Maitresse; das, dächt' ich, war doch wunderlich.

Franz. Warum denn?

Magdelone. Es ist vielleicht so gebräuchlich in Frankreich.

Franz. Vermuthlich.

Magdelone. Gott sei Lob, daß er doch seine alten Eltern noch kannte.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Aber warum weinst du, Herzensmann? Gewiß vor Freude. (Leise.) Der arme Mann hält doch mehr auf seine Kinder, als er sich merken läßt. (Laut.) Ich hab' auch geweint vor Freuden.

Franz. Und ich vor Kummer.

Magdelone. Vor Kummer?

Franz. Ja, vor Kummer. Oder soll ein ehrlicher Vater nicht weinen, wenn er seinen Sohn so umgewandelt sieht zu einem Phantasten, einem Gaukler, einem Narren?!

Magdelone. Was sprichst du da für grobe Worte? Mein Sohn ein Narr?

Franz. Ja, ein wahrer Narrenhauptmann.

Magdelone. Ach, ich armes Weib, da muß ich nun solchen Tölpel zum Manne haben, der nichts zu schätzen weiß, was gut ist! Die einzige Freude, die ich in der Welt habe, ist das liebe Kind und das kann dieser schlimme Mann nicht leiden. Selbst die unvernünftigen Bestien sieht man ja doch für ihre Kinder Sorge tragen, ja selbst Türken und Heiden sorgen für ihre Brut; blos du hassest deine eigenen Kinder, die fremde Leute wegen ihrer Artigkeit lieben. Ich will nichts rühmen, was mir gehört: aber das glaub' ich doch nicht, daß es im ganzen Lande einen artigeren Menschen gibt als Hans Franzen; hättest du nur ein Bischen gewöhnlichen Menschenverstand, so müßtest du das ja einsehen.

Franz. Worin besteht denn seine Artigkeit?

Magdelone. Nun eben darin, daß er artig ist.

Franz. Ich sehe keine Artigkeit darin, in so kurzer Zeit funfzehnhundert Thaler zu verbrauchen.

Magdelone. Du sprichst nur von dem, was er verbraucht hat, aber nicht von dem, was er gelernt hat.

Franz. Ich sehe es wol, er hat gelernt eine Fiol de Spang zu tanzen, eine Menge verliebter Lieder zu singen und seine Muttersprache zu verderben; ich glaube, er kann jetzt weder dänisch noch französisch.

Magdelone. Mit solchem verdrießlichen Menschen mag ich gar nicht mehr sprechen; aber ich schwöre dir, ich komme mein Lebtage nicht mehr zu dir ins Bett.

Franz. Halt still, Herzensweib, ich will dir was sagen ...

Magdelone. Nicht ein Wort mehr!

Franz. Gott bewahre, wie kannst du nur gleich so böse werden.

Magdelone. Laß mich gehen, sag' ich.

Franz. Ei Magdelonchen, ich habe das ja nicht so böse gemeint.

Magdelone. Keine Possen, ich gehe.

Franz. Warte mein Hühnchen, du sollst was kriegen, du weißst schon —

Magdelone. Bagatell!

Franz. Mein Zuckerdöschen!

Magdelone. Geschwätz!

Franz. Mein Snutchen!

Magdelone. Laß mich los!

Franz. Mein Syrupsfäßchen!

Magdelone. Fort!

Franz. Meine Butterblume!

Magdelone. Papperlapap!

Franz. Mein Märzveilchen!

Magdelone. Nichts!

Franz. Meine Herzensfreude!

Magdelone. Hol' dich der Henker!

Franz. Mein Riechfläschchen!

Magdelone. Geh zum Blocksberg!

Franz. Ach mein allerliebstes Weib, sei doch nicht böse auf dein kleines Männchen!

Magdelone. Keine Faxen!

Franz. Auf deinen lieben kleinen Franz!

Magdelone. Fort, falscher Schlingel!

Franz. Ich will wahrhaftig nie wieder solchen Spaß treiben; denkst du denn, daß es mein Ernst war?

Magdelone. War es also nicht dein Ernst?

Franz. Ei was, mein Ernst! Denkst du denn, ich merke die Liebenswürdigkeit meines Sohnes nicht so gut wie du? Ich redete nur so, um dich ein Bischen zu necken; es war wahrhaftig blos vor Freude, daß ich weinte. (Leise.) Ach Gott schütze den armen Mann, der, um nur Frieden im Hause zu haben, seiner Kinder Wolfahrt aufopfern muß!

Magdelone. Hast du das wirklich nur im Scherz gesagt, mein Herzensmann, so ist Alles wieder gut. Aber da kommt er.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Jean. Nachher **Arv** unsichtbar.

Magdelone. Gieb nun blos mal Acht auf seine Manieren und sieh, ob wir nicht Ursache haben solch einen Sohn zu lieben.

Franz. Du hast Recht, Frau.

Magdelone. Mein Herzenssohn, du mußt deine Mutter nicht so lange allein lassen, ich kann keinen Augenblick ohne dich sein.

Jean. Was meint Madame zu dem Contretemps, den ich ganz kürzlich gelernt habe, bevor ich von Paris abreiste? Ich glaube pardi nicht, daß den Einer hier zu Lande schon kann. Ich kann ihn auf zwanzig Facons machen, zum Exempel erst so . . . und dann wieder so . . . .

Magdelone. War das nicht eine prächtige Capriole, Mann?

Jean. Das war keine Capriole, Madame, sondern ein Contretemps.

Magdelone. Ich versteh' das nicht, mein Herzenssohn, du mußt mich entschuldigen; eine schlechte und rechte Menuett habe ich vor diesem allenfalls tanzen können, aber weiter nichts.

Jean. Kann Madame die Tour davon noch?

Magdelone. Ja, vielleicht.

Jean. Wolan, laßt uns ein Menuett mit einander tanzen, damit Ihr seht, was für Pas ich mache.

Magdelone. Das wird ein wunderlicher Tanz werden, fürcht' ich, ich bin doch wol ein bischen zu alt zum Tanzen.

Jean. Hat nichts zu sagen. La tour seulement!

Magdelone. Nein, mein allerliebster Sohn, ich bitte mich zu entschuldigen.

Jean. Ah pardi, je m'en mocque! La tour seulement!

Franz (leise). Das ist mir so lieb, als wenn mir Einer zehn Thaler gäbe; ich wär' es zufrieden, wenn er mit ihr mitten auf dem Schloßplatz tanzte, das wär' ihr ganz recht, weil sie ihn selbst so verdorben hat.

Magdelone. Ach mein Herzenssohn, thu mir doch nicht den Schimpf an!

Jean. Ei sans façon! Das ist gar nicht hübsch, sich so lange nöthigen zu lassen. La tour seulement!

Franz (leise). Na das geht schön.

Magdelone. Meine Füße sind schon zu steif dazu.

Jean. Pardi! Mardi! Peste! Diantre! Tête-bleu! Nun werd' ich böse, das Vergnügen könntet Ihr mir doch wol sacht machen! La tour seulement!

Magdelone. Eher mein Sohn böse wird, will ich es ja gerne thun, so gut ich kann.

Franz (leise). Ha, ha, ha!

Jean. Papa muß uns ein Menuett singen!

Franz. Kann ich denn singen?

Jean. Aber gebt wol Acht, daß Ihr uns die Mesure haltet beim Singen!

Franz. Sauer genug wird's mir werden, mein Sohn; es ist wol das Beste, Ihr singt selbst.

Jean. Ei pardi, c'est impossible! Wie kann ich denn singen und tanzen dans le même temps?

Magdelone. Kann ich unserm Sohn den Willen thun und mit ihm tanzen, so kannst du auch wol mit ihm singen.

Franz. Ich hoffe, Frau, das ist nicht dein Ernst, zum Narren mach' ich mich nun einmal nicht, dazu bin ich zu alt.

Jean. Tête-bleu! j'enrage!

Magdelone. Ach mein Herzenssohn, werde nur nicht böse, er soll singen auf mein Wort und wenn er toll wird.

Jean. Ah pardi, chantez donc!

Magdelone. Du bist doch der verdrießlichste Mann, den es je auf Erden gegeben hat.

Jean. Diable m'emporte, di . . . . .

Franz (fängt an die Melodie zu singen, die die Nachtwächter haben und weint dazwischen. Die beiden Andern fangen an zu tanzen).

Jean. Ei, das ist ja kein Menuett, kann Papa kein Menuett?

Franz. Ich kann blos das.

Magdelone. Na denn mach' nur zu, es ist ja einerlei, ob es auch ein bischen altmodisch ist.

(Er singt, aber sowie sie sich umwenden, droht er ihnen. Sie tanzen beide sehr schlecht. Arv guckt ungesehen zur Thür hinein. Von Zeit zu Zeit ruft Jean: La cadence, mon pére! la cadence! Wenn der Tanz aus ist, gehen sie ab.)

Franz (leise). Ach ich elender Mann, daß ich solchen Sohn in die Welt gesetzt habe! Da muß ich bei Zeiten Rath schaffen, sonst wird mein Haus zum Stadtgespräch.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Antonius. Elsbeth. Marthe. Espen.

Antonius. Ach meine allerschönste Jungfrau, das Herz will mir brechen bei dieser unglückseligen Nachricht, daß mein Rival so unvermuthet zurückgekommen.

Elsbeth. Wie meint Ihr denn wol, daß es mir um's Herz ist, die ich auf ewig an diesen widerwärtigsten aller Menschen gefesselt werden soll? Ich hatte einen Abscheu vor seiner Person, schon bevor er reiste: denn ich sah ja, wie eitel und abgeschmackt er war und konnte leicht voraussehen, daß er, wenn er erst in fremde Länder käme, den Verstand vollends verlieren würde.

Antonius. Und an solche Person, meine allertheuerste Jungfrau, wollt Ihr Euch binden?

Elsbeth. Gutwillig nicht, mein theurer Antonius. Aber Ihr wißt, daß ich einen Vater habe, hart wie Stein; was er einmal haben will, das muß geschehen und wenn es der Untergang seines eignen Hauses wäre.

Antonius. So lange ich lebe, soll es dennoch nicht geschehen.

Elsbeth. Womit wollt Ihr es hindern?

Antonius. So lange ich lebe, sag' ich; meine Augen sollen das nicht sehen, lieber bring' ich mich selbst um.

Elsbeth. Und das sag' ich Euch, Ihr unbesonnener Mensch: nehmt Ihr Euch das Leben, so endige ich mit demselben Schwert auch meine Tage. Hört daher auf mit solchen Reden und denkt lieber auf Mittel, das drohende Unglück abzuwehren und seid versichert, daß weder der Wille der Eltern, noch sonst irgend etwas in der Welt das Band zerreißen kann, das unsere Herzen verbunden hält.

Antonius. Ach nun bin ich zufrieden!

Marthe. Hört doch, Ihr verliebten Thoren: statt solch ein unnützes Aufheben zu machen, wäre es besser, Ihr bätet mich und Espen, ein bischen die Köpfe zusammenzustecken. Ihr wißt ja, wenn

wir zwei unsern Witz brauchen wollen, so ist uns kein Ding unmöglich; gebt uns nur Zeit, ein bischen herumzuspeculiren und geht so lange bei Seite. (Sie gehen hinein.)

Zweite Scene.

Marthe. Espen.

Marthe. Espen, du bist ein alter Schelm, nun laß sehen, wozu du gut bist?

Espen. Dich abgerechnet, glaub' ich nicht, daß ich meinen Meister habe.

Marthe. Spintisire nur etwas aus, es thut nichts, wenn du auch dafür gehängt wirst. Denn wenn du nicht dafür gehängt wirst, wirst du doch gewiß für was anders gehängt und zwar nächstens.

Espen. Nein wahrhaftig, so rasch geht's mit dem Gehängtwerden nicht, wenn anders das wahr ist, was die Wahrsagerfrau mir vorgestern aus der Hand las.

Marthe. Und was prophezeite sie dir?

Espen. Sie prophezeite mir, daß ich nicht eher gehängt würde, als bis du ausgepeitscht wärst und drei Jahre im Spinnhaus gesessen hättest.

Marthe. Ei Redensarten, die alten Propheten sind todt und die neuen taugen nichts.[16]

Espen. Nein meiner Treu, das Weib war alt genug, sie hatte keinen Zahn mehr im Munde und konnte nicht mehr sprechen vor Alter.

Marthe. Wie konnte sie denn sagen, ich sollte ins Spinnhaus kommen? Wer lügen will, muß ein gutes Gedächtniß haben.

Espen. Sie erklärte mir Alles durch Geberden.

Marthe. Was das für dummes Zeug ist! Frisch, an die Arbeit, so lang wir allein sind, die edle Zeit vergeht.

Espen. Ich bin jetzt wahrhaftig nicht in der Laune die Cour zu machen, Mamsell.

Marthe. Ei pfui du Schlingel, da kannst du lange warten, bis ich mich in dich verliebe. Wollt' ich auf den Weg, so ging'

ich wol zu andern Leuten als du bist; zehn Kutschwagen kann ich kriegen, wenn ich zu so etwas Lust hätte, mit vornehmen Bedienten hinten drauf so viel ich will. Die Arbeit, die ich jetzt meinte, war eine Intrigue herauszuspeculiren.

Espen. Ja nun verstehe ich erst deine Meinung.

(Sie gehen, Jedes für sich, auf und ab.)

Marthe. Nu Espen, bist du mit deiner Lection bald fertig?

Espen. Ja, ich habe da eine Invention, wie wir den alten Jaronimus um einen Haufen Geld prellen können.

Marthe. Ei du Dummkopf, das ist aus der Mode, das hast du aus einer alten Komödie gestohlen. Nein, ich hab' ein anderes Mittel, das besser ist, laß uns unsere verliebten Leutchen hereinrufen und ihre Meinung darüber hören. He, kommt wieder herein, Paris und Helena, und hört das Urtheil.

Dritte Scene.

Elsbeth. Marthe. Espen. Antonius.

Elsbeth. Hier sind wir, laßt uns denn hören, was Ihr Euch ausgedacht habt.

Marthe. Wir Rathsherrn haben mit Stimmenmehrheit für gut befunden, daß, sintemalen es eine große Sünde, sich dem Willen seiner Eltern zu widersetzen, es das Beste ist, daß Jungfer Elsbeth sich diese zweite Liebschaft aus dem Sinn schlägt und sich mit dem verbindet, dem ihr Vater sie versprochen hat.

Elsbeth. Ach, du treibst nur deinen Scherz mit mir?

Marthe. Gewiß, es ist nur Scherz; in solchen Sachen darf man sich meiner Ansicht nach keineswegs nach den Capricen der Eltern richten. Die haben dabei blos das Interesse, sich mit gewissen Leuten zu verschwägern, von denen sie Nutzen zu ziehen hoffen, und diesem Interesse opfern sie dann nicht selten ihrer Kinder Wolfahrt. Junge Leute dagegen denken an so etwas weniger, vielmehr wählen sie sich solche Personen zur Ehe, mit denen sie glücklich zu werden hoffen und lieben nur, um zu lieben. Ist das nicht auch Seine Meinung, Herr Collega?

Espen. Vollständig.

Marthe. Wär' ich Assessor in einem Collegium mit dir, so

würd' es mir gehen, wie den gescheidten Richtern, die einen Dummkopf zur Seite haben: ich hätte immer über zwei Stimmen zu verfügen.

Espen. Verstehst du Latein, Marthe?

Marthe. Gerade soviel wie du.

Espen. Weißt du, was das heißt: mulier taceat in ecclesia?

Marthe. Nein, das weiß ich nicht.

Espen. Das heißt auf dänisch so viel, daß eine solche Sau wie du bist Rocken und Spule wahrnehmen und nicht daran denken soll sich in Sachen zu mengen, zu denen die Natur mich und andere Mannspersonen geschaffen hat.

Marthe. So was solltest du nicht sagen, Espen, die Zeit wird noch kommen, wo man mehr auf den Verstand als auf das Geschlecht, mehr auf das Talent als auf den Namen sieht; wenn unser Beider Verstand auf die Wagschale gelegt wird und ich dann zum Oberrichter ernannt werde, so kannst du es nicht höher bringen als zum Apfelhöcker.

Antonius. Ach bitte, laßt uns zur Sache kommen und nicht die Zeit mit solchem Geschwätz versäumen.

Marthe. Laß doch nur den Espen reden, der hat ja einen herrlichen Anschlag ausgeheckt.

Espen. Ei Marthe, quäle uns doch nicht so lange, sondern sag', was für ein Mittel du aufgefunden hast, diesen lieben Kindern zu helfen.

Marthe. Willst du auch erst bekennen, daß du ein Dummkopf bist?

Espen. Ein Schelm, der das thut.

Elsbeth. Ach Herzens-Espen, kannst du denn nicht um meinetwillen sacht sagen, daß du ein Dummkopf bist?

Espen. Ja, ich bin ein Dumkopf; ists so recht?

Marthe. Ob du's glaubst oder nicht, wahr ist es doch. Da ging er und speculirte eine halbe Stunde, wie auf eine Predigt und endlich kam er mit einer alten verschimmelten Intrigue, von der schon alle Komödien voll sind. Meine Invention dagegen besteht in Folgendem. Wie Ihr gehört habt, ist Hans Franzen so eingenommen von Allem, was französisch heißt, daß, wenn es gut

Parisisch wäre, bei lichtem Tag auf der Straße ohne Hosen zu gehen, so thät' er das auch. Nun wißt Ihr, daß ich drei Jahre bei einem französischen Koch in der Weidenstraße gedient und in der Zeit so viel Französisch gelernt habe, wie mir zum täglichen Gebrauch vonnöthen. Ich will mich für eine französische Dame ausgeben, die soeben von Paris gekommen und in Hans Franzen verliebt ist. Wie sich die Sache weiter entwickelt, wird die Zeit lehren; laßt mich nur machen. Espen soll mein Kammerdiener sein.

Elsbeth. So müssen wir eilen, Euch auszurüsten.

Antonius. Ihr, meine theuerste Jungfer, gebt Marthen Kleider, ich werde Espen versehen.

Espen. Espen müßt Ihr nun nicht mehr sagen, sondern Herr Kammerdiener.

Antonius. Nun so packt Euch, Herr Kammerdiener.

(Espen und Marthe ab.)

Vierte Scene.

Arv. Antonius. Elsbeth.

Arv. Ha ha ha! Hi hi hi!

Antonius. Ist das nicht Franz Hansens Hausknecht?

Arv. Ha ha ha! Hol' der Teufel die Narrheit!

Antonius. Worüber lachst du denn so herzlich, Arv?

Arv. Ah seid Ihr's, Monsieur Antonius? Ich bin im Begriff vor Lachen zu platzen.

Antonius. Wo bist du gewesen, daß du so lachst?

Arv. Ich komme von einem Assemblir, da hättet Ihr einen artigen Tanz mit ansehen können.

Antonius. Von wem denn?

Arv. Unsere Madame tanzte Schottisch mit Hans Franzen [17] und der Herr sang dazu.

Antonius. Ei Possen!

Arv. Nein wahrhaftig, es ist so, die Madame sollte sich schämen, ich hätte nicht gedacht, daß sie so schön tanzen könnte, seht, so ging sie und wackelte mit dem Hintern. Hätte ich nur einen Rothstift, so wollte ich Euch das ganze Assemblir abmalen,

ich habe zeichnen gelernt, und jedesmal, wenn er tanzte, schrie er seinen Vater an: Kater Hansen! Kater Hansen! Was das bedeuten sollte, mag der Henker wissen. Aus freien Stücken, das sah ich wohl, sang der arme Mann nicht; denn er sang, weinte und drohte, Alles auf einmal.

Antonius. Aber wenn er nicht singen wollte, wer konnte ihn zwingen?

Arv. Alles im Hause muß nach Hans Franzens Pfeife tanzen; er regiert die Madame und die Madame regiert den Herrn.

Antonius. Der Kerl muß ja rein toll sein.

Arv. Ich glaub' in der That, er hat in Fra kreich Schaden im Kopf genommen, mir gibt er einen Hundenamen, er nennt mich Garsong. Wenn er mich noch einmal Garsong ruft, antwort' ich ihm meiner Seel': ja, Sultan. Denn ich bin Arv Andersen getauft, das kann ich aus dem Kirchenbuch beweisen. Aber freilich, was will ich machen, wenn seine Mutter leidet, daß er sie Mähre nennt und das thut er wirklich. Wenn Jeronimus erfährt, wie er seine Tochter nennt, ich glaube, er bläut ihm den Rücken durch.

Antonius. Wie nennt er sie denn?

Arv. Ich fürchte nur, Ihr sagt es weiter.

Antonius. Nein, ganz gewiß nicht.

Arv. Er nennt sie seine Matratze. Nun ist das zwar richtig, daß die Frauen gewissermaßen Unterbetten sind; aber sie sein Unterbett oder Matratze zu nennen, das ist doch gar zu verächtlich und überdies sind sie ja noch gar nicht verheirathet. Aber ich muß laufen. (Ab.)

Fünfte Scene.

Elsbeth. Antonius.

Elsbeth. Das ist doch was Schreckliches mit Eltern, die sich von thörichten Kindern regieren lassen.

Antonius. Meine allertheuerste Jungfer, je verrückter er wird, desto besser für uns; seine Besserung wäre die unglücklichste Zeitung, die ich kriegen könnte.

Elsbeth. Ach mein liebster Antonius, unser ganzes Glück liegt nun in Espens und Marthens Händen. Das ist eine Art übertriebener Ehrenhaftigkeit bei meinem Vater: denn obwohl er mein Unglück vor Augen sieht, will er doch nicht sein Wort brechen. Er sagt, es sei nicht der Person, sondern der Familie wegen.

Antonius. Wenn nun aber Marthens und Espens Anschlag nicht glückt und Jeronimus läßt sich nicht bewegen von seinem Vorsatz abzustehen, was wird die Jungfer dann thun?

Elsbeth. Ei liebster Antonius, plag' mich doch nicht mit solchen Fragen, ich habe mich ja ein für allemal dahin erklärt, daß ich lieber . . . . Aber da kommt mein Vater; fort, so rasch Ihr könnt!

Sechste Scene.

Jeronimus. Elsbeth.

Jeronimus. Ei so Pimpernille, hast du nichts Andres zu thun, als vor der Thüre zu stehen und zu kuken und nach den jungen Kerlen zu sehen, die vorbeispazieren? Ich heiße Jeronimus, ich, und nicht Franz Hansen. Denk' nicht etwa, daß du dieselbe Freiheit hast wie dessen Kinder; hätt' ich solchen Sohn wie Hans Franzen, ich drehte ihm auf der Stelle den Hals um.

Elsbeth. Aber mein Herzensvater, wenn er so nichtsnutzig ist, warum wollt Ihr mich denn da an ihn fesseln?

Jeronimus. Willst du auch noch raisonniren? Willst du auch fragen, warum ich Dies thue und Jenes nicht? Ich will es: das muß dir genug sein. Wir kommen dadurch wenigstens in eine hübsche Familie, es ist eine Verwandtschaft, die nicht zu verachten; Franz Hansen ist nicht allein ein ehrlicher, sondern auch ein wohlhabender Mann. Obenein aber hab' ich ihm mein Wort gegeben und das mag ich nicht brechen.

Elsbeth. Mein Herzenspapa —

Jeronimus. Papa, Papa! ...... Willst du auch französisch sprechen? Kommst du mir noch einmal mit deinem Papa, so soll dir das Mangelholz was vermelden ..... Uebrigens was hast du sonst noch zu sagen?

Elsbeth. Ich wollte nur Dies sagen, daß Franz Hansen

allerdings ein vortrefflicher Mann ist; aber ich soll nicht mit ihm verheirathet werden, sondern mit seinem Sohn, welcher durchaus kein vortrefflicher Mann ist und von dem ich, seit er zurück ist, schon eine ganze Menge toller Geschichten gehört habe.

Jeronimus. Nun seh' Einer, nun legt sie sich auch schon auf Neuigkeiten. Fort, an deinen Stickrahmen, das ist besser. Ich habe schon eine ganze Menge Geschichten gehört — sieh mal an, sollst du dich schon damit abgeben, Geschichten zu wissen? Ich lasse dich hiemit wissen, Elsbeth, daß du kommende Woche Hochzeit haben wirst; ich bin noch der Mann dazu, Euch beide im Zaum zu halten, sowohl dich wie Hans Franzen. Willst du gleich hinein!

Dritter Act.

Erste Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pierre!

Pierre. Que voulez vous?

Jean. Fripon! Maraut! Coquin! Bougre! Badaut! Fainéant! Que la peste t'étouffe, que le diable t'emporte, t'enlève, t'abîme! Que le diantre ....

Pierre. Warum verflucht Monsieur mich denn so sehr?

Jean. Bist du nicht fünfzehn Monate mit mir dans Paris gewesen und hast nicht gelernt, comment du deinem Herrn antworten sollst, wenn er dich ruft? Du sollst sagen: Monsieur! mais non pas: que voulez vous?

Pierre. Das ist doch nur ein kleines Versehen und nicht werth, daß man deshalb so verflucht wird.

Jean. Die Wahrheit zu sagen, ist es auch nicht sowohl um dich zu verfluchen, als mich im Französischen zu üben; ich habe letzten Monat von meinem maître de langue eine Liste gekriegt von vierzig der modernsten Flüche, die ich ja an Niemand exerciren kann als an dir.

Pierre. Monsieur kann sie an sich selbst exerciren, er braucht nur statt te zu sagen me, so übt er sich in der Sprache und Niemand hat ein Wort dagegen einzuwenden.

Jean. Ach Pierre, daß wir doch wieder in Paris wären! Dieu donne, que nous étions dans Paris wieder; na nu hab' ich vergessen, was „wieder" auf französisch heißt.

Pierre. Das heißt aussi.

Jean. Richtig, aussi; wenn du mich einen Fehler machen hörst, mußt du mich nur dreist corrigiren. Aber wünschest du nicht ebenfalls, daß wir aussi in Paris wären?

Pierre. Ei gewiß, wer brav hungern, dursten und frieren kann, für den ist Paris ein ganz guter Aufenthalt.

Jean. Ei bougre! crasseux! gourmand! Du sprichst, als ob du geboren wärst à la place Maubere, oder à la pont neuf, comme un crocheteur, un décroteur des souliers, un porteur d'eau.

Pierre. Und Monsieur spricht, wie un fou, un bête, un Narr, un sot, un boufon, als ob er dans un Tollhaus geboren wäre oder à la un théâtre.

Jean. Was sagst du, bourreau?

Pierre. Monsieur muß das nicht übel nehmen, ich thue das blos um mich im Französischen zu exerciren.

Jean. Ja so. Ecoutez, Pierre.

Pierre. Monsieur?

Jean. Ich kann diese dänische Gesichter vorn Tod nicht ausstehen.

Pierre. Mademoiselle Isabella hat doch ein recht schönes Gesicht.

Jean. Ja, schön ist es wohl, aber es ist doch so dänisch, c'est un visage à la Danois, à la Bankbohrstraße,[18] par di! Inzwischen an ihr Gesicht wollt' ich mich noch gewöhnen, wenn sie nur nicht dänisch spräche.

Pierre. Hat Monsieur mit ihr gesprochen, seit er wieder da ist?

Jean. Ovis par di, si fait; aber weißt du, was sie sagte?

Pierre. Non pardi, non fait.

Jean. Sie sagte: Willkommen zu Hause, Hans. Ach wenn

ich daran denke, dreht sich mir der ganze Magen um; wäre das nun eine französische Dame gewesen, die hätte gesagt: Je suis ravi de voir mon chère mami Jean de France.

Pierre. Ovis pardi, si fait. In so etwas sind die Franzosen außerordentlich artige Leute, auch wenn sie nichts damit meinen.

Jean. Madame Isabelle parle comme un blanchisseuse dans Paris.

Pierre. Ovis par di si fait.

Jean. Comme un frippière.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Comme un femme, qui clame: renet! renet! dans les rues.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Comme un femme, qui va avec un âne dans la rue, et clame: lait! lait.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Auf die Art, Pierre, wollen wir uns im Französischen üben und wollen kein Wort dänisch mit einander sprechen.

Pierre. Ovis par di si fait. Was wir nicht zu sagen wissen, da zeigen wir mit den Fingern oder schneiden Gesichter, da werden wir auf einmal geborne Franzosen.

Jean. Pierre!

Pierre. Monsieur!

Jean. Ich will heut Mittag bei Peche speisen. [19]

Pierre. Will Monsieur nicht lieber bei Meister Jacob speisen? Da kriegt man besseres Essen für billiges Geld.

Jean. Ei was, Meister Jacob, schon an dem Namen hört man ja, daß das ein schlechter Koch ist; wäre hier kein französischer Koch in der Stadt, so müßt' ich verhungern.

Pierre. Das ist gewiß. Beim Franzosen schmeckt das Essen immer, weil man nämlich so wenig kriegt; nichts reizt den Appetit mehr, als wenn man nur wenig in der Schüssel hat.

Jean. Weißt du nicht noch einen französischen Koch hier?

Pierre. Ovis Monsieur! si fait par di, hier ist noch einer, der heißt Cabo.

Jean. Welcher von ihnen spricht das beste Französisch?

Pierre. Sie sprechen Beide gleich; es ist ein Plaisir, sie zu

hören. Denn wenn sie es recht gut machen wollen, so mischen sie spanische Wörter dazwischen, und das klingt dann wunderbar schön. Aber hier ist ein fremder Bedienter, was mag er wollen?

Zweite Scene.

Espen. Jean. Pierre.

Espen. Hier soll er doch wohnen, hat man mir gesagt; da seh' ich ja zwei Leute, die ich fragen kann. Avec permission, kennt Ihr Niemand hier in der Straße?

Jean. Ja, ich kenne mich selbst, moi même.

Espen. Das ist viel, wenn Ihr Euch selbst kennt; nicht vier Menschen in der ganzen Stadt, glaub' ich, können das von sich sagen. Aber wohnt nicht hier in der Straße ein dänischer Monsieur, der Jean de France heißt?

Jean. Je m'appelle Jean de France, à votre très humble service.

Pierre. Das heißt ins Dänische verdolmetscht, ich heiße Hans Franzen zu Diensten. Ich muß meines Herrn Dolmetscher machen: denn wenn er auch wol dänisch versteht, so kann er sich doch nicht besonders expliciren, er ist volle fünfzehn Wochen in Paris gewesen,[20] wo er denn in der ganzen Zeit kein Wort dänisch hat sprechen hören.

Espen. Ja ja, fünfzehn Wochen meiner Treu', das hat schon was auf sich. Ich bin bei Madame La Fleche blos zwei Tage in Dienst gewesen, und schon jetzt, wenn ich dänisch sprechen will, kommen mir lauter französische Wörter in den Mund. Aber wenn Monsieur Jean de France heißt, so ist er ja eben der, den ich suche. Monsieur, ist Er nicht derselbe, der eben von Paris gekommen ist?

Jean. Ovis, Monsieur.

Espen. Der sich fünfzehn Wochen daselbst aufgehalten hat?

Jean. Ovis, Monsieur.

Espen. Der in dem Stadtviertel logirte ... Na, wie heißt es denn, nun liegt es mir auf der Zunge ...

Jean. Faubourg St. Germain.

Espen. Richtig, das meint' ich, und in einer Straße, die so krumm 'rumgeht?

Jean. Nein, die Sträße ist ganz gerade.

Espen. Ja, gerade ist die Straße wol: aber wo sie zu Ende geht, da muß man sich ja doch drehen, um in eine andere zu kommen, wenigstens, dächt' ich, hätte die Madame mir so gesagt, und der Name von der Straße war ....

Jean. La rue de Seine.

Espen. Ja richtig, das stimmt ganz genau. Monsieur soll auch einen Bedienten haben, eine gute brave Haut, mit Namen Pierre.

Pierre. A votre très humble service.

Espen. Na, so hör' ich denn ja, daß ich auf dem rechten Wege bin. Ich habe ein gehorsames Compliment zu bestellen von Madame La Fleche.

Jean. Ach, ist es möglich? Wie befindet sich die charmante Dame?

Espen. Sie hat, wie sie sagt, die Ehre gehabt, Euch in Paris zu kennen, und ist nach Dänemark hauptsächlich um Euretwillen gekommen.

Jean. Ah, la charmante Dame! In Paris hab' ich manche vergnügte Stunde mit ihr zugebracht.

Espen. Monsieur, Ihr habt das Frauenzimmer ja nie gesehen.

Jean. Taisez-vous, bougre! Weißt du nicht, daß es à la française ist, so zu antworten? Hätt' ich gesagt, ich kennte sie nicht, so würde man mich ja für einen dänischen Ofenhocker gehalten haben; du wirst doch niemals Politur kriegen. — Ich muß gestehen, daß Madame La Fleche diejenige Dame ist, vor der ich den allermeisten Aestim habe. Pardi, est il possible, daß Madame La Fleche um meinetwillen nach Dänemark gekommen ist? Ich wollte ma foi nach Indien, ja, was noch mehr ist, nach Afrika wollt' ich reisen, blos um ihr die schönen Hände zu küssen. Aber wie lange ist es her, seit sie Paris verlassen?

Espen. Zwölf Tage.

Jean. Ei, est il possible? Nur zwölf Tage? Ach! könnt' ich doch den bonheur genießen, ihr die Hände zu küssen, und die Ehre, mit ihr zu sprechen.

Espen. Sie selbst wünscht nichts sehnlicher, es ist accurat mein Auftrag.

Jean. Ach Monsieur, gönnt mir die Freude und verschmäht nicht ein paar Dukaten, die ich Euch als Freundschaftszeichen verehre.

Espen. Meine Herrschaft, Madame La Fleche, ist eine der reichsten Damen in Frankreich, und sollt' ich daher keine Geschenke annehmen; um jedoch nicht den Schein zu haben, als ob ich es aus Hochmuth refüsire, will ich es nehmen, verhoffe dagegen, daß auch Monsieur sich nicht weigern wird, ein kleines Präsent von meiner Madame zu nehmen, nämlich dieses Portrait, welches von Monsieur Reinkohlgehackt[21] gemalt ist, dem größten Miniaturmaler in Frankreich. Und da es eben, bevor sie abreiste, die allerneueste Mode in Paris war, daß die Cavaliers dergleichen um den Hals tragen, um ihr Aestim für die Damen zu zeigen, die ihnen solche Präsente machen, so hoffe ich, daß Monsieur es ihr zu Ehren ebenfalls um den Hals tragen wird.

Jean. Wolan, ich werde es mir sofort dans votre présence um den Hals binden. Aber dürft' ich mir die hardiesse nehmen und so impudent sein, mir die liberté zu erlauben, zu fragen, auf welche Art Madame La Fleche mit Monsieur sprechen kann, wenn Er kein Französisch versteht?

Espen. Madame La Fleche läßt sich mit der ganzen Welt ein; außer parisisch, welches ihre Mama- oder Muttersprache ist, spricht sie deutsch, italienisch, holländisch, polländisch, preußisch und auch einen großen Haufen dänisch, was sie unterwegs gelernt hat.

Jean. Das ist eine große Complaisance, daß solche vornehme Dame sich die Unbequemlichkeit macht, diese gemeine Sprache zu lernen. So spricht sie denn dänisch mit Monsieur, weil Er hier im Lande geboren ist?

Espen. Nein, Monsieur, ich bin nicht hier zu Lande geboren, das sind nur meine Feinde, die mir das nachsagen. Ich bin geboren über zehn Meilen südlich von Randers,[22] wo wir als Glieder des heiligen römischen Reichs betrachtet werden, so daß ich viel mehr romänisch, als dänisch bin; will auch gehorsamst gebeten haben, daß Monsieur das allen seinen Bekannten mittheilt.

Jean. Es wäre eine Sünde, wollt' ich das nicht thun; auch kann man ja hinlänglich an Monsieurs manières sehen und an seiner Sprache hören, daß er kein Däne ist. Aber wo hat man das Glück, Madame La Fleche zu treffen?

Espen. Wo es Monsieur beliebt. Uebrigens geht sie um drei Uhr hier vorbei.

Jean. Da werd' ich mich présentement einfinden, um ihr zu küssen die belles mains.

Espen. Das wird ihr lieb sein.

Jean. Je me recommande.

Dritte Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pierre!

Pierre. Monsieur!

Jean. Was meinst du zu dem Portrait?

Pierre. Wer kein Kenner von Miniaturen ist, sollte denken, das wäre ein Kopf, der aus einem gedruckten Buch geschnitten und auf ein Stück Holz geklebt wäre.

Jean. C'est pourtant fait par le Sieur Reinkohlgehackt, le plus grand Maler en Europe.

Pierre. Ja woher weiß Monsieur denn das?

Jean. Hast du es nicht aus Monsieurs eigenem Munde gehört? Denkst du, daß der kein Kenner ist? Ja ja, das sind ma foi keine Narren, die da im römischen Reich geboren werden. Aber da seh' ich ja diese beiden alten Spießbürger wieder kommen; ich wollt', ich wäre fort; mit denen kann man keinen honnetten und galanten Diskurs führen, die sprechen von nichts als vom Wetter oder von der Wirthschaft.

(Jean und Pierre gehen ein wenig auf die Seite.)

Vierte Scene.

Jeronimus. Franz. Die Vorigen.

Jeronimus. Ja gewiß sollte man das, Nachbar. Allein was in Thee, Kafe und Tabak verzehrt wird, beläuft sich, glaub' ich, auf einige Tonnen Goldes im Jahr; das Geld wurde nun erstlich in alten Zeiten gespart.

Franz. Ach herje, dazu gehört schon was, einige Tonnen Goldes.

Jeronimus. Sagt das nicht, Nachbar, in anständigen Häusern reicht man nicht mit hundert Thalern jährlich dafür. Und das ist erst ein Posten; wollten wir nun die andern auch rechnen, so würde man leicht sehen, daß ich Recht habe. Denkt nur, neulich wollt' ich auch mal ein bischen alamodisch sein und ging in ein Kafehaus, da mußt' ich für ein paar Tassen Kafe ein ganzes Kopfstück geben. Aber da können sie auch warten, bis Jeronimus so bald wieder hinkommt!

Franz. Das war ein bischen theuer; indessen sieht man doch die Preise schon merklich fallen.

Jeronimus. Nun meiner Six, nicht in den Conditoreien.[23] Denn das hab' ich hier in Kopenhagen überhaupt gemerkt: ist der Preis einmal in die Höhe gegangen, bleibt er es auch für ewige Zeiten, und ob man die Waare auch für die Hälfte kriegen kann.

Franz. Ja, in soweit habt Ihr schon Recht, Nachbar. Aber der Mensch muß doch auch etwas für den Wohlgeschmack haben; was nützt Einem das Geld, wenn man sich nicht mal eine Güte dafür thun will?

Jeronimus. Aber Wasser und gebrannte Bohnen, können die wol wirklich gut schmecken? Versucht's einmal und gebt einem Kinde bloßen Kafe ohne Zucker, und seht zu, ob es ihn nicht wieder ausspuckt. Vielleicht sagt Ihr, daß doch Euer Sohn Hans Franzen und Andere der Art einen himmlischen Geschmack darin entdecken. Ich entgegne: Euer Sohn Hans und andere Hansnarren haben sich Anfangs ihrer Natur zum Trotz dazu gezwungen, blos weil das vornehm, weil das ausländisch war, und nachher bilden sie sich aus Gewohnheit ein, es schmeckt gut.

Franz. Sieh, da kommt mein Sohn.

Jeronimus. Ja, das mag er, ich getraue mich, ihm das selbst zu sagen, unter die Augen sag' ich's ihm. Aber was Henker ist das für eine Bommelage, die er da um den Hals trägt?

Franz. Das wird wol in Frankreich so Mode sein.

Jeronimus. Mode vorn, Mode hinten, so ist der doch ein Narr, der sich anders trägt als alle Andern im Lande.

Franz. Hör', mein Sohn, was ist das für ein Heiliger, den du da um den Hals trägst? Die Leute müssen ja denken, du bist katholisch im Kopf geworden.[24]

Jean. Pierre!

Pierre. Monsieur?

Jean. Pierre! expliquez cela pour ce vieux homme, je vas, vous me trouverez après de Monsieur Peche! (Ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne **Jean.**

Franz. Peter, weshalb ging denn mein Sohn so rasch wieder fort?

Pierre. Er hatte nur etwas zu besorgen und bat mich, ihn zu excusiren.

Franz. Aber was ist denn das für ein Ritterorden, den er um den Hals trägt?

Pierre. Das ist ein Portrait, das er aus Frankreich mitgebracht hat.

Franz. Ist denn das in Frankreich Mode, so etwas zu tragen?

Pierre. Ei versteht sich, wer das in Frankreich nicht trägt, wird für eine Canaille gehalten und darf nie zu Hofe kommen.

Franz. Aber das schien mir recht ein liederliches Stück Arbeit, ich wollte das meiner Treu' weit besser machen.

Pierre. Monsieur sehe sich vor, was er sagt, es könnte ihm übel bekommen. Denn dies Portrait ist von Monsieur Reinkohlgehackt, dem größten Maler in der ganzen Facultät zu Paris.

Jeronimus. Ei so möcht' ich doch drauf sterben, daß das in einer alten Chronik zu finden ist, die ich zu Hause habe; ich sah ja auf dem Fleck, daß das ein aus einem Buch geschnittener Kupferstich war. Hört, Nachbar, Euer Sohn ist ein Narr und Ihr seid nicht viel besser; ich bedanke mich für Eure Verwandtschaft, auf die Art verkaufe ich meine einzige Tochter nicht. Und du Schelm, wenn du uns nicht Augenblicks sagst, wer ihn zu solchem Unsinn verführt hat, so kommst du nicht gesund von der Stelle.

Pierre. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo er dies Stück her hat, aber einen Eid kann ich darauf ablegen, daß ich unter dem Portrait diese Worte gesehen habe: Monsieur Reinkohlgehackt fecit.

Franz. Pfui, schämst du dich nicht, Peter? Wie kannst du solche unanständige Reden führen.

Jeronimus. Holla, leiht mir mal Euern Stock, Nachbar! Wenn dein Herr fragt, wer dich geprügelt hat, so sage nur auch: Jeronimus fecit. (Peter weinend ab.)

Sechste Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Hört Nachbar, ich hoffe, wir bleiben die alten guten Freunde, auch wenn das eingegangene Verlöbniß zwischen meiner Tochter und Eurem Sohne aufgehoben ist.

Franz. Ach mein Herzensnachbar, Ihr habt mir ja versprochen, vierzehn Tage Geduld zu haben und zu sehen, wie mein Sohn sich aufführt. Brecht Ihr die Sache nun so rasch ab, so gibt das solch Gerede in der Stadt; um der alten Freundschaft willen, die jederzeit zwischen uns bestanden, thut das nicht, sondern habt noch Geduld so lange.

Jeronimus. Gut, gut, vierzehn Tage vergehen schnell. Doch bin ich überzeugt, daß er in der Zeit schlimmer werden wird, nicht besser.

Franz. Ich verlange nichts weiter, als daß Ihr blos die vierzehn Tage noch wartet.

Jeronimus. Gut, so lange will ich warten.

Franz. Lebt wohl, ich muß nach Hause zum Essen, meine Frau wartet auf mich.

Jeronimus. Profit Mahlzeit.

Vierter Act.

Erste Scene.

Antonius. Elsbeth. Marthe. Espen.

Antonius. Nun, wie geht's, meine gute Marthe?

Marthe. Das geht seinen guten Gang. Aber Ihr kommt

mir ein wenig ungelegen, ich habe Hans Franzen hierher bestellt; wiewol er mich nicht gesehen hat, ist er doch verliebt wie eine Ratte. Ihr könnt denken, was für ein Narr er ist: ich hab' ihm einen alten Kupferstich gegeben, den ich aus des Herrn alten Büchern geschnitten und auf ein Stück Holz geklebt habe und den trägt er nun um den Hals.

Elsbeth. Aber wie ist es möglich, daß er so närrisch sein kann?

Marthe. Seit ich ihn überredet habe, als wär' ich eine französische Dame und so eben von Paris gekommen, ist Alles möglich.

Antonius. Aber was hast du davon, daß du ihn so prostituirst?

Marthe. Davon hab' ich dies, daß sein künftiger Schwiegervater seine Tochter eher einem Schornsteinfeger gibt als so Einem; wie es dabei mit Euch ablaufen wird, weiß ich noch nicht. Es geht mir wie den Komödienschreibern; während die ihre Komödien schreiben, fällt ihnen erst ein, wie sie dieselben durchführen und endigen sollen. Aber da seh' ich ihn ja kommen; rasch bei Seite!

Zweite Scene.

Jean. Marthe als **Mad. La Fleche. Espen** als **d'Espagne** verkleidet.

Mad. La Fleche. A cette heure il doit venir; war das nicht um drei, Monsieur d'Espang, daß er zu kommen versprach?

Jean (kniet vor ihr nieder, embrassirt sie und sagt): Ah! charmante Madame! soufrez, que j'adore vous, que je baise votres beaux mains.

Mad. La Fleche. Levez-vous, Monsieur! c'est trop de humblesse pour un gentilhomme comme vous.

Jean. Ah! Madame, est il possible, que j'ai l'honneur, le plaisir, contentement et joie de vous revoir dans cette terre!

Mad. La Fleche. J'ai venu pour vous voir, mais je croyais pas, que vous étiez si changé. Vous êtes à cette heure habillé comme un antique bourgeois. Ha, ha, ha.

Jean. Pourquoi riez vous, charmante Princesse?

Mad. La Fleche. Rien! Monsieur de France, rien! je

rie de la joie de vous voir, c'est toujours une plaisir de vous voir.

Jean. Je vous rends grace, Madame! mais comment trouvez vous cette terre?

Mad. La Fleche. Fort bon, Monsieur! les Danois êtes des fort bonnes gens. Il manque à eux seulement de s'informer dans les manières parisiens.

Jean. Ovis par di si fait, Madame, vous avez grand raison dans cela. Dieu donne, que j'étois dans Paris wieder ... ah pardonnez, ma belle Madame, je voulois dire aussi. Mais, Madame, avez vous amené avec vous quelques nouvelles chansons de Paris?

Mad. La Fleche. Ovis Monsieur! celle-ci est la plus nouvelle.

(Sie singt ein Lied.)

Jean (auf den Knien). Ah! Madame! je n'ai jamais écouté une plus belle chanson. Ah! Paris, Paris!

Mad. La Fleche. Pourquois pleurez Monseigneur?

Jean. Ah Madame! on veut me marier dans cette pais.

Mad. La Fleche. Marier?

Jean. Ovis, Madame!

Mad. La Fleche. Marier?

Jean. Ovis c'est veritable, et avec une fille, qui s'appelle par malheur Elsebet.

Mad. La Fleche. Quel diable de nom est cela? Parlez vous tout de bon, Monsieur? ah, est il possible!

(Sie stellt sich, als ob ihr übel wird; Espen reicht ihr etwas zu riechen.)

Espen. Da kann Er nun sehen, Monsieur, wie Madame ihn liebt; ihr ist schlimm geworden aus lauter Alteration, da sie hörte, Monsieur wollte sich hier im Lande verheirathen.

Jean. Ach wenn sie stirbt, so bringe ich mich auf dem Fleck selber um! Ach, sagt ihr, Monsieur Valet de Chambre, daß ich lieber mein Leben lassen als mich hier verheirathen will! (Auf den Knien.) Ah belle Princesse! êtes vous malade?

Mad. La Fleche. C'est un Uebergang, Monsieur! Levez-vous.

(Espen flüstert ihr etwas ins Ohr, worüber sie sich sehr vergnügt stellt.)

Dritte Scene.

Arv. Jean. Mad. La Fleche. (Arv tritt ein, setzt sich auf den Boden mit einem großen Stück Kreide und malt den Tanz ab, den er gesehen hat).

Arv. So ging der Tanz, so krumm wie 'ne Salzprätzel. Das hier soll Hans Franzen sein und das ist die Madam. Nein, die muß ich noch mal machen, ihr Hinterster ist nicht breit genug. Hier muß der Herr stehen und weinen — (er springt auf und betrachtet seine Zeichnung; inzwischen stehen die Andern, sprechen leise mit einander und weisen mit Fingern auf ihn). Ha ha ha, das ist meiner Six so natürlich geworden und so gut ist das Assamblix getroffen, es fehlt nichts, als daß sie blos noch reden könnten. Aber Element, da seh' ich ja Leute? Ist das nicht Jeronimusens Marthe, die sich eine Adriane umgebunden hat und steht und schwatzt mit Hans Franzen. Marthe, wo zum Henker hast du die Adriane her? Das ist ja die Zeit noch nicht, die Hundstage haben noch nicht angefangen.

Jean. Ei du element'scher Schlingel, wie kannst du dich unterstehen einer vornehmen französischen adeligen Dame so in die Augen zu sehen?

Arv. Um Verzeihung, Monsieur Hans, ich dachte meiner Seel' es wäre Jeronimusens Marthe.

Mad. La Fleche. Ah Monsieur, faites le sortir, j'ai peur pour les gens, qui sont fous.

Jean. Hinaus mit dir, du Schlingel, oder ich schlage dir den Schädel entzwei!

(Mad. La Fleche steht und besieht Jeans Anzug; sie sagt Espen was ins Ohr und lacht: Ha ha ha, besieht seine Beine, sagt Espen wieder was ins Ohr und lacht: Ha ha ha.)

Jean. Pourquoi riez-vous, belle Madame?

Mad. La Fleche. Je me retire un peu, Monsieur d'Espang, mon valet de chambre, vous dira pourquoi. Excusez! Adieu.

Vierte Scene.

Jean. d'Espang.

Jean. Monsieur le valet de chambre! Monsieur d'Espang! Wie geht das zu, daß Eure Herrschaft mich so verächtlich tractirt? Was war das, was sie Euch ins Ohr sagte?

Espen. Tausend Thaler hätt' ich drum geben wollen, hätte ich das vorher gewußt; denn dann würde ich Monsieur bei Zeiten gewarnt haben. Indessen, das läßt sich leicht redressiren; sie sagte mir ins Ohr, so sehr sie Monsieurs Person ästimire, so sehr verachte sie seinen Anzug.

Jean. Sind denn andere Moden in Paris aufgekommen, seit ich weg bin? Denn freilich hielt ich mich auf der Rückreise drei Wochen in Dünkirchen auf.

Espen. Ja ja, Monsieur, da kommt das Unglück her. Wie Mad. La Fleche sagt, knöpft sich seit sechs Wochen in Paris kein Kavalier mehr den Rock vorne zu, sondern blos hinten. So lange man das nicht gewohnt ist, scheint es allerdings ein wenig incommode; indessen vornehme Leute haben ja jederzeit ihren Kammerdiener, was man da zu Lande valet de chambre nennt, der knöpft sie auf und zu.

Jean. Ach! Malheureux, que je suis!

Espen. Das läßt sich noch in Ordnung bringen, wenn ich behülflich sein darf.

Jean. Vous me faites un grand plaisir, pardi!

Espen. So, nun wird der Monsieur gleich anders aussehen.

Jean. Gibt es sonst noch neue Moden?

Espen. Ja, aber da läßt sich schon abhelfen: alle vornehmen Leute, sagt sie, schmieren sich jetzt den Mund mit Schnupftaback.

Jean. Dem wollen wir gleich abhelfen, ich habe meine Tabatieren-Dose bei mir. Wo es sich um neue Moden handelt, da bin ich ma foi nie der Letzte gewesen. Ich hörte allerdings noch von einer Menge neuer Moden in Paris, die eben in der Mache waren, wie ich abreiste; aber Papa's Importunität erlaubte mir nicht sie abzuwarten. Je vous prie, Monsieur le valet de chambre, mich bei Madame La Fleche zu excusiren; als ich von Paris abreiste war die Mode dans ma foi noch nicht in Gebrauch, non pardi non! Denn vor der Parisischen Galanterie hab' ich viel zu großen Respect um so etwas zu negligiren.

Espen. Paris ist eine artige Stadt, das muß alle Welt zugestehen. Auch richtet sich alle Welt nach den parisischen Moden; kämen sie in Paris auf den Einfall, auf den Straßen ohne Hosen zu gehen, so folgten ihnen alle Andern darin nach.

Jean. Ich thäte das ma foi gleich. Alle Welt würde Anfangs über mich lachen; aber bevor das Jahr zu Ende, wäre die Mode überall, das hab' ich oft observirt. Allein Monsieur le valet de chambre, hat sich da auch sonst noch was verändert mit Perücke, Hut, Schuhen oder Strümpfen?

Espen. Nein, Euer Hut und Perücke, sagt Madame, können allenfalls noch passiren, aber die Zipfel von Monsieurs Halstuch müssen hübsch hinten heraushängen.

Jean. So so, ei das ist ja eine recht artige Mode. Dies Paris, das denkt doch in einer Woche mehr Galanterien aus als die ganze Welt in einem Jahre; ich werde das ma foi gleich ebenso machen. Aber warum wollte Madame La Fleche mir das nicht selber sagen?

Espen. Ach, Monsieur kennen ja die französischen Damen, die sind viel zu höflich, einen guten Freund auf seine Fehler aufmerksam zu machen, sie lachen blos darüber und lassen den Andern blos rathen, was sie meinen. Aber nun ist Alles in Ordnung, nun wird es ihr ein Vergnügen sein, Monsieur binnen hier und einer Stunde in ihrem Hause wiederzusehen. Ich selbst werde die Ehre haben ihn zu begleiten, wenn ich nur erst meine Geschäfte besorgt habe.

Jean. Je me recommande, Monsieur d'Espang.

Espen. Votre Serviteur! Aber à propos, eine Kleinigkeit hab' ich noch vergessen, Monsieur in Madames Auftrag zu sagen: nämlich, wenn Monsieur mit Permission zu sagen gähnt, so muß er sich ja nicht die Hand vor den Mund halten, das ist nun ganz aus der Mode und geschieht in Paris von keinem anständigen Menschen mehr.

Jean. Ovis da.

Espen. Serviteur. (Ab.)

Fünfte Scene.

Jean. Pierre.

Jean (tanzt und singt): La la la la la la . . . . (Besieht das Portrait.) La la la la la . . . . Alles Neue erscheint zuerst seltsam. Aber nun find' ich schon, daß das eine reizende Mode ist, fort

commode et fort degagé. La la la la la! — . . . . Mon Père und mon Schwieger-Père sollen ma foi ebenso gehen, sie mögen wollen oder nicht, ich will keine altmodische Familie haben. Mein Papa wird sich wol noch im Guten dazu bringen lassen, seine alte Spießbürgertracht abzulegen; aber mein Schwiegerpapa, der es noch für einen Glaubensartikel hält, gerade so angezogen zu gehen wie sein Großvater, den muß ich sans façon dazu zwingen. Daß ich selbst zu leben weiß und galant bin, das genügt mir nicht; auch meine Familie soll mir keine Schande machen. Mais voilà Pierre, qui vient.

Pierre. Ach, ach, Monsieur, Ihr müßt mich manteniren oder ich kann nicht länger in Monsieurs Diensten bleiben.

Jean. Qu'as tu? dis moi, Pierre!

Pierre. Ach, Monsieur Jeronimus hat mich so geschlagen, daß ich kaum gehen kann.

Jean. Pourquoi donc?

Pierre. Weil Monsieur ein Gemälde vor der Brust trägt.

Jean. Pardi, ich werd' ihn lehren, was das heißt einen gentil-homme's-laquai zu prügeln! Est il possible, daß er gewagt hat dich zu schlagen?!

Pierre. Ovis, Monsieur! Aber Monsieur geht gewiß in Liebesgedanken, er hat sich den Rock verkehrt zugeknöpft; reste un moment, damit ich es wieder in Ordnung bringe.

Jean. Ei, du sot! badaut! boufon! maraut! Weißst du nicht, daß das die neueste Pariser Mode und daß Madame La Fleche mich ausgelacht hat, weil ich meinen Rock noch nach der hiesigen Art zuknöpfte?

Pierre. Die Mode hab' ich doch in Paris nicht gesehen?

Jean. Sie ist aufgekommen, während wir in Dünkirchen waren.

Pierre. Ovis da! Ja, da muß ich mich nur auch so knöpfen.

Jean. Non, par di non; das ist blos für gens de qualité.

Pierre. Aha, die vornehme Welt soll allein verrückt sein. Aber wenn Monsieurs Schwiegervater das zu sehen kriegt, dann wird er toll.

Jean. Nicht blos sehen soll er das, sondern es ist auch mein Wille, daß er die Mode mitmachen soll.

Pierre. Das thut er nimmermehr.

Jean. Er muß!

Pierre. Comment donc?

Jean. Ich zwinge ihn mit Gewalt. Denn wenn Madame La Fleche über das ganze Land lacht, so soll sie doch nicht über meine Familie lachen.

Pierre. Hat Monsieur sich dazu einmal resolvirt, so will ich Ihm helfen als ein ehrlicher Kerl; ich wollte nur, wir hätten ihn gleich hier so lange ich noch die Prügel fühle, die ich von ihm gekriegt habe. Aber da kommt er und allein, ma foi, fort à propos!

Sechste Scene.

Jeronimus. Die Vorigen.

Jeronimus. Vierzehn Tage gehen ja wol zu Ende, das hat nichts zu sagen, ich will gern die Zeit aushalten, damit man mir nicht sagen kann, ich hätte mein Wort gebrochen. Aber es wird nicht anders, ich will darauf sterben. — Aber da steht er ja; ich muß doch mal versuchen, ihn allein in die Beichte zu nehmen, wenn sein barmherziger Vater nicht dabei ist. Hört, Hans Franzen, laßt uns mal ein bischen ernsthaft mit einander reden ..... Aber was Henker seh' ich da? Seid Ihr bang, die Leute merken nicht ohnedies schon, wie verkehrt Ihr im Kopfe seid, daß Ihr auch noch Eure Tracht verkehrt? Wo ist wol je ein Mensch auf die Tollheit gekommen, sich den Rock hinten zuzuknöpfen? Das heißt ja den Rücken zum Bauch machen! Na so beklag' ich doch den braven alten Mann, der so einen verrückten Sohn hat.

(Jean und Pierre lachen zugleich: Ha ha ha.)

Jeronimus. Ja du magst auch lachen, jetzt und später, so oft du daran denkst, was für ein Narr, ein Geck, ein Gaukler du bist!

(Jean und Pierre: Ha ha ha.)

Jean. Apropos, mon cher Schwiegerpapa, der Rock, den Ihr da tragt, wurde der nicht zum letzten Jubeljahre[24] gemacht? Ha ha ha ha ha!

Jeronimus. Ei du Hanswurst, du Narr, ist dein nach hinten gekehrter Rock nicht auf Fastnachtsabend gemacht oder auf den ersten April? Ha ha ha ha ha!

Jean. Mon cher Schwiegerpapa, verzeiht, daß ich über Seine wunderliche altmodische Tracht gelacht habe. Es läßt sich aber leicht ändern; wenn der Rock nur hinten zugeknöpft wird, so kann er immer noch passiren; wie ich hier gehe, so gehen alle honnetten Leute in Paris.

Jeronimus. Es ist doch thöricht von mir, noch dazustehen und mit solchen Gecken zu sprechen.

Jean. Attendez, mon cher Schwieger-père, Ihr kommt nicht vom Fleck, ma foi, bis Ihr Euern Rock umgedreht habt wie ich den meinen. Das ist par di die vornehmste Mode in Paris; Madame La Fleche, die eben erst von Paris kommt, berichtet . . . .

Jeronimus. Holla, Ihr Schlingel, wollt Ihr Hand an einen ehrlichen Bürgersmann legen?! Hier, das ist für Madam La Fleisch und das ist für Madam La Kraut und das ist für Madam La Bratwurst und das ist für Madam La Speck! (Theilt Ohrfeigen aus.)

Jean. Pierre, ici, tenez! Halt den alten eigensinnigen Knaster fest! Ich will, ma foi, keinen Pedanten in der Familie haben — zieh' aus!

Pierre. Vîtement, Monsieur!

Jeronimus. He, Gewalt! Gewalt!

Jean. Wenn alte Leute kindisch werden, muß man sie zwingen wie Kinder.

Jeronimus. He, he, Gewalt!

Pierre. He, he, Geschwätz! Es ist ja zu Eurem eigenen Besten; wenn es nur erst gethan ist, nachher werdet Ihr uns noch danken, gerade wie ein Patient sich auch erst gegen den Feldscheer zur Wehre setzt, der ihm einen Zahn ausziehen will; aber wenn es überstanden ist, so küßt er ihm nachträglich die Hand und bedankt sich.

Jeronimus. O weh! o weh!

Jean. Nur still, mon cher Schwiegerpapa! Nun seht Ihr par di aus wie ein Ambassadeur, die ganze Familie muß umgearbeitet werden; ich werde meine Schwiegermama und Mademoiselle Isabelle zu Madame La Fleche führen, damit sie lernen, was jetzt die feinste Damenmode in Paris ist.

Pierre. Monsieur, soll ich Eurem Schwiegervater nicht auch das Halstuch anders binden?

Jean. Ovis, par di si fait. (Während der Andere ihn hält, bindet Pierre ihm das Halstuch um.)

Jeronimus. Ah ah ah ....

Siebente Scene.

Die Vorigen. Antonius.

Antonius (mit dem Degen in der Hand). Holla, Ihr Straßenräuber, ich will Euch lehren einen alten vornehmen braven Herrn zu überfallen! Ach mein theurer Herr Jeronimus, was schmerzt mich das, Sie so übel behandelt zu sehen! Sieh, wie die Schelme den vornehmen wackern Herrn zugerichtet und prostituirt haben .... Gebt Euch zufrieden, Herr Jeronimus, den Schimpf räche ich und wenn es mich das Leben kosten soll!

(Jean und Pierre laufen fort.)

Jeronimus. Ach mein theurer Monsieur, Ihr habt mein Leben, meine Ehre gerettet! Denn lieber wollt' ich sterben, als daß mich Einer so zugerichtet gesehen. Es würde mir eine große Freude sein, wenn ich Ihm in irgend etwas wieder dienen könnte; möcht' Er doch meiner Hülfe bedürfen und möchte es Ihm nur belieben, mich auf die Probe zu stellen.

Antonius. Ach mein Herr Jeronimus, ich sehe, der Himmel selbst favorisirt meine Absicht und bahnt mir den Weg, Euch dasjenige vorzustellen, wovon ich bisher noch nie die Dreistigkeit hatte mit Euch zu sprechen. Ihr habt ja wol eine Tochter, mein Herr?

Jeronimus. Ja, aber was gehört das hieher?

Antonius. Ach, mehr darf ich nicht sagen, Ihr selbst müßt ja errathen, was ich meine —

Jeronimus. Ich errathe es, ja wol. Vermuthlich ist Er in meine Tochter verliebt: aber darauf kann ich Ihm keine Antwort ertheilen, weil ich den Herrn ja gar nicht kenne. Dürft' ich fragen, wer Seine Eltern sind?

Antonius. Ich bin Jesper Lorenzens Sohn in der kurzen Straße; mein Vater ist bekannt bei allen anständigen Leuten in Kopenhagen.

Jeronimus. Ja freilich ist er bekannt. Ist Er Jesper Lorenzens Sohn, so hat Er einen braven Mann zum Vater und einen

von den anständigsten Bürgern der Stadt; wir sind ehedem zusammengereist, auf den Kieler Umschlag und den Schnapsmarkt in Wiborg.[25] Es wird mir eine Freude und Ehre sein, mit ihm verwandt zu werden; spreche Er nur selbst mit meiner Tochter.

Antonius. Wenn weiter kein Hinderniß ist, so bin ich schon so gut wie Euer Schwiegersohn. Die Sache ist diese. Schon seit einigen Jahren hab' ich nicht nur Eure Tochter Elsbeth geliebt, sondern auch ihr Herz habe ich gewonnen. Allein keines von uns unterstand sich davon zu sprechen, aus Rücksicht auf die anderweitige Verlobung, die zwischen ihr und Eures Nachbars Sohn geschlossen war. Dessen Zurückkunft hat mich tief betrübt, nicht minder Eure Tochter und uns fast in Verzweiflung gebracht.

Jeronimus. Steht da sonst nichts im Wege, so ist der Knoten gelöst; seht her, da hat Er meine Hand darauf, daß Niemand anders meine Tochter kriegen soll. Aber da kommt ja meine Tochter selbst, recht zur gelegenen Stunde.

Achte Scene.

Die Vorigen. Elsbeth.

Jeronimus. Hör', Elsbeth, kennst du diesen Herrn?

Elsbeth. Nein in der That, ich kenne ihn nicht, Papa —

Jeronimus. Ja du kennst ihn, meiner Six ... Sieh, wie roth die wird! Nun nun, gib dich zufrieden, weine nicht, mein Kind, ich kenne die ganze Sache; komm' her, gib ihm deine Hand, du sollst seine Braut werden.

Elsbeth. Ach mein Herzensvater, warum treibt Ihr solchen Scherz mit mir? Ihr habt mich ja doch einmal, wenn auch gegen meinen Willen, mit Hans Franzen verlobt.

Jeronimus. Ja das war früher; jetzt aber habe ich gelobt Hans Franzen freies Quartier auf dem Rathhause zu verschaffen und dazu soll dein künftiger Eheliebster, der es mit angesehen hat, welchen Schimpf er mir gethan, behilflich sein. Geh hin und reich' ihm die Hand. Nu kuck, wie schüchtern sie thut, als ob sie ihn noch nie gesehen hätte! Kommt, laßt uns mit einander nach Hause gehen; ich muß Rache an Hans Franzen haben, bevor die Sonne untergeht.

Fünfter Act.

Erste Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pardi, est il possible? Quelle brutalité!

Pierre. Monsieur, wenn wir uns nicht retiriren, so geht es uns an den Hals; Jeronimus sucht uns überall und Euer Vater, hör' ich, ist nicht minder aufgebracht als er.

Jean. Ist das nicht ein Elend, Pierre, in einem Lande zu wohnen, wo die Leute so wenig Einsicht haben! Ich hatte gedacht, Monsieur mon Papa und mein Schwiegerpapa sollten vor Freude über meinen Anblick in Ohnmacht fallen.

Pierre. Ich meiner Seel' ebenso.

Jean. Fremde wissen das besser zu schätzen, als meine eigenen Eltern.

Pierre. Ja, es geht Monsieur, wie es im Sprüchwort heißt: der Poet gilt nichts im Vaterlande.[26]

Jean. Ich will von meinen artigen Manieren nichts weiter sagen, es genügt, daß eine der liebenswürdigsten Damen dans la France hiehergekommen ist, lediglich um meinetwillen.

Pierre. Ja, und was das Merkwürdigste ist, Monsieur, just von Paris. Denn wär' es noch eine hottentotische, kosakkische, calekutische, husarische, malabarische Dame gewesen oder eine aus Thye, Bogöe,[27] Island oder Grönland, so hätte man denken können, die Dame hätte in dem Lande, wo sie herkommt, noch nicht viel galante Leute gesehen, darum fände sie so viel Geschmack an Euch. Aber, Monsieur, sie kommt direct von Paris, wo alle Welt die feinsten Manieren hat, wo gemeine Weiber im Friesrock[28] Journale lesen, Menuette tanzen und perfect französisch sprechen. Und das sind ja doch die drei Dinge, die einen vollkommenen Menschen ausmachen. Angenommen selbst, Monsieur hätte keine artigen Manieren, so muß ihm doch alle Welt die Meriten zugestehen, in wenigen Monaten fünfzehnhundert Thaler in der galantesten Stadt von Europa

verzehrt zu haben und das ist schon allein ein Grund, weßhalb alle redlichen Menschen Monsieur ästimiren müssen.

Jean. Ovis, par di si fait.

Pierre. Denn schon diese Depensen geben zu erkennen, daß Monsieur in Paris als ein vornehmer Mann gelebt hat.

Jean. Si fait.

Pierre. Nicht wie ein Knicker.

Jean. Vous avez raison.

Pierre. Nicht wie ein Schlingel.

Jean. Si fait.

Pierre. Nicht wie ein Schwein.

Jean. Cela s'entend.

Pierre. Nicht wie ein Küchenjunge.

Jean. Non, par di, non!

Pierre. Nicht wie ein fauler Esel.

Jean. Non, si fait, non.

Pierre. Nicht wie ein ordinärer Hund.

Jean. Peste! Halt' einmal auf mit diesen Titeln, ich verstehe schon so, was du meinst.

Pierre. Ich wollte nur dies sagen, Monsieur, daß jeder redliche Mann, der blos dies Eine hört, wie viel Geld Ihr in wenigen Monaten in Paris verbraucht habt, sogleich folgendes Raisonnement anstellen wird: an dem Monsieur muß doch was sein, für so viel Geld muß er doch was gelernt haben und darum wird er sich nicht weigern, Monsieur seine Tochter zu geben.

Jean. Und doch siehst du, wie wenig meine Eltern es zu schätzen wissen.

Pierre. Wie können solche Dummköpfe, als hier im Lande sind, Monsieur zu schätzen wissen? Weit entfernt seine Qualitäten zu würdigen, legen sie ihm alle Nichtsnutzigkeiten bei, die es nur gibt.

Jean. Was sagen sie denn von mir?

Pierre. Monsieur, ich schäme mich davon zu sprechen, es wäre mir neulich beinahe schlecht gegangen Seinetwegen.

Jean. Ah, dites hardiessement! Du weißt ja, daß wir Pariser uns so etwas nicht zu Herzen nehmen.

Pierre. Einige nennen Monsieur Hans Bäsemängs, weil er umhergeht und allen Frauenzimmern die Hände küßt.

Jean. Par di, quels sots! Das ist just eine von den artigsten Qualitäten, die ein Galanthomme besitzen kann.

Pierre. Einige sind gröber und nennen Monsieur Hans Narr, Hans Affe, Hans Gaukler, Hans Topfgucker, Hans Marktschreier, Hans Drehdenhintern, Hans Stelzengänger, Hans Capriolenschneider, Hans ....

Jean. Nun nun, genug, genug, ich mag nichts mehr davon hören.

Pierre. Hans Petit=Maitre, Hans Tänzer, Hans Sprachverderber, Hans .....

Jean. Halt auf, sag' ich, Maraut!

Pierre. Hans Spieler, Hans Pflastertreter, Hans Harlekin ....

Jean. Wenn du nicht aufhörst, schlag' ich dir den Schädel ein, je t'ecraserai ton tête!

Pierre. Monsieur hat mich ja selbst drum gebeten. Aber da kommt Arv wieder.

Zweite Scene.

Arv. Jean. Pierre. Nachher ein **Spieler** hinter der Scene.

Arv. Ich möchte jetzt meiner Seel' nicht an Hans Franzens Stelle sein und wenn mir Einer zwei Mark gäbe. Jeronimus hat drauf geschworen, er will nicht zu Bette gehen, bevor er ihn nicht ins Spinnhaus gebracht hat oder was man so nennt in Prison. Es war aber auch unverschämt so mit einem alten Manne umzugehen, der seine bürgerlichen Steuern und Abgaben so manches Jahr richtig bezahlt hat. Nehmt nur mal an, Ihr guten Leute, wie er ihn behandelt hat. Als zum Exempel: ich ziehe meine Jacke aus und kehr' sie um (kehrt die Jacke um) — seh' ich nun nicht aus wie ein Narr? Ha ha ha ha ha ha, genau so sah Jeronimus aus. Ich möchte so nicht auf die Straße unter die Leute gehen und wenn mir Einer zwei Schillinge gäbe; die Bettelvögte könnten denken,[29] ich wäre verrückt und schleppten mich in den Narrenthurm (er dreht seine Jacke wieder ordentlich). Die Madame sitzt zu Hause und weint, als hätte sie Prügel gekriegt. Aber das ist ihr schon recht; denn wenn der Herr ihm kein Geld schicken wollte, wie er da in Westindien

oder Frankreich war, wie das nun heißt, da verkaufte sie Rock und Schürze, blos um es ihm zuzuwenden.

Jean. Arv, wie stehts zu Hause?

Arv (sich im Kopfe kratzend). Ganz gut, Monsör.

Jean. Na, da du dich so im Kopfe kratzest, so kann das nicht weit her sein; sag' mir nur, wie es steht.

Arv. Ganz gut, Monsör, ich danke für gütige Nachfrage, aber .... lebt wohl, Monsör, ich muß gehen.

Jean. Was willst du sagen mit diesem Aber? Rasch, sprich, wie steht es? Du kriegst sonst ma foi Prügel.

Arv. Es steht Alles wohl, meiner Seel'. Aber Einiges steht auch verflucht übel.

Jean. Sprich nur dreist, Arv, ich schenke dir auch einen Livre.

Arv. Nein Monsör, Leber ess' ich nicht, die geb' ich jedesmal dem Hunde, so oft ich sie kriege. Aber will Monsör mir vielleicht was zu einer Kanne Bier schenken?

Jean. Sieh her, da sind zwei Mark, das war dasselbe, was ich vorhin meinte.

Arv. Gramarci, Monsör.

Jean (zu Peter). Was für ein dummes Vieh der Kerl doch ist, der wußte nicht einmal, was ein Livre de France ist.

Arv. Na da will ich Monsören nur warnen, daß Er sich bei Zeiten auf die Socken macht;[30] Jeronimus hat schon nach den Nachtwächtern und Bettelvögten geschickt, um Ihn in Arrest schmeißen zu lassen. Unser Herr hat ebenfalls seine Hand von Ihm gezogen und schwört darauf, daß Er ins Loch gesperrt werden soll, ein ganzes Jahr.

Pierre. Soll ich auch eingesperrt werden?

Arv. Nein, das hat keine Noth, Peter, du sollst blos unterm Schandpfahl durchgehauen werden und nachher kannst du laufen, wohin du willst.

Jean. Aber was ist da draußen für ein Lärm?

Ein Spieler (draußen). Ich will den Kerl lehren, sich aus dem Staube zu machen, ohne zu bezahlen!

Jean. Peste, was ist da zu machen?! Da kommt mir Einer auf den Hals, an den ich neulich hundert Thaler verspielt habe;

sowie er den Rücken wendete, lief ich fort, denn ich konnte ihn nicht bezahlen.

Der Spieler (draußen). Entweder muß er sich mit mir schlagen oder er muß mir mein Geld bezahlen!

Pierre. Ach Herr, ich muß einen Augenblick fort, mir thut was noth; ich komme gleich wieder .....

Jean. Willst du bleiben, Maraut? Ist das jetzt Zeit, fortzulaufen, da du siehst, daß ich angefallen werde?

Pierre. Ach mein Bauch, mein Bauch! Ich habe zu rasch auf den Kohl getrunken, das war mein Unglück!

(Läuft in einen Winkel und versteckt sich.)

Der Spieler (draußen). Ich will ihn lehren, was das heißt, mit anständigen Leuten zu spielen!

Jean. Ach lieber Arv, kannst du mir nicht helfen, mich zu verstecken? Ich will dich belohnen als ein honnet homme.

Arv. Ich habe hier einen Sack bei der Hand, wenn Monsför sich dahineinstecken lassen will?

Jean. Es ist Alles gleichviel, Arv, wenn ich mich nur verstecken kann.

(Arv steckt ihn in den Sack und setzt sich darauf, wie auf ein Packet.)

Dritte Scene.

Der Spieler. Arv. Jean. Pierre im Versteck.

Der Spieler. Ich will meiner Seel' heut Abend nicht zu Bette gehen, bis ich ihn gepackt habe! Es ist mir weniger um das Geld, als um das böse Exempel, das Andere sich daran nehmen können, aus dem Spiel zu laufen ohne zu bezahlen!

(Jean in dem Sack fängt an zu zittern.)

Arv (schlägt ihn und sagt). Lieg' still oder dich holt die Schwernoth.

Der Spieler. Mit wem sprichst du, Kamerad?

Arv. Ich spreche mit meinem Sack.

Der Spieler. Mit deinem Sack? Was hast du denn in deinem Sack?

Arv (wird ängstlich und stammelt). Ich habe meiner Seel' nichts drin als Butter.

Der Spieler. Butter in dem Sack, auf dem du sitzst? Das ist nicht möglich.

Arv. Nein, es ist wahr, es sind Lichter.

Der Spieler. Lichter? Das ist ja noch toller.

Arv. Nein, es ist wahr, ich versprach mich, es sind feine Spitzen.

Der Spieler. Das muß ja ein verwünschter Haufen Spitzen sein; das hängt nicht richtig zusammen, das sind gewiß gestohlene Sachen.

Arv. Nein, es ist wahr, es sind Erbsen.

Der Spieler. Du bist ein Dieb, ganz gewiß, ich merk' es schon. Fort, laß mich sehen, was du da hast!

Arv. Es ist gewiß nicht Hans Franzen, Monsör, ich will Euch einen Eid darauf leisten; wie sollte Hans Franzen dazu kommen, in einem Sack zu stecken?

Der Spieler. Ha ha, nun sollt Ihr noch sehen, nun komme ich doch noch zu meinem Gelde .... Sieh da, Monsieur Franzen, seid Ihr hier? Das ist mir ja recht angenehm. Hier habt Ihr nun die Wahl zwischen zwei Dingen: entweder Ihr bezahlt mir sofort mein Geld oder Ihr schlagt Euch.

Jean. Monsieur! je n'ai point d'argent.

Der Spieler. Monsieur, Französisch versteh' ich nicht, wir wollen uns auf dänisch schlagen. Rasch: zieh! oder Geld!

Jean. Ich will Ihm eine Verschreibung geben, Monsieur.

Der Spieler. Keine Redensarten: Geld her oder sich schlagen!

Arv. Schuft, wer länger hier bleibt! (Läuft fort.)

Jean. Ach Monsieur, habt doch Geduld mit mir, Ihr sollt ja das Geld gewiß noch kriegen.

Der Spieler. Ich verlange nichts, als daß Ihr zieht!

Jean. Monsieur, hier habt Ihr meine Uhr.

Der Spieler. Die ist gut, die nehm' ich für vierzig Thaler; nun gebt noch Rock, Weste und Hut her, so will ich mich als bezahlt ansehen.

Jean. Ihr werdet doch, hoff' ich, nicht haben wollen, daß ich nackt gehen soll?

Der Spieler (zieht seinen Degen). Allons! Rock, Weste und Hut her, oder sich schlagen! (Jean zieht Rock und Weste aus und gibt dem Spieler

mit dem Hut auch zugleich die Perücke.) Monsieur! votre très humble Serviteur! Quittire dankend. (Ab.)

Pierre (kommt aus seinem Versteck). Ach Monsieur, nun seid Ihr ja so nackt als ob Ihr aus Mutterleibe kämt? Was für Unglück doch das Spiel anrichtet!

Jean. Ei nein, bitte sehr, mit Hosen, Schuhen und Strümpfen kommt man doch, so viel ich weiß, nicht zur Welt. Aber du Poltron, wollt' ich dir thun, wie dir gebührt, so müßt' ich dir den Kopf spalten; ist das nicht unverantwortlich, so deinen Herrn zu verlassen?

Pierre. Es ist wahr, ich wollte selbst, daß ich hätte können dableiben und so tapfer fechten wie Monsieur. Allein ich riskire jedesmal eine Ohnmacht, sowie ich einen bloßen Degen sehe.

Jean. Allons, retirons nous à la Madame la Fleche, die wird uns wol in Protection nehmen; du weißt ja, wo sie wohnt?

Pierre. Ich? Woher sollt' ich das wissen?

Jean. Ach was sind das doch für grobe und unpolirte Leute, unter denen wir wohnen! Ach Paris, Paris! Wären wir nur erst wieder in Paris, Pierre! Mais voilà, Madame la Fleche's valet de chambre, Monsieur d'Espang!

Vierte Scene.

Espen. Jean. Pierre.

Espen. Ich suche Monsieur Jean de France, aber er ist nirgends zu finden; ich habe nach ihm gefragt in seines Vaters Haus, ich habe nach ihm gefragt bei...... Aber da ist er ja sammt seinem Bedienten. Monsieur, Madame la Fleche läßt ihren gehorsamen Respect vermelden und hat mir diesen Brief übergeben, bevor sie abreiste.

Jean. Ist Madame la Fleche abgereist?

Espen. Ja, vor einer halben Stunde.

Jean. Warum reistet Ihr denn nicht mit?

Espen. Weil sie mich nicht mehr vonnöthen hatte.

Jean. Ist sie denn allein gereist?

Espen. Ja richtig, solche Damen allein reisen! Sie hatte nicht weniger als vier Lakeien mit sich, ich war blos so einstweilen

der Sprache halber angenommen worden. Hier ist ein Brief, den sie mir für Monsieur übergab.

Jean (liest den Brief). Pierre!

Pierre. Monsieur?

Jean. Wir sind oben drauf, hoch in Lüften.

Pierre. Sollen wir denn gehängt werden?

Jean. Wie Madame la Fleche schreibt, hat sie von meinem Verdruß gehört und mag deßhalb nicht länger hier bleiben. Aber ich soll sie in Hamburg bei Monsieur Gobere treffen, sie will mich mit sich nach Paris nehmen und mich in die glänzendste Lage versetzen. Wir müssen reisen, wie wir gehen und stehen; allons! dépechons! Ich bin fertig, bestelle nur immer den Wagen; denn ich will nur einen Abschiedsbrief an meinen Papa schreiben. Adieu, mon cher Monsieur d'Espang! Je vous rends mille graces pour votre civilité! (Jean und Pierre ab.)

Fünfte Scene.

Espen. Marthe.

Espen. Marthe, komm' her, der Narr ist fort!

Marthe. Ging das nicht herrlich? Mußt du nicht einräumen, Espen, daß ich eine habile Person bin?

Espen. Ja, kleines Mamsellchen, wenn Glück bei Verstand ist, lassen sich große Dinge mit geringer Kunst ausführen. Eure Intrigue war meiner Treu' keine Hexerei, Eure Absicht war nur, Hans Franzen noch französischer und närrischer zu machen als er schon war. Die wahre Ursache zu Antonius' Glück seid eigentlich nicht Ihr, sondern eine Prügelei. Es geschieht wohl öfters, daß Einer etwas weislich überlegt, ein Anderer dagegen fängt seine Sache ganz unbesonnen und thöricht an: aber wenn Glück und Unglück dazwischen kommen, so kann es so ausfallen, daß der Erstere für einen Dummkopf gehalten wird und der Andere für einen weisen Mann. Denn die Welt urtheilt nicht nach der Absicht, sondern allein nach dem Erfolg.

Marthe. Das bleibt sich gleich, da geht es mir wie manchen großen Generalen: wenn die eine Schlacht gewinnen, so werden sie auch dargestellt als große und einsichtsvolle Männer: und doch, wenn

man alle Umstände näher prüft, so verdanken sie ihren Sieg und ihre Ehre nicht selten reinen Zufälligkeiten, an die sie selbst nicht im Mindesten gedacht haben. Die Welt wird nun einmal vom Glück regiert und das Glück ist eine Schlumpe.

Espen. Marthe, du sprichst wie ein Engel, du bist so gelehrt, daß du Bücher schreiben könntest; ließe man dich studiren, du würdest noch die zweite Brigitte Tott.[31]

Marthe. Ja ja, ich lese mitunter im Senecus.

Espen. Ja das merk' ich schon seit einiger Zeit.

Marthe. Wie so denn?

Espen. Ja, weil unsere Grütze, die wir zu Abend kriegen, entweder nicht gar oder angebrannt ist. Ich schätze gelehrte Frauenzimmer sehr, aber zur Frau oder zur Haushälterin mag ich sie nicht haben.

Marthe. Ei Possen! Aber da kommen die beiden Alten.

Sechste Scene.

Jeronimus. Franz. Marthe. Espen. Ein Knabe.

Jeronimus. Nein, die Sache lass' ich nicht stecken, Nachbar! Ihr thut nicht recht, einen solchen verlorenen Sohn noch zu vertheidigen.

Franz. Ich vertheidige meinen Sohn nicht mehr, ich will ihn nie wieder vor Augen sehen, ich spreche nur für mich selbst; denn wenn Ihr ihn beschimpft, beschimpft Ihr die ganze Familie. Weg da, Junge, was hast du hier zu thun?

Der Knabe. Da war Einer, der gab mir einen Brief auf der Straße, ihn dem Herrn zu bestellen. (Ab.)

Franz (liest). Madame La Fleche, eine vornehme französische Dame, hat mich zu gut für dieses Land gefunden und mich deshalb mit sich nach Frankreich genommen. Ich habe mich im Auslande an Artigkeit und Galanterie gewöhnt und kann es daher unmöglich bei solch gemeinem und grobem Volke aushalten wie meine Familie ist. Ich komme nicht wieder; wollt Ihr mir schreiben, so könnt Ihr den Brief adressiren: à la Madame la Fleche, Dame très célèbre et très renommée dans la France. Der Brief muß französisch geschrieben sein: denn in wenigen Monaten habe

ich mir vorgesetzt, kein Wort dänisch mehr zu verstehen. Die Aufschrift auf dem Briefe aber muß so lauten: A. Monsieur Monsr. Jean de France, gentil-homme et grand favorit de la Madame la Fleche, Courtisane tres renommée, dans la Cour de France. Briefe ohne diese Aufschrift schicke ich unerbrochen zurück. Je suis le Votre: Jean de France, gentil-homme Parisien. Copenh. d. 18. Majus . . .

Jeronimus. Wollt Ihr ihn noch für Euren Sohn erkennen? Hab' ich nun nicht die Freiheit, meine Tochter zu geben, wem ich will?

Franz. Ja gewiß.

Jeronimus. Ich habe sie mit Jesper Lorenzens Sohn versprochen.

Franz. Das ist ein wackerer junger Mensch; ich gratulire.

Jeronimus. Lasse der Nachbar sich überreden, zur Hochzeit zu kommen und guter Dinge zu sein.

Franz. Ganz gewiß; meinen Sohn hab' ich mir schon aus dem Sinn geschlagen.

Jeronimus. Daran thut Ihr Recht.

Franz. Was mich am meisten ärgert, das ist auseinanderzukommen mit solchem guten wackern Manne wie Ihr, dem ich mich durch Verwandtschaft zu verbinden hoffte.

Jeronimus. Ei Nachbar, Eure Tochter Lisbeth ist ja erwachsen?

Franz. Ja das ist sie.

Jeronimus. Mein Sohn Jochen ebenfalls, kann das nicht eine neue Verwandtschaft geben?

Franz. Ja, wenn Ihr meint, so kann das schon gehen.

Jeronimus. Da habt Ihr meine Hand darauf, daß er ihr Mann werden soll; er hat sie meiner Seel' schon auf dem Korn, das hab' ich schon gemerkt.

Nun, Nachbar, für ein andresmal
Scheint mir's doch mehr zu passen,
Man gibt den Söhnen rasch ein Weib,
Als sie erst reisen lassen.

Es zeigt sich ja die Lehre klar
An Eures Sohns Geschicke:
Was nützt es, fremde Länder sehn,
Kehrt man als Narr zurücke?

Seht andre Nationen an:
Da wird zu Haus geblieben,
Und nur von Dänemarks Söhnen wird
Das Narrenspiel getrieben,

Daß sie verlernen dänisch Wort,
Verlernen unsre Sitten,
Und kommen wie die Affen dann
Neumodisch heimgeschritten.

Und kommt man ohne Reisen denn
Durchaus nicht zu Verstande,
So reist bis an die Elbe nur;
So bleibt das Geld im Lande.

Was nützt es, große Sprünge bis
In fremde Länder machen?
Am schönsten wird dem Dänen doch
Stets Dänemarks Sonne lachen.

Anmerkungen.

Auch von den Quellen dieses Stücks, seiner Aufnahme beim Publikum ꝛc. ist schon oben die Rede gewesen. Doch wollen wir, bevor wir uns zu den Einzelnheiten wenden, noch einen Punkt zur Sprache bringen, der ohne Zweifel den meisten Lesern schon während der Lectüre des Stücks aufgefallen sein wird: nämlich wie ein Mann, der in früheren Jahren selbst ein so leidenschaftlicher Reisender gewesen und einen so bedeutenden Theil seiner Jugend in fremden Ländern zugebracht, in diesem Stücke dazu kommt, sich als ein so erbitterter Gegner eben dieser Reisen ins Ausland zu zeigen. In der That steht das Stück in dieser Hinsicht nicht allein, vielmehr ist sie ein Lieblingsthema des Dichters wie des Schriftstellers, auf das er häufig zurückkommt, diese thörichte Reisesucht seiner Landsleute, die sich zu seiner Zeit selbst bis in den Bürgerstand erstreckte und in Folge deren Niemand meinte, ein honetter Mann werden zu können, ohne eine gewisse Zeit im Auslande zugebracht zu haben. Ja nicht blos in seiner Eigenschaft als Schriftsteller und Dichter bekämpfte Holberg diese, wie er glaubte, verderbliche Gewohnheit, sondern auch in seinen praktischen Beziehungen als Professor und Mitglied der Kopenhagener Universität trat er ihr nach Kräften entgegen. So wissen wir namentlich aus Werlauffs „historiske Antegnelser" I. 36 (vgl. die Anm. in der Ausgabe der Holbergs-Gesellschaft, I. 313), daß er noch kurz vor seinem Tode, im November 1751 als Mitglied des Consistoriums sein Votum in Betreff der Reisen, welche die Studirenden damals zu machen pflegten, dahin abgab, daß nur „ausgezeichneten" Leuten die Erlaubniß zur Reise ins Ausland ertheilt werden solle und auch diesen erst, nachdem sie ihre Examina bestanden. Schon aus diesem letztern Zusatz sehen wir, daß es keineswegs blos eine plötzlich veränderte Ansicht noch auch die gewöhnliche Morosität des Alters war, was Holberg zu einem solchen Gegner der damaligen Reisesucht machte: er wollte noch immer reisen lassen, aber nur Leute von Kenntnissen und einer gewissen Reife des Urtheils, die von ihren Reisen wirklich Nutzen zu ziehen wüßten. Jene Gattung von Reisenden dagegen, die blos reisten, um gereist zu sein, die ohne wissenschaftliche Vorbereitung, ohne ernstlichen Zweck nur das väterliche Erbe im Ausland verpraßten und nur die Laster und Thorheiten der Fremde ins Vaterland heimbrachten — Reisende, mit einem Wort, wie dieser Hans Franzen — diese allerdings bekämpfte und verspottete er auf alle Weise. Aber wer wollte ihm auch das Recht dazu streitig machen? Gerade weil er selbst so viele Jahre im

Auslande zugebracht hatte (noch Anfang der vierziger Jahre des laufenden Jahrhunderts galt Holberg bei seinen Landsleuten als der gereifteste dänische Dichter, mit Ausnahme von Baggesen, vgl. Ausgabe der Holbergs-Gesellschaft S. 212; doch sind seitdem Holberg wie Baggesen durch Andersen übertroffen worden) und weil er aus eigener Erfahrung wußte, wie viel ein richtig angewandter Aufenthalt in fremden Ländern nutzen kann, gerade darum ärgerte er sich doppelt über die Thorheit dieser „Gänschen," die, wie ein alter deutscher Spruch klagt, „über den Rhein fliegen, um als Gänseriche heimzukommen." — Und so steht denn diese Polemik Holbergs gegen die Reiselust seiner Zeitgenossen, statt ein Widerspruch und eine Inconsequenz zu sein, vielmehr in genauester Uebereinstimmung mit seinen sonstigen Erfahrungen und Bestrebungen und kann unsere Achtung vor dem tüchtigen und wahrhaft patriotischen Manne nur erhöhen.

Zum ersten Act.

[1] auf dem Alten Markt (S. 303). „Gammel Torv," ein Platz in der Nähe des Westernthors in Kopenhagen, der noch jetzt diesen Namen führt.

[2] Einen in Prison brachte (ebendas.). „Man foerte En til Slutteriet." Diese Slutteri oder Schließerei, wie wir sie nennen würden, war ein großes massives Gebäude, mit starken Mauern, vier Stockwerke hoch, das zu König Friedrich IV. Zeiten (1699—1730) aufgeführt ward und theils zur Aufbewahrung peinlicher Verbrecher, theils als Bürgerarrest und namentlich auch als Schuldthurm diente.

[3] Fairfax (S. 304) war zu Holbergs Zeiten und ist noch jetzt bei den Bauern in Seeland ein sehr beliebter Hundename; er stammt ohne Zweifel aus Cromwells Zeiten, wo Thomas Fairfax, geb. 1611, gest. 1671, als General der Parlamentstruppen und nächster Vorgänger Cromwells im Oberbefehl (1650), eine auch auswärts sehr bekannte Persönlichkeit war.

[4] in unserer Frauen- und Rundkirche, wo doch die gelehrten Gemeinden sind (S. 305). Die Kopenhagener Frauenkirche ist noch jetzt eines der bekanntesten Gebäude der Stadt, die Metropolitan- und Krönungskirche des Reichs. Doch ist das jetzige Gebäude, dem die darin befindlichen Marmorwerke Thorwaldsens einen Weltruf bereitet haben, nicht mehr das alte, von dem Holberg hier spricht, vielmehr wurde dieses bei der Belagerung im Jahre 1807 in Trümmer geschossen. Die Rundkirche führt diesen Namen von dem dabei befindlichen sogenannten runden Thurm; derselbe dient gegenwärtig zur Sternwarte und wird wegen des schönen Panorama's, das er auf Kopenhagen und die Umgegend bietet, von Fremden und Einheimischen häufig besucht. Der eigentliche Name der Kirche ist Trinitatis-Kirche. Beide, sowol die Frauen-, als die Trinitatis- oder Rundkirche, gehörten zu Holbergs Zeiten zur Universität, es waren die eigentlichen Universitätskirchen, darum nennt er auch die dazu gehörigen Gemeinden: die gelehrten Gemeinden, nach derselben Logik, mit der z. B. auch die Bauern auf den der Universität zugehörigen Gütern „gelehrte Bauern" genannt wurden.

[5] eine Flasche Wein an Jean Baptiste (ebendas.). Dieser Jean

Baptiste soll ein damals lebender Kopenhagener Sprachmeister gewesen sein, der aber vom Dänischen herzlich wenig verstand; darum läßt sich Jeronimus den Brief seines Sohnes auch ins Deutsche übertragen, weil nämlich Jean Baptiste zwar deutsch schlecht, aber dänisch gar nicht versteht.

[6] Mynheer Kalf's Sohn in Saardam (S. 306). Dieselbe Geschichte mit demselben Manne hat auch Voltaire in seiner bekannten Histoire de Pierre le Grand. T. II. ch. 7. Doch erschien dies Werk erst lange nach dem Jean de France, nämlich erst 1759, nach Holbergs Tod, so daß also an eine Benutzung desselben von Seiten Holbergs nicht zu denken ist. Allein eben so wenig hat Voltaire die Holberg'sche Stelle gekannt, vielmehr war es ein damals allbekanntes Histörchen, das in der Leute Mund ging und das daher Beide gleichmäßig benutzen konnten.

[7] eine Biersuppe mit Brod zum Frühstück (ebendas.); vgl. unsere Anmerkungen zum politischen Kanngießer Nr. 35. Die Ausgabe der Holbergs-Gesellschaft bemerkt zu dieser Stelle (nach Suhms „nye Saml." I. 128), daß Christian IV. 1588—1648 seinen Töchtern zum Frühstück Warmbier geben ließ, aber, wie er ausdrücklich verlangte, ohne Zucker darin. Auch im Peter Paars I. 4. nimmt der Vogt Warmbier zu sich, aber als zweites Frühstück, nachdem er vorher „Branntwein getrunken und Tabak geraucht." — Was den gleich darauf vorkommenden französischen Koch betrifft, so wird derselbe in diesem Stück noch öfter erwähnt; es war vielleicht ein Nachkomme von dem, der sich unter Friedrich IV. wollte adeln lassen und dessen wir oben S. 193 gedacht haben.

[8] aus Dünkäcker oder Dünnkacke (S. 307). Wieder ein Wortspiel, das im Deutschen schwer nachzuahmen ist. Im Text ist der Brief datirt aus „Roven oder Röven." Roven soll Rouen sein, Röv aber heißt im Dänischen der Hintere, und zwar mit einem sehr kräftigen Ausdruck. Da Jean de France die Stadt zu Schiff berühren soll, so schien Dünkirchen am geeignetsten, das Wortspiel, so gut es gehen wollte, wiederzugeben. Oehlenschläger sucht sich folgendermaßen aus der Sache zu ziehen: „Jeronimus. Sein letzter Brief ist vom Rauhen oder Plumpen datirt. Gibts eine Stadt in Frankreich, die so heißt? Franz. Es muß Rouen sein, welches die Franzosen so buchstabiren."

[9] da fände er träge Mähren genug (ebendas.). Abermals ein Wortspiel, dessen Wiedergabe dem Uebersetzer aber nicht besonders gelungen ist. Im Original nämlich ist von „Traemäre" die Rede, was mit très chère mère allerdings ziemlich nahe zusammenstimmt. Trä-Märe aber, oder auch Trä-Hest heißt hölzernes Pferd und es wurden darunter die hölzernen Pferde verstanden, welche auf dem damaligen Holländer Berg, dem jetzigen Königs-Neumarkt und dem Ulfeldschen Platze standen und als militärische Strafe für Soldaten und Herumtreiber zum Daraufreiten benutzt wurden. Die Strafe selbst kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ab. Der Ulfeldsche Platz hat seinen Namen von den berühmten Minister und Eidam König Christians IV., dem Reichshofmeister Korfitz Ulfeld, dem dann später unter Christians Nachfolger, Friedrich III., als angeblichem Staatsverräther auf dem nach ihm benannten Platz eine Schandsäule errichtet ward, die erst in neuerer Zeit weggeräumt ist.

[10] beim starken Manne (S. 308). Man braucht hier nicht gerade an den unter dem Namen des starken Mannes berühmten Herrn von Eckenberg zu denken, der allerdings um dieselbe Zeit in Kopenhagen war und hier als Comödiant, Seiltänzer, Luftspringer, Puppenspieler, König Friedrich IV. dermaßen bezauberte, daß er ihn, den ehemaligen Bernburger Sattlergesellen, in den Adelstand erhob (siehe E. Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. 353); vielmehr führten diesen Namen des starken Mannes damals überhaupt alle derartige Künstler, ja in manchen Gegenden Deutschlands ist er ihnen sogar bis auf diese Stunde geblieben.

[11] er kann noch zeitig genug Hahnrei werden (ebendas.). Mit niedergeschlagenem oder breitkrämpigem Hut zu gehen, galt zu Holbergs Zeiten als das sichere Zeichen eines Mannes, der „Hörner" zu verstecken hatte; Holberg spielt außerordentlich oft darauf an, besonders in der Wochenstube.

[12] Bei Monsieur Blondis (ebendas.). Blondis war der berühmteste Tänzer der Pariser Oper zu Anfang des 18. Jahrhunderts; vgl. Rahbek „Om Holberg" III. 111. Ob der „bougre de pagrad" ein eigener Tanz sein soll oder blos aus pas grave verderbt ist, einer Erfindung des damaligen französischen Balletmeisters Marcell, desselben, durch den die Menuett in Aufnahme gebracht ward (Rahbek a. a. O. I. 218 und 225), darüber sind die Ausleger noch nicht einig. Die gleich darauf erwähnte Christenbernikovstraße ist in Kopenhagen noch jetzt unter diesem Namen bekannt.

[13] redete er mit Mosjö an (S. 310). Die Anrede mit Monsieur war zwar in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Dänemark allgemein üblich, sowohl im Gespräch wie in Briefen, wurde aber doch immer nur gegen Gleichstehende, nie gegen Höherstehende angewendet.

[14] Ich werde ihn beim Rentamt unterbringen (ebendas.). Das Rentamt oder die Rentkammer hatte, wie Werlauff a. a. O. S. 39 erzählt, unter Friedrich IV. eine neue Organisation erhalten, in Folge deren eine Menge neuer junger Beamten dabei angestellt ward; dieselben fanden jedoch wenig zu thun und verübten daher, wie eine von Werlauff mitgetheilte Verordnung vom Jahre 1728 beweist, vielerlei Unfug in der Nachbarschaft und auf der Straße. Daher auch die geringe Befriedigung, die Jeronimus über die Absicht seines Freundes äußert.

[15] Fiol de Spanie (ebendas.). Eine Verdrehung aus Folie d'Espagne, ein damals sehr beliebter und künstlicher Tanz, von dem Holberg häufig spricht, sowol in den Komödien wie anderwärts. So heißt es in den Verm. Br. Bd. II. Br. 6, S. 47 fg.: „Wenn einer aus der Tanzschule kommt, bevor er seine Folie d'Espagne absolvirt hat, der wird angesehen wie ein Deserteur."

Zum zweiten Act.

[16] die alten Propheten sind todt und die neuen taugen nichts (S. 317). Diese Redensart ist wörtlich ebenso im Dänischen üblich: „De gamle Propheter ere döde, og de nye duer intet."

[17] tanzte Schottisch mit Hans Franzen (S. 320). Von dem heutigen

Schottisch hat Arv natürlich noch keine Ahnung, er spricht vom „Korsedands," vermuthlich demselben Tanz, in Betreff dessen eine alte deutsche „Anweisung zur Tanzkunst," Glückstadt 1705 die Vorschrift ertheilt: „hier wird hinten kreuzweis gesetzt gebeugt;" vgl. Werlauff a. a. O. S. 40. Derselbe Tanz kommt bei Holberg noch einmal vor: Uden Hoved og Hale, II. 5.

Zum dritten Act.

[18] à la Bankbohrstraße (S. 324): Bimmelskaft, noch jetzt eine der lebhaftesten Straßen im westlichen Theile der Hauptstadt, mit zahlreichen Kaufläden und Magazinen.

[19] Bei Peche speisen (S. 325). Nach Werlauff a. a. O. S. 40 gab es damals in der That einen französischen Restaurateur in Kopenhagen, der jedoch Peché, nicht Peche hieß. Auch der gleich darauf erwähnte Meister Jacob war ohne Zweifel eine wirkliche Persönlichkeit jener Zeit.

[20] volle fünfzehn Wochen in Paris gewesen (S. 326). Die neueren Ausgaben, mit Ausnahme der neuesten von Boye und der von der Holbergs-Gesellschaft besorgten, haben hier fünfzehn Monate. Vermuthlich weil fünfzehn Wochen ihnen ein zu kurzer Zeitraum geschienen, um darin so närrisch zu werden, wie Jean de France. Allein abgesehen von dem Zeugniß der ältesten Ausgaben liegt ja eben darin die komische Uebertreibung, daß er in so kurzer Zeit ein solcher Narr wird. Auch haben die Verbesserer außer Acht gelassen, daß Jean de France der Vorwurf gemacht wird, während seines Aufenthalts in Paris fünfzehnhundert Thaler durchgebracht zu haben, was für für eine Zeit von fünfzehn Monaten verhältmäßig nur eine sehr mäßige Summe wäre.

[21] Monsieur Reinkohlgehackt (S. 328); ein Name von Holbergs Erfindung, der ihm sehr gefallen zu haben scheint, da er ihn häufig anwendet.

[22] zehn Meilen südlich von Randers (ebendas.). Wie die Zeiten sich ändern! Zu Holbergs Zeit, wie man aus dieser Stelle sieht, wollten die Bewohner des südlichen Jütlands mit Gewalt Deutsche sein — und jetzt werden Deutsche gewaltsam zu Dänen umgestempelt, oder sollen es doch werden. Randers ist die Hauptstadt des gleichnamigen Amtes in dem dänischen Stifte Aarhuus in Jütland; sie ist sehr alt, war ehedem stark befestigt, hat aber in neuerer Zeit sehr an Bedeutung verloren.

[23] nicht in den Conditoreien (S. 330). Jeronimus spricht wörtlich von „Theehäusern," eine Benennung, die inzwischen, wie die Anmerkung in der Ausgabe der Holbergs-Gesellschaft S. 325 versichert, in Dänemark seit Langem außer Gebrauch gekommen ist. Der Gebrauch des Thees ward daselbst überhaupt erst 1665 bekannt; doch gab es, wie Werlauff in den Acten des Consistoriums gefunden hat a. a. O. S. 41), bereits 1689 ein von Studenten stark besuchtes Theehaus in Kopenhagen.

[24] du bist katholisch im Kopf geworden (ebendas.). Wörtlich dieselbe Redensart ist auch noch jetzt in Pommern, Mecklenburg, Preußen rc. üblich; „das ist ja zum Katholischwerden," sagt man, um den höchsten Grad von Ungeduld und Unzufriedenheit auszudrücken, wo etwa Andere sagen: das ist ja zum Verrücktwerden.

Zum vierten Act.

[24b] zum letzten Jubeljahre (S. 339). Der dänische Text hat hier das deutsche Wort Jubelfest.

[25] auf dem Kieler Umschlag und dem Schnapsmarkt in Wiborg (S. 342). Der Kieler Umschlag ist noch jetzt berühmt, während uns vom Wiborger Schnapsmarkt (es ist natürlich nicht das bekanntere Wiborg in Finnland, sondern die gleichnamige Stadt in Jütland gemeint, deren Einwohner hauptsächlich von Viehzucht, Getreide- und Gemüsebau, Fischerei, Weberei, Handel mit Wolle, Vieh und Holzschuhen leben) nichts weiter bekannt ist.

Zum fünften Act.

[26] Der Poet gilt nichts im Vaterlande (S. 343). Eine absichtliche Veränderung des bekannten, auch im Dänischen gebräuchlichen Sprichworts: der Prophet gilt nichts im Vaterlande. Holberg wußte wohl, was er mit dieser Aenderung meinte.

[27] Thye, Bogöe (ebendas.). Zwei kleine jütische Städtchen, die, soviel man weiß, nicht mehr Recht hatten, hier genannt zu werden, als andere ihres Schlags. Doch war Thye der Geburtsort des Historikers Gram, Holbergs großen Rivalen; möglich, daß darin ein gewisser satyrischer Stachel liegen soll.

[28] wo gemeine Weiber im Friesrock (ebendas.). Im Original heißen sie „gemene Hosekjällinger," das ist „gemeine Strumpfweiber" von einer gewissen Sorte armer alter Weiber, die sich vom Hausirhandel mit Strümpfen und anderen geringen Beschäftigungen nährten. Ein alter dänischer Gassenhauer gedenkt ihrer ungefähr in folgender Weise: „Soll und muß ich immer Strumpfweib bleiben? Immer flicken meinen alten Rock?"

[29] die Bettelvögte könnten denken rc. (S. 345). Mit ihrem eigentlichen Namen hießen sie Pracherkönige, „Stodderkonge" und waren als solche eine sehr volksthümliche Erscheinung; mit der neuen Organisation der Kopenhagener Polizei indessen sind sie verschwunden. Der Narrenthurm heißt im Dänischen wörtlich Thorenkasten oder Narrenkasten: „Daarekisten."

[30] sich auf die Socken macht (S. 346). Der Däne sagt nicht minder charakteristisch: sich die Stiefeln schmieren, „smöre sine Stövler."

[31] Brigitte Tott (S. 351); ein berühmter dänischer Blaustrumpf, bekannt namentlich durch ihre Uebersetzung des Seneca, die 1658 in prachtvoller Ausstattung zu Soröe erschien. Holberg, dessen Leidenschaft gelehrte Frauen nicht waren, spielt noch öfter auf sie an. Marthens „Senecus" in der gleich darauf folgenden Rede bedarf darnach keiner weitern Erklärung.

3.

Jeppe vom Berge

oder

der verwandelte Bauer.

Komödie in fünf Acten.

Personen.

Jeppe vom Berge.
Nille, seine Frau.
Jacob Schuster.
Baron Nilus.
Der Sekretär.
Der Kammerdiener.
Erich, Lakai.
Ein zweiter Lakai.
Erster Doctor.
Zweiter Doctor.
Der Verwalter.
Des Verwalters Frau.
Drei bewaffnete Männer.
Erster Advocat als Ankläger.
Zweiter Advocat.
Der Richter.
Ein Bedienter.
Magnus.

Erster Act.

Erste Scene.

Nille (allein).

Solchen faulen Schlingel giebt es doch, glaub' ich, im ganzen Kirchspiel nicht, wie mein Mann; wenn ich den nicht bei den Haaren aus dem Bette ziehe, ist er nicht wach zu kriegen. Heute weiß der Schlingel nun, daß Markttag ist, und doch liegt er und schläft, wer weiß, wie lange. Herr Paul[1] sagte neulich zu mir: Nille, du bist zu hart gegen deinen Mann, er ist doch und soll doch Herr im Hause sein. Ich aber antwortete ihm: Nein, mein guter Herr Paul, wollt' ich meinem Manne das Regiment im Hause nur ein Jahr lassen, so kriegte weder die Herrschaft ihre Grundsteuer, noch der Pastor seinen Zehnten: denn er vertränke in der Zeit alles, was im Hause wäre. Sollt' ich einen Mann im Hause schalten und walten lassen, der im Stande wäre, Wirthschaft, Frau und Kinder, ja sich selbst für Branntwein zu verkaufen?[2] Worauf Herr Paul ganz stille schwieg und sich den Bart strich. Der Verwalter giebt mir Recht und sagt: Mütterchen, kehre dich nicht daran, was der Pastor sagt, im Katechismus steht freilich: du sollst deinem Manne gehorsam und folgsam sein; dagegen aber in deinem Pachtbriefe, der jünger ist als der Katechismus, steht: du sollst deinen Hof in gutem Stande halten und deine Steuern richtig bezahlen, und das kannst du unmöglich thun, wenn du deinen Mann nicht Tag für Tag bei den Haaren ziehst und ihn zur Arbeit prügelst. Nun hab' ich ihn eben aus dem Bette gezogen, und bin in die Scheune gegangen, um zu sehen, wie es mit der Arbeit steht; wie ich wieder hereinkomme, sitzt er auf dem Stuhle und schläft, die Hosen, mit Respekt zu sagen, an einem Bein. Da mußte denn sofort die

Karbatsche vom Nagel, und mein guter Jeppe wurde durchgeschmiert, bis er vollständig aufgewacht war. Denn das ist das Einzige, wovor er noch Angst hat, der Meister Erich;[3] so nenn' ich nämlich die Karbatsche. He, Jeppe, bist du Hundevieh noch nicht angezogen? Soll Meister Erich noch einmal mit dir reden? He, Jeppe, hieher!

Zweite Scene.

Jeppe. Nille.

Jeppe. Ich muß ja doch Zeit haben, mich anzuziehen, Nille, ich kann ja doch nicht in die Stadt gehen wie ein Schwein, ohne Hosen und Jacke.

Nille. Hast du Lumpenkerl nicht zehn Paar Hosen anziehen können, seit ich dich vorhin weckte?

Jeppe. Hast du Meister Erich fortgelegt, Nille?

Nille. Ja, fortgelegt hab' ich ihn, aber ich weiß auch den Fleck, wo ich ihn wiederfinde, wenn du dich nicht sputest. Hierher! Sieh, wie er kriecht! Hierher! Du sollst in die Stadt und sollst mir zwei Pfund grüne Seife kaufen; sieh her, hier hast du das Geld dazu. Aber höre: wenn du nicht in vier Stunden wieder hier zur Stelle bist, so soll Meister Erich auf deinem Rücken polnisch tanzen.

Jeppe. Wie kann ich vier Meilen in vier Stunden gehen, Nille?

Nille. Wer sagt denn auch, daß du gehen sollst, du Hahnrei? Laufen sollst du! Dein Urtheil ist dir nun gesprochen, nun thu', wozu du Lust hast.

Dritte Scene.

Jeppe (allein).

Nun geht die Sau hinein und ißt Frühstück und ich armer Kerl soll vier Meilen gehen und kriege weder Naß, noch Trocken. Ob wol irgend ein Mann solch ein verfluchtes Weib hat wie ich! Ich glaube wirklich, sie ist Geschwisterkind mit dem Satan. Da sagen sie nun im Dorf, Jeppe trinkt; aber sie sagen nicht, warum Jeppe trinkt. So viel Prügel hab' ich nicht gekriegt die ganzen zehn Jahre, die ich unter der Malicie[4] war, wie jetzt in einem Tage von dem abscheulichen Weibe; sie schlägt mich, der Verwalter treibt

14. (miliz)

mich zur Arbeit wie ein Vieh, und der Küster macht mich zum Hahnrei. Muß ich da nicht brav trinken, muß ich nicht die Mittel gebrauchen, welche die Natur uns darbietet, die Sorgen zu vertreiben? Wär' ich ein Schwachkopf, da würde mir das nicht so zu Herzen gehen, da tränke ich lieber nicht. So aber ist das eine ausgemachte Sache, daß ich ein scharfsinniger Mann bin; darum fühl' ich das mehr als Andere, darum muß ich auch trinken. Mein Nachbar Moons Christoffersen, als welcher mein Freund ist, sagt öfters zu mir: Schlag der Teufel in deinen dicken Bauch, Jeppe, du mußt um dich hauen, so wird die Frau sich schon bessern. Aber ich kann nicht um mich hauen, aus dreierlei Gründen. Erstlich, weil ich keine Courage habe; zweitens wegen dem verwünschten Meister Erich, der hinter dem Bette hängt und an den mein Rücken nicht denken kann, ohne zu weinen; zum dritten, weil ich, ohne mich zu rühmen, ein grundgutes Gemüthe bin und ein guter Christ. Darum suche ich mich auch niemals zu rächen, selbst nicht einmal an dem Küster, der mir doch ein Horn nach dem andern setzt. Im Gegentheil, er kriegt sein Opfer regelmäßig an allen hohen Festen, während er nicht einmal so viel Ehre im Leibe hat, mir einen Krug Bier vorzusetzen das ganze Jahr. Aber nichts ist mir mehr zu Herzen gegangen als die spitzigen Worte, die er mir voriges Jahr zu hören gab. Nämlich als ich erzählte, daß ein wilder Stier, der sonst keinen Menschen fürchtete, plötzlich vor mir die Flucht ergriffen, da sagte er zu mir: Kannst du das nicht begreifen, Jeppe? Der Stier sah, daß deine Hörner noch viel größer als seine, und darum hielt er es nicht für rathsam, sich mit Einem zu stoßen, der stärker war als er. Nun rufe ich euch zu Zeugen, liebe Leute, ob nicht solche Reden einem ehrlichen Manne durch Mark und Bein dringen müssen. Ich bin doch so anständig, daß ich meiner Frau noch niemals den Tod gewünscht habe, umgekehrt, als sie verwichenes Jahr an der Gelbsucht krank lag, da wünscht' ich, sie möchte leben bleiben. Denn da die Hölle schon ohnedies voll böser Weiber ist, so hätte Lucifer sie am Ende wol gar wieder zurückgeschickt, und da wäre sie noch schlimmer gewesen als zuvor. Aber wenn der Küster stürbe, da wollt' ich mich freuen, sowol um meinetwegen, als wegen der Andern. Denn mir macht er nichts als Verdruß, und der Menschheit ist er nichts nütze. Es ist ein unstudirter Teufel; nicht den kleinsten

Ton kann er aushalten, noch kann er ein anständiges Wachslicht gießen. Nein, da war sein Vorgänger, der Christoffer, ein anderer Kerl, der schrie seinen Glauben, daß man ihn aus zwölf Küstern heraus hören konnte, solche Stimme hatte der. Einmal, als der Küster mich wieder Hahnrei geschimpft hatte, nahm ich mir doch vor, mich zur Wehr zu setzen, und zwar (die Gattin) so, daß Nille es hören könnte; ich sagte: der Teufel soll dein Hahnrei sein, Matzküster. Aber was geschah? Gleich mußte Meister Erich (die Peitsche) herbei und den Streit entscheiden, so daß ich den Küster noch um Verzeihung bitten und mich bei ihm bedanken mußte, daß er als ein studirter Mann meinem Hause die Ehre anthäte. Seitdem hab' ich alle Gedanken an Widerstand aufgegeben. Ja ja, Moon Christoffersen, du und die andern Bauern, Ihr habt gut reden, Eure Frauen haben keinen Meister Erich hinter dem Bette hängen. Hätt' ich einen Wunsch in der Welt frei, so wäre es dieser, daß entweder meine Frau keine Arme hätte, oder ich keinen Rücken; den Mund könnte sie brauchen, so viel sie wollte. Aber weil ich gerade auf dem Wege bin, muß ich doch mal zu Jacob Schuster herangehen, er wird mir ja wol für einen Schilling Branntwein auf Kredit geben. Denn etwas muß ich doch haben, mich zu stärken. Heda, Jacob Schuster, bist du schon auf? Mach' auf, Jacob!

Vierte Scene.

Jacob Schuster (in Hemdsärmeln). **Jeppe.**

Jacob. Wer Henker will so zeitig herein?

Jeppe. Guten Morgen, Jacob Schuster.

Jacob. Schön Dank, Jeppe, du bist ja heute sehr zeitig im Gange.

Jeppe. Gieb mir doch mal für 'nen Schilling Branntwein, Jacob.

Jacob. Ganz gern, gieb du mir nur den Schilling.

Jeppe. Du sollst ihn morgen kriegen, wenn ich wiederkomme.

Jacob. Bei Jacob Schuster wird nicht geborgt; ein oder zwei Schillinge wirst du ja doch noch sachte haben zum Bezahlen.

Jeppe. Schuft, wenn ich was habe, ausgenommen ein paar Schillinge, die meine Frau mir gegeben hat, um in der Stadt was einzukaufen.

Jacob. Na, da kannst du doch zwei Schillinge abhandeln von dem, was du kaufen sollst; was ist denn deine Handelschaft?

Jeppe. Ich soll zwei Pfund grüne Seife kaufen.

Jacob. Ei, kannst du nicht sagen, du hast für das Pfund ein oder zwei Schillinge mehr gegeben, als du giebst?

Jeppe. Ich bin nur bange, meine Frau kriegt es zu erfahren, und dann geht's mir schlecht.

Jacob. Redensarten! Wie soll die das zu wissen kriegen? Kannst du nicht schwören, du hättest alles Geld ausgegeben? Du bist doch dumm wie ein Vieh.

Jeppe. Das ist auch wahr, Jacob, das kann ich wirklich thun.

Jacob. Na, gieb deinen Schilling her.

Jeppe. Sieh her! Aber du mußt mir einen Schilling zurückgeben.

Jacob (kommt mit dem Glase, trinkt ihm zu). Gesundheit, Jeppe.

Jeppe. Du hast getrunken wie ein Schelm.

Jacob. Ei nicht doch, es ist ja doch eine alte gute Sitte, daß der Wirth den Gästen zutrinkt.

Jeppe. Weiß wol: aber Schande dem, der die alte gute Sitte zuerst aufgebracht hat. Dein Wohl, Jacob.

Jacob. Dank, Jeppe. Nun, nimm nur gleich für den andern Schilling auch, den kannst du doch nicht zurückbringen, du müßtest ihn etwa für ein Glas Branntwein zu gute behalten wollen bis du wiederkommst; denn ich habe meiner Treu keinen einzelnen Schilling.

Jeppe. Ein Hundsfott, wer das thut; soll der verzehrt werden, so soll es gleich geschehen, damit ich doch merke, daß ich was im Magen habe. Wenn du aber wieder mittrinkst, bezahl' ich nichts.

Jacob. Gesundheit.

Jeppe. Gott erhalte unsere Freunde und der Teufel hole alle unsere Feinde. Das thut dem Magen gut; ah, ah!

Jacob. Glück auf die Reise, Jeppe.

Jeppe. Schön Dank, Jacob Schuster.

Fünfte Scene.

Jeppe (allein. Wird lustig und fängt an zu singen).

Ein weißes Huhn und ein buntes Huhn
Die wollten den Hahn bekämpfen.[6]

Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Ich glaube, ich thu's. Nein, es gäb' ein Unglück. Wäre mir nur erst das Wirthshaus aus den Augen, so hätt' es keine Noth damit; aber es ist, als ob mich Einer hier fest hielte. Ich muß wieder hinein! Aber — was willst du thun, Jeppe? Ist es mir doch, als sähe ich Nille schon am Wege stehen mit Meister Erich in der Hand. Ich muß wieder umkehren. — Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Mein Magen sagt: trink, mein Rücken sagt: trink' nicht. Wem soll ich nun folgen? Ist mein Magen mehr als mein Rücken? Ich dächte, ja. Soll ich anklopfen? Heda, Jacob Schuster heraus! — Aber da steht mir das verfluchte Weib schon wieder vor Augen. Schlüge sie nur so, daß die Knochen im Rücken keinen Schaden nähmen, da wollt' ich den Teufel danach fragen; aber sie schlägt wie .... Ach Gott helfe mir armem Mann, was soll ich thun? Zwing' deine Natur, Jeppe! Wär' es denn nicht eine Schande, wenn du dich ins Unglück stürzen wolltest, um ein lumpiges Glas Branntwein? Nein, für diesmal soll das nicht geschehen, ich muß fort. — Ach dürft' ich nur noch für einen Schilling trinken! Das ist mein Unglück, daß ich gekostet habe, nun kann ich nicht wieder davon los kommen. Fort, Beine! Der Teufel soll euch holen, wenn ihr nicht geht! — .... Nein, die Canaillen wollen meiner Six nicht. Sie wollen wieder zum Wirthshaus, meine Glieder führen Krieg mit einander: Magen und Beine wollen ins Wirthshaus und der Rücken in die Stadt. Wollt ihr gehen, ihr Hunde, ihr Bestien, ihr Hundsfötter! Nein, der Henker soll den holen, der wieder ins Wirthshaus geht; ich habe mehr Mühe, meine Beine vom Wirthshaus wegzukriegen als meinen Schecken aus dem Stall. — Ach dürft' ich doch nur noch für einen einzigen Schilling trinken! Vielleicht borgt Jacob Schuster mir für einen Schilling oder zwei, wenn ich ihn recht darum bitte. Heda, Jacob! Noch ein Glas Branntwein, für zwei Schillinge!

Sechste Scene.

Jacob. Jeppe.

Jacob. Sieh da Jeppe, bist du schon wieder da? Ich dacht' es mir wol, daß du zu wenig hättest; für einen Stüber

Branntwein, was will das sagen, das kommt kaum bis in die Kehle.

Jeppe. So ist es, Jacob, und nun gib mir noch für einen Stüber. (Bei Seite.) Wenn ich nur erst getrunken habe, so muß er mir schon borgen, er mag wollen oder nicht.

Jacob. Hier ist für einen Stüber Branntwein, Jeppe: aber erst das Geld.

Jeppe. Nun, so lang' ich trinke, kannst du mir doch borgen, wie's im Sprüchwort heißt [7].

Jacob. Bei uns gelten keine Sprüchwörter, Jeppe; zahlst du nicht voraus, kriegst du keinen Tropfen, wir haben verschworen zu borgen, selbst nicht dem Verwalter.

Jeppe (weinend). Kannst du mir denn nicht borgen? Ich bin ja doch ein ehrlicher Mann.

Jacob. Nix borgen.

Jeppe. Na da hast du einen Stüber, du Pracher! Nun ist's geschehen, nun trinke, Jeppe. — Ah das thut gut!

Jacob. Ja das kann einen Schelm inwendig braten.

Jeppe. Das Allerbeste beim Branntwein ist, daß man solche Courage danach kriegt. Nun denk' ich weder an meine Frau mehr noch an Meister Erich, so hat das letzte Glas mich verwandelt. Kennst du die Melodie, Jacob?

Klein Käthchen und Herr Peter, die saßen an einem Ort, Pateheia!
Die sagten und sprachen manch ein fideles Wort; Polemeia!
Im Sommer da singen die Vögel so schön; Pateheia!
Die Nille, das Mensch, kann zum Teufel gehn; Polemeia!
Ich ging in den Wald hinaus zur Stund'; Pateheia!
Der Küster das ist ein Schweinehund; Polemeia!
Und wie ich auf meinem Schimmel saß; Pateheia!
Der Küster das ist ein rechtes Aas; Polemeia!
Und wollt Ihr wissen, wie heißt meine Frau; Pateheia!
Sie heißt: der Satan hole die Sau; Polemeia!

Die Melodie hab' ich selbst gemacht, Jacob.

Jacob. Du machst den Teufel!

Jeppe. Jeppe ist nicht so dumm, wie du denkst, ich hab' auch ein Lied auf die Schuster gemacht, das geht so:

Der Schuster mit der Fiedel und dem Baß,
Philepom Philepom!

Jacob. Ei du Narr, das ist ja auf einen Musikus gemacht.

Jeppe. Richtig, so ist es. Höre Jacob, gib mir noch für einen Stüber Branntwein.

Jacob. Bravo, nun seh' ich doch, daß du ein wackerer Mann bist, der meinem Hause einen Schilling zu verdienen gibt.

Jeppe. He Jacob, gib mir noch für vier Schillinge.

Jacob. Mit Vergnügen.

Jeppe. (Singt wieder.)

Die Erde trinkt Wasser,
Das Meer trinkt die Sonne,
Die Sonne trinkt das Meer,
Alles trinkt, was ist;
Warum sollte denn ich
Nicht ebenfalls trinken?!

Jacob. Gesundheit, Jeppe.

Jeppe. Nur zu!

Jacob. Profit, Halbpart.

Jeppe. Ich tank ju, Jacob! Drik man, dat dig de Dyvel haal, dat dig de Dyvel haal! Das ist schlacht.

Jacob. Ich höre, du kannst deutsch sprechen, Jeppe.

Jeppe. Versteht sich, das ist was Altes; ich sprech' es aber nicht gern, außer wenn ich besoffen bin.

Jacob. Na, so sprichst du es doch wenigstens alle Tage einmal.

Jeppe. Ich bin zehn Jahre unter der Malice gewesen und sollte nicht deutsch verstehen?

Jacob. Ja ja, ich weiß, Jeppe, wir haben ja zwei Cumpanen mit einander gemacht.

Jeppe. So ist es, nun erinnere ich mich, du wurdest ja einmal gehängt, als du bei Wismar[8] wegliefst.

Jacob. Ich sollte gehängt werden, aber ich kriegte Pardon. Nah dran vorbei, ist ein gutes Ding.

Jeppe. Schade, daß sie dich nicht gehängt haben. Aber warst du nicht mit bei der Auction, da auf der Heide, du weißst schon wo?

Jacob. Ei, wo wäre ich nicht mit bei gewesen!

Jeppe. Ich vergesse nie die erste Salbe, die der Schwede uns gab; da fielen, glaub' ich, auf einmal dreitausend, um nicht

zu sagen viertausend Mann. Das gung verdeibelt zu, Jacob; du kannst dich das vorstellen, ich kann nich sagen wie, ich war etwas ängstlich in die Schlacht.

Jacob. Ja ja, das Sterben kommt Einem hart an; man ist ganz fromm, wenn man gegen den Feind geht.

Jeppe. Ja, so ist es. Ich weiß auch, woher das kam: ich lag die ganze Nacht, bevor die Auction anging und las in Davids Psalmen.

Jacob. Ich wundere mich nur, daß du, der du doch früher Soldat gewesen bist, dich so von einer Frau cujoniren läßt.

Jeppe. Ich? Na wenn ich sie nur hier hätte, du solltest schon sehen, wie ich sie durchwamsen wollte. Noch ein Glas, Jacob; ich habe noch acht Schillinge, sind die vertrunken, so trink' ich auf Borg. Gieb mir auch einen Krug Bier!

In Leipzig war ein Mann,
In Leipzig war ein Mann,
In Leipzig war ein lederner Mann
In Leipzig war ein lederner Mann
In Leipzig war ein Mann,
Der Mann der nahm 'ne Frau 2c.

Jacob. Prosit, Jeppe.

Jeppe. Ho! ho! halloh! Deine Gesundheit und meine Gesundheit und aller guten Freunde Gesundheit! Hei, ho!

Jacob. Willst du nicht dem Verwalter seine Gesundheit trinken?

Jeppe. Meinetwegen, gib mir nur noch für einen Schilling. Der Verwalter ist ein anständiger Mann; wenn wir ihm einen Thaler in die Hand drücken, schwört er der Herrschaft bei seiner Seelen Seligkeit, daß wir nicht im Stande sind die Steuer zu bezahlen. — Na nu aber ein Schelm, der noch Geld hat; du borgst mir wol noch für einen Stüber oder zwei?

Jacob. Nein Jeppe, nun kannst du nicht mehr vertragen. Ich bin nicht der Mann, der da haben will, daß die Gäste sich in seinem Hause überladen und mehr trinken als ihnen zuträglich ist, lieber will ich meine ganze Nahrung einbüßen.

Jeppe. Hei, noch für einen Stüber!

Jacob. Nein, Jeppe, nun geb' ich dir nichts mehr; bedenke, daß du einen langen Weg vor dir hast.

Jeppe. Hundsfott! Carnallie! Bestie! Schlingel! Hei! he! hoh!

Jacob. Leb' wol, Jeppe, Glück auf die Reise. (Ab.)

Siebente Scene.

Jeppe (allein).

Ach Jeppe, du bist besoffen wie ein Vieh; meine Beine wollen mich nicht mehr tragen. Wollt ihr wol stehen, ihr Canaillen? Ja so, was ist die Glocke? Heda, Jacob Hundsfott Schuster! Heda, noch für einen Stüber! Wollt ihr stehen, ihr Hunde? Nein, der Teufel soll mich holen, wenn die stehen. Schön Dank, Jacob Schuster, noch einen vom frischen Faß! Hört, Camerad, wo geht hier der Weg in die Stadt? Steht, sag' ich! Seht, das Vieh ist besoffen. Du hast getrunken wie ein Schelm. Jacob, ist das für einen Stüber Branntwein? .... Du führst ein Maß wie ein Türke.

(Während er so spricht, fällt er hin und bleibt liegen.)

Achte Scene.

Baron Nilus. Der Sekretär. Ein Kammerdiener. Zwei Lakaien.

Der Baron. Das Jahr läßt sich gut an, wir werden eine schöne Ernte haben; sieh einmal, wie dicht die Gerste steht.

Der Secretär. Allerdings Euer Gnaden: aber das bedeutet, daß die Tonne Gerste diesmal nicht höher kommen wird als fünf Mark.

Der Baron. Das thut nichts, die Bauern stehen sich doch in guten Jahren alle besser.

Der Secretär. Ich weiß nicht, woran das liegt, Euer Gnaden: aber die Bauern klagen immer und wollen Korn zur Aussaat haben, mag das Jahr nun gut gewesen sein oder nicht. Je mehr sie haben, je mehr sie trinken. Hier wohnt ein Wirth in der Nachbarschaft, der trägt viel dazu bei die Bauern arm zu machen; man sagt, er thut Salz in sein Bier, damit sie immer durstiger werden, je mehr sie trinken.

Der Baron. Den Kerl müssen wir abschaffen. Aber was liegt hier im Wege? Das ist ja ein todter Mensch. Es passirt doch nichts als Unglück; spring' mal Einer hin und sehe, wer es ist.

Ein Lakai. Das ist Jeppe vom Berge, der das böse Weib hat. Heda, steh auf, Jeppe! Nein, man kann ihn schlagen und bei den Haaren ziehen, er wacht nicht auf.

Der Baron. Laß ihn nur schlafen, ich habe eben Lust eine Comödie mit ihm zu spielen. Ihr pflegt ja reich an Einfällen zu sein; fällt Euch jetzt nichts ein, womit ich mir einen Spaß machen könnte?

Der Secretär. Ich dächte, es müßte recht hübsch sein, wenn man ihm einen Papierkragen um den Hals bände und schnitte ihm die Haare ab.

Der Kammerdiener. Noch hübscher wäre es, dächt' ich, man beschmierte ihm das Gesicht mit Tinte und zöge ihn nackt aus, um zu sehen, was seine Frau mit ihm anfinge, wenn er in der Positur nach Hause käme.

Der Baron. Das ist ganz hübsch. Aber was gilt's, Erich denkt auf etwas, das noch artiger ist; sag' nur deine Meinung, Erich.

Erich (einer von den Lakaien). Ich meine, man sollte ihm die Kleider ausziehen und ihn in des Herrn bestes Bett legen und morgen früh, wenn er aufwacht, stellen wir uns alle an, als ob er unser gnädiger Herr wäre, so daß er nicht wissen soll, ob er verrathen oder verkauft ist. Und wenn wir ihn auf die Art dazu gebracht haben, daß er sich für den Baron hält, so wollen wir ihn wieder so betrunken machen wie er jetzt ist, und ihn in seinen alten Kleidern auf diesen selben Misthaufen legen; wird das geschickt ausgeführt, so wird es eine merkwürdige Wirkung haben und er wird sich einbilden, entweder, daß sein Glück ein bloßer Traum oder daß er in der That im Paradies gewesen.

Der Baron. Erich, du bist ein großer Mann[9], darum hast du auch immer nichts als große Entwürfe. Aber wenn er nun mitten drin aufwacht?

Erich. Dafür, Euer Gnaden, bin ich gut, daß er das nicht thut. Denn dieser selbige Jeppe vom Berge ist der stärkste Säufer im ganzen Kirchspiel. Voriges Jahr machte man den Versuch, ihm eine Rakete in den Nacken zu binden; aber die Rakete ging los, ohne daß er davon aufwachte.

Der Baron. So wollen wir es denn so machen. Tragt ihn rasch fort, zieht ihm ein feines Hemde an und legt ihn in mein bestes Bett. (Alle ab.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Jeppe liegt im Bett des Barons; ein goldgestickter Schlafrock liegt vor ihm auf dem Stuhl. Er wacht auf und reibt sich die Augen, sieht sich um und fährt erschrocken zusammen; reibt sich die Augen wieder, faßt sich an den Kopf und bekommt dabei eine goldgestickte Nachtmütze zu fassen. Er wischt sich die Augen mit Spuk und reibt sie wieder, wendet die Mütze nach allen Seiten und besieht sie, bemerkt dann sein feines Hemde, den Schlafrock und die übrige Umgebung, wobei er seltsame Geberden macht. Unterdessen spielt eine leise Musik; Jeppe faltet die Hände dazu und weint. Wenn die Musik zu Ende ist, fängt er an zu sprechen:

Nun, was ist denn das? Was ist das für eine Herrlichkeit und wie komme ich hierher? Träum' ich oder wach' ich? Nein, ich bin völlig wach. Wo ist meine Frau, wo sind meine Kinder, wo ist mein Haus und wo ist Jeppe? Alles ist verändert, ich selbst mit. Ei was ist doch das? Was ist doch das? (ruft mit leiser und furchtsamer Stimme:) Nille! Nille! Nille! Ich bin in den Himmel gekommen, glaub' ich, Nille, und zwar ganz unversehens. Aber bin ich es denn auch wirklich? Es ist mir wie ja, aber es ist mir auch wie nein. Fühl' ich meinen Rücken, der mir noch wehthut von den Prügeln, die ich gekriegt habe, hör' ich mich sprechen, rühre ich an meine hohlen Zähne, so dünkt mich, ich bin es. Seh' ich dagegen meine Mütze, mein Hemde und alle die übrige Herrlichkeit, die ich hier vor Augen habe und hör' ich die liebliche Musik dazu, so soll der Teufel mich holen, wenn es mir zu Kopfe will, daß ich es bin. Nein, ich bin es nicht; ich will tausendmal eine Canaille sein, wenn ich es bin. Aber vielleicht träum' ich? Nein, ich glaube nicht. Ich will einen Versuch machen und mich in den Arm kneifen; thut mir das weh, so träum' ich, thut es mir nicht weh, so träum' ich nicht. — Ja, ich hab' es gefühlt, ich wache, ich wache wahrhaftig, das kann mir Keiner abdisputiren! Denn wenn ich nicht wachte, so könnt' ich ja nicht .... Aber wenn ich Alles recht bedenke, wie kann ich denn wachen? Es ist ja klar, daß ich Jeppe vom Berge bin; ich weiß ja, daß ich ein armer Bauer bin, ein Lümmel, ein Schlingel, ein Hahnrei, eine hungrige Laus, eine Made, eine Canaille; wie käm' ich denn dazu, Kaiser zu sein und Herr eines Schlosses? Nein, das ist doch nur ein Traum! Darum

ist es das Beste, ich gedulde mich, bis ich aufwache. (Die Musik beginnt aufs Neue und Jeppe fängt wieder an zu weinen.) Ach, kann man nur so etwas im Schlafe hören, das ist ja nicht möglich! Aber wenn es ein Traum ist, so wollt' ich, ich wachte nie wieder auf und bin ich verrückt geworden, so wünsch' ich nie wieder vernünftig zu werden; den Doctor, der mich kuriren wollte, den würde ich verklagen und würde verfluchen, wer mich wecken wollte. — Aber ich träume weder noch bin ich toll, ich kann mich auf Alles besinnen, was mir begegnet ist. Ich weiß, daß mein seliger Vater Nils vom Berge war und mein Großvater war Jeppe vom Berge; meine Frau heißt Nille, ihre Karbatsche Meister Erich, meine Söhne Hans, Christoph und Nils. Aber sieh da, nun geht mir ein Licht auf: das ist das ewige Leben, es ist das Paradies, es ist das Himmelreich! Vermuthlich hab' ich bei Jacob Schuster wieder zu viel getrunken, bin gestorben und bin geraden Wegs in den Himmel gekommen. Das Sterben muß doch nicht so schwer sein, als man sich denkt; ich wenigstens habe nichts davon gefühlt. Vermuthlich steht jetzt eben der Herr Pastor auf der Kanzel und hält mir die Leichenrede und sagt: Solch ein Ende nahm Jeppe vom Berge; er lebte als Soldat und starb als Soldat. Man kann darüber streiten ob ich zu Lande oder zu Wasser gestorben bin; denn ich war ziemlich naß als ich aus der Welt ging. Aha Jeppe, das ist was Anderes als vier Meilen in die Stadt laufen und Seife kaufen und auf der Streu liegen und Prügel kriegen von der Frau und Hörner vom Küster. Ach in welche Glückseligkeit hat sich nicht dein Leben voll Mühsal und Bitterkeit verwandelt! Ach ich muß weinen vor Freude, zumal wenn ich bedenke, daß mir das so unverdient widerfährt! Nur Eins steckt mir noch im Kopfe: ich bin so durstig, daß mir die Lippen aneinander kleben; sollte ich mich in's Leben zurückwünschen, so wär' es nur, um mich an einem Kruge Bier zu erquicken. Denn was nützt mir alle die Herrlichkeit vor Augen und Ohren, wenn ich doch wieder Durst leiden soll? Ich erinnere mich, daß der Pastor oft gesagt hat: im Himmel ist weder Hunger noch Durst und auch alle seine todten Freunde soll man da wiederfinden. Aber ich verschmachte vor Durst; auch bin ich ganz allein, ich sehe keinen Menschen. Zum wenigsten dacht' ich doch meinen Großvater hier zu finden, das war ein sehr

anständiger Mann, der bei der Herrschaft niemals auch nur mit einem Schilling in Rest blieb. Auch weiß ich ja, daß andere Leute ebenso honett gelebt haben wie ich; warum sollte denn ich allein in den Himmel kommen? Das kann also nicht der Himmel sein. Aber was kann es denn sein? Ich träume nicht, ich wache nicht, ich bin nicht todt, ich bin nicht lebendig, ich bin nicht närrisch, ich bin nicht klug, ich bin Jeppe vom Berge, ich bin nicht Jeppe vom Berge, ich bin arm, ich bin reich, ich bin ein elender Bauer, ich bin Kaiser — ah .... ah .... ah .... Hülfe! Hülfe! Hülfe! (Auf sein lautes Geschrei kommen verschiedene Leute herein um zu sehen, wie er sich anstellt.)

Zweite Scene.

Der Kammerdiener. Ein Lakai. Jeppe.

Der Kammerdiener. Ich wünsche Euer Gnaden einen schönen guten Morgen; hier ist der Schlafrock, falls Euer Gnaden aufstehen wollen. Schnell, Erich, hole das Handtuch und das Waschbecken!

Jeppe. Ach wohlgeborner Herr Kammerdiener, ich will ja gern aufstehen, ich bitte nur, daß Ihr mir kein Leid anthun wollt.

Der Kammerdiener. Gott bewahre uns, daß wir dem gnädigen Herrn ein Leid anthun!

Jeppe. Ach, bevor Ihr mich todtschlagt, wollt Ihr mir nicht die Gefälligkeit erweisen und mir sagen, wer ich bin?

Der Kammerdiener. Weiß der Herr nicht, wer er ist?

Jeppe. Gestern war ich Jeppe vom Berge, aber heut .... Ach ich weiß nicht was ich sagen soll!

Der Kammerdiener. Es freut uns, daß der Herr heut bei so guter Laune ist, daß er zu scherzen beliebt. Aber Gott bewahre uns, weshalb weinen Euer Gnaden?

Jeppe. Ich bin nicht Euer Gnaden, bei meiner Seelen Seligkeit schwör' ich, daß ich es nicht bin! Denn so weit ich mich erinnern kann, bin ich Jeppe Nilsen vom Berge; wollt ihr meine Frau holen lassen, wird sie Euch dasselbe sagen. Aber leidet nicht, daß sie den Meister Erich mitbringt.

Der Lakai. Das ist seltsam, was bedeutet das? Der Herr muß noch nicht völlig wach sein; denn sonst pflegt er niemals so zu scherzen.

Jeppe. Ob ich wach bin oder nicht, kann ich nicht sagen; aber das weiß ich und das kann ich sagen, daß ich einer von des Barons Bauern bin, mit Namen Jeppe vom Berge und nie in meinem Leben bin ich Baron oder Graf gewesen.

Der Kammerdiener. Erich, was kann dies sein? Ich fürchte der Herr fällt in eine Krankheit.

Erich. Ich denke mir, er wird wohl ein Nachtwandler geworden sein; es geschieht öfters, daß Leute aufstehen, sich ankleiden, reden, essen und trinken, Alles im Schlaf.

Der Kammerdiener. Nein, Erich, jetzt merk' ich es: der Herr phantasirt vor Krankheit. Hol' schnell ein paar Doctoren..... Ach Euer Gnaden, schlagt Euch doch solche Gedanken aus dem Kopfe, Euer Gnaden versetzen damit das ganze Haus in Schrecken. Kennt Euer Gnaden mich nicht?

Jeppe. Ich kenne mich selbst nicht, wie soll ich Euch kennen?

Der Kammerdiener. Ach ist es möglich, daß ich so etwas von meinem gnädigen Herrn hören und ihn in solchem Zustand sehen muß! Ach, unser unglückliches Haus, daß es von solchem Jammer heimgesucht wird! Kann der Herr sich nicht erinnern, was er gestern that, als er auf die Jagd ritt?

Jeppe. Ich bin nie weder Jäger noch Wilddieb gewesen; denn ich weiß, daß darauf Zuchthaus steht.[10] Keine Menschenseele soll mir beweisen, daß ich auch nur einen Hasen auf des Herrn Gütern gejagt habe.

Der Kammerdiener. Ah ich bin ja erst gestern selbst mit dem gnädigen Herrn auf der Jagd gewesen.

Jeppe. Gestern war ich bei Jacob Schuster und trank für zwölf Schillinge Branntwein, wie konnt' ich da auf der Jagd sein?

Der Kammerdiener. Ach auf meinen nackten Knien beschwör' ich den gnädigen Herrn, solche Reden zu unterlassen. Erich, ist nach den Doctoren geschickt?

Erich. Ja, sie werden gleich kommen.

Der Kammerdiener. So wollen wir dem gnädigen Herrn den Schlafrock anziehen, vielleicht, wenn er an die Luft kommt, wird es besser mit ihm. Ist dem Herrn gefällig, seinen Schlafrock anzuziehen?

Jeppe. Herzlich gern, Ihr könnt mit mir machen, was Euch

beliebt, wenn Ihr mich blos nicht todtschlagen wollt; denn ich bin so unschuldig wie das Kind in Mutterleibe.

Dritte Scene.

Zwei Doctoren. Jeppe. Der Kammerdiener. Erich.

Erster Doctor. Zu unserm größten Leidwesen hören wir, daß der gnädige Herr unwohl sind?

Der Kammerdiener. Ach ja, Herr Doctor, er ist in einem traurigen Zustand.

Der zweite Doctor. Wie geht es denn, gnädiger Herr?

Jeppe. Ganz gut, ich bin blos noch durstig von dem Branntwein, den ich gestern bei Jacob Schuster getrunken habe. Wollt Ihr mir nur einen Krug Bier geben und mich laufen lassen, so mag man Euch Doctoren meinetwegen hängen: denn ich brauche keine Arzenei.

Erster Doctor. Das heißt mal phantasiren, Herr Collega?

Zweiter Doctor. Je stärker es ist, je rascher wird es sich austoben; wir wollen dem Herrn an den Puls fühlen. Quid tibi videtur, domine Frater?

Erster Doctor. Ich meine, er muß Augenblicks zu Ader gelassen werden.

Zweiter Doctor. Das meine ich nicht, solche Krankheiten müssen auf andere Art kurirt werden. Der Herr hat einen schlimmen und seltsamen Traum gehabt, der ihm das Blut in Aufruhr gebracht und das Hirn dergestalt in Verwirrung gesetzt hat, daß er sich einbildet, er wäre ein Bauer. Wir müssen den Herrn zu zerstreuen suchen mit den Dingen, an denen er sonst das meiste Behagen findet; wir müssen ihm den Wein und die Speise geben, die ihm am besten schmecken und ihm die Stücke vorspielen, die er am liebsten hört.

(Eine lustige Musik beginnt.)

Der Kammerdiener. Das war ja des Herrn Leibstück.

Jeppe. Kann schon sein; geht es immer so lustig zu auf dem Schlosse?

Der Kammerdiener. So oft es dem Herrn behagt; gibt er doch uns Allen Kost und Lohn.

Jeppe. Aber es ist doch seltsam, daß ich mich nicht besinnen kann, was ich früher gethan?

Erster Doctor. Das bringt diese Krankheit mit sich, Euer Gnaden, daß man Alles vergißt, was man früher gethan hat.

Zweiter Doctor. Ich erinnere mich, daß vor etlichen Jahren Einer meiner Nachbarn von zu vielem Trinken dermaßen verwirrt wurde, daß er dachte, er hätte keinen Kopf.

Jeppe. Ich wollte, dem Dorfrichter Christoffer ginge es eben so, der hat vermuthlich gerade die entgegengesetzte Krankheit; er hält sich nämlich für einen großen Kopf, an seinen Urtheilssprüchen aber merkt man, daß er gar keinen hat.

(Alle lachen darüber: Ha ha ha.)

Zweiter Doctor. Es ist eine Lust, den Herrn so scherzen zu hören. Aber um wieder auf die Geschichte zu kommen, so ging derselbige Mann durch die ganze Stadt und fragte alle Leute, ob Niemand den Kopf gefunden, den er verloren. Nachher aber kam er wieder zu sich und ist jetzt Küster in Jütland.

Jeppe. Das hätte er auch werden können, wenn er seinen Kopf auch nicht wiedergefunden hätte.

(Sie lachen abermals: Ha ha ha.)

Erster Doctor. Erinnert der Herr Kollega sich der Geschichte, die vor zehn Jahren mit dem Mann passirte, der sich einbildete, er hätte den ganzen Kopf voll Fliegen, und konnte von dieser Grille nicht abgebracht werden, bis ein verständiger Doctor ihn auf folgende Art kurirte? Er legte ihm über den ganzen Kopf ein Pflaster, welches mit todten Fliegen bestreut war; nach einiger Zeit nahm er es ab und zeigte die Fliegen dem Kranken, der sich einbildete, sie wären aus seinem Kopf gekommen und so wurde er wieder gesund. Aehnlicher Weise habe ich von einem andern Manne gehört, der nach einem langwierigen Fieber auf den Einfall gerieth, wenn er sein Wasser abschlüge, müßte das ganze Land durch eine Ueberschwemmung zu Grunde gehen. Niemand konnte ihn von dem Gedanken abbringen, er wolle, sagte er, lieber für das gemeine Beste sterben. Dieser wurde auf folgende Art kurirt. Es wurde ihm die Kunde gebracht, wie vom Commandanten, er möchte doch, weil der Stadt eine Belagerung drohe und in den Gräben kein Wasser sei, dieselben ausfüllen, um dem Feinde den Zugang zur

Stadt zu versperren. Der Kranke war erfreut, daß er seinem Vaterlande und zugleich sich selbst einen Dienst erweisen könne und wurde auf die Art beides los, sein Wasser und seine Krankheit.

Zweiter Doctor. Ich kann noch eine andere Historie anführen, welche in Deutschland passirt ist. Ein Edelmann kam einmal in ein Wirthshaus und nachdem er daselbst gespeist hatte, und zu Bette gehen wollte, hing er seine goldene Kette, die er um den Hals zu tragen pflegte, an die Wand in der Herberge. Der Wirth gab genau Acht, begleitete ihn zu Bette und wünschte ihm eine gute Nacht. Wie er aber hörte, daß der Edelmann schlief, schlich er sich in die Kammer, nahm sechzig Glieder von der Kette ab und hing sie so wieder an die Wand. Am Morgen steht der Fremde auf, läßt sein Pferd satteln und zieht sich an. Wie er jedoch die Kette um den Hals binden wollte, bemerkte er, daß sie nur noch halb so lang war, wie früher, weshalb er ein Geschrei anhob, er wäre bestohlen. Der Wirth, welcher draußen vor der Thür stand und lauschte, läuft augenblicklich hinein und indem er sich ganz erschreckt stellt, ruft er: Ach welche schreckliche Veränderung! Da der Fremde ihn fragte, worüber er sich denn so entsetze, antwortete er: Ach mein Herr, Euer Kopf ist noch einmal so groß wie gestern. Und damit hielt er ihm einen falschen Spiegel vor, in welchem die Gegenstände noch einmal so groß aussahen, als sie waren. Da nun der Edelmann seinen Kopf im Spiegel so groß sah, brach er in Thränen aus und sagte: Ach nun verstehe ich auch, weshalb mir meine Kette zu kurz geworden ist! Darauf setzte er sich aufs Pferd und verhüllte den Kopf in den Mantel, damit ihn Niemand unterwegs sehen sollte. Man erzählt, daß er sich auch noch lange Zeit hinterdrein zu Hause gehalten und seine Grille nicht aufgegeben, sondern geglaubt hat, nicht die Kette wäre zu kurz, sondern der Kopf zu groß.

Erster Doctor. Von solchen Einbildungen gibt es unzählige Exempel. So erinnere ich mich von Einem gehört zu haben, der sich einbildete, seine Nase wäre zehn Fuß lang, und deshalb alle Leute warnte, sie möchten ihm nicht zu nahe kommen.

Zweiter Doctor. Domine Frater hat wol die Geschichte gehört von dem Manne, der sich einbildete, er wäre todt? Ein junger Mensch gerieth auf den Einfall, er wäre todt, legte sich in

den Sarg und wollte weder essen noch trinken. Seine Freunde stellten ihm vor, welche Thorheit das sei und gebrauchten alle Künste, um ihn zum Essen zu bringen. Aber vergeblich; er wies sie mit Lachen zurück, indem er vorgab, Essen und Trinken wäre bei den Todten durchaus nicht üblich. Endlich unternahm ein erfahrner Arzt es, ihn auf eine seltsame Art zu kuriren. Nämlich er veranlaßte einen Bedienten, sich ebenfalls für todt auszugeben und sich mit Gepränge hinausführen zu lassen an eben dem Ort, wo der Kranke lag. Zuerst lagen die zwei Kranken lange schweigend und sahen einander an. Endlich fing der Kranke an, den Andern zu fragen, warum er hiehergekommen wäre. Der antwortete, weil er todt wäre. Darauf fingen sie an, einander nach der Art und Weise zu fragen, wie sie gestorben, was denn Jeder weitläufig berichtete. Darauf kommen Leute, welche dazu angestiftet waren und bringen dem zweiten sein Abendbrot, worauf er sich im Sarg in die Höhe richtete und eine gute Mahlzeit hielt, indem er den Andern fragte: Willst du nicht auch ein bischen essen? Der Kranke verwunderte sich darüber und fragte, ob es sich denn wirklich für einen Todten schicke zu essen. Ei, erwiderte der Andre, wer nicht ißt, kann nicht lange todt sein. So ließ er sich überreden zuerst mit dem Andern zu essen, dann zu schlafen, aufzustehen, sich anzukleiden; kurz, er ahmte dem Andern in allen Stücken nach, bis er zuletzt auch wieder lebendig wurde und so gescheidt wie Jener. Von solchen Einbildungen könnte ich noch unzählige Geschichten erzählen. Und so ist das auch diesmal mit dem gnädigen Herrn; er bildet sich ein, ein armer Bauer zu sein. Aber der Herr muß sich diese Gedanken nur aus dem Sinne schlagen, so wird er gleich wieder gesund.

Jeppe. Aber sollte das wol möglich sein, daß das nur von Einbildung ist?

Die Doctoren. Ganz gewiß, der Herr hat ja aus diesen Erzählungen gehört, was die Einbildung thun kann.

Jeppe. Ich bin also nicht Jeppe vom Berge?

Doctor. Ganz gewiß nicht.

Jeppe. Da ist auch die böse Nille nicht meine Frau?

Doctor. Keineswegs; der Herr ist ja Wittwer.

Jeppe. Und das ist auch bloße Einbildung, daß es eine Karbatsche giebt, mit Namen Meister Erich?

Doctor. Bloße Einbildung.

Jeppe. Ist es auch nicht wahr, daß ich gestern in die Stadt sollte und sollte Seife kaufen?

Doctor. Nein!

Jeppe. Auch nicht, daß ich das Geld bei Jacob Schuster vertrunken habe?

Der Kammerdiener. Ei, der Herr war ja gestern mit uns den ganzen Tag auf der Jagd.

Jeppe. Auch nicht, daß ich Hahnrei bin?

Der Kammerdiener. Ei, die Frau ist ja schon seit langen Jahren todt.

Jeppe. Ach, jetzt fang' ich erst an, meine Thorheit einzusehen; ich will nicht mehr an den Bauer denken. Ich sehe schon, ein Traum hat mich in den Irrthum versetzt; es ist doch seltsam, auf was für Grillen der Mensch gerathen kann.

Der Kammerdiener. Beliebt dem Herrn, ein wenig im Garten zu spazieren, bis wir das Frühstück angerichtet haben?

Jeppe. Schon gut, es muß aber bald geschehen: denn ich habe Beides, Hunger und Durst.

Dritter Act.

Erste Scene.

Jeppe. Der Kammerdiener. Der Secretär.

(Jeppe kommt aus dem Garten mit seiner Suite, ein kleiner Tisch ist gedeckt.)

Jeppe. Haha, ich sehe, der Tisch ist schon gedeckt.

Der Kammerdiener. Ja, es ist Alles fertig, wenn Euer Gnaden beliebt, Platz zu nehmen.

(Jeppe nimmt Platz. Die Uebrigen stehen hinter seinem Stuhl und lachen über seine Ungeschicktheit, wenn er mit allen fünf Fingern in die Schüssel greift, über Tische rülpst, sich in die Finger schneidet und die Kleider beschmiert.)

Der Kammerdiener. Will der Herr befehlen, welcher Wein ihm gefällig ist?

Jeppe. Ihr wißt ja selbst, welchen Wein ich des Morgens zu trinken pflege.

Der Kammerdiener. Am liebsten pflegt der Herr Rheinwein zu trinken; aber wenn er dem Herrn nicht schmeckt, kann er augenblicks andern haben.

Jeppe (kostet). Na, der ist etwas sauer. Ihr müßt etwas Honig daran thun, dann wird er gut; denn ich bin sehr fürs Süße.

Der Kammerdiener. Hier ist Canariensect,[11] wenn der Herr davon kosten will.

Jeppe. Das ist ein guter Wein. Gesundheit für Alle! (Jedesmal, wenn er trinkt, wird Tusch geblasen.) Heda, aufgepaßt, Kerl, noch ein Glas Wein von dem Canallensect, versteht Ihr mich? Wo hast du den Ring her, den du am Finger trägst?

Der Sekretär. Den hat mir der Herr selbst gegeben.

Jeppe. Daran kann ich mich nicht erinnern, gieb ihn mir wieder, ich muß es in der Betrunkenheit gethan haben, solche Ringe giebt man nicht so fort. Nachher will ich mal nachsehen, was Ihr sonst noch habt. Dienstboten müssen nicht mehr haben als Kost und Lohn. Ich kann darauf schwören, daß ich mich nicht erinnere, Euch jemals etwas apart geschenkt zu haben. Und wozu sollte ich das auch thun? Der Ring ist ja über zehn Reichsthaler werth; nein, nein, Ihr guten Kerle, so nicht, so nicht! Ihr müßt Euch Eurer Herrschaft Gebrechlichkeit und Trunkenheit nicht zu Nutze machen. Wenn ich betrunken bin, so bin ich im Stande, meine Hosen wegzuschenken; aber wenn ich meinen Rausch ausgeschlafen habe, so nehm' ich meine Geschenke wieder. Es würde mir übrigens schlecht gehen bei meiner Frau Nille ..... Aber was red' ich; nun falle ich schon wieder in die vorigen dummen Gedanken, und weiß nicht mehr, wer ich bin. Gieb mir noch ein Glas Carnaliensect! Nochmals, Alle sollen leben! (Die Trompeter blasen wieder.) Gebt Acht, was ich sage, Kerle, das kann Euch künftig zur Richtschnur dienen: wenn ich Abends etwas in der Trunkenheit fortgebe, so müßt Ihr es mir des Morgens wiederbringen.[12] Wenn das Gesinde mehr kriegt, als es aufessen kann, wird es hochmüthig und verachtet die Herrschaft. Wie viel Lohn hast du?

Der Sekretär. Der Herr hat mir stets zweihundert Reichsthaler des Jahrs gegeben.

Jeppe. Den Teufel sollst du in Zukunft haben, aber nicht zweihundert Reichsthaler! Was thust du denn für zweihundert Reichsthaler? Ich selbst muß schleppen wie ein Vieh und in der Scheune stehen von Morgen bis Abend und kann nicht einmal . . . . . Sieh, da kommen wieder die verfluchten Bauergedanken; gieb mir noch ein Glas Wein (er trinkt und die Trompeter blasen). Zweihundert Reichsthaler! Das heißt ja seiner Herrschaft das Fell über die Ohren ziehen. Hört, wißt Ihr was, Ihr guten Kerle? Wenn ich fertig bin mit Essen, so hab' ich Lust, Euch Alle zusammen im Hofe aufzuhängen; in Geldsachen, müßt Ihr wissen, verstehe ich keinen Spaß.

Der Kammerdiener. Wir wollen Alles zurückgeben, was wir von Euer Gnaden empfangen haben.

Jeppe. Ja ja, Euer Gnaden, Euer Gnaden! Komplimente und Baselemängs sind heutzutage billig. Mit Euer Gnaden wollt Ihr mir den Mund schmieren, bis Ihr mein ganzes Geld fort habt, und dann seid Ihr wieder meine Euer Gnaden; der Mund freilich sagt Euer Gnaden, das Herz aber Euer Narr. Ihr sprecht anders, als Ihr es meint, Ihr Kerle! Ihr Dienstboten seid wie Abner,[13] der kam auch zu Roland und umarmte ihn und sagte: Heil dir, mein Bruder, und damit stach er ihm den Dolch in's Herz. Jeppe ist kein Narr, auf mein Wort! (Sie fallen sämmtlich auf die Kniee und bitten um Gnade.)

Jeppe. Steht nur wieder auf, Kerle, bis ich gegessen habe; nachher will ich sehen, wie sich das verhält, und welche aufgehängt werden müssen und welche nicht. Jetzt aber will ich lustig sein.

Zweite Scene.

Jeppe. Der Kammerdiener. Der Verwalter. Der Sekretär.

Jeppe. Wo ist mein Verwalter?

Der Kammerdiener. Er ist draußen.

Jeppe. Laß ihn mal gleich 'reinkommen.

Der Verwalter (kommt in einem Rock mit silbernen Knöpfen, mit einem Säbel umgeschnallt.) Haben Euer Gnaden etwas zu befehlen?

Jeppe. Nichts, als daß du hängen sollst.

Der Verwalter. Ich habe ja doch nichts verbrochen, Euer Gnaden, warum soll ich denn hängen?

Jeppe. Bist du nicht Verwalter?

Der Verwalter. Das bin ich, Euer Gnaden.

Jeppe. Und du fragst noch, weshalb du hängen sollst?

Der Verwalter. Ich habe Euer Gnaden doch so treu und redlich gedient und bin so eifrig in meinem Amt gewesen, daß Euer Gnaden mich allezeit vor den übrigen Dienern ausgezeichnet haben?

Jeppe. Ja gewiß bist du eifrig in deinem Amt gewesen, das kann man an deinen silbernen Knöpfen sehen. Wie viel Gehalt hast du?

Der Verwalter. Fünfzig Thaler jährlich.

Jeppe (auf- und abgehend). Fünfzig Thaler ..... ja, da mußt du gleich hängen.

Der Verwalter. Es kann ja doch nicht weniger sein, gnädiger Herr, für ein ganzes Jahr der beschwerlichsten Dienste.

Jeppe. Just darum sollst du hängen, weil du nur fünfzig Thaler hast. Du hast Geld zu einem Rock mit silbernen Knöpfen mit Manschetten an den Händen, mit einem seidenen Haarbeutel im Nacken und hast blos fünfzig Thaler des Jahrs: mußt du da nicht zum Diebe werden an mir armem Manne? Oder wo sollte es sonst herkommen?

Der Verwalter (auf den Knieen). Ach, gnädiger Herr, schont doch meines Lebens, um meiner armen Frau und meiner unmündigen Kinder willen!

Jeppe. Hast du viele Kinder?

Der Verwalter. Ich habe sieben lebende Kinder, Euer Gnaden.

Jeppe. Ha ha, sieben lebende Kinder ..... fort! hängt ihn, Säckeltär!

Der Sekretär. Ei, gnädiger Herr, ich bin ja doch kein Scharfrichter.

Jeppe. Was du nicht bist, kannst du noch werden, du siehst nach allerhand aus. Wenn du ihn nicht hängst, häng' ich dich nachher selbst.

Der Verwalter. Ach, gnädiger Herr, ist denn kein Pardon?

Jeppe (spaziert auf und ab, setzt sich und trinkt und steht wieder auf). Fünfzig Thaler, Frau und sieben Kinder ..... Will dich Niemand

anders hängen, so thu' ich es selbst. Ich weiß recht gut, was Ihr für Kerle seid, Ihr Verwalter; ich weiß, wie Ihr es gemacht habt mit mir und andern armen Bauern . . . . . Sieh, da kommen mir wieder die verwünschten Bauergrillen in den Kopf. Ich wollte sagen: ich kenne Eure Art, zu hantiren, so an den Fingern, daß ich, wenn es Noth thäte, wol selbst Verwalter sein könnte. Ihr bekommt von der Milch den Rahm, und die Herrschaft bekommt einen Dreck, mit Respekt zu sagen. Wenn die Welt noch lange steht, glaub' ich, so werden die Verwalter Junker und die Junker Verwalter. Wenn der Bauer Euch oder Euren Frauen was in die Hand gedrückt hat, so heißt das, wenn Ihr zur Herrschaft kommt: der arme Mann ist willig und fleißig, aber ihm sind verschiedene Unglücksfälle zugestoßen, so daß er nicht bezahlen kann; sein Boden taugt nichts, sein Vieh hat die Räude gekriegt, und dergleichen Redensarten mehr, mit denen die Herrschaft sich muß abspeisen lassen. Glaubt mir, guter Kerl, ich lasse mich nicht so an der Nase führen, ich bin selbst Bauer und eines Bauern Sohn . . . . . Sieh, da kommen die verwünschten Faxen schon wieder! Ich sage, ich bin eines Bauern Sohn, nämlich weil Abraham und Eva, unsere ersten Eltern, Bauern waren.

Der Sekretär (fällt gleichfalls auf die Kniee). Ach, gnädiger Herr, habt noch Erbarmen mit ihm, um seiner armen Frau willen, wovon soll er denn nachher leben und Frau und Kinder ernähren?

Jeppe. Wer sagt, daß sie leben sollen? Man kann sie ja mit ihm aufhängen.

Der Secretär. Ach Herr, das ist solche hübsche schmucke Frau —

Jeppe. So? Du bist wol verliebt in sie, daß du dich ihrer so annimmst? Laß sie mal 'reinkommen.

Dritte Scene.

Die Frau des Verwalters. Jeppe. Die Uebrigen.

Jeppe (die Frau kommt herein und küßt ihm die Hand). Bist du die Frau des Verwalters?

Die Frau. Ja, gnädiger Herr, das bin ich.

Jeppe (greift ihr nach dem Busen). Du bist hübsch; willst du heut Nacht bei mir schlafen?

Die Frau. Der Herr hat in allen Stücken zu befehlen, denn ich stehe in seinen Diensten.

Jeppe (zum Verwalter). Bist du einverstanden, daß ich heut Nacht bei deiner Frau schlafe?

Der Verwalter. Ich danke dem Herrn, daß er meinem geringen Hause die Ehre erweisen will.

Jeppe. Sieh her, setz' ihr einen Stuhl her, sie soll mit mir speisen. (Er setzt sich an den Tisch, ißt und trinkt mit ihr; er wird eifersüchtig auf den Secretär und sagt:) Du sollst die Schwerenoth kriegen, wenn du sie ansiehst!

(So oft er den Secretär ansieht, wendet derselbe sogleich die Augen von ihr und sieht zu Boden. Er singt ein altmodisches Liebeslied, während er mit ihr zu Tische sitzt. Dann befiehlt er einen polnischen Tanz und tanzt mit ihr, fällt aber in der Trunkenheit dreimal; endlich das vierte Mal bleibt er liegen und schläft ein.)

Vierte Scene.

Der Baron. Die Uebrigen. Jeppe (schlafend).

Der Baron (der so lange den Secretär gespielt hat). Er schläft ganz fest, nun haben wir gewonnen Spiel. Aber beinahe wäre es uns am schlechtesten ergangen; er war Willens uns hart zu behandeln, so daß wir das Spiel entweder hätten aufgeben müssen, oder uns mißhandeln lassen von diesem groben Bauer, aus dessen Betragen man lernen kann, wie tyrannisch und hochmüthig geringe Leute werden, die aus dem Schmutz plötzlich zu großer Ehre und Würde gelangen. Die Rolle des Secretärs hätte können für mich schlecht ausfallen; denn wenn er mich hätte prügeln lassen, so wäre daraus eine dumme Geschichte geworden, die mich bei den Leuten nicht weniger blamirt hätte als den Bauer. Das Beste ist, wir lassen ihn nun ein wenig schlafen, bevor wir ihm seine schmutzigen Bauernkleider wieder anziehen.

Erich. Ach Herr, der schläft wie ein Todter; seht her, ich kann ihn schlagen, er fühlt es nicht.

Der Baron. Schafft ihn denn hinaus und macht der Comödie ein Ende.

Vierter Act.

Erste Scene.

Jeppe (liegt wieder auf einem Misthaufen, in seinen alten Bauerkleidern, wacht auf und ruft): Heda, Seckeltär! Kammerdiener! Lakaien! Noch ein Glas Karnaliensect! (Sieht sich um, reibt sich die Augen, wie das erstemal, faßt sich an den Kopf und kriegt seinen alten breitkrämpigen Hut in die Hände; er reibt sich die Augen nochmals, wendet seinen Hut nach allen Seiten, besieht seine Kleider, erkennt sich selbst wieder und fängt an zu sprechen:) Wie lange war Abraham im Paradiese? Jetzt kenn' ich leider Alles wieder: mein Bett, meine Jacke, meinen alten Hahnreihut, mich selbst. Das thut anders, Jeppe, als Kanaliensect aus vergoldeten Gläsern trinken und zu Tisch sitzen mit Lakaien und Seckeltären hinterm Stuhl. Das Gute währt leider niemals lange. Ach, ach, daß ich, der ich eben noch solch ein gnädiger Herr war, mich nun wieder in diesem elenden Zustande sehen muß! Mein prächtiges Bett verwandelt in einen Misthaufen, mein goldgestickter Hut in einen Hahnreihut, meine Lakaien in Schweine und ich selbst aus einem großen und gnädigen Herrn zurückverwandelt in einen armseligen Bauer! Wenn ich aufwachte, dacht' ich, würd' ich meine Finger mit goldenen Ringen besetzt finden: aber die sind, mit Respect zu sagen, mit was Anderm beschmiert. Meine Dienstleute wollt' ich zur Rechenschaft fordern und nun muß mein eigener Rücken sich parat halten, wenn ich nach Hause komme und soll Rechenschaft geben über mein Betragen. Wie ich aufwachte, dacht' ich, ich griffe nach einem Glas Kanalliensect, aber mit Verlaub zu sagen, es war eine Laus. Ach, ach, Jeppe, der Aufenthalt im Paradiese war nur kurz und es nahm ein rasches Ende mit deiner Freude! — Aber wer weiß, ob mir dasselbe nicht noch einmal passirt, wenn ich mich hinlege und nochmals schlafe? Ach ach, daß es doch so wäre! Daß ich doch wieder dahin käme! (legt sich hin und schläft abermals.)

Zweite Scene.

Jeppe. Nille.

Nille. Sollte ihm wol ein Unglück begegnet sein? Was das nur sein mag? Entweder hat der Teufel ihn geholt oder (und

das fürcht' ich am meisten) er sitzt im Wirthshaus und vertrinkt das Geld. Es war auch recht einfältig von mir, dem Trunkenbold zwölf Schillinge auf einmal anzuvertrauen. Aber was seh' ich? Liegt er da nicht im Mist und schnarcht? Ach ich elendes Mensch! Solch ein Vieh zum Manne zu haben! Na dein Rücken soll das theuer bezahlen!

(Schleicht sich sachte hin und gibt ihm einen Schlag mit dem Meister Erich über den Hintern.)

Jeppe. Au weh! au weh! Hilfe! Hilfe! Was ist das? Wo bin ich? Wer schlägt mich? Warum schlägt man mich? Au weh!

Nille. Ich werde dich bald lehren, was das ist.

(Schlägt ihn aufs Neue und zieht ihn bei den Haaren.)

Jeppe. Ach meine Herzens-Nille, schlag' mich nicht mehr, du hast ja keine Ahnung, was mir passirt ist!

Nille. Wo hat der versoffene Hund so lange gesteckt? Wo ist die Seife, die du hast kaufen sollen?

Jeppe. Ich konnte nicht zur Stadt kommen, Nille.

Nille. Warum konntest du nicht zur Stadt kommen?

Jeppe. Ich ward unterwegs aufgenommen ins Paradies —

Nille. Ins Paradies? (prügelt ihn.) Ins Paradies? (schlägt ihn wieder.) Ins Paradies? (prügelt ihn nochmals.) Willst du mich obenein noch zum Narren halten?

Jeppe. Au! au! au! So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, es ist ja doch die reine Wahrheit!

Nille. Was ist die Wahrheit?

Jeppe. Daß ich im Paradies gewesen bin.

(Nille wiederholt: Im Paradies? und schlägt ihn wieder.)

Jeppe. Ach meine Herzens-Nille, schlag mich doch nicht mehr!

Nille. Fort! Bekenne, wo du gewesen bist oder ich bringe dich um!

Jeppe. Ach ich will ja gern bekennen, wo ich gewesen bin, wenn du mich nur nicht mehr schlagen willst!

Nille. Bekenne!

Jeppe. Schwöre mir, daß du mich nicht mehr schlagen willst.

Nille. Nein!

Jeppe. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin und heiße Jeppe vom Berge, so wahr bin ich auch im Paradiese gewesen

und habe Dinge gesehen, über die du dich wundern sollst, wenn du sie hörst.

(Nille prügelt ihn wieder und zieht ihn bei den Haaren ins Haus.)

Dritte Scene.

Nille allein.

So, du versoffner Hund, nun schlaf' erst deinen Rausch aus, nachher wollen wir weiter mit einander reden. Solch ein Schwein wie du bist, kommt nicht ins Paradies. Denk' mal an, wie das Vieh sich um seinen Verstand getrunken hat! Aber hat er es auf meine Kosten gethan, so soll er gehörig dafür büßen, zwei Tage lang soll er nicht Nasses noch Trocknes kriegen; in der Zeit werden ihm wohl die Grillen vom Paradies vergehen.

Vierte Scene.

Nille. Drei bewaffnete Männer.

Die drei Männer. Wohnt hier nicht ein Mann mit Namen Jeppe?

Nille. Ja, der wohnt hier.

Die drei Männer. Bist du seine Frau?

Nille. Ja, Gott beſſre es, leider.

Die drei Männer. Wir müssen mit ihm sprechen.

Nille. Er ist ganz betrunken.

Die drei Männer. Hat nichts zu sagen; marsch fort, schaff' ihn heraus oder dein ganzes Haus ist verloren!

(**Nille** geht hinein und stößt den Jeppe heraus, mit solcher Gewalt, daß er einen von den drei Männern mit sich auf die Erde reißt.)

Fünfte Scene.

Die drei Männer. Jeppe.

Jeppe. Ach, ach, Ihr guten Männer, nun seht Ihr, mit was für einer Frau ich zu thun habe.

Die drei Männer. Du verdienst keine andere Behandlung, denn du bist ein Missethäter.

(Sie ergreifen Jeppe.)

Jeppe. Was hab' ich denn Böses gethan?

Die drei Männer. Das wirst du gleich erfahren, es wird gleich Gericht gehalten werden.

Sechste Scene.

Zwei Advocaten. Der Richter. Jeppe. (Der Richter kommt mit seinem Schreiber und setzt sich auf seinen Stuhl; Jeppe, die Hände auf den Rücken gebunden, wird vor den Richterstuhl gebracht. Einer tritt vor und klagt ihn folgendermaßen an:)

Erster Advocat. Hier ist ein Mann, Herr Richter, von dem wir beweisen können, daß er sich in das Haus des Barons geschlichen, sich für den Herrn ausgegeben, seine Kleider angezogen, seine Diener gewaltthätig behandelt hat. Das ist eine unerhörte Dreistigkeit und tragen wir deshalb im Namen unseres Herrn darauf an, daß er tüchtig bestraft werde, andern Bösewichtern zu Beispiel und Warnung.

Der Richter. Ist das wahr, wessen du beschuldig wirst? Laß hören, was du zu erwidern hast; denn ungehört wollen wir Niemand verdammen.

Jeppe. Ach, ich armer Mensch, was soll ich sagen? Ich bekenne, daß ich Strafe verdient habe, aber blos wegen des Geldes, für das ich Seife kaufen sollte und das ich vertrunken habe. Ich bekenne auch, daß ich kürzlich auf dem Schlosse war; aber wie ich dahingekommen und wie wieder weg, das weiß ich nicht.

Erster Advocat. Da hört der Richter aus seinem eigenen Geständniß, daß er betrunken gewesen ist und in der Trunkenheit so unerhörte Missethat begangen hat. Es handelt sich also nur noch darum, ob es einem so groben Missethäter gestattet sein kann, sein Verbrechen mit Trunkenheit zu entschuldigen und das leugne ich. Denn auf die Art könnte weder Ehebruch noch Mord bestraft werden; Jeder würde solche Ausflüchte suchen und sagen, er hätte es in der Trunkenheit gethan. Ja selbst wenn er den Beweis führen kann, daß er wirklich betrunken gewesen ist, so wird seine Sache dadurch nicht besser. Denn es heißt: was einer in der Trunkenheit sündigt, das soll er büßen, wenn er nüchtern ist. Man weiß ja, wie solche Missethat erst kürzlich bestraft wurde. Obschon der Missethäter [14] sich nur aus Dummheit hatte verführen lassen, sich für einen großen Herrn auszugeben, so war seine Dummheit und Unwissenheit nicht im Stande, ihn vom Tode zu retten; denn

der Zweck der Strafe ist allein, Andere abzuschrecken. Ich könnte die Geschichte erzählen, wenn ich nicht fürchtete, das Gericht damit aufzuhalten.

Zweiter Advocat. Gewogener Herr Richter! Dieser Handel kommt mir so seltsam vor, daß mir die Geschichte nicht zu Kopfe will, auch wenn noch mehr Zeugen da wären. Ein einfältiger Bauer sollte sich auf das Schloß des Herrn einschleichen und sich für den Herrn selbst ausgeben, ohne doch zugleich sein Ansehen und seine Manieren nachahmen zu können? Wie konnte er in des Herrn Schlafkammer kommen? Wie konnte er des Herrn Kleider anziehen, ohne daß man es hätte merken sollen? Nein, Herr Richter, das ist offenbar nur von den Feinden des armen Mannes so angestiftet und hoffe ich daher, daß er wird frei gesprochen werden.

Jeppe (weinend). Ach Gott segne deinen Mund! Ich habe ein Stück Tabak in meiner Hosentasche, verschmäht es nicht, es ist so gut, als ein ehrlicher Mann es kauen mag.

Zweiter Advocat. Behalte nur deinen Tabak, Jeppe; daß ich für dich spreche, geschieht nicht um des Gewinnstes willen, sondern lediglich aus christlichem Mitleid.

Jeppe. Da bitt' ich um Entschuldigung, Herr Prokurator, ich hätte nicht gedacht, daß eurer Art Leute so ehrlich wären.

Erster Advocat. Was mein Collega zur Vertheidigung dieses Missethäters anführt, gründet sich allein auf Vermuthungen. Hier fragt es sich aber nicht, ob es wahrscheinlich ist, daß so etwas geschehen oder nicht, sondern hier ist bewiesen, daß es geschehen ist, sowohl durch Zeugen als durch sein eigenes Geständniß.

Zweiter Advocat. Ein Geständniß, das Jemand aus Angst und Furcht ablegt, hat keine Gültigkeit. Mir scheint es daher am besten, diesem einfältigen Manne Zeit zur Ueberlegung zu lassen und ihn nochmals zu befragen. Höre Jeppe, überleg' dir, was du sagst; gestehst du das zu, dessen du angeklagt wirst?

Jeppe. Nein, meinen höchsten Eid will ich darauf ablegen, daß es Alles Lügen sind, worauf ich vorhin geschworen habe; ich bin ganzer drei Tage nicht aus dem Hause gekommen.

Erster Advocat. Herr Richter, nach meiner unvorgreiflichen Meinung darf Niemand zum Eid verstattet werden, der erstlich durch Zeugen überführt ist und dann auch seine Missethat selbst zugestanden hat.

Zweiter Advocat. Ich meine doch.

Erster Advocat. Ich meine nein.

Zweiter Advocat. Wenn der Handel von so seltsamer Beschaffenheit ist?

Erster Advocat. Gegen Zeugen und Zugeständniß können keine Umstände aufkommen.

Jeppe (bei sich selbst). Ach daß sie einander doch nur bei den Haaren kriegten, so wollt' ich mir unterdessen den Richter langen und ihn so durchprügeln, daß er Gesetz und Verordnungen vergessen sollte!

Zweiter Advocat. Aber hört, Herr Collega, gesetzt auch, die That ist zugestanden, so hat der Mann doch keine Strafe verdient; denn er hat ja auf dem Schloß nichts Böses begangen, weder Mord noch Diebstahl.

Erster Advocat. Das will nichts sagen: intentio furandi und furtum sind dasselbe.

Jeppe. Sprich dänisch, du schwarzer Hund, so wollen wir uns schon noch verantworten.

Erster Advocat. Denn entweder wird Einer ergriffen, wie er stehlen will oder wenn er gestohlen hat; in beiden Fällen ist er ein Dieb.

Jeppe. Ach gnädiger Richter, ich will mich ja gerne hängen lassen, wenn nur dieser Procurator mir zur Seite hängen muß.

Zweiter Advocat. Halt' ein mit solchen Reden, Jeppe, du machst deine Sache nur schlimmer.

Jeppe. Warum antwortet Ihr denn nicht? (Leise.) Steht da wie ein dummes Vieh.

Zweiter Advocat. Aber womit wird das propositum furandi bewiesen?

Zweiter Advocat. Quicunque in aedes alienas noctu irrumpit, tanquam fur aut nocturnus grassator existimandus est; atqui reus hic ita: ergo ....

Erster Advocat. Nego majorem, quod scilicet irruperit.

Zweiter Advocat. Res manifesta est, tot legitimis testibus exstantibus ac confitente reo.

Erster Advocat. Quicunque vi vel metu coactus fuerit confiteri ....

Erster Advocat. Pah, wo ist die vis, wo ist die metus? Das sind nur Finten.

Zweiter Advocat. Nein, Ihr braucht Finten.

Erster Advocat. Wer mir das sagt, ist kein ehrlicher Mann.

(Sie kriegen einander bei der Brust; **Jeppe** springt dazwischen und reißt dem ersten Advocaten die Perücke ab.)

Der Richter. Respect dem Gericht! Nicht weiter, ich habe schon genug gehört! (Liest das Urtheil ab:) Sintemal Jeppe vom Berge, Sohn Niels' vom Berge, Enkel Jeppe's ebendaselbst, überführt ist, sowol durch gültige Zeugen als durch eigenes Geständniß, daß er sich auf das Schloß des Barons eingeschlichen, seine Kleider angezogen und seine Diener mißhandelt hat, so wird er verurtheilt durch Gift vom Leben zum Tode gebracht zu werden und sobald er todt, soll sein Leichnam am Galgen aufgehängt werden.

Jeppe. Ach, ach, gnädiger Richter, ist da kein Pardon?!

Der Richter. Nein, durchaus nicht, das Urtheil soll sogleich in meinem Beisein vollzogen werden.

Jeppe. Ach, kann ich denn nicht vorher ein Glas Branntwein kriegen, bevor ich das Gift trinke, damit ich mit mehr Courage sterbe?

Der Richter. Ja, das ist erlaubt.

Jeppe (trinkt drei Gläser Branntwein, fällt wieder in die Kniee und fragt): Ist da kein Pardon?

Der Richter. Nein, Jeppe, nun ist es zu spät.

Jeppe. Ach es ist noch nicht zu spät, der Richter kann ja das Urtheil noch verändern und sagen, er hat das erstemal falsch gerichtet. So etwas geschieht ja öfters; denn wir sind ja alle Menschen.

Der Richter. Nein, in wenigen Minuten wirst du selbst fühlen, daß es zu spät ist; denn mit dem Branntwein hast du das Gift bereits erhalten.

Jeppe. Ach ich armer Mensch, hab' ich das Gift schon erhalten?! Ach lebe wohl Nille! Aber nein, du Canaille, du hast nicht verdient, daß ich von dir Abschied nehme! Fahrt wohl, Hans, Niels und Christoph! Fahre wohl, meine Tochter Martha, fahr' wohl, mein Augapfel! Von dir weiß ich, daß ich wirklich dein Vater bin, du

wurdest gemacht, bevor der Küster ins Haus kam; du hast auch deines Vaters Angesicht, wir gleichen uns wie ein Tropfen Wasser dem andern. Fahr wohl, mein Schecke, und habe Dank für jedesmal, daß ich dich geritten habe; nächst meinen eigenen Kindern habe ich kein Vieh so geliebt wie dich. Fahr wohl, Feirfax, mein treuer Hund und Thürhüter, fahre wohl, Hinze, mein schwarzer Kater, fahrt wohl, meine Ochsen, meine Schafe, meine Schweine! Habt Dank für gute Gesellschaft und für jeden Tag, den wir zusammen zugebracht haben! Fahr wohl .... Ach nun kann ich nicht mehr, nun wird mir so schwer und ohnmächtig — (er fällt um und wird ohnmächtig).

Der Richter. Das geht gut, der Schlaftrunk hat bereits seine Wirkung gethan, nun schläft er wie ein Todter. Hängt ihn nun auf; aber gebt wol Acht, daß er keinen Schaden dabei nimmt und daß ihm der Strick blos unter die Arme kommt. Nun wollen wir sehen, wie er sich dabei geberdet, wenn er aufwacht und findet sich am Galgen.

Fünfter Act.

Erste Scene.

Jeppe am Galgen hängend.

Nille. Jeppe. Der Richter.

Nille (rauft sich die Haare aus, schlägt sich vor die Brust und ruft): Ach, ach, ist das möglich, daß ich meinen braven Mann so schmählich am Galgen hängen sehe! Ach mein allerliebster Mann, verzeih mir, wo ich dir etwas zu Leide gethan habe! Ach, ach, nun wacht mein Gewissen auf! Nun reut mich, aber zu spät, die Härte, mit der ich dich behandelt habe! Nun vermiss' ich dich erst, nun komm, ich erst dahinter, welchen braven Mann ich verloren habe! Ach könnt' ich dich wieder lebendig machen mit meinem eigenen Herzblut!

(Sie trocknet sich die Augen und weint bitterlich. Inzwischen hat der Schlaftrunk zu wirken aufgehört).

Jeppe (wacht auf, sieht sich am Galgen hängen mit gebundenen Händen, hört seine Frau klagen und sagt zu ihr:) Gib dich zufrieden,

mein Herzensweib, den Weg müssen wir alle. Geh heim, nimm dein Haus wahr und sorge für meine Kinder! Meine rothe Jacke kannst du für den kleinen Christoph zurecht machen lassen; was davon übrig bleibt, davon kann Martha eine Mütze kriegen. Vor Allem sorge, daß mein Schecke gut gepflegt wird; ich habe das Vieh geliebt, als ob es mein leiblicher Bruder wäre. Wär' ich übrigens nicht todt, wollt' ich dir noch verschiedenes Anderes sagen —

Nille. Ah . . . . Ah . . . . Ah . . . . Was ist das? Was hör' ich? Kann ein Todter sprechen?

Jeppe. Sei nicht bange, Nille, ich thu' dir nichts.

Nille. Ach mein allerliebster Mann, wie kannst du doch sprechen, wenn du todt bist?

Jeppe. Wie das zugeht, weiß ich selbst nicht. Aber höre, mein Herzensweib, spring mal fort wie'n Lauffeuer und bring mir für acht Schillinge Branntwein; denn ich durste jetzt mehr als bei Lebzeiten.

Nille. Pfui du Vieh, du Unflath, du giftiger Trunkenbold! Hast du nicht Branntwein genug getrunken bei Lebzeiten? Durstest du Hundevieh noch, wenn du todt bist? Das nenn' ich doch ein Schwein durch und durch!

Jeppe. Halt den Mund, du Unflath, und bring' mir gleich den Branntwein her. Thust du das nicht, so will ich, hol' mich der Satan, jede Nacht in deinem Hause spuken; du sollst wissen, daß ich den Meister Erich jetzt nicht mehr fürchte, ich fühle jetzt keinen Schlag mehr. (Nille springt hinein nach dem Meister Erich, kommt wieder und prügelt ihn am Galgen.) Au, au, au! Halt auf, Nille! Halt auf, du schlägst mich noch einmal todt! Au, au, au!

Der Richter. Höre, Weib, du mußt ihn nicht mehr schlagen, gib dich zufrieden; um deinetwillen wollen wir deinem Manne seine Missethat vergeben und ihn wieder zum Leben verurtheilen.

Nille. Ach nein, gestrenger Herr, laßt ihn nur hängen, er ist nicht werth, daß Ihr ihn leben laßt.

Der Richter. Pfui, du bist ein garstiges Weib, pack' dich fort oder wir lassen dich ihm zur Seite hängen.

(Nille läuft fort.)

Zweite Scene.

Jeppe. Der Richter.

Jeppe wird vom Galgen abgenommen.

Jeppe. Ach gestrenger Herr Richter, ist das gewiß, daß ich nun auch wieder ganz lebendig bin? Oder bin ich blos ein Gespenst?

Der Richter. Du bist ganz lebendig; das Gericht, welche das Leben abspricht, kann auch ebenso das Leben wieder zusprechen. Kannst du das nicht begreifen?

Jeppe. Nein, ich kann es meiner Treu nicht begreifen; ich glaube, daß ich ein Gespenst bin und spuke.

Der Richter. Ei du Narr, das ist leicht zu begreifen: wer dir etwas nimmt, kann es dir doch auch wiedergeben?

Jeppe. So möcht' ich wol den Richter spaßeshalber aufhängen und sehen, ob ich ihn dann auch wieder zum Leben verurtheilen kann.

Der Richter. Nein, das geht nicht an, du bist kein Richter.

Jeppe. Aber so bin ich wirklich wieder lebendig?

Der Richter. Ja das bist du.

Jeppe. So daß ich nicht spuke?

Der Richter. Gewiß nicht.

Jeppe. Auch nicht umgehe?

Der Richter. Nein.

Jeppe. So daß ich derselbe Jeppe vom Berge bin wie zuvor?

Der Richter. Ja.

Jeppe. Und kein Geist?

Der Richter. Nein, gewiß nicht.

Jeppe. Wollt Ihr mir schwören, daß das wahr ist?

Der Richter. Ja, ich schwöre dir, daß du lebendig bist.

Jeppe. Ruft den Teufel an, daß er Euch hole, wenn es nicht wahr ist!

Der Richter. Ei glaube unsern Worten und danke uns, daß wir so gnädig gewesen sind, dich wieder zum Leben zu verurtheilen.

Jeppe. Dafür, daß Ihr mich losgeschnitten habt, wollt' ich Euch gerne danken, wenn Ihr mich nur nicht auch selbst aufgehängt hättet.

Der Richter. Gib dich zufrieden, Jeppe, und sag' uns, wenn deine Frau dich wieder schlägt; so werden wir schon Rath dafür finden. Sieh, da hast du vier Thaler, davon kannst du dir schon einige vergnügte Tage machen und vergiß nicht auf unsere Gesundheit zu trinken. (Jeppe küßt ihm die Hand und bedankt sich, der Richter geht.)

Dritte Scene.

Jeppe allein.

Nun bin ich funfzig Jahre alt, aber in all' der Zeit hab' ich nicht so viel erlebt wie in diesen zwei Tagen. Wenn ich das so recht bedenke, sind es doch verfluchte Geschichten: jetzt ein betrunkener Bauer, nun ein Baron, nun wieder ein Bauer; nun todt, nun lebendig am Galgen — und das ist das Wunderbarste. Aber wer weiß, vielleicht wenn man die Leute lebendig hängt, so sterben sie; hängt man sie aber todt, so werden sie wieder lebendig. Ein Glas Branntwein, dächt' ich, müßte herrlich darauf schmecken; heda, Jacob Schuster, heraus!

Vierte Scene.

Jacob Schuster. Jeppe.

Jacob. Willkommen zurück aus der Stadt! Nun, hast du Seife gekriegt für deine Frau?

Jeppe. Pah, du Schlingel, weißt du auch, mit wem du sprichst? Hut ab! Du bist eine bloße Canaille gegen mich!

Jacob. Von einem Andern ließe ich mir das nicht gefallen, Jeppe. Indessen du läßt mich täglich meinen Schilling verdienen, da nehm' ich das nicht so genau.

Jeppe. Hut ab, sag' ich, du Schuster!

Jacob. Was ist dir nur unterwegs passirt, du kommst mir ja ganz spanisch vor?

Jeppe. Du mußt wissen, seit wir uns zuletzt gesehen, bin ich gehängt worden.

Jacob. Nun, so sehr was Vornehmes ist das doch eben nicht, das Glück gönn' ich dir. Aber höre, Jeppe, wo du dein

Bier getrunken, mußt du auch deine Hefe vergießen; du betrinkst dich an fremden Orten und dann kommst du zu mir und machst Spektakel.

Jeppe. Marsch, Hut ab, Schlingel! Hörst du nicht, wie das in meiner Tasche klimpert?

Jacob (mit dem Hute unter dem Arm). Element, wo hast du das Geld her?

Jeppe. Von meiner Baronschaft, Jacob. Ich will dir erzählen, was mir begegnet ist; aber erst gib mir ein Glas Meth, denn dänischen Branntwein zu trinken, bin ich zu vornehm.

Jacob. Prosit, Jeppe.

Jeppe. Nun will ich dir erzählen, was mir begegnet ist. Erst wie ich von dir ging, schlief ich ein; da ich wieder aufwachte, war ich Baron und trank mich voll und toll in Canalliensect; wie ich betrunken war vom Canalliensect, erwacht' ich wieder auf dem Mist; wie ich auf dem Mist wieder aufwachte, legt' ich mich hin, um noch mal zu schlafen, in der Hoffnung mir wieder eine Baronschaft anzuschlafen. Allein ich überzeugte mich, daß das nicht so allemal geht; denn meine Frau weckte mich mit dem Meister Erich und zog mich bei den Haaren, ohne den geringsten Respect vor einem Manne, wie ich doch gewesen war. Wie ich in die Stube kam, wurde ich, den Kopf voran, gleich wieder hinausgestoßen und sah mich umringt von verschiedenen Vogel Greifs,[15] die mich zum Tode verurtheilten und mich vergifteten. Wie ich todt war, wurd' ich gehängt und wie ich gehängt war, wurd' ich wieder lebendig und kriegte vier Thaler. — So, das ist nun die Geschichte; aber nun überleg' dir mal, wie das möglich gewesen ist?

Jacob. Ha, ha, ha, das ist ein Traum, Jeppe.

Jeppe. Hätt' ich nicht diese vier Thaler, würd' ich ebenfalls denken, es war ein Traum. Gib mir noch einen, Jacob, ich will an die verrückte Geschichte nicht weiter denken, sondern mir einen ehrlichen Rausch trinken.

Jacob. Prosit, Herr Baron, ha, ha, ha!

Jeppe. Du kannst das vielleicht nicht begreifen, Jacob?

Jacob. Nein und wenn ich mich auf den Kopf stellte.

Jeppe. Darum kann das doch wahr sein, Jacob; denn du bist ein Dummkopf und begreifst oft Sachen nicht, die weit leichter sind.

Fünfte Scene.

Magnus. Jeppe. Jacob.

Magnus. Ha ha ha! Ich will Euch eine verwünschte Geschichte erzählen,[16] die einem Manne begegnet ist, mit Namen Jeppe vom Berge. Den hat man gefunden, betrunken und schlafend auf dem Felde, hat ihm andere Kleider angezogen, hat ihn in das beste Bett auf dem herrschaftlichen Schlosse gelegt und hat ihm eingebildet, er wäre der Herr. Wie er aufwacht, betrinkt er sich wieder, man zieht ihm seine alten zerrissenen Kleider an und legt ihn wieder auf den Mist. Darauf, wie er aufwacht, bildet er sich ein, er wäre im Paradies gewesen; ich habe mich halb todt gelacht, wie die Leute des Verwalters mir die Geschichte erzählten. Ich gäbe meiner Six einen Thaler darum, kriegt' ich den Narren zu sehen; ha ha ha!

Jeppe. Was hab' ich zu bezahlen, Jacob?

Jacob. Zwölf Schillinge.

(Jeppe wischt sich den Mund und geht beschämt davon.)

Magnus. Warum ging der Mann so schnell weg?

Jacob. Das ist just derselbe Mann, dem sie den Streich gespielt haben.

Magnus. Ist es möglich? Da muß ich ihm nachlaufen. Höre, Jeppe, ein Wort: wie sieht's denn aus in der andern Welt?

Jeppe. Laß mich in Ruh!

Magnus. Warum bist du denn so rasch wiedergekommen?

Jeppe. Was kümmert's dich?

Magnus. Ei erzähle uns doch noch was von deiner Reise.

Jeppe. Laß mich in Frieden, sag' ich, oder es geht dir schlecht.

Magnus. Ei Jeppe, ich bin so begierig noch etwas davon zu hören.

Jeppe. Hans Schuster, zu Hülfe! Leidest du, daß man mich in deinem Hause so mißhandelt?

Magnus. Ich mißhandle dich ja nicht, Jeppe, ich frage dich nur, wie's in der andern Welt aussieht?

Jeppe. Heda, Hülfe! Hülfe!

Magnus. Hast du niemand von meinen Vorfahren gesehen?

Jeppe. Nein, deine Vorfahren werden wohl wo anders sein, wohin hoffentlich du und andere Kanaillen nach dem Tode ebenfalls kommen.

(Reißt sich los und läuft fort.)

Siebente Scene.

Der Baron. Sein Secretär. Sein Kammerdiener. Zwei Lakaien.

Der Baron. Ha ha ha, die Historie war Geld werth, solche gute Wirkung hatte ich mir nicht davon erwartet. Kannst du mich öfters so gut unterhalten, Erich, so wirst du bei mir gut angeschrieben sein.

Erich. Nein gnädiger Herr, solche Comödie öfters zu spielen wage ich nicht; denn wenn er den Herrn geschlagen hätte, wie er drohte, so wäre das eine häßliche Tragödie geworden.

Der Baron. In der That, das ist richtig, ich hatte deshalb Angst genug. Aber ich war so verliebt in die Geschichte, daß ich mich lieber hätte schlagen lassen, ja ich glaube, ich hätte mich lieber hängen lassen von ihm, Erich, als daß ich sie ihm verrathen hätte. Du dachtest vermuthlich ebenso?

Erich. Nein, Euer Gnaden, sich bloß zum Spaß hängen zu lassen, kam mir doch ein wenig ernsthaft vor; der Spaß wäre zu theuer gekommen.

Der Baron. Ei Erich, das passirt ja alle Tage; wie Viele, ist es nicht auf diese Art, so ist es auf eine andere, nehmen sich nicht das Leben blos Spasses halber. So zum Beispiel: Einer von schwachem Körper, der voraussieht, daß vieles Trinken ihm Leben und Gesundheit verderben wird, stürmt doch auf seinen Körper los und opfert Leben und Gesundheit für die Lustbarkeit eines Abends. Oder auf eine andere Art: die Großvezire in der Türkei werden meistentheils strangulirt oder mit einem Strick erdrosselt, einige an demselben Tag wo sie Vezire geworden sind, andere wenige Tage hernach, und doch reißen sich alle darum, blos um mit einem hohen Titel gehenkt zu werden. Noch auf eine andere Art: die Offiziere opfern einander gern Leib und Seele, um den Ruf der Tapferkeit zu haben und duelliren sich um ein Nichts, selbst mit Leuten, die ihnen überlegen sind, von denen sie zum Voraus wissen, daß die sie spediren.

Auch glaub' ich, man würde viel Hundert verliebte Leute finden, die für die Wonne einer Nacht sich gern am Morgen todtschlagen ließen. So sieht man auch bei Belagerungen, daß Soldaten haufenweis desertiren und in die belagerten Städte laufen, von denen sie doch voraussehen, daß sie sich nächstens ergeben werden und um einen Tag lustig zu leben, lassen sie sich am nächsten hängen. Das Eine ist nicht verständiger als das Andere; selbst Philosophen hat man in alten Tagen sich ins Unglück stürzen sehen, blos um nach ihrem Tode berühmt zu werden. Darum bin ich auch fest überzeugt, Erich, daß du dich würdest lieber haben hängen lassen als diese allerliebste Geschichte verderben.

Aus diesem Abenteu'r merkt Euch, Ihr lieben Kinder,
Daß für gemeines Volk gefährlich ist nicht minder
  Ein allzuschnelles Glück, als es der Tugend ist
  Herab gedrückt zu sein durch Neid und Hinterlist.

Wo Bauern, Handwerksleut' der Herrschaft Scepter führen,
Da wird am Regiment man bald die Folgen spüren;
  Tyrannen giebt es da, anstatt der Obrigkeit
  Und bald ein Nero macht in jedem Dorf sich breit.

Ob Cajus, Phalaris,[17] der Vorwelt Schreck' und Schauer,
Wol ärger handelten als dieser winz'ge Bauer?
  Mit Galgen und mit Rad, wie hat er uns bedroht,
  Da er doch kaum befreit von der gewohnten Noth!

Drum nicht beim Pfluge mehr woll'n wir nach Herrschern fragen,
Kein Bauer werde Fürst, wie einst in alten Tagen.
  Das war wol ehedem; doch sollt' es jetzt so sein,
  Es bräche Missethat und Tyrannei herein.

Anmerkungen.

Zum ersten Act.

[1] Herr Paul (S. 363). Es war eine aus dem Mittelalter ererbte Sitte in Dänemark, die Prediger blos beim Vornamen, mit vorgesetztem „Herr" zu nennen; eine Auszeichnung, die ursprünglich nur dem Adel gebührte und sich bei diesem, wie man weiß, in England theilweise noch jetzt erhalten hat.

[2] für Branntwein (ebendas.). Die von der Holbergs-Gesellschaft veranstaltete Ausgabe bemerkt zu dieser Stelle, daß der Gebrauch des Branntweins nach der allgemeinen Annahme erst unter Friedrich III. (1648—1670) durch die polnischen und brandenburgischen Hülfstruppen nach Dänemark gekommen. Doch breitete derselbe sich so rasch aus, daß schon 1689 Königliche Verbote gegen das Branntweinbrennen auf dem Lande erlassen wurden, jedoch vergeblich, wie man aus ihrer mehrmaligen und immer erfolglosen Wiederholung sieht.

[3] der Meister Erich (S. 364). Wie eine Menge anderer Holbergischer Redeweisen und Anspielungen (z. B. mit einem Bürgermeister schwanger gehen, raisonniren wie ein Bürstenbinder, beide aus dem politischen Kanngießer), ist auch diese Bezeichnung der Karbatsche in Dänemark volksthümlich geworden und noch heute im Gebrauch.

[4] unter der Malicie war (ebendas.). Die Landmiliz, von der Jeppe hier spricht, hatte laut Königlicher Verordnung von 1701 eigentlich nur eine Dienstzeit von sechs Jahren; wenn also Jeppe zehn Jahre diente, so waren daran entweder die kriegerischen Zeiten schuld, oder er hatte sich nach Ablauf seiner Dienstzeit auf weitere vier Jahre anwerben lassen. Im Uebrigen ist diese „Malicie" der ächte ursprüngliche „tappere Landsoldat," der in neuerer Zeit so viel von sich hat sprechen machen.

[5] ein anständiges Wachslicht gießen (S. 366). Die Lichter für den Kirchendienst zu gießen, gehörte mit zu den Verrichtungen der damaligen Küster, eines Standes, dem Holberg nicht besonders gewogen war und den er deßhalb häufig neckte, wofür sich auch in dem vorliegenden Stücke noch weitere Belege finden.

[6] Ein weißes Huhn und ein buntes Huhn 2c. (S. 367). Dieser sowie den folgenden Stellen liegen Anklänge an wirkliche alte Volkslieder zu Grunde. Daß Holberg mitten hinein auch Anakreons berühmtes ἡ γῆ μέλαινα πίνει mit anbringt, ist ein wunderlicher, aber charakteristischer Einfall. — Daß Jeppe sich bei zunehmender Trunkenheit der deutschen Sprache bedient oder doch wenigstens

einer Sprache, die deutsch sein soll, erklärt sich ganz natürlich aus dem Umstande, daß das Kommando der dänischen Armee und also auch der „Malicie", in der er so lange gedient, damals deutsch war; der Uebersetzer hat die Wirkung, so gut es gehen wollte, durch Plattdeutsch und sonstiges verderbtes Deutsch wiederzugeben versucht, was ihm noch immer richtiger schien als Oehlenschlägers Französisch. — Noch wollen wir daran erinnern, daß man an diesem Stück recht deutlich sieht, wie einfach die Scenerie des Holberg'schen Theaters: Jeppe's Abschied von Hause, seine erste Einkehr in der Schenke, sein Verlassen der Schenke, seine Rückkehr in dieselbe, sein Wiederweggehen und endliches Hinsinken — Alles geht ohne den mindesten Scenenwechsel vor sich, sowol die Phantasie der Zuschauer als das Spiel des Darstellers ist noch lebendig genug, die fortwährende Controlle der Decorationen und Kulissen entbehrlich zu machen.

[7] so lange ich trinke, kannst du mir doch borgen (S. 369). Das Sprichwort, auf das Jeppe sich hier bezieht, lautet im Dänischen ungefähr so: So lange Einer am Glase Bier trinkt, kann man es ihm schon borgen, „man kan vel borge en Mand et Kruus Oel, mens han drikker det."

[8] als du bei Wismar wegliefst (S. 371). Die Stadt Wismar im Mecklenburgischen war durch den westphälischen Frieden an Schweden abgetreten und mit Schwedisch-Pommern vereinigt worden, weßhalb sie bei den häufigen Kriegen zwischen Dänemark und Schweden von Ersterem wiederholentlich angegriffen wurde. Es war damals eine starke Festung; die Dänen eroberten sie zweimal, zuerst 1675 unter Christian V., das andere Mal unter Friedrich IV. im Jahre 1716. Von diesem letzteren Mal ist hier offenbar die Rede, wie denn auch unter der Schlacht, deren kurz vorher erwähnt wird, ohne Zweifel die Schlacht bei Gadebusch im Jahre 1712 zu verstehen ist. — Wortverdrehungen wie Auction, Salbe 2c. bedürfen natürlich keiner Erklärung.

[9] Erich, du bist ein großer Mann (S. 373). Diese Worte sind, wie ich vermuthe, nur des komischen Effects wegen eingeschaltet: denn da nachher eben dieser Erich es ist, der die Frau des Verwalters spielt, so läßt sich annehmen, daß der Darsteller im Gegentheil von besonders kleinem und zierlichem Wuchse gewesen. Die übrige Vertheilung der Rollen in dem Zwischenspiel, namentlich daß der Baron selbst den ersten Kammerdiener spielt 2c., geht aus dem Stücke selber hervor.

Zum zweiten Act.

[10] daß darauf Zuchthaus steht (S. 377). Wörtlich: „Bremerholms Arbeit." Der Name soll davon herkommen, daß an der Stelle früher das Kafehaus der bremischen Kaufleute stand; es ist dieselbe Stelle, wo Christian IV. das heutigen Tags unter dem Namen des Alten Holm (Gammel Holm) bekannte Werft anlegte. Auf diesem Werft arbeiten zu müssen, war eine Strafe ähnlich wie Galeerenstrafe und sagte man daher in Kopenhagen „zum Bremerholm verurtheilt werden", wie man bei uns sagt: zum Zuchthaus verurtheilt werden. Doch wurde die Strafe bereits 1739 unter Christian VI. aufgehoben.

Zum dritten Act.

[11] Hier ist Canariensect (S. 383). Unter dem Namen Sect (vom Französischen Sec oder dem Italienischen vino secco, aber nach Dänemark aus Deutschland eingeführt) verstand man die süßen spanischen Weine, unter Canariensect namentlich diejenigen, die angeblich von den canarischen Inseln eingeführt wurden. Shakespeare's Fallstaff und sein „ein Glas Sect" sind durch die Schlegelsche Uebersetzung in Deutschland allbekannt und auch der Name selbst ist bei uns noch vielfach im Gebrauch; doch versteht man heutigen Tags nicht mehr spanischen Süßwein darunter, sondern Champagner.

[12] so müßt Ihr mir das Morgens wiederbringen (ebendas.). So spaßhaft sich das anhört, so waren doch, wie wir aus der Ausgabe der Holbergs-Gesellschaft I, S. 339 lernen, dergleichen Abkommen im damaligen Dänemark nichts Ungewöhnliches, selbst in den vornehmsten Kreisen, wo der Trunk damals noch ebenso herrschte wie in Deutschland, Polen oder Rußland. Auch vornehme Herren, wenn sie inter pocula saßen, bedangen sich vorher aus, daß, was sie etwa im Rausch verschenken oder weggeben würden, in der Nüchternheit nicht gelten solle und es wurde als ein nicht eben rühmlicher Zug notirt, als im Jahre 1698, also noch in Holbergs Jugend, der Generalmajor Jochem Schack auf Sneum seinen Gast, den Rector G. N. Seerup von Ribe, unter dem Trinken beredete, auf gewisse Abgaben zu verzichten, welche das Gut zu Sneum der Schule zu Ribe zu leisten hatte — und diese Verzichtleistung späterhin, da des Rectors Rausch verflogen war, auch wirklich aufrecht erhielt.

[13] wie Abner, der kam auch zu Roland (S. 384). Diese Vermischung von biblischen Erinnerungen mit Erinnerungen aus dem Volksbuch von König Karl und dem tapfern Roland ist höchst charakteristisch. Etwas Aehnliches findet sich weiter unten, wo Jeppe Abraham und Eva als das erste Menschenpaar bezeichnet.

Zum vierten Act.

[14] Obschon der Missethäter ꝛc. (S. 391). Holberg spielt hier auf ein Ereigniß an, das sich kurz zuvor in Kopenhagen zugetragen und großes Aufsehen erregt hatte. Das Publikum war mit dem Urtheil und seiner Vollstreckung nicht ganz einverstanden gewesen, was sich auch aus der Art und Weise zu erkennen giebt, wie Holberg des Ereignisses gedenkt.

Zum fünften Act.

[15] Von verschiedenen Vogel Greifs (S. 399). Holberg hat hier einen ganz vortrefflichen, vielleicht dem Rabelais nachgebildeten und noch jetzt in Dänemark für untergeordnete Polizei- und Gerichtsdiener oder unbekannte, zweideutige Menschen üblichen Ausdruck: Gripomenus. Der Ursprung von dem französischen griper, gripper ist unverkennbar; der Ausdruck beim Rabelais heißt Grippeminaud.

[16] Ich werde Euch eine verwünschte Geschichte erzählen (S. 400). Man sieht, wie leicht und einfach Holberg es sich mit der Lösung seiner Intriguen macht; es ist dieselbe bequeme Art den Knoten zu zerhauen, wie mit Antonius im politischen Kanngießer &c. Ueberflüssig jedoch, wie man wol gemeint hat, ist die Scene bei alledem nicht: sie zeigt den Charakter des Jeppe von einer neuen und zwar ehrenhaften Seite — er ist noch im Stande sich zu schämen — und bringt ihn dadurch zu einer Art von Abschluß, während, wenn wir uns diese Scene wegdenken, der Eindruck bei weitem nicht so rein und befriedigend wäre.

[17] Cajus, Phalaris (S. 402). Phalaris und sein angeblicher glühender Stier sind noch jetzt und auch bei uns in Deutschland sprichwörtlich. Unter dem Cajus versteht er natürlich Niemand anders, als Cajus Caligula, jenen römischen Kaiser, in dem sich Grausamkeit und Kinderei zu einem furchtbaren Ganzen vereinigten.

4.

Der elfte Juni.

Komödie in fünf Acten.

Personen.

Ochsendorf, ein jütländischer Pächterssohn.
Schuldenborg, sein Schuldner.
Heinrich, Schuldenborgs Diener.
Jacob, Wirth.
Lucretia.
Niels Christensen, Ochsendorfs Vetter.
Drei Gutsbesitzer.
Zwei Fremde.
Ein dritter Fremder.
Ein Kaufmann.
Ein Jude.
Ein zweiter Kaufmann.
Jens Trockenholz.
Ein Knabe.
Ein Mädchen.
Zwei Zeugen.
Zwei Gerichtsdiener.
Knud, Procurator.
Ein zweites Mädchen.
Ein Kerl.
Ein Wächter.
Ein zweiter Wächter.

Erster Act.

Erste Scene.

Drei Gutsbesitzer treten auf, einer nach dem andern, mit ihren Peitschen klatschend.

Erster Gutsbesitzer. Na, da sollt Ihr schön Dank haben, Herr Visitator, daß Ihr mir nicht auch noch in die Hosentaschen gefühlt habt! Das sind ja eigene Kerle hier, die gehen ja mit den Menschen um, wie mit dem Vieh. Wär' ich in die Stadt gekommen, um mich zu verheirathen, so möchte es noch angehen, da könnt' ich denken, sie hätten sich versehen und mich für ein Thier mit Hörnern gehalten. Sieh da, da kommen meine Reisekameraden.

Der zweite Gutsbesitzer. Element, wie hat mich die verdammte Kutsche zugerichtet, die da vorbeifuhr! Man sollte denken, hier wohnten nichts als reiche Leute in der Stadt. Denn gehst du auf die Straße, so kannst du kaum fortkommen vor Pferden, Wagen und buntscheckigen Lakaien; kommst du auf die Börse, so ist es ebenso. Willst du aber deine Zinsen haben, da heißt es: Mosjö, Er muß Geduld haben, das Geld ist nie so knapp gewesen, wie dieses Jahr. Damit ruft und pfeift man nach Lakaien oder Läufern, sie sollen schnell da und da hin springen und Geld holen. Die Lakaien thun, als ob sie darnach gingen, in Wahrheit aber bleiben sie in der Küche (denn so sind sie abgerichtet), und kommen dann nachher herein mit dem Bescheid, morgen oder übermorgen könne der Herr so viel Geld kriegen, als er Lust habe, und übrigens lasse der Wechsler sich dem Herrn und der Madame bestens empfehlen. Vor diesem hieß der größte Kaufmann schlechtweg Hans Jensen, Peter Petersen und seine Frau Anne Peters oder Else Christophers; aber da bekam man auch seine Zinsen richtig ausgezahlt, den zwölften oder

dreizehnten Juni. Seit sie aber große Herrschaften geworden sind und in Kutschen fahren und sich Zunamen gemacht haben mit einem Von vorne dran und haben einen ganzen Haufen Kohlraupen hinter sich oder gestreifte Lakaien und Haarbeutel an den Perücken, seitdem ist der vierundzwanzigste Juni noch ein guter Zahltag. Ja, wenn das so zunimmt, so ist in zehn Jahren der vierundzwanzigste Juli ein guter Zahltag, nachher der vierundzwanzigste August, und zuletzt wird es dahin kommen, daß wir mit leeren Händen wieder fortreisen und es für eine prompte Bezahlung rechnen, wenn sie versprechen, den elften Juni nächsten Jahres zu bezahlen. Wenn es hier so viel Geldbeutel gäbe, wie Haarbeutel, so wäre das eine reichere Stadt als Amsterdam oder London. Aber das ist das Unglück: sie haben die Beutel hinten hängen und nichts darin.

Erster Gutsbesitzer. Das ist ganz so, wie du sagst, Brüderchen. Diese Leute sind wie Schaum, der sieht auch aus, als wäre er was, aber faßt man das Ding genauer an, da wird es zu Nichts.

Dritter Gutsbesitzer. Ich bin nun dreimal auf der Börse gewesen, jedesmal in der Hoffnung, Geld zu kriegen: aber ich habe Nichts gekriegt, als zerrissene Strümpfe, so haben sie mit ihren Degen und Lichtspießen[1] mich in die Beine gestochen. Ein andermal werde ich mich vorsehen und Stiefel anziehen, wiewohl das schlecht aussieht im Junimonat. Ich glaube wahrhaftig, ich mache noch einen Vorschlag: nämlich alle die unnützen Degen in die Münze zu schicken und Federmesser daraus zu schlagen. Das ist ja wahrhaftig keine Börse mehr, sondern ein Assemblix oder Fechtboden. Die Kaufleute in England oder Holland sollten sich einmal so aufführen und mit dem Degen an der Seite auf die Börse kommen, ei ja! Ihr kennt doch den Adrian van Enkhuysen, der alle Jahre selbst kommt und Ochsen bei mir einkauft, das ist ein Mann von etlichen Tonnen Goldes und geht doch gekleidet, nicht anders, als ein gemeiner Schiffer.

Erster Gutsbesitzer. Apropos, Brüderchen, habt Ihr einen guten Handel gemacht mit Euren Ochsen?

Zweiter Gutsbesitzer. Gott bessre es mit dem Handel, den wir machen. Der Teufel ist in den Holländer gefahren, er fängt an, sich die Ochsen auszusuchen; alle Tage wird er klüger. Ich glaube wirklich, der Adrian van Enkhuysen ist einer von den gelehrtesten

Ochsenhändlern[2] in ganz Holland; kein Ambassadeur kann größere Intriguen anwenden bei einem Friedenstractat, als er gebraucht, um einen Ochsencontract zu schließen. Wenn er bei mir aufs Gut kommt, um Ochsen zu kaufen, stellt er sich, als wollte er eigentlich ganz wo anders hinreisen und käme nur blos so ein bischen mit vor bei mir. Wenn ich ihn dann frage: Sullen vii niet koepslagen mit malkander, Mynheer Adrian? so antwortet er: icken veet dat niet, dat is geen Kans langer hier to vaeren, Mynheer Proprietaris, dat is geen Stuyver meer op die Ossenhandel to verdienen: so daß ich ihm erst ein paar Krüge Doppelbier in den Leib pumpen muß, ehe ich ihn dazu kriegen kann, sich zu äußern. Aber ein Jahr hab' ich ihn doch brav barbirt: ich goß ihm Branntwein ins Bier, da wurde er so weichherzig wie ein Kätzchen und sagte: het sall op an Daeler of tien niet aenkommen, Vader! Aber dafür hat er letztes Jahr mich wieder barbirt, da wies er mir einen falschen Brief wie vom Pächter Niels, der sollte ihm Ochsen angeboten haben für billiges Geld, so daß ich mich beeilte, mit ihm abzuschließen, und dabei schwor er auf seine Holländerseligkeit, daß er mir mehr gäbe, als er jedem Andern geben würde. Ein andermal indeß werde ich mich hüten ihm wieder zu glauben, wenn er noch so viel schwört. Denn dem Pastor sein Sohn, der in der Fremde gewesen ist, der hat mir erzählt, daß es in Holland Leute giebt,[3] die schwören darauf, der Satan solle sie holen, daß es keinen Teufel giebt.

Zweite Scene.

Schuldenborg in gallonirten Kleidern. **Heinrich** in stattlicher Livree. **Die drei Gutsbesitzer.**

Schuldenborg. Serviteur, Messieurs. Ich bedaure vielmals, daß Ihr glücklich in der Stadt angekommen seid; die angenehmste Zeitung, die ich hören kann, ist, wenn so um den elften Juni herum Leute auf dem Wege von Kallundborg nach Aarhus[1] ertrinken.

Erster Gutsbesitzer. Was? Ist das christlich gesprochen? Aber mit Erlaubniß, wer Spaß ausgiebt, muß Spaß einnehmen: Mosjö ist gewiß kein besonders accurater Zahler, daß Ihm so bange ist vor dem elften Juni?

Die Uebrigen (lachend). Ha, ha, ha! Kommst du mir so, komm' ich dir so!

Schuldenborg. Das ist ganz so, wie Ihr sagt: ich weiß wirklich nicht, wie ich mich retten soll vor diesem elften Juni.

Zweiter Gutsbesitzer. Das ist eine schlimme Geschichte, da wird Musjö in dieser Zeit wol wenig ruhige Nächte haben?

Schuldenborg. Ei warum nicht gar, ganz ruhige; ich habe ja auf nichts zu denken, ich habe beschlossen, nichts zu bezahlen, nämlich weil ich nichts habe. Wie dagegen meine Creditoren schlafen können aus Angst wegen der Bezahlung, das weiß ich freilich nicht. Uebrigens wie steht es denn heuer mit dem Ochsenhandel in Jütland? Aber apropos, da wir doch von Ochsen sprechen, ist's richtig, daß Henning Nielsen diesmal hier erwartet wird? Ihr kennt ihn doch?

Erster Gutsbesitzer. Nu, ob wir ihn kennen, das ist ein reicher Pächter, er wohnt gar nicht weit von uns. Aber selbst kommt er dies Jahr nicht, sondern er schickt seinen ältesten Sohn nach Kopenhagen, Niels Ochsendorf, das ist noch ein junger Mensch, aber just so gerieben wie der Alte; er spart gräulich viel Geld zusammen, ich glaube, er wird noch mal ein zweiter Midas.

Schuldenborg. Das glaub' ich auch, wenigstens die Ohren, hör' ich, hat er schon. Aber sollten bei dem Sturm, den wir gestern hatten, keine Fahrzeuge von Aarhus zu Schaden gekommen sein?

Zweiter Gutsbesitzer. Nein, auf diesem Wasser hört man nicht viel von Schaden.

Schuldenborg. Das ist eben das Unglück; warum fahrt Ihr aber auch nicht lieber gleich zu Wasser um die Schabe herum, durch's Cattegat, so spartet Ihr ja eine Menge Geld dabei.

Der Gutsbesitzer. Freilich wol, aber wir könnten auch verunglücken auf dem Wege.

Schuldenborg. Was will das sagen, einmal müßt Ihr ja doch sterben.

Der Gutsbesitzer. Nein, auf dem Wasser umkommen, das paßt uns nicht; Mosjö kann solche Reisen besser machen als wir, für ihn ist das nicht so gefährlich.

Schuldenborg. Wie so?

Der Gutsbesitzer. Ei nun, weil es im Sprüchwort heißt: Was hängen soll, ertrinkt nicht.

(Die Andern lachen wieder.)

Schuldenborg. Aber, Messieurs, vom Spaße auf den Ernst zu kommen: ist das gewiß, daß Niels Ochsendorf so bald kommt?

Der Gutsbesitzer. Ja, er kommt, glaub' ich, heute oder morgen.

Schuldenborg. Aber ist er so gerieben, wie Ihr sagt?

Der Gutsbesitzer. Ja gewiß, sonst hätt' ihn sein Vater nicht allein hergeschickt, zumal er noch nie in Kopenhagen gewesen ist.

Schuldenborg. Ich will den Messieurs ein gutes Logement recommandiren.

Der Gutsbesitzer. Nein, wir danken Ihnen, mein Herr, wir haben unser Quartier ein für allemal in der Weinkanne,[5] da geben wir zwei Schillinge die Nacht.

Schuldenborg. Pfui, schickt sich das für so reiche Leute, für zwei Schillinge täglich zu logiren?

Der Gutsbesitzer. Ebendeswegen haben wir auch was, gutes Herrchen. Angenommen übrigens, wir liegen einen ganzen Monat in der Stadt, so beläuft sich doch schon das Logement allein auf einen Thaler. Adieu!

Dritte Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Das waren ja verteufelte Kerle, ich glaube, die verzehren in einem ganzen Jahre nicht so viel als ich in einem Tage. Ich hätte große Lust, einige von dieser Sorte hinter's Licht zu führen.

Heinrich. Ja, da muß der Herr sich nur anders anstellen, nicht seinen Geldmangel merken lassen und sie nicht so zum Narren halten. Aber da kommen zwei Andere, die sehen aus, als ob sie heute zum erstenmal in die Stadt kommen.

Vierte Scene.

Zwei Fremde. Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Serviteur, Messieurs, willkommen in Kopenhagen!

Fremder. Schön Dank, Mussör.

Schuldenborg. Ihr seid, wie ich sehe, gute ehrliche Leute, die man lieben und achten muß. Aber Ihr seid hier wol noch nicht bekannt in der Stadt?

Fremder. Ei versteht sich, das sind wir, liebes Herrchen, da ist keine große Straße, die wir nicht kennen, als z. B. der Holländerberg, die Westerstraße, die Kalleböstraße, die Kaufmacherstraße, der Ochsenplatz u. s. w.; ich für meinen Theil mache mich anheischig, von den drei Hirschen geradenwegs zum Zollhaus zu gehen, mutterseelenallein.

Schuldenborg. Nein, derart Bekanntschaft ist es nicht, die ich meine; ich wollte sagen, Ihr habt wol keine Gönner hier in der Stadt oder keine Adressen an vornehme Häuser?

Fremder. Nein freilich, die haben wir nicht.

Schuldenborg. Da will ich meiner Treu' Wohldieselben bekanntmachen, falls es Ihnen beliebt. Denn fremden Leuten zu dienen, ist mein größtes Vergnügen, insonderheit für die Jütländer hab' ich eine wahre Passion. Ja, ich kann darauf schwören, als ich zuerst die Ehre hatte, Wohldieselben zu erblicken, pochte mir das Herz im Leibe, so rührte mich der Anblick. Wohl denn, Messieurs, verlaßt Euch auf mich als einen honnêt-homme, ich will Dieselben in acht Tagen an mehr als dreißig vornehmen Oertern bekanntmachen, damit Ihr doch auch sagen könnt, Ihr seid in Kopenhagen gewesen.

Fremder. Wir danken gehorsamst, Wohlgeborner Herr, für Seine Gewogenheit: aber wenn wir so in die Stadt kommen, da haben wir immer eine Menge anderer Dinge zu besorgen.

Schuldenborg. Da haben wir's, Ihr Jütländer seid pardi sehr honnett, aber avec votre permission, Ihr wißt nicht zu leben. Meint Ihr denn wirklich, daß es der Mühe werth, so weit herzureisen, blos um ein bischen lumpiges Geld auszuthun und darüber die Bekanntschaft vornehmer Leute zu versäumen, die in Zukunft Euch und Eure Kinder protegiren können? Was gilt's, Ihr geht nicht mal in die dänische Komödie? Nein, Ihr seid wirklich zu wenig neugierig, übrigens gute, ehrliche Leute. — Hört, Messieurs, ich denke eben nach, wie ich Euch Eure Geschäfte erleichtern und Euch der Mühe überheben kann, alle Tage auf die Börse zu laufen. Wohlan, wollt Ihr so ein halb Mandel Tausender bei mir unterbringen, so

will ich Euch acht Procent dafür geben. Nicht, daß ich das Geld brauchte, ich kann Euch Wechsel und Obligationen zeigen auf sechzigtausend Thaler, die ich besitze, sondern blos um Deroselben einen Dienst zu leisten. Ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Fremder. Ja, wenn mein Herr uns hinlängliches Unterpfand geben will, da kann er schon Geld bei uns kriegen.

Schuldenborg. Ha, ha, das ist ma foi das erstemal, daß Einer Pfand und Sicherheit von mir verlangt! Gerhard von Schuldenborg sollte man nicht trauen auf sein eigenes Wort? Ha, ha, Gerhard von Schuldenborgs Parole sollte nicht so sicher sein, wie die beste Obligation? Ha, ha, ich pardonire den Messieurs, sintemal sie Gerhard von Schuldenborg nicht kennen. Ha, ha, Gerhard von Schuldenborg soll Pfand geben? Fragt nur meinen Bedienten — Heinrich, hat je ein Mensch von mir Pfand verlangt?

Heinrich. Niemals, solange ich in des Herrn Diensten bin.

Fremder. Aber der Herr muß das nicht ungnädig aufnehmen, daß wir Sicherheit verlangen, da wir ja doch nicht die Ehre haben, Ihn zu kennen.

Schuldenborg. Ei, tête bleue, Ihr könnt das ja wol an meinen Kleidern und Equipage sehen, daß ich ein honnet-homme und sicherer Mann bin?

Fremder. Da zweifeln wir gar nicht dran, mein Herr: allein Sicherheitshalber kann es doch nichts schaden, wenn man ein Pfand hat.

Schuldenborg. Er soll ein Pfand kriegen, Er soll meine Schrift und Siegel kriegen auf Stempelpapier.

Fremder. Das heißt bei uns nicht Pfand.

Schuldenborg. Borgt mir auf meine Ehre!

Fremder. Herzlich gern, wenn ein Pfand dabei ist.

Schuldenborg. Auf meine Cavaliers-Parole!

Fremder. Wie ich sage, Monsieur.

Schuldenborg. Ich pardonire Ihm, Monsier, weil Er mich nicht kennt: denn kennte er mich, so würde Er mir gern sein ganzes Hab und Gut anvertrauen. Ich bin pardi der honnetteste Cavalier in der ganzen Stadt; ist das nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ich kann Monsieur versichern, daß er sein Geld

ohne Gefahr bei meinem Herrn unterbringen kann und daß mein Herr es Ihm schuldig bleiben wird, als ein honnête homme.

Schuldenborg. Hört, Monsieur, da Ihr doch so mißtrauisch seid, wollt Ihr mir wol fünftausend Thaler borgen? Nämlich die Wahrheit zu sagen: ich bin beauftragt morgen für einen guten Freund zwanzigtausend Thaler auszulegen und habe, was mir noch nie passirt ist, nicht so viel Geld in der Kasse. Heinrich, wie viel Geld ist in der Kasse?

Heinrich. Da sind blos fünfzehntausend Thaler.

Fremder. Mein Herr, habe Er so viel oder so wenig Geld in der Kasse als Er will: aber ohne Sicherheit kann ich ihm nichts leihen.

Schuldenborg. Ah tête bleue, wenn das ein Anderer wäre, der mir so begegnete, der sollte das nicht umsonst gethan haben!

Heinrich. Ei, das ist ja nicht der Mühe werth, sich darüber zu ereifern, wenn der Wechsler heut Abend nach Hause kommt, kriegt ja der Herr unzweifelhaft so viel Geld als er haben will.

Schuldenborg. Aber, Heinrich, du weißt ja, daß ich den Vorschuß noch heute machen soll; will Monsieur mir da nicht fünfhundert Thaler leihen? Ich schäme mich ma foi solche geringe Summe in den Mund zu nehmen. Ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Fremder. Mein Herr, ich leihe nicht einen Schilling, adieu.

(Die Fremden ab.)

Fünfte Scene.

Schuldenborg. Heinrich. Ein anderer Fremder.

Heinrich. Nein, das Geld sitzt doch bei diesen Kerlen verflucht fest. Aber da seh' ich einen Andern vom Wagen steigen, wir müssen versuchen, was mit dem zu machen ist.

Schuldenborg. Serviteur très humble, Monsieur, willkommen in der Stadt! Hat Er nicht gehört, ob sich eine Person mit Namen Niels Ochsendorf auf dem Wege hieher befindet?

Der Fremde. Ja, mein Herr, wir waren zusammen in der Roeskilder Schenke, wo er sich etwas verweilte, sonst wäre er mit mir zusammen gekommen.

Schuldenborg. Element, ist das möglich?!

Der Fremde. Sollte es etwa meines Herrn Gläubiger sein, so thut es mir leid, der Erste gewesen zu sein, der ihm diese Nachricht gebracht hat.

Schuldenborg. Ha ha ha, Gläubiger! Nein umgekehrt, ich soll sechstausend Thaler von ihm haben; ists nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Der Fremde. So, nun der ist der Mann dafür, zu bezahlen und wenn es zwanzigtausend wären. Das sind Leute, die scharren Geld zusammen wie Mist, mit Wucher und unbilligen Zinsen; der Sohn tritt nicht blos in des Vaters Fußstapfen, sondern wird noch schlimmer als er.

Schuldenborg. Kennt Monsieur ihn?

Der Fremde. Ja freilich.

Schuldenborg. Will Monsieur mir da wohl einen Gefallen thun? Ich soll in der Eile sechstausend Thaler auszahlen; ich will Monsieur eine Anweisung auf Monsieur Ochsendorf geben, wenn Er mir etwa die Summe vorstrecken will. Ihm kann das ja einerlei sein; ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Der Fremde. Nein bei Leibe, gutes Herrchen, das thu' ich nicht.

Schuldenborg. Wie Ihm beliebt; ich dachte nur dem Ochsendorf, sowie Euch einen Dienst zu erweisen. Aber hört, Monsieur, ich sehe, Er ist ein stattlicher junger Mann, Er kommt zum erstenmale in eine Stadt, die sehr verführerisch ist, und sich eine wahre Ehre daraus macht, die Fremden anzuführen. Laßt Euch mit Niemanden in ein Spiel ein, den Ihr nicht kennt, besonders kein Würfelspiel. Ich habe Fremde gesehen, die dabei um Hab und Gut gekommen sind. Monsieur, seht die Blessur die ich hier an der Hand habe, die kriegte ich vergangenen elften Juni um eines Fremden willen, den ich gegen einen Spieler in Schutz nahm, welcher ihm eine große Summe Geldes mit falschen Würfeln abgenommen hatte. Ists nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Der Fremde. Mein Herr hat da ein christliches Werk gethan; ich wollte die Stadt wäre voll lauter solcher ehrlichen Leute.

Schuldenborg. Ich bin selbst ein Liebhaber vom Spiel, allein ich will wissen, mit was für Würfeln ich spiele; darum trag' ich meine eigenen Würfel bei mir, da steht der Name des Mannes drauf, der sie gemacht hat und das ist der ehrlichste Drechsler in der Stadt. Ists nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wohl.

Schuldenborg. Seht her, Monsieur: an dieser Marke in der Ecke hier sind Drechsler Jespern seine Würfel zu kennen und da kann man ungenirt mit spielen. Ich will auch Monsieur das Haus dort in der Nähe recommandiren, wenn Er sich unterweilen divertiren will; da kann Er sicher hingehen, es sind gute ehrliche Leute, die gute Waaren haben. Wollen wir da mal ein Bischen hingehen, uns die Zeit mit Karten oder Würfeln zu vertreiben? Meistens verlier' ich im Spiel, aber es macht mir beinahe noch mehr Spaß zu verlieren als zu gewinnen. Denn wiewol ich nur zum Zeitvertreib spiele, nicht um Geld zu gewinnen, so mache ich mir doch ein Gewissen daraus, fremden Leuten das Geld abzunehmen; daher wenn ich Einen betrübt darüber sehe, so geb' ich ihm sein Geld meistens wieder zurück. Ists nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja meiner Seele, so ist es.

Schuldenborg. Wollen wir gleich einmal hineingehen und zum Zeitvertreib ein Bischen cinque et neuf[6] spielen?

Der Fremde. Nein, mein Herr, ich spiele niemals.

Schuldenborg. Na, dann wollen wir hineingehen und ein Glas Wein zusammentrinken.

Der Fremde. Nein, ich trinke keinen Wein.

Schuldenborg. Nun, das hat nichts zu sagen, dann wollen wir die Zeitungen lesen.

Der Fremde. Ich mache mir auch nichts aus den Zeitungen; ich recommandire mich, adieu!

Schuldenborg. Na, denn lauf', du Schlingel!

Sechste Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Heinrich!

Heinrich. Herr!

Schuldenborg. Willst du Compagnie mit mir machen?

Heinrich. Ei gern, wo gehn wir hin?

Schuldenborg. Ich will mich aufhängen.

Heinrich. Nein Herr, dazu bin ich zu gering, mich mit Ihm zu hängen, lad' Er einen von Seinen Kameraden ein, der auch so in Schulden steckt, der wird sich ein Vergnügen daraus machen, dem Herrn Gesellschaft zu leisten.

Schuldenborg. Das ist eine Canaille gewesen, Heinrich, der es zuerst erfunden hat, daß man seine Schulden bezahlen soll; ich sehe darin keine Billigkeit.

Heinrich. Das ist sicher.

Schuldenborg. Ausgenommen, es sei, daß man bezahlen kann.

Heinrich. Das versteht sich.

Schuldenborg. Wenn ich mir nun etwas wünschen dürfte, weißt du, was das wäre? Ich würde wünschen, daß kein Mond am Himmel wäre.

Heinrich. Wie so?

Schuldenborg. Ei, wenn es keinen Mond gäbe, so gäbe es auch keinen elften Juni, und gäb' es keinen elften Juni, so kümmerte ich mich den Teufel um Niels Ochsendorf. Da ich nun aber nichts zu wünschen habe und auch keinen Ausweg für mich sehe, so ist es das Beste, ich hänge mich auf — außer wenn du durch deine Geschicklichkeit, Heinrich, mich retten kannst.

Heinrich. Hoffentlich, Herr, wenn wir Beide unsern Verstand zusammenlegen, so kann sich die Sache noch machen; ich denke schon über etwas nach, Herr. Hier ist ein Student in der Stadt mit Namen Niels Christensen, der ist mit Niels Ochsendorf Geschwisterkind; der alte Ochsendorf hat großes Zutrauen zu ihm, und ohne Zweifel hat er auch seinen Sohn an ihn recommandirt.

Schuldenborg. Ja, aber was will das sagen?

Heinrich. Ich will mich für diesen Studenten ausgeben, ihm, wenn er ins Thor kommt, auflauern und ihn in ein Logement führen, wo wir bekannt sind und ihn mit Bequemlichkeit ausziehen können. Aber da seh' ich den Paradieswirth kommen, recht apropos, nun kann eine vollständige Komödie gespielt werden, zu der ein verschuldeter Herr gehört, ein schalkhafter Diener, ein Fremder, der geprellt wird, und ein Wirth mit solchen Meriten.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Jacob.

Heinrich. Sieh da, Jakob, bin ich doch beinahe vor Schrecken gestorben.

Jacob. Wie so?

Heinrich. Ich wußte nicht, ob du es wärst oder dein Geist; denn gestern hieß es in der Stadt, der Teufel hätte dich den Tag zuvor geholt.

Jacob. Ich denke doch, ich bin's.

Heinrich. Da wundre ich mich, daß es nicht längst geschehen ist. Aber ich kann mir schon denken, der Teufel eilt sich nicht mehr, weil er dich allzeit gewiß hat.

Jacob. Ich glaube vielmehr, Heinrich, er hat sich durch die Fürbitte eines so ehrenwerthen Mannes abhalten lassen, wie du bist.

Heinrich. Nun, was hast du gegen mich einzuwenden? Stehe ich nicht gegen dich da als ein wahrer Heiliger?

Jacob. Gewiß, Heinrich, wenn ich dir einen Paß ausstellen sollte, so könnte ich ihn dir mit gutem Gewissen nicht anders geben als so: Dem günstigen Leser unsern Gruß zuvor! Dieser junge Mensch mit Namen Heinrich Larsen ist von unehelichen Eltern ehrlich geboren. Sein Vater war einer der besten Schnapphähne im letzten schwedischen Kriege, ingleichen einer der berühmtesten Spieler; denn er starb in seinem Beruf, mit Kreuzbuben in der Hand. Seine Mutter war ein braves Frauenzimmer, das anständigen Leuten, die in Leibesnöthen waren, nie mehr abnahm als vier Schillinge. Er selbst hurt, trinkt, doppelt, flucht, betrügt, hat jedoch im Uebrigen einige vorzügliche Eigenschaften und passirt für einen der geschicktesten Bedienten in Kopenhagen.

Heinrich. Hast du diesen Paß mit gutem Gewissen ausgestellt?

Jacob. Das hab' ich.

Heinrich. Aber wie bist du zu gutem Gewissen gekommen? Noch in meinem Leben hab' ich nicht gehört, daß ein Paradieswirth ein gutes Gewissen gehabt hat. Ja solch ein Wirth mit gutem Gewissen ist so rar, wie ein reicher Soldat, ein verschwiegener Barbier, ein ehrlicher Müller und ein friedfertiger Advokat.

Jacob. Die Lakaiengewissen, bild' ich mir ein, sind auch nicht weit her.

Heinrich. Nun Spaß bei Seite, Jacob: ich habe dir einen Vorschlag zu machen, der sowol dir als meinem Herrn von Nutzen sein wird. In Zeit einer Stunde erwarten wir einen jungen Menschen vom Lande, den wir in deinem Hause einquartieren wollen; das wird einen fetten Braten geben, er hat Geld wie Heu.

Jacob. Das Geld soll ich ihm wol stehlen und mich dann hängen lassen für Euch?

Heinrich. Ich werd' ihm das Geld schon mit List wegpracticiren und du sollst deinen Theil davon haben, laß mich nur machen. Du hast verschiedentliche honnette Frauenzimmer in deinem Hause — bitt' um Entschuldigung, ich wollte sagen hübsche: davon muß die Schönste sich in ihn verliebt stellen und ihm einbilden, als wäre sie deine Frau; du selbst mußt dich eifersüchtig stellen und ihn nicht aus den Augen lassen, um ihn desto mehr in seinem Glauben zu bestärken.

Jacob. Aber wenn er nun nicht verliebter Complexion ist, was soll das dann helfen?

Heinrich. Ei was, ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren sollte nicht verliebter Complexion sein, das wäre eine schöne Geschichte, zumal wenn ein listiges Frauenzimmer ihm entgegenkommt. Da bin ich Mann dafür, daß er verliebt wird, ja, ich will ihn selbst noch darin bestärken, sobald er nur erst Vertrauen zu mir hat. Wenn wir ihn nur erst so weit haben, das Uebrige findet sich hernach, sobald ich Zeit habe, nachzudenken. Laß ihn uns nur erst im Hause haben, so will ich die Sache schon weiter mit dir überlegen.

Schuldenborg. Heinrich, jetzt fängt es mir schon an, leichter ums Herz zu werden.

Heinrich. Laßt uns jetzt nur rasch nach Hause gehen, ich muß mir einen schwarzen Rock besorgen, sintemal ich einen Studenten agiren soll.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Ochsendorf. Heinrich. (Ochsendorf in einem altmodischen Rocke mit silbernen Knöpfen daran, eine Peitsche in der Hand, kommt in die Stadt. Die Studenten rufen „Fuchs" hinter ihm drein.)[7]

Ochsendorf. Ei, so ruft, Ihr Canaillen, daß Ihr verrückt werdet!

(Hinter der Scene: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs.")

Ochsendorf. Hol' mich der Teufel, wenn ich deponirt habe oder Zeit meines Lebens deponiren werde; ich bin ein Pächterssohn aus Jütland, und komme, Geld einzukassiren.

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs.")

Ochsendorf. Ei, haltet die Mäuler, Ihr Racker, der Satan soll mich holen, ich bin kein Fuchs, wißt Ihr's nun?

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs.")

Ochsendorf. Nein, nun hör' mal Einer die Kuchenjungen, wie die rufen!

(Wie oben: „Fuchs" . . . . .)

Ochsendorf. Kommt mal an, Ihr Hunde, Einer nach dem Andern, ich will Euch, hol' mich der Satan, schon weisen, mit wem Ihr zu thun habt!

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs.")

Ochsendorf. Ja, ruft nur, daß Euch die Kaldaunen zum Halse 'raus kommen! Ihr habt wol auch 'ne rechte Ehre davon, fremden Leuten nachzurufen, Ihr, die Ihr selbst mal geistliche Herren werden wollt!

(Wie oben: „Fuchs" . . . . .)

Ochsendorf. Hört Ihr denn nicht, Ihr verfluchten Kerle, Ihr seht ja doch wol, daß ich kein Student bin, noch denk' ich daran, je einer zu werden?!

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs.")

Ochsendorf. Element, könnt' ich nur einen Stein finden, Euch sollte das Donnerwetter! Hört, Kerle, nehmt Euch in Acht, wen ich packe, dem schlag' ich den Kopf von einander, daß ihm die eine

Hälfte auf der einen Schulter baumeln soll und die andere auf der andern. Hört Ihr wol? Das war nun auf gut Jütländisch!

Heinrich (leise). Element, da ist er, nun geht die Komödie sogleich los, nun heiß' ich nicht mehr Heinrich, sondern Niels Christensen. (Laut.) Ei, Ihr unverschämten Menschen, so dazustehen und einer fremden Person nachzurufen! Das ist ja ein Schimpf und eine Schande für die ganze Stadt, wenn die Fremden nach Hause kommen und erzählen, wie man ihnen hier begegnet ist. Ihr könnt doch wol sehen, daß das kein Fuchs ist? Und gesetzt, er wäre ein Fuchs, müßt Ihr ihn darum so verfolgen? Ich merke schon, es ist ein artiger, vornehmer Herr, der hierher gekommen ist, Geld einzufordern und auszuleihen, nicht um sich Salz und Wein auf den Kopf schütten zu lassen. Pfui, schämt Euch, es schneidet mir ins Herz, so etwas von Euch, meinen Ordensbrüdern, zu hören!

Ochsendorf. Monsieur, ich danke gehorsamst für die Güte, die Er mir erweist; ich wünschte von Herzen, ich könnte Ihm wieder dienen, weiß aber nicht, woher diese Güte gegen mich rührt, da ich Ihm ja doch ganz unbekannt bin.

Heinrich. Monsieur, mir blutet das Herz im Leibe, wenn ich sehe, daß man fremden Leuten Unrecht thut.

Ochsendorf. Ich merke schon, Monsieur ist ein vortrefflicher Mann und ein rechtschaffener Christ.

Heinrich. Ich werde wirklich noch krank davon werden, so ärgre ich mich.

Ochsendorf. Das nenn' ich ein redliches Gemüth.

Heinrich. Wartet nur, Ihr Lausekerls, ich werde Euch gleich weisen, was das heißt, einen armen Fremden zu verfolgen!

Ochsendorf. Der arme Kerl nimmt sich die Sache mehr zu Herzen als ich selbst.

Heinrich. Solchen braven, anständigen Herrn!

Ochsendorf. Es sollte mir leid thun, wenn Monsieur sich ereiferte und Schaden nähme um meinetwillen.

Heinrich. Der Euch nie was zu Leide gethan hat!

Ochsendorf. Gebt Euch zufrieden, gutes Herrchen, ich hab' es schon vergessen.

Heinrich. Hätt' ich Euch nur, ich wollte Euch schön durchschmieren!

Ochsendorf. Ei, Monsieur muß Ihnen nicht nachlaufen, er könnte ein Unglück dabei haben.

Heinrich. So wollt' ich sie tractiren! (packt Ochsendorf bei den Haaren und wirft ihn zur Erde.)

Ochsendorf. Element, die christliche Liebe geht doch zu weit!

Heinrich. Verzeihung, Monsieur, ich bin so zu sagen außer mir vor lauter Eifer.

Ochsendorf. Wo findet man noch solche Leute? Aber darf ich fragen, wie mein Herr heißt, damit ich ihn dafür rühmen kann?

Heinrich. Monsieur, ich verlange keinen Ruhm, das ist nichts, als was ich und Jedermann verpflichtet sind, zu thun. Uebrigens aber heiße ich Niels Christensen, zu dienen.

Ochsendorf. Niels Christensen? Den Namen kenn' ich meiner Six.

Heinrich. Je nun, mein Herr, hier in Kopenhagen giebt es über hundert Niels Christensen; sowie einer, der Christen heißt, auf den Einfall kommt, seinen Sohn Niels zu nennen, so ist der Niels Christensen fertig.

Ochsendorf. So hieß also meines Herrn Vater Christen?

Heinrich. Ich hoffe doch, sintemal man mich Niels Christensen nennt. Beschwören freilich kann ich es nicht, das wird meine Mutter am besten wissen.

Ochsendorf. War denn sein lieber Vater verheirathet?

Heinrich. Soviel ich weiß.

Ochsendorf. Mit einer Frau?

Heinrich. Das ist eine närrische Art, zu fragen, ich dächte doch, mit Kühen verheirathete man sich nicht.

Ochsendorf. Apropos, da wir doch von Kühen sprechen — ja, wie war das doch, was wollt' ich doch sagen — wie hieß denn Seine liebe Mutter?

Heinrich (leise). Wäre der Bengel nicht so dumm, man sollte denken, er thäte es aus Bosheit. (Laut.) Meine Mutter hieß Elisabeth Hansen.

Ochsendorf. Lisbeth Hansen? Ich kenne eine Frau, Namens Lisbeth Hansen, die mit mir verwandt ist.

Heinrich. Das kann schon sein, Monsieur, ich kenne eine Menge Frauenzimmer dieses Namens, es giebt, glaub' ich, keine

Straße in Kopenhagen, wo man nicht ein Stücker sechzehn Lisbeths finden kann.

Ochsendorf. Ist mein Herr nicht in Jütland geboren?

Heinrich. Nein, aber mein seliger Vater hat da lange gewohnt und meine Mutter wohnt noch da und ich habe Verwandte daselbst.

Ochsendorf. Wohnt Sein seliger Vater denn gegenwärtig in Kopenhagen?

Heinrich. Nein, Monsieur, seit er todt ist, nicht mehr.

Ochsendorf. Herr Gott, ist der selige Mann todt?

Heinrich. Ja, sonst könnt' er wol nicht gut selig sein.

Ochsendorf. Das ist auch wahr, meiner Six, ich stehe hier nur so und schwatze in Gedanken so hin.

Heinrich. Hat nichts zu sagen, Monsieur, man kann sich ja wol mal versprechen. Uebrigens war das noch immer besser, daß Er fragte, ob der selige Mann todt, als wenn Er gefragt hätte, ob der todte Mann selig. Es war übrigens noch ein ganz junger Mann, da er starb.

Ochsendorf. Da condolire ich meinem Herrn, es thut mir von Herzen leid, daß Sein guter Vater so zeitig in den Himmel gekommen ist.

Heinrich. Ich danke gehorsamst, Monsieur, und wünsche, daß Seine guten Eltern nicht so rasch dahin kommen.

Ochsendorf. Serviteur. Aber da mein Herr doch Freunde in Jütland hat, kennt Er nicht einen Mann mit Namen Henning Ochsendorf?

Heinrich. Ist das nicht der Pächter Henning Nielsen?

Ochsendorf. Ja, früher hieß er Henning Nielsen, seit er aber das Gut geerbt hat, von dem Ihr vielleicht gehört habt, heißt er Pächter Henning Ochsendorf. Meine Mutter wollte eigentlich, er sollte sich Henning von Ochsendorf nennen, aber er wollte absolut nicht, solch ein ehrlicher altfränkischer Mann ist er.

Heinrich. Wie sollt' ich denn nicht meiner eigenen Mutter Bruder kennen?

Ochsendorf. Ach, ist es möglich?! So seid Ihr ja der richtige Niels Christensen, den ich suche und an den ich einen Brief habe?!

(Sie umarmen einander und weinen.)

Heinrich. Das ist doch wirklich, wie es im Sprichwort heißt: das Blut mag so dünn seyn wie es will, es ist doch immer dicker als Wasser.

(Sie weinen wieder.)

Ochsendorf. Hier ist der Brief, den mein Vater an Monfrere geschrieben hat: a Monsieur Monsieur Niels de Christensen, Sacrosanctae Philosophiae Studiosus, abzugeben im Hungershof in Kopenhagen.

(Heinrich liest den Brief.)

Ach mein Herzensmonfrere, alle diese Complimente waren nicht nöthig, ich bin ja obligirt, Ihm mit Allem zu dienen, was mir möglich ist.

Ochsendorf. Gehorsamster Diener, mein allerliebster Monfrere und Cousin! Will Er mir nun aber erstlich den Dienst erzeigen und mich nach meinem Logement in den drei Hirschen weisen?

Heinrich. Pfui, da darf Er wahrhaftig nicht logiren, da ist es zu unruhig, ich werde Ihn zu meinem Schwager bringen.

Ochsendorf. Ich möchte doch lieber im Wirthshaus wohnen, Monfrere: denn vielleicht, wenn der Mann aus Rücksicht auf die Schwägerschaft kein Geld nehmen wollte, so würde mich das nur geniren.

Heinrich. Er hält ebenfalls ein Wirthshaus, Monfrere, und läßt sich bezahlen, obschon er nicht so theuer ist wie die Andern.

Ochsendorf. Na dann ist's gut, dann will ich Monfrere auf dem Fleck folgen. (Sie gehen auf die andere Seite des Theaters und klopfen an; der Wirth vom Paradies kommt heraus.)

Zweite Scene.

Ochsendorf. Heinrich. Jacob.

Heinrich. Guten Tag, Schwager. Dieser gute Mann, den Ihr hier seht, ist mein Vetter, und eben von Jütland gekommen; ich recommandire ihn dem Schwager, als wäre ich es selbst. Er wollte in den drei Hirschen einkehren, aber beim Schwager, denk' ich mir, ist er besser aufgehoben.

Jacob. Das würde mir leid gethan haben, wenn Er wo anders eingekehrt wäre. Ich gratulire Ihm zur Ankunft in der Stadt.

Ochsendorf. Das ist mir lieb, daß ich gleich einen Schwager gefunden habe, bei dem ich logiren kann; wenn Er mich bei sich logiren will, soll mich's freuen. Wüßt' ich aber, daß Er kein Geld nehmen will, so möcht' ich Ihn nicht incommodiren, sondern lieber in den drei Hirschen einkehren.

Jacob. Ei ja doch, wir werden schon zurecht kommen.

Ochsendorf. Mein Herr Schwager muß mir erst versprechen, daß Er sich auch hübsch will bezahlen lassen.

Jacob. Ei, mache der Herr Schwager sich doch darum keine Gedanken, das hat gute Wege.

Ochsendorf. Nein, auf meinen Eid, Schwager, ich kehre nicht eher bei Ihm ein, als bis Er mir mir verspricht, daß Er sich will von mir bezahlen lassen, wie von jedem andern Fremden.

Heinrich. Hör', Schwager, anders thut's mein Vetter nun einmal nicht.

Jacob. Nun ja, ja, so soll Er denn bezahlen, wie ein Anderer, ich wollte nur, ich könnte Ihm einige Unterhaltung verschaffen; ich selbst, wie der Herr Schwager sieht, bin ein einfältiger, schlichter Mann, und meine Liebste ist ebenso.

Heinrich (zu Ochsendorf gewendet). Dies Letztere muß Monfrere nun nicht glauben; seine Frau ist eine der artigsten Frauen in der Stadt. Aber er selbst ist etwas zu eifersüchtig, obwol ich mich darauf zu schwören getraue, daß er keine Ursache dazu hat. Denn Alle, die sie kennen, halten sie für eine tugendhafte und ehrsame Dame. Aber Monfrere weiß wol selbst, wie das geht, wenn ein alter Mann sich eine junge hübsche Frau nimmt.

Ochsendorf. Da fürcht' ich ja, wir gerathen einander in die Haare; ich habe gar zu gern' mein kleines Späßchen mit den Frauenzimmern.

Heinrich. Ei, das hat nichts auf sich, er ist im Uebrigen eine gute ehrliche Haut.

Ochsendorf. Aber doch ein bischen eifersüchtig. Ha ha ha!

Jacob. Worüber lacht Schwager so von Herzen?

Ochsendorf. O bitte, Schwager, über nichts, es war nur wegen einer närrischen Geschichte, die mein Vater in dem Briefe an meinen Monfrere Niels Christensen geschrieben hat.

Jacob. Will der Herr Schwager nicht so gut sein und hinein spazieren?

Ochsendorf. Ich muß wol erst zu meinem Wagen, er steht gleich hier an der Ecke. Will der Herr Schwager nicht mitkommen?

Heinrich. Ich muß dieselben auf eine halbe Stunde verlassen, werde aber die Ehre haben, dieselben sogleich im Hause wieder zu sehen.

Ochsendorf. Adieu denn so lange. (Ochsendorf und Jacob ab.)

Dritte Scene.

Heinrich allein.

Die Sache macht sich, die Sache macht sich wirklich; nie hätt' ich einen passenderen Kerl finden können, meine Künste an ihm zu üben. Was sollte dem wol abgehen, der in solche gute Hände fällt, der mich zum Vetter und den Paradieswirth zum Schwager hat? Aber da kommt mein Herr.

Vierte Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Nun, wohlgelahrter Heinrich Gaudieb, wie geht's?

Heinrich. Wie geschmiert; er küßt mich und nennt mich seinen Vetter und den Paradiesjacob seinen Schwager. Was meint der Herr, ist der Anfang nicht gut?

Schuldenborg. Ha ha! Wie nun weiter?

Heinrich. Laßt mich nur machen, ich habe schon den ganzen Kopf voll Tollheiten; ich werde Jacob weitere Anweisung geben, was er zu thun hat.

Schuldenborg. Aber wenn Jacob ihm nun all sein Geld stiehlt und fortläuft, so ist unsere Sache ja erst recht verdorben?

Heinrich. Um ihn daran zu verhindern, will ich in demselben Hause logiren.

Schuldenborg. Ja, so geht's.

Heinrich. Aber um das Project auszuführen, das ich im Kopfe habe, müssen wir noch einige Mitspieler haben.

Schuldenborg. Ich werde ein paar gute Freunde schaffen, die sich schon dazu bequemen.

Heinrich. Sieh, da kommt er zurück; nun geht nur fort.

(Schuldenborg ab; Heinrich in den Hintergrund.)

Fünfte Scene.

Ochsendorf. Jacob. Später Heinrich.

Ochsendorf. War das nicht ein verfluchter Kerl, der unterstand sich, zwei Schillinge zu fordern, blos für den Koffer hinaufzutragen.

Jacob. Ja, Herr Schwager, das sind unverschämte Leute, die sehen sich um zwei Schillinge noch nicht mal um.

Ochsendorf. Als ob zwei Schillinge nicht Geld wären!

Jacob. Wohl wahr; man soll lange suchen, bis man zwei Schillinge auf der Straße findet.

Ochsendorf. So wie die einen Fremden sehen, da denken sie auch, es gibt was zu fischen. Aber von mir, da verlaßt Euch drauf, sollen sie nicht fett werden; die Ochsendorf's, das sind die Leute nicht, die sich an der Nase führen lassen, die wissen besser, wozu das Geld nütze ist.

Jacob. Nein, nein, so weit ich den Herrn Schwager kenne, wird Ihn Keiner so leicht hinter's Licht führen.

Ochsendorf. Den wollt' ich sehen, dem das gelingen sollte, und wenn es Alexander Magnus selbst wäre. Uebrigens, wie klug der Kerl war, so hab' ich ihn doch angeführt: ich gab ihm einen halben Schilling, der war mit Quecksilber bestrichen, so daß er aussah, wie ein Achtschillingstück und so hab' ich sechs Schilling zurückgekriegt.

Jacob. Aber ich fürchte, wenn er das merkt, so kommt er wieder?

Ochsendorf. So leiste ich einen Eid darauf, daß er ihn nicht von mir gekriegt hat; so einige kleine Eide nämlich hab' ich immer in Reserve, mit denen ich mich frei schwören kann, ohne doch falsch zu schwören. So zum Beispiel: ich schwöre darauf, daß ich ihm kein Geld versprochen habe, so versteh' ich darunter zum Geschenk; hab' ich ihm nun gar nichts bezahlt, so schwöre ich doch

darauf, daß ich bezahlt habe, nämlich nicht ihm, sondern einem Andern für andere Arbeit.

Jacob. Der Herr Schwager schlägt seinen lieben Eltern nach, die passiren allgemein als die schlausten Leute weit und breit; ein guter Baum gibt gute Frucht.

Ochsendorf. Das ist mein Hauptvergnügen, solche Leute anzuführen. Ich habe eine ganze Menge falsches Geld, die will ich den Leuten in Kopenhagen anschmieren, so kommt mir die Reise nicht so theuer; auf so etwas verstehen sich die Ochsendorfs und darum hab' ich auch was im Sack. Ich halte das auch für keine Sünde; steht ja doch geschrieben, daß Kaufleute klug sein sollen wie die Schlangen. Wie denkt der Herr Schwager darüber?

Jacob. Ei was Sünde, ein Dieb, der sich nährt, ist auch ein ehrlicher Kerl.

Ochsendorf. Da heißt es: thu' die Augen auf oder den Beutel.

Jacob. Ja, so steht's im Sprichwort.

Ochsendorf. Das müssen doch herrliche Leute gewesen sein, die das Sprichwort gemacht haben; die sind Gold werth, wahrhaftig.

Heinrich (kommt). Sieh da, willkommen zurück.

Ochsendorf. Schön Dank, mein Herzensvetter, könnt' ich Euch nur allzeit bei mir haben!

Heinrich. Wißt Ihr was? Ich werde hier im Hause logiren, so lange der Herr Vetter in Kopenhagen ist, das kommt für mich auf Eins heraus.

Ochsendorf. Ach das wäre prächtig! Ich muß bekennen, Vetterchen, Ihr seid ganz so, wie man Euch mir beschrieben hat; wir können zusammen in einer Kammer und einem Bett logiren.

Heinrich. Ganz wohl, so bezahle ich die halbe Miethe.

Ochsendorf. So sparen wir beide einen Thaler Geld dabei. Aber hört, mein Herzensvetter, Ihr müßt mich zu einem Manne bringen hier in der Stadt, mit Namen Schuldenborg. Wenn der Kerl mich nicht bezahlt bis auf den letzten Heller, so soll ihn der Teufel holen; ich will ihm zeigen, daß ich Niels Henningsen Ochsendorf heiße. Wie steht's mit dem Mann? Geht's hinterwärts mit ihm?

Heinrich. Ei nein, er hat, wie ich weiß, auf einer Stelle allein viertausend Thaler stehen. Könnte Monfrere eine Anweisung

auf diesen Mann bekommen, oder wollte selbiger Mann erlauben, daß das Geld auf ihn übertragen würde, und gäbe er Monfrere dafür eine Hypothek auf eins von seinen großen Häusern, da stünde das Geld schon sicher.

Ochsendorf. Wie heißt der Mann?

Heinrich. Er heißt Laars Andersen, einer der besten und zahlungsfähigsten Männer in der Stadt.

Ochsendorf. Ich habe von dem Manne gehört; wenn er mir nur für mein Geld gutstehen wollte.

Heinrich. Mache der Herr Vetter sich darum nur keine Sorgen, das wird Alles in Richtigkeit gebracht werden. Nun laßt uns hineingehen.

Dritter Act.

Erste Scene.

Die Börse. Nach und nach kommen verschiedene **Kaufleute**. **Ein Kaufmann** und **ein Jude** mit einem Barte.

Der Kaufmann. Es ist noch Niemand da, wie ich sehe, ich wollte mir Kronen umwechseln, aber der Teufel gebe ihnen elf und ein Viertelprocent. Ich bitte lieber um Prolongation bis morgen oder übermorgen: denn der Cours wird ja hoffentlich fallen. Aber da sehe ich einen Juden, ich muß doch mal hören, was er haben will. Serviteur, Monsieur, hat Er keine Kronen zu wechseln?

Der Jude. Nein, Monsieur, ick globe nit, doß ick welche hoob; ist's viel, wos der Härr will hoben?

Der Kaufmann. Viertausend Thaler.

Der Jude. Ick hob itzund selber kane, Monsieur, aber vielleicht kann ich Ihm welche schaffen von ein guten Fraind for zwelftehalb Perzent.

Der Kaufmann. Zwölftehalb Prozent? Das ist ja jüdisch.

Der Jude. Mein, ick bin auch ein Jüd. Ick will Ihm sogen, Monsieur, der Cours ist elf und en Vertelchen, nu muß ich doch hoben hum mindesten fer meine Mih e Vertelchen?

Zweite Scene.

Der Kaufmann. Ein zweiter Kaufmann. Der Jude.

Erster Kaufmann. Nein, da bedanken wir uns, so lange noch Christen im Lande sind, handeln wir nicht mit Juden. Aber sieh, da sehe ich ja einen braven ehrlichen christlichen Kaufmann. Hört, mein Herr, hat Er keine Kronen zu verwechseln?

Zweiter Kaufmann. Ja, zu dienen.

Erster Kaufmann. Wie viel Prozent nimmt Er?

Zweiter Kaufmann. Zwölf Prozent.

Erster Kaufmann. Da kann ich sie ja bei dem andern Juden für elf kriegen?

Zweiter Kaufmann. Kann wol sein.

Erster Kaufmann. Ich sehe schon, die christlichen Juden sind noch schlimmer, ich muß nur wieder zu dem Vorigen. Hör', Schmuel, dann gib mir was von Deinen Kronen.

Der Jude. Mein Name ist Mauses, mein Herr, ich bin kein Schmuel, sondern an Jüd aus Portegal; will der Herr mit mir kimmen nach Hause, kann er welche kriegen, aber billiger nicht.

Erster Kaufmann. So wollen wir nur gehen.

Der zweite Kaufmann. (Bleibt zurück.) Ehe ich meine Kronen unter zwölf Prozent verwechsle, sollen sie lieber geradezu liegen bleiben. Ich denke aber, ich werde wol noch mehr herausdrücken, wenn das ostindische Schiff weggehen soll.

Dritte Scene.

Schuldenborg. Der Kaufmann.

Schuldenborg. Serviteur, Monsieur. Ich brauche da schnell etwas Geld, ich bin gern bereit, doppelte Zinsen zu geben, wenn Monsieur mir so ein tausend Thaler leihen will.

Der Kaufmann. Will mein Herr mir zwölf Prozent geben, so kann er es schon kriegen.

Schuldenborg. Von Herzen gern und wenn es vierzehn wären; nicht als ob ich es so nöthig brauchte, sondern weil ich in aller Eile ein höchst vortheilhaftes Geschäft damit machen kann.

Der Kaufmann. Ja, wenn Monsieur mir ein Pfand,

Caution oder Endossement verschafft, so kann Er es gern kriegen und wenn es zweitausend wären.

Schuldenborg. Monsieur, ich werde Ihm einen Wechsel von mir geben, Er kennt mich ja hinlänglich und weiß, daß ich ein honnête homme bin.

Der Kaufmann. Nein, Monsieur, ich muß mein Wort zurücknehmen, mir fällt eben ein, daß ich kein Geld habe.

Schuldenborg. Monsieur, ich will Ihm sechzehn Prozent geben.

Der Kaufmann. Nein, wirklich, in Ernst, mein Herr, ich habe keins.

Schuldenborg. Wohlan, ich will Ihm zwanzig geben und Ihm das Agio vorauszahlen.

Der Kaufmann. Auf mein Wort, ich habe kein Geld; adieu. (ab.)

Vierte Scene.

Schuldenborg (allein). Na, so wünsch' ich dir, daß du auch nie was kriegst! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich vor diesem elften Juni retten soll, es müßte denn sein, daß Heinrichs Anschlag gelingt. Aber ich zweifle daran, der Anschlag ist gar zu verwegen. Und doch muß ich ihm freie Hand lassen: denn wenn ich ihm etwas einwende, so wird er böse. Der Anschlag ist nämlich dieser, daß mein Kollege Jens Trockenholz sich ausgeben soll für Lars Andersen, einen der reichsten Männer der Stadt; er soll vorgeben, als ob er mir eben so viel Geld schuldet, wie ich dem Ochsendorf, soll das Geld auf sich überschreiben lassen und ihm dafür erste Hypothek aufs Rathhaus geben. Wie ich den Anschlag zuerst hörte, fragte ich ihn, ob er den Verstand verloren; denn das ist ja so dreist, das kann kein Komödienschreiber gebrauchen. Er aber erwiederte: Bedenken Sie, Herr, nur zwei Dinge, erstlich die Dummheit des Menschen, zweitens das Vertrauen, das er zu mir, als seinem Vetter und besten Freunde trägt, so hat die Sache gar nichts Unmögliches. Jetzt ist er hin, um das Rathhaus zu besehen, das er für Lars Andersens Haus hält; ich warte mit Schmerzen auf meinen Kollegen, er versprach mir . . . . . Aber da kommt er ja.

Fünfte Scene.

Schuldenborg. Trockenholz.

Schuldenborg. Wo bleibt Ihr denn so lange, Monfrere?

Trockenholz. Es schlug eben erst halb Zwölf. Aber wo ist der Dummkopf denn?

Schuldenborg. Er ist mit Heinrich hin, das Haus zu besehen, das Ihr ihm verpfänden wollt.

Trockenholz. Was für ein Haus ist das denn?

Schuldenborg. Das Rathhaus.

Trockenholz. Ha ha ha!

Schuldenborg. Stelle Dich nur höchst ehrbar und laß Heinrich machen. Da kommen sie zurück.

Sechste Scene.

Die Vorigen auf und abspazierend. Ochsendorf und Heinrich treten ein.

Ochsendorf. (Sich nach allen Seiten umsehend.) Element, was ist diese Börse für ein Haus!

Heinrich. Das ist ein schönes Gebäude und in den Buden da draußen kann Monsieur Alles bekommen, was er verlangt.

Ochsendorf. Wenn ich ein gutes spanisches Rohr kriegen könnte, so möcht' ich wol so ein oder zwei Mark daran spendiren oder auch allenfalls drei.

Heinrich. Ei ja, ein gutes spanisches Rohr kann Monfrere unter sechs Thalern nicht kriegen.

Ochsendorf. Gott steh' meinen sechs Thalern bei! Nein, da schlag' ich mir den Firlefanz lieber aus dem Sinne; Geld, das ist heutzutage ein Ding, womit man nicht spassen darf.

Heinrich. Belieben der Vetter nicht sonst was Hübsches zu kaufen?

Ochsendorf. Ich möchte wol so einen kleinen hölzernen Vogel, mit 'ner Pfeife im Hintern, für meinen jüngsten Bruder Christian, wenn ich nach Hause komme, aber er muß nicht zu theuer sein. Aber wem gehören diese Gemälde, die hier herumhängen?[8]

Heinrich. Wenn Monfrere Liebhaber ist, die kann er sich

kaufen. (Leise.) Element, wenn ich den dazu bringen könnte, die Gemälde hier zu kaufen, die der Börse gehören, das wäre eine nette Geschichte.

Ochsendorf. Nein, Vetter, die sehen gar zu altfränkisch aus.

Heinrich. (Leise.) Hol' ihn der Teufel, er beißt nicht an.

Ein Knabe (kommt mit Büchern unter'm Arm). Kauft schöne neue Bücher, Monsieur! Kauft: „Zufriedenheit ist mein Vergnügen! Zufriedenheit ist kein Vergnügen!“ [9]

Ochsendorf. Hast du nicht Peter Paarsen seine Chronik? Von Chroniken, Vetter, bin ich ein großer Liebhaber; vordem hatte ich dem Saxo seine Grammatik und die Hvidtfeldt'sche Chronik, aber Peter Paarsen seine Chronik gefällt mir besser, denn in den andern sind keine Kupferstiche.

Der Knabe. Ja, hier ist ein Peter Paars.

Ochsendorf. Was soll er denn kosten?

Der Knabe. Vier Mark.

Ochsendorf. Hol' dich der Henker mit deinen vier Mark; willst du acht Schillinge haben?

(Der Knabe geht weiter und bietet seine Bücher den Uebrigen an, die auf- und abgehen.)

Ochsendorf. Der Kerl thut noch ganz vornehm zu meinen acht Schillingen und doch ist das wahrhaftig Alles, was das Buch werth ist; es ist nicht mal Alles wahr, was drin steht. Uebrigens hör' ich, daß Peter Paars ein anständiger Kerl gewesen sein soll; Schande genug, daß sie dem armen Kerl nicht einmal die Ruh' im Grabe gönnen. Aber was gibt's, Vetter? Seid Ihr nicht wohl, der Schweiß steht Euch ja auf der Stirn?

Heinrich. Seid still von dem Buch, Vetter, mir wird's schlimm, so wie ich davon höre; kein Türke hätte den Baccalaurussen und Magistern so zu Leibe gehen können, als der Verfasser dieses Buchs. Aber was meint der Herr Vetter denn zu Lars Andersens Haus am Markt?

Ochsendorf. Das Haus ist so weit ganz schön, aber nur ein bischen seltsam gebaut. [10]

Heinrich. Das Haus, kann ich Monfrere versichern, wird nicht unter zwanzig tausend Thaler verkauft; er hat es selbst gebaut, aber ich möchte schwören, nicht mit dreißigtausend Thalern.

Ochsendorf. Das ist ein närrischer Einfall, so viel Geld in ein Haus zu stecken.

Heinrich. Ei ja doch, was denkt Ihr? Lars Andersen achtet dreißigtausend Thaler nicht mehr, als Monfrere zehn Thaler.

Ochsendorf. Ja, bei uns in Jütland kennt man Lars Andersen auch; will der ein Kapital von mir haben, so kann er das auf seine bloße Handschrift kriegen.

Heinrich. Das ist schon wahr, Monfrere, aber der sicherste Weg ist doch immer der beste. Aus der Stadt hier dürfte sich Keiner unterstehen, ein Unterpfand von ihm zu verlangen: aber Monfrere muß nur sagen, daß er hier fremd ist, da wird es sich schon machen. Ich für mein Theil kann Monfrere mit nichts dienen als blos mit meinem guten Rath; denn meine Lage ist nicht von der Art, daß ich die Güte, die Seine Eltern für mich gehabt haben, jemals vergelten kann.

Ochsendorf. Ei mein allerliebster Vetter, guter Rath ist ja besser als Geld.

Heinrich. Dann kann ich Monfrere auch nicht zugeben, daß Er sich mit seiner bloßen Unterschrift begnügt, sondern er muß Ihm Hypothek geben auf das große Haus am Markt. Denn Seine Eltern wollen doch, daß das Geld auf Hypothek gegeben werden soll?

Ochsendorf. Gut, Monfrere soll seinen Willen haben. Aber da fällt mir eben was ein: nämlich warum wir, da wir doch Vettern sind, noch Ihr zu einander sagen.

Heinrich. Das ist auch wahr; von jetzt ab wollen wir uns, wie es Brüdern geziemt, du nennen.

Ochsendorf. Ist's nicht so?

(Sie küssen einander.)

Heinrich. Aber wahrhaftig, da seh' ich ja den Lars Andersen; schau, wie er umhergeht und nachdenkt.

Ochsendorf. Das will ich dir erklären, Monfrere: solcher Mann hat Tausenderlei im Kopf, besonders so um den elften Juni herum. Ich weiß aber nicht, ob es sich für mich wol paßt, ihn anzureden; will Monfrere nicht so gut sein und es statt meiner thun?

Heinrich. Gehorsamster Diener, mein Herr Anderssen, ich möchte gerne wissen, ob Monsieur Schuldenborg nicht etwas Geld bei Ihm stehen hat?

Trockenholz. Ich glaube ja; aber was geht das Euch an?

Heinrich. O ja, mein Herr, daran liegt uns sehr viel.

Trockenholz. Ich habe jetzt keine Zeit, mich damit zu befassen, Ihr könnt ein ander Mal wieder kommen.

Heinrich. Ach mein Herr, da ich einmal das Glück habe, Ihn so zeitig auf der Börse zu treffen, bevor noch Andere da sind, möchte ich Ihn doch gehorsamst bitten, mich anzuhören. Dieser junge Mann, den mein Herr da sieht, hat dreitausend Thaler bei Schuldenborg zu fordern. Schuldenborg hat aber schon seit mehren Jahren die Zinsen nicht pünktlich bezahlt und darum will er ihm das Geld kündigen und es anderwärts sicher unterbringen. Wenn mein Herr Anderssen so gut wäre, das Kapital zu übernehmen, so stünde das Geld freilich sicher.

Trockenholz. Ei was, damit gebe ich mich nicht ab, ich zahle Monsieur Schuldenborg sein Geld und dann sind wir auseinander. Wie heißt der junge Mensch denn?

Ochsendorf. Ich heiße Ochsendorf und bin Henning Nielsens Sohn.

Trockenholz. Ei, seid Ihr Henning Nielsens Sohn? Euer Vater ist ein hübscher Mann, seinetwegen will ich thun, was ich kann.

Ochsendorf. Ergebenster Diener, meine Eltern werden es sich angelegen sein lassen, Eure Güte zu erwiedern.

Trockenholz. Ei, Bagatell. Hätten wir nur Monsieur Schuldenborg hier, so könnten wir die Sache bald ins Reine bringen. Ich glaube, da geht er; ja, das ist er! Hört, Monsieur Schuldenborg, auf ein Wort! Dieser junge Mann hat erfahren, daß Ihr ein Kapital bei mir stehen habt, und da er eine Summe Geldes von Euch zu fordern hat, die er gern anders unterbringen will, so hab' ich ihm versprochen, daß die bei mir untergebracht werden kann, so daß ich sein Schuldner werde. Ja, Monsieur, da hilft nun kein Augenwinken, ich bin ein ehrlicher Mann, der sich auf kein Hocuspocus versteht. Und obenein hab' ich diesem jungen Manne meine Dienste zugesagt um seiner braven Eltern willen.

Schuldenborg. Wer sagt, daß ich mit den Augen winke? Hätte mein Herr das wo anders gesagt, so . . . . . .

Trockenholz. Nun, was wäre dann? Denkt Ihr, ich lasse mich verblüffen von schamarirten Kleidern? Ihr scheint Lars Anderssen noch nicht recht zu kennen.

Schuldenborg. Nun ja, ich weiß, daß Er ein reicher Mann ist, im Uebrigen jedoch ...

Trockenholz. Was wollt Ihr sagen mit dem „im Uebrigen jedoch"?

Heinrich. (Tritt dazwischen.) Ach mein Herr Anderssen? ereifere Er sich doch nicht, bedenk' Er doch, wir sind auf der Börse!

Trockenholz. Ihr habt Recht. Hört, Monsieur Ochsendorf, Ihr sollt Euer Kapital von mir bekommen.

Schuldenborg. Aber ich bin doch der Mann, ihn selbst zu bezahlen?

Heinrich. Nein, das wünscht er eben nicht, seine Eltern wollten das Geld lieber bei Monsieur Lars Anderssen stehen haben. Wenn Monsieur überhaupt bezahlen will, so kann ihm das ja einerlei sein.

Schuldenborg. Das ist wol richtig, aber ich kann es nicht vertragen, wenn man an meiner Ehrlichkeit zweifelt.

Ochsendorf. Ich zweifle ja nicht an Seiner Ehrlichkeit, meine Eltern wollen es ja blos so haben.

Schuldenborg. Wohlan denn, ich bin es zufrieden; wenn die Börse vorbei ist, wollen wir nach Hause gehen und die Sache in's Reine bringen.

Heinrich. Aber ich möchte gern noch ein Wort mit Monsieur Anderssen reden, wenn er es nicht ungütig nehmen will. Daß Monsieur Ochsendorf sein Geld in keinen bessern Händen haben kann als bei Ihm, davon ist er überzeugt: allein seine Eltern haben ihm mal befohlen, es nicht wegzugeben, es sei denn als Hypothek auf ein Haus.

Trockenholz. Ja, mir ist's recht; dann kann er eine Hypothek auf mein großes Haus am Markt kriegen.

Ochsendorf. Das ist charmant, ich habe das Haus gesehen, das wird wol auch einen Thaler acht Groschen [11] zu bauen gekostet haben.

Trockenholz. Jetzt muß ich die guten Herrn verlassen, bis die Börse vorbei ist. Adieu.

Siebente Scene.

Die eigentliche Börsenzeit wird vorgestellt. Es treten so viele Personen auf, wie der Raum nur irgend fassen will. Einige lassen die Köpfe hängen, Andere drohen einander, Andere zanken sich, Andere sind vergnügt, Andere sind traurig und ringen die Hände. Ein Jeder kann sprechen was er will, da man doch nichts davon versteht. Verschiedene Knaben treten auf mit Plakaten und neuen Liedern, welche sie feil bieten. Endlich verliert sich Einer nach dem Andern, nachdem der Lärm eine Viertelstunde gewährt hat, bis die vorigen Personen allein sind und zuletzt gehen dieselben ebenfalls fort.

Vierter Act.

Erste Scene.

Ochsendorf allein.

Ha ha ha, das dacht' ich wol, daß das so kommen würde; mein Schwager ist ganz eifersüchtig. Und allerdings, wär' er nicht mein Schwager, ich macht' ihn zum Hahnrei. Es ist eins der niedlichsten und angenehmsten Weiber, die ich je gesehen habe. Auch merk' ich schon, sie ist zahm genug, so daß es mich nicht viel Mühe kosten würde. Sie läßt mich nicht aus den Augen, und wie sie mich zum ersten Mal sah, seufzte sie, als ob ihr die Seele aus dem Leibe führe. Ich bin auch kein Klotz und habe meine Empfindungen wie die Andern, ja ich muß sagen, wenn . . . . . Aber da ist mein Vetter Niels Christensen, ich muß doch hören, ob er noch nichts von der Geschichte gemerkt hat.

Zweite Scene.

Ochsendorf. Heinrich.

Ochsendorf. Serviteur, mon frére, wo kommst du her?

Heinrich. Ich komme von unserer Schwägerin; du hast Glück, Monfrere.

Ochsendorf. Wie so?

Heinrich. Du hast Glück.

Ochsendorf. Worin besteht das Glück?

Heinrich. Die Madame ist ganz verliebt in dich.

Ochsendorf. Hast du es auch gemerkt?

Heinrich. Nicht nur gemerkt hab' ich's, sondern auch gehört, und zwar aus ihrem eigenen Munde.

Ochsendorf. Du magst den Teufel?!

Heinrich. Es fiel mir gleich Anfangs auf, wie sie sich benahm; ich konnte doch unmöglich denken, daß solch ehrbares Weib sich verlieben könne. Als ich aber vorhin an ihrer Kammer vorbeiging, hört' ich ein Seufzen und Heulen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ich ging etwas näher und da hört' ich denn, daß es meine Schwägerin war und daß sie Monfrere's Namen wiederholte, wol mehr als zehn Mal. Ach mein allertheuerster Ochsendorf, sagte sie, daß doch dein Herz sich zu mir neigte, wie meins zu dir! Ach unselige Stunde, da ich dich zum ersten Mal erblickte! Und so in der Art weiter. Ich war ganz bestürzt darüber: denn ich kann Monfrere zuschwören, ich kenne sie nun in die acht Jahre und habe nie bemerkt, daß sie in die geringste Anfechtung verfallen wäre, obschon sie viele Anbeter gehabt hat. Aber Monfrere hat nun mal solchen glücklichen Stern, und ich selbst muß sagen, wär' ich ein Frauenzimmer, verliebte ich mich ebenfalls in dich bis über die Ohren. Denn du hast nicht nur ein schönes Aeußere, sondern auch ausgezeichnete angenehme Manieren, so daß es schwer hält, einem solchen Manne zu widerstehen.

Ochsendorf. Ich kann das nicht leugnen, Monfrere, daß ich schon manches Frauenzimmer in Versuchung geführt habe .... Aber was will das Mädchen hier?

Ein Mädchen. Hier ist ein Brief von Jemand, den soll ich an Monsieur bestellen und soll auf Antwort warten. (Gibt ihm heimlich einen Brief.)

Ochsendorf. (Liest den Brief laut.) „Monsieur! Nie hätte ich mir eingebildet, daß ein Mensch in der Welt im Stande wäre, mein Herz dermaßen in Unruhe zu versetzen, daß ich die Modestie verletzen sollte, welche bis dahin meine Haupttugend gewesen, und meine Liebe einem fremden Manne anbieten. Aber ach, trotze Niemand auf seine Tugend! Ich glaubte bisher auch vollkommener zu sein als andere Menschen; aber Monsieurs Gestalt und angenehme

Manieren haben meine Ehrbarkeit erschüttert und ein solches Feuer in meinem Herzen entzündet, daß dasselbe in kurzer Zeit verzehrt sein wird, wenn Monsieur nicht mit einer geneigten Antwort beruhigt, die ich verbleibe 2c. Abelone Jacob Petersens. Postscript. Ich bitte den Brief doch ja gleich zu zerreißen.

Heinrich. Element, ist's also richtig, wie ich sagte? Was willst du nun antworten?

Ochsendorf. Ich kann nicht antworten, Monfrere, ich zittere an allen Gliedern.

Heinrich. Ja so, bist du schon so angeschossen?

Ochsendorf. Will Monfrere nicht statt meiner antworten? Ich schreibe zwar meinen Brief so gut wie Einer, in diesem Augenblick aber kocht mir das Blut dermaßen, daß ich nicht im Stande bin zu antworten. Schreib' ihr, mein Herzensmonfrere, daß ich noch zehnmal verliebter in sie bin .... Aber wahrhaftig, da kommt der Herr Schwager in Person, laß uns auf unsere Kammer hinaufgehen und den Brief schreiben.

(Reißt den Brief in Stücke.)

Dritte Scene.

Jacob allein.

Alles geht wie bestellt. Eine von den Mamsellen ist meine Frau und spielt ihre Rolle, daß es eine Lust ist zu sehen. Er ist verliebt und will mich zum Hahnrei machen, während ich doch gar nicht verheirathet bin, und ich bin eifersüchtig auf meine Frau, obschon ich gar keine habe. Heinrich läßt sich vortrefflich an, recht wie ein alter durchtriebener Schelm. Kurz, hier wird eine Komödie gespielt, die, wenn uns Niemand stört, ganz allerliebst werden kann. Da ist Heinrich.

Vierte Scene.

Jacob. Heinrich.

Heinrich. Nun, wie geht's, Schwager? Ist's wahr, bist du wirklich so eifersüchtig?

Jacob. Krieg' du den Teufel mit deiner Schwagerschaft und

Vetterschaft! Aber Heinrich, ich fürchte, wenn die Historie einmal herauskommt, so geht's uns schlecht.

Heinrich. Die kann gar nicht herauskommen, außer wir verrathen uns selbst. Uebrigens wenn sie auch herauskommt, was hat es zu sagen? Ich bringe mich wol durch, und dir kann doch auch nicht mehr passiren, als daß du gehängt wirst. Na und das ist wol ein rechtes Unglück, als ob es dir nicht einerlei wäre, du wirst heut gehängt oder morgen.

Jacob. Wenn es einerlei ist, ob man heut gehängt wird oder morgen, so hoff' ich, du wirst aus alter Freundschaft dich statt meiner hängen lassen.

Heinrich. Nein Jacob, ich möchte dich gern überleben, um dir die Grabschrift zu setzen, und die sollte so lauten: Hier hängt Jacob Christophersen, weiland wohlverdienter Wirth im Paradiese, seines Alters vierzig Jahre. Fragst du, wie es zugeht, daß er nicht schon vor zwanzig Jahren gehängt ist, so wisse, daß der Teufel seinen Leuten Zeit läßt. Dieses hat dem Verstorbenen zu Ehren errichtet sein tiefbetrübter nachgelassener Freund Heinrich Larsen, fecit.

Jacob. Nun nun, Heinrich, nur nicht gar zu grob.

Heinrich. Ei, Jacob, ich weiß ja, daß du Spaß verstehst.

Jacob. Alles mit Maßen.

Heinrich. Wärst du nicht mein guter Freund, so würd' ich nicht so mit dir spassen.

Jacob. Spaß versteh' ich schon, aber meinem ehrlichen Namen und Ruf muß Keiner zu nahe treten.

Heinrich. Freilich wohl, die Wirthe im Paradies waren von jeher vortreffliche Leute. Aber weißt du auch, Jacob, was der Dummkopf jetzt treibt?

Jacob. Nein.

Heinrich. Er schreibt eine höchst bewegliche Antwort auf der Mamsell ihren verliebten Brief.

Jacob. Ha ha ha, da kommt sie selbst.

Fünfte Scene.

Lucretia. Jacob.

Lucretia. Eben hab' ich einen Brief gekriegt, der ist Gold werth; nun ist das Spiel gewonnen.

Jacob. Was antwortet er?

Lucretia. Ei das sind nichts als Engel vorn und hinten.

Jacob. Nu, spiele deine Rolle nur brav weiter.

Lucretia. Possen, als ob ich nicht vom Handwerk wäre! Aber sieh, da kommt er.

Sechste Scene.

Ochsendorf. Heinrich. Jacob. Lucretia.

Ochsendorf. Serviteur, Schwager. Nun bin ich seelenvergnügt, ich habe mein Kapital einem unzuverlässigen Manne aus den Händen genommen und bei einem Andern untergebracht, bei dem mir meine Zinsen auf Tag und Stunde sicher sind.

Jacob. Wer ist der Mann, Schwager?

Ochsendorf. Das ist Lars Anderssen.

Jacob. Ja der ist freilich gut, ich wollte nur, ich hätte eine Tonne Geldes bei ihm stehen.

Ochsendorf. Er hat mir eine Hypothek dafür gegeben auf sein großes Haus am Markt und das Alles dank' ich meinem Vetter Niels Christensen; solchen Vetter gibt's nicht wieder.

Heinrich (den Wirth bei Seite ziehend). Hört, Schwager, Ihr könnt euch nicht vorstellen, was dem Ochsendorf seine Eltern für brave Leute sind. Und was für einen Namen sie sich gemacht haben. Das sind jetzt zwanzig Jahre her, da hatten sie nichts zu beißen noch zu brechen und waren verachtet bei allen Nachbarn, jetzt dagegen haben sie es durch ihren Fleiß und ihre Schlauheit so weit gebracht, daß ihre Nachbarn sammt und sonders Bettler sind und daß sie alles Geld allein haben. (Während sie miteinander sprechen, steht Ochsendorf und flüstert mit der Mamsell; Jacob sieht sich um und stellt sich bös darüber. Heinrich dreht ihm den Kopf wieder zu sich hin und fährt in seiner Erzählung fort): Wie Henning Ochsendorf zuerst in die Höhe kam, Schwager, das war so: er kaufte sich von Zeit zu Zeit eine Menge Prozesse und wie er den ersten gewonnen hatte, da hatte er Geld in Händen, um die andern ebenfalls zu gewinnen. (Ochsendorf küßt der Mamsell die Hände; Jacob sieht sich um, wird bös und stampft vor Zorn auf die Erde. Heinrich dreht ihn wieder um.) Ich sage das nicht aus Parteilichkeit, Schwager; denn das Zeugniß müßt' ich ihnen geben

und wenn sie gar nicht mit mir verwandt wären. Summa Summarum: er gewinnt einen Prozeß nach dem andern, so unsicher sie waren, und davon bekamen die Leute vor ihm solchen Respekt und solche Hochachtung, daß sie, wenn ihre Sache auch noch so gut war, ihre Ansprüche doch lieber gegen eine Kleinigkeit fallen ließen, ehe sie mit Ochsendorf vor Gericht gingen. Was dünkt Euch, Schwager, ist das nicht alles Mögliche von einem unstudirten Manne? (Jacob läuft hin und stellt sich, als ob er die Mamsell heimlich auszankte; Heinrich zieht ihn wieder zurück.) Summa Summarum, Schwager; wie er ein Mann von zehntausend Thalern geworden war, legte er sich auf die Handlung. Aber denkt Ihr, daß er sich darauf einließ, Schiffsparte zu kaufen oder fremde Waaren kommen zu lassen, um sie wieder umzusetzen oder Wechselhandel zu treiben oder irgend etwas Anderes, wobei ein Risico ist? Ja richtig, dazu war Henning Ochsendorf zu klug. (Jacob stellt sich, als ob er wieder hin will; Heinrich hält ihn zurück.) Summa Summarum: er ging den sichern Weg, Schwager, er ließ sich nur auf solche Geschäfte ein, wobei Gewinn war und kein Risico. Keinen Schilling lieh er aus ohne Unterpfand und auch das noch mit der Bedingung, daß, wenn das Pfand nicht pünktlich zum Termin eingelöst wurde, so war es ihm verfallen. So wurde sein Haus angesehen und wird noch heutigen Tags angesehen als eine Bank für arme Leute, welche in Noth sind und kein Geld kriegen können außer gegen Pfand. (Jacob wird wieder unruhig und Ochsendorf lacht, daß er sich den Bauch hält.) Summa Summarum, allerwerthester Schwager: er hielt jährlich einmal Auction über diese Pfänder und das Allerergötzlichste dabei war, daß mitunter dieselben Leute, denen das Pfand gehörte, es um das Doppelte zurückkauften, wofür sie es versetzt hatten.

Jacob. Ist der Schnack noch nicht bald zu Ende?

Heinrich. Summa Summarum: es wäre zu wünschen, daß Andere Ochsendorfs Beispiel nachfolgten und eben solchen vorsichtigen Handel trieben, so würde es mit Manchem besser stehen als es thut.

(Lucretia geht ab, indem sie Ochsendorf zuwinkt.)

Siebente Scene.

Jacob. Ochsendorf. Heinrich.

Jacob. Was war denn das für ein Geflüster, Schwager, mit meiner Frau?

Ochsendorf. Ei nichts, sie fragte mich blos nach meinen Eltern; der Herr Schwager wird mir doch nicht zutrauen, ich könnte was anders mit ihr reden, als was Jeder hören kann?

Jacob. Nein doch, ich denke in der That zu gut von meiner Frau, als daß ich sie im Verdacht hätte.

Heinrich. Und für meinen Vetter Ochsendorf sag' ich gut.

Ochsendorf. Ich will mich nicht selbst rühmen, aber besondere Springhengste sind die Ochsendorfs nie gewesen.

Heinrich. Nein gewiß, das kann Jeder hören, Monfrere. Ich habe nie solche Leute gekannt, wie in deiner Familie, die gehen alle, so viel ich ihrer kenne, mit den Frauenzimmern ebenso um wie mit den Mannsleuten. Ich weiß aber noch nicht, ob das just eine Tugend ist, so sehr kaltsinnig zu sein.

Jacob. Ei gewiß, Schwager, ist das eine Tugend und zwar eine von den größten Tugenden; Ihr dürft jungen Leuten ja nichts Anderes vorpredigen.

Heinrich. Ihr habt Recht, Schwager, vor jungen Leuten darf man nicht anders reden, aber immer ausgenommen Monfrere Ochsendorf. Denn wenn man dem auch ein ganzes Jahr vorpredigen wollte, man brächt' ihn doch nicht dazu, verliebt zu werden; wären alle junge Menschen von Natur so, da brauchte kein ehrlicher Mann sich um seine Frau zu ängstigen. Wo ein Mensch mal von Natur gut ist, Schwager, da ist er auch durch nichts zu verführen und ebenso, wo die Natur schlecht ist, da hilft auch keine Ermahnung zum Guten.

Ochsendorf. Es gibt darüber ein gewisses lateinisches Sprüchwort. Das kannst du uns sagen, Monfrere, da du ja studirt hast? Ich hab' es wol zehnmal gehört, es ist ein ganz bekannter Spruch.

Heinrich. Das heißt auf Latein,[12] Monfrere: gaudeamus igitur, post molestum sumus.

Ochsendorf. Nein, so, dächt' ich, hieße es nicht.

Heinrich. Ja, Monfrere, das Latein ist eine außerordentlich reiche Sprache, man kann darin eine und dieselbe Sache auf vielerlei Manieren sagen; so kann man das auch auf eine andere Manier geben, zum Beispiel: parva scintilulla habet contemtula nos habebat humus.

Ochsendorf. Entschuldigt mich, ich muß auf meine Kammer und einen Brief mit der Post schreiben. (Ab.)

Achte Scene.

Heinrich. Jacob.

Heinrich. Hol' dich der Henker mit deinem Latein, das war eine schöne Angst, die er mir damit gemacht hat!

Jacob. Ha ha ha! Aber wozu brauchen wir alle diese Umschweife?

Heinrich. Die sind sehr nöthig, Jacob: denn je eifersüchtiger du dich stellst, je verliebter wird er. Weißt du, was du nun weiter zu thun hast? Sobald du sie auf Ochsendorfs Kammer husten hörst, so ist das das Signal, daß du mit zwei Zeugen hereinbrichst und da wollen wir ihn dann in eine Angst versetzen, wie er sie noch in seinem Leben nicht gehabt haben soll. Laß uns nur rasch gehen.

Fünfter Act.

Erste Scene.

Jacob. Zwei Zeugen.

Jacob. (Geht an die Thür und lauscht.) Hört Ihr wol, ihr lieben Leute? So wie ich Euch einen Wink gebe, stürzt Ihr gleich mit mir hinein. (Er winkt ihnen, sie stürzen mit ihm hinein und bringen Ochsendorf herausgeschleppt.) Ei du undankbarer Bube, ist das der Dank für die Höflichkeit, mit der ich dich in mein Haus aufgenommen und dir alles Gute erwiesen habe?! Sieh her (indem er seinen Degen zieht), ich werde dich lehren, was das zu bedeuten hat, eine anständige Dame zu beschimpfen!

Zweite Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich. Holla, was ist hier los? Was macht Ihr, Schwager? Wollt Ihr in Eurem eigenen Hause zum Mörder werden an eines braven Mannes Sohn und Eurem eignen Verwandten?!

Jacob. Laß mich los, Schwager, oder das Donnerwetter holt Euch alle zusammen!

Heinrich. Ach mein allerliebster Schwager, bedenkt doch, was Ihr thut!

Jacob. Bedenken hin, bedenken her, er muß geopfert werden und ist meine Frau schuldig, so muß sie mit ihm sterben. Laß mich los, sag' ich!

Heinrich. Was ist denn geschehen, mein allerliebster Schwager?!

Jacob. Er hat wollen mein Ehebett beflecken — laß mich los, he du! (Heinrich balgt sich so lange mit ihm, bis er ihm den Degen aus der Hand windet.) Hei Gewalt! Gewalt! Ihr guten Männer sollt mir bezeugen, was hier passirt ist! Kann ich mich nicht selbst rächen, so sollen Gesetz und Recht mich rächen!

Dritte Scene.

Lucretia. Die Vorigen.

Lucretia (mit fliegenden Haaren). Wo ist der Schelm? Ich will ihn packen! Ist das eine Art mit einer anständigen Dame umzugehen? (Ochsendorf verkriecht sich hinter Heinrich.) Sein Herzblut muß ich sehen; denkt er, ich bin eine Hure? Wo ist er geblieben? Ach ich sterbe, wenn ich nicht auf dem Fleck Rache bekomme! Holla, bist du da?! (Sie faßt ihn bei den Haaren und schüttelt ihn tüchtig. Heinrich springt dazwischen und wehrt sie ab. Die beiden Männer halten Jakob.) Ei, laßt mich doch Rache nehmen an ihm!

Heinrich. Ei meine Herzensschwägerin, wir sind alle Menschen, Ihr müßt Nachsicht haben mit einem jungen Menschen.

Lucretia. Die Augen will ich ihm ausreißen!

Heinrich. Ei Schwägerin, er hat sich vergangen und bekennt seinen Fehler.

Lucretia. Bekennt seinen Fehler? Ist das genug? Nein, nicht lebendig soll er von der Stelle kommen!

Jacob. So ist's recht, Frau, reiß' dem Hund die Augen aus! Laßt mich los, sag' ich, Ihr Kerle!

Heinrich. Vetter, spring in die Kammer und riegle die Thür zu!

(Ochsendorf läuft fort.)

Vierte Scene.

Jacob. Lucretia. Heinrich. Die beiden Männer.

Jacob. Ha ha ha, das geht schön, nun haben wir ihn tüchtig in der Klemme; wie soll es nun weiter gehen, Heinrich?

Heinrich. Da muß sofort stehenden Fußes ein Prozeß eingeleitet werden, nicht im Ernst, sondern nur um ihn immermehr in Angst zu setzen.

Lucretia. Spielt' ich meine Rolle nicht gut?

Jacob. Du bist ein geschicktes Mädchen, du hast dein Meisterstück gemacht.

Heinrich. Geht nur Alle fort und laßt zwei gute Freunde als Gerichtsdiener kommen; unterdessen bring' ich ihn wieder heraus.

(Die Uebrigen ab.)

Fünfte Scene.

Heinrich. Ochsendorf.

Heinrich. Mach' auf, Monfrere.

Ochsendorf. Ich werde mich hüten.

Heinrich. Sie sind alle fort, ich bin allein.

Ochsendorf. Ich fürchte, sie kommen wieder.

Heinrich. Sie können nicht wieder kommen, ich habe die Thür verriegelt.

Ochsendorf (kommt heraus). Ach Monfrere, ich fürchte doch, sie kommen wieder.

Heinrich. Setzt Monfrere Mißtrauen in meine Worte? Hab' ich das wol verdient, daß du mißtrauisch gegen mich bist?

Ochsendorf. Ach nein, Monfrere, du hast an mir gehandelt wie nur ein Bruder am andern handeln kann.

Heinrich. Ja, ich habe mein Leben für dich gewagt. Aber das hat nichts zu sagen, wenn ich nur sehe, daß du es mir gedenkst; ich werde dir auch ferner aus allen Kräften beistehen, als treuer Bruder und Vetter.

(Ochsendorf fällt ihm um den Hals und weint; Heinrich weint ebenfalls.)

Ochsendorf. Ach Monfrere, wie soll ich mich retten aus diesem Unglück?

Heinrich. Ja, ich weiß es wahrhaftig auch nicht, ich bin so verwirrt im Kopf und so bestürzt, daß ich nicht weiß, ist es Tag oder Nacht. Ich habe nach dem Procurator Knud geschickt, das ist ein geriebener Mann, um seinen Rath zu hören.

Ochsendorf. Aber kann Monfrer mir nicht helfen, daß ich mich rasch aus der Stadt davon mache?

Heinrich. Ja richtig, das Erste was Schwager Jacob that, war die Hausthür zu verschließen; du kannst nicht heraus.

Ochsendorf. Ach, ach, ich elender Mensch, das kostet mich den Hals! Aber wie kam das nur mein Herzensvetter, daß die Madame mich so übel behandelte, da sie mir ihre Liebe doch selbst erst angetragen?

Heinrich. Monfrer, du bist noch ein wenig einfältig; sie mußte sich ja so stellen um ihres Mannes willen, um ihre Ehre zu retten, ja vielleicht ihr Leben. Ich sprach sie nachher insgeheim, da weinte sie wie ein Kind und bat mich sie zu entschuldigen. Aber was wollen die Leute hier?

Sechste Scene.

Zwei Gerichtsdiener. Heinrich. Ochsendorf.

Die Gerichtsdiener. Hier ist ja wol ein junger Mann mit Namen Ochsendorf?

Heinrich. Was wollt Ihr von ihm?

Die Gerichtsdiener. Wir haben ihn von Amtswegen vors Stadtgericht zu citiren, um Antwort zu geben auf die Klage, welche Jacob Christophersen wider ihn angestellt hat. Das ist gewiß der Mann. Hört, Monsieur, wir sollen Ihm anzeigen, daß Er sich heut über acht Tage Punkt neun Uhr auf dem Stadtgericht einfindet, um Antwort zu geben auf die Klage, welche Jacob Christophersen, Bürger und Einwohner hiesiger Stadt, wider Ihn angestellt hat.

Heinrich. Es ist gut, Ihr lieben Leute.

(Sie gehen.)

Ochsendorf. Ich dächte, das wäre mäßig gut.

Heinrich. Die Gerichtsdiener müssen eine Antwort haben, das thut nichts zur Sache, ob man ihnen so antwortet oder so, es genügt, daß sie ihren Auftrag ausgerichtet haben.

Ochsendorf. Ach mein Herzensmonfrer, sollt' es nicht möglich sein, sich aus dem Staube zu machen?

Heinrich. Nein, er hat zwei Matrosen als Aufpasser an die Thüre gestellt und wenn du fortläufst, so machst du die Sache nur schlimmer.

Ochsendorf. Ach ich elender Mensch, das ist ein betrübter elfter Juni für mich!

Heinrich (weinend). Ach Monfrer, du kannst nicht glauben, wie schwer mir das Herz ist um deinetwillen!

(Sie weinen beide.)

Ochsendorf. Aber sollt' es nicht möglich sein sich aus dem Staube zu machen?

Heinrich. Nein, Monfrer, den Gedanken gebt auf, der thut nicht gut.

(Sie weinen wieder.)

Heinrich. Aber kommt da nicht mein guter Freund, Procurator Knud? Ach Herr Advocat, Sie kommen wie gerufen, hier ist ein Schilling zu verdienen.

Siebente Scene.

Procurator Knud. Ochsendorf. Heinrich.

Knud. Serviteur, Monsieur Niels Christensen! Er soll Dank haben, daß Er an mich denkt und mir einen Schilling zu verdienen gibt.

Heinrich. Ach Herr Procurator, jetzt thut Euer Möglichstes! Hier ist ein junger Mensch, der ist ins Unglück gerathen; könnt Ihr ihn retten, so sollt Ihr raisonnabel bezahlt werden.

Knud. Um was handelt es sich?

Ochsendorf. Ich bin Jacobs Frau zu nahe gekommen, Väterchen.

Knud. Und sind Zeugen drauf?

Ochsendorf. Ja leider.

Knud. Das ist, wenn ich mich recht erinnere, eine Sache, bei der es sich um Leib und Leben handelt; ich habe das Gesetzbuch bei mir und will sicherheitshalber gleich mal nachschlagen. Das ist die Stelle, sechstes Buch, drittes Kapitel, achter Artikel: Wer einen Versuch macht, eine verheirathete Frau zu nothzüchtigen, der soll

am Leben gestraft werden, auch wenn er mit seinem Vorsatz nicht zu Stande gekommen.

Ochsendorf. Ach Herr Procurator, sollte man sich denn nicht aus dem Staube machen können?

Knud. Ja richtig, schön Dank auch, da verlör' ich ja einen Proceß; so lassen wir uns die Nahrung nicht aus den Händen winden. Aber ich will Euch was andres sagen: wir verdrehen den Artikel, so klar er auch ist, ich will mich Seiner schon annehmen als ein ehrlicher Mann und es schon so machen, daß Monsieur mit Pranger und Auspeitschung davon kommt.

Ochsendorf. Ach, ach, ich elender Mensch! Ach, ach, sollte man sich nicht aus dem Staube machen können, Herr Procurator?

Knud. Hört Er nicht, Monsieur, daß das nicht sein kann? Wie sollte ich wol eine solche wichtige Sache aus den Händen lassen? Da wär' ich ja nicht werth je wieder vor Gericht zu agiren, ich würde ja von allen Advocaten für einen Spitzbuben gehalten werden; die werden sich schon genug darüber ärgern, daß ich, als ein junger Procurator, schon solche Sachen zu führen kriege.

Heinrich (auf den Knien). Ach Herr Procurator, thut Euer Möglichstes! Geht's meinem Vetter ans Leben, so sterb' ich vor Kummer mit!

(Heinrich spricht heimlich mit Knud.)

Knud. Wie gesagt, Monsieur Niels Christensen, verlaßt Euch auf mich, ich bin ein ehrlicher Mann. Jetzt kann ich mich hier nicht länger aufhalten, ich habe vier brave Männer zu vertheidigen, die gehängt werden sollen, noch außer Eurem Vetter; adieu. (Ab.)

Achte Scene.

Ochsendorf. Heinrich.

Ochsendorf. Was für Hoffnung gab er dir, da er wegging?

Heinrich. Dieselbe, die er Monfrer gab; er schwor mir zu, daß sich nichts weiter thun ließe.

Ochsendorf. Ach weh, ach weh! Aber sollte man sich nicht aus dem Staube machen können?

Heinrich. Ich hab' Euch schon gesagt, Vetter, es ist unmöglich. Doch will ich Eins versuchen, ob das geht; nämlich ob es möglich ist, Schwager Jacob mit Geld zufrieden zu stellen.

Ochsendorf. Ach Herzensvetter, versucht das doch!

Heinrich. Bleib' du nur so lange hier, ich gehe hinein und spreche mit ihm. (Ab.)

Neunte Scene.

Ochsendorf allein. Nachher Heinrich.

Ochsendorf. Ach Niels Christensen, du bist mir ein braver Vetter, lieber wollt' ich all meine Geschwister verlieren, als blos dich; du hast mir solche Wolthaten erwiesen, daß ich verpflichtet bin, mein Leben für dich zu lassen. Komm' ich noch mit Ehren nach Hause, so will ich dir wahrhaftig jedes Jahr einen großen Käse schicken und zwei Schinken, ja solch Vertrauen will ich zu dir haben, daß du nächsten elften Juni meine Zinsen für mich einkassiren sollst. Denn ich für meine Person komme mein Lebtage nicht wieder nach Kopenhagen. (Drinn zanken sie sich.) Nein höre mal, wie der Herzensmann sich zankt um meinetwillen! Na wer weiß, vielleicht läßt Jacob sich doch noch mit Geld zur Ruhe bringen. (Sie zanken wieder.) Nein höre mal, nun sind sie hart aneinander; ach ich fürchte nur, er geräth noch meinetwegen ins Unglück. (Sie zanken wieder.) Jetzt haben sie sich gewiß bei den Haaren, es scheint, er läßt eher sein Leben, als daß er nachgibt. Nu wird's wieder still. Es wird am Ende doch noch gut. (Sie zanken wieder heftig.) Nein, jetzt gibt's gewiß ein Unglück; hör' mal Einer, was der Jacob schreit! Nu wird's wieder still. Sie sprechen ganz leise; ach wenn er sich doch bewegen ließe! Sieh da, da kommt er zurück. (Heinrich wischt sich den Schweiß ab.) Ach Herzensvetter, ist da noch Rettung für mich?

Heinrich. Ja, laß mich nur erst ein wenig verpusten.

Ochsendorf. Will Monfrer nicht ein Glas Branntwein, den Aerger hinunterzuspülen? Da steht gleich welcher auf dem Tisch.

Heinrich. Ja, reich' ein Glas her. Ach, das bringt mich gleich wieder zurecht; so ein Branntwein ist doch ein herrliches Ding, nämlich mit Maßen gebraucht. Hör Monfrer, mit fünfhundert Thalern kannst du dich retten.

Ochsendorf. Ich habe nicht mehr als zweihundert in

meinem ganzen Vermögen. Ach, ach, fünfhundert Thaler! Das ist doch gar zu hart!

Heinrich. Es hat Mühe genug gekostet, bis ich ihn nur so weit habe bringen können.

Ochsendorf. Herzensmonfrer, sag' ihm, daß zweihundert Thaler Alles sind, was ich aufbringen kann.

Heinrich. Wahrhaftig, Vetter, ich habe den Muth nicht, ihm das zu sagen, er spuckt mir ins Gesicht, wenn ich ihm solch Angebot mache.

Ochsendorf. Wolan, ich will ihm dreihundert Thaler geben, aber dann hab' ich auch keinen Schilling Reisegeld mehr.

Heinrich. Ich will es meinetwegen versuchen, ich bin gleich wieder da. (Geht.)

Ochsendorf. Fünfzig Thaler hab' ich freilich noch, aber das ist mein Reisegeld, das muß ich fest halten, so lange ich kann. (Drinnen zanken sie sich wieder.) Na nu hör' mal Einer; hol' den Jacob der Teufel, daß er sich gar nicht will sagen lassen, ich fürchte der Rest wird auch noch springen. (Sie zanken sich wieder.) Ja ganz gewiß muß er noch springen; ach, ach, nie wieder setz' ich den Fuß über den Belt! (Sie zanken sich aufs neue.)

Heinrich (laut). Holla, zu Hülfe! zu Hülfe! Der Teufel besasse sich wieder mit so was, wär' ich nicht so rasch auf den Beinen gewesen, er hätte mich todtgestochen. Hör', Vetter, hier gibt es nur zwischen Zweien zu wählen: entweder du unterwirfst dich dem Buchstaben des Gesetzes oder du zahlst vierhundert Thaler.

Ochsendorf. Will er sich denn mit vierhundert Thalern begnügen?

Heinrich. Kein Gedanke; aber ich hab' ihm versprochen, daß für die übrigen hundert Thaler deine Koffer als Pfand zurückbleiben sollen.

Ochsendorf. Ich habe wahrhaftig selbst nur noch fünfzig Thaler und weiß kein Mittel mehr zu kriegen, ich müßte mir denn meine silbernen Knöpfe vom Rock schneiden.

Heinrich. Thue der Herr Vetter, was Ihm beliebt. Ich für meinen Theil hätte da gar kein Bedenken; die Knöpfe abschneiden, scheint mir, ist doch immer besser als gehängt werden.

Ochsendorf. Ach, ach, ich trenne mich so ungern von den

Knöpfen, die haben mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater schon getragen!

Heinrich. Na und wenn sie Methusalem an seinem Brautrock getragen hätte, so gäbe ich mich zufrieden und schnitte sie ab. Oder was meinst du, was für ein Ruhm wird das sein, wenn die Leute sagen: Niels Ochsendorf ist solch ein Liebhaber von Antiquitäten gewesen, daß er sich hat lieber wollen hängen lassen, als ein paar silberne Knöpfe abschneiden, die seinen Vorfahren gehört haben? Solche verrückten Einfälle kann ich für den Tod nicht leiden.

Ochsendorf. Na so kann er nur den Rock dazu nehmen.

(Zieht sich den Rock aus.)

Heinrich (weint). Es schneidet mich ins Herz, daß ich dem Herrn Vetter auf die Art den Rock aushelfen muß; doch wollen wir Gott danken, daß es noch so abläuft. Denn das kannst du mir glauben: wenn Procurator Knud sagt, daß Einer zu Pranger und Auspeitschung verurtheilt wird, so wird er sicher gehängt; es ist das so dieselbe Manier wie bei den Doctoren, die den Patienten die Gefahr auch immer geringer vorstellen als sie ist.

Ochsendorf. Sieh her Vetter, da hast du das Geld, es wird, denk' ich, richtig gezählt sein.

Heinrich. Schwager Jacob wird es auf des Herrn Vetters Wort auch ungezählt nehmen.

Ochsendorf. Aber, theurer Vetter, könntest du nicht erst noch einen Versuch machen und ihm dreihundert bieten?

Heinrich. Will der Herr Vetter den Versuch nicht selber machen?

Ochsendorf. Ach mein Vetter, gib es ihm nur Alles hin, damit ich nur bald fortkomme. (Heinrich ab; Ochsendorf horcht an der Thür.) Horch, da zanken sie sich wieder! Das ist ein verflucht jähzorniger Kerl, ich fürchte, er hat sich wieder anders besonnen. Nein, nun wird er gut, er spricht kein Wort mehr. — Da kommt der Herr Vetter; na das war ja rasch ins Reine gebracht?

Heinrich. Triumph! Triumph, Monfrer! Kannst du blos bis Röskild kommen, so hast du nachher nicht weiter nöthig, dich um Reisegeld zu bekümmern. Das muß ich sagen, das heißt ein gutes Herz: die Madame hat mir einen Brief in die Hand gesteckt, worin sie Knud Knudsen, einen der ersten Kaufleute von Röskild,

ersucht, dem Herrn Vetter hundert Thaler zum Reisegeld auszuzahlen.

Ochsendorf. Ach die vortreffliche Frau!

Heinrich. Sie weinte vor Mitleid, daß ihr die Thränen nur so rasselten wie die Hagelkörner.

Ochsendorf. Ach das edelherzige Weib!

Heinrich. Nun kann der Herr Vetter reisen, wann er Lust hat.

Ochsendorf. Aber ich bin ja so nackend, als käm' ich aus Mutterleibe.

Heinrich. Nicht doch, du hast ja noch deine Unterkleider, mit Weste und Hosen, soviel ich weiß, wird Niemand geboren.

Ochsendorf. Dies Geld ist doch ein kleiner Trost für mich.

Heinrich. Das ist gewiß und übrigens kann sich auch der Herr Vetter mit der Hypothek trösten, die er auf das große Haus am Markte gekriegt hat.

Ochsendorf. So ist es.

Heinrich. Item, daß du dein Kapital einem so unsichern Manne wie der Schuldenborg aus den Händen gewunden hast.

Ochsendorf. So ist es, ja wol.

Heinrich. Rechne dir Alles zusammen, Monfrer, so hast du bei dieser Reise noch mehr gewonnen als verloren, besonders wenn man die hundert Thaler rechnet, welche die Madame dir in dem Briefe angewiesen hat.

Ochsendorf. Aber wo wohnt der Mann in Röskild, bei dem ich das Geld erheben soll?

Heinrich. Jedes kleinste Kind, das du nach Knud Knudsen fragst, kann dir sagen, wo er wohnt. Er ist just so bekannt in Röskild wie Lars Anderssen in Kopenhagen; an solche bekannten Personen werden die Briefe nicht näher adressirt. Da kommen mitunter Briefe aus Indien, [13] hol mich der Teufel wo nichts weiter drauf steht als: A. Mosje Lars de Anderssen abzugeben in Europa.

Ochsendorf. Höre, Monfrer, wenn ich nur meine silbernen Knöpfe behalten hätte, da wollt' ich mich noch eher zufrieden geben.

Heinrich. Monfrer kann sie ja wieder einlösen; schick' mir nur so viel Geld wie die Knöpfe wiegen, so sollst du deine Knöpfe wieder haben in Zeit eines Monats.

(Ein **Knabe** kommt und sagt Heinrich etwas ins Ohr.)

Heinrich. Ach ist es möglich, daß die Rachgier einen Menschen so überwältigen kann?!

Ochsendorf. Na was ist nun schon wieder los?

Heinrich. Unsere tugendhafte Schwägerin Madame Jacobs ließ mir durch diesen Knaben melden, daß Schwager Jacob an der Ecke der Straße mit drei Kerlen steht und Monfrer auflauert, um ihm den Buckel durchzubläuen.

Ochsendorf. Was? Habe ich ihn nicht zufrieden gestellt?

Heinrich. Das ist schon richtig, Monfrer, einen Proceß kann er nicht mehr gegen dich anstellen; denn das Geld ist ihm in Gegenwart von Leuten gezahlt worden, die wider ihn zeugen können. Aber es geht ihm noch im Kopfe herum, daß Monfrer ihn hat zum Hahnrei machen wollen; darum hat er sich heimlicher Weise an der Straße hingestellt, um dir mit der Karbatsche das Reisegeld auszuzahlen.

Ochsendorf. Wie soll ich da nur fortkommen?

Heinrich. Höre, Monfrer, besser todt als rathlos. Ich habe da ein großes Faß in der Nähe, willst du da hineinkriechen, so soll der Junge dich sacht über die Straße rollen, bis du am Eckhaus vorbei bist.

Ochsendorf. Ach Monfrer, du hast Einfälle wie ein Engel; thu was dich gutdünkt.

(Er wird in ein großes Faß gelegt, worauf der Boden zugeschlagen wird.)

Heinrich. Der Bengel hat, wie ich merke, noch etwas Geld bei sich, das muß ich auch noch haben, bevor er abreist, damit er doch sagen kann, er ist in Kopenhagen gewesen und nicht so bald wieder kommt, seine Zinsen zu holen.

(Ochsendorf, der in dem Faß keine Luft kriegen kann, fängt an zu schreien, worauf man ihn wieder herauszieht.)

Ochsendorf. Ah .... Ah .... ich bin beinahe erstickt!

Heinrich. Da müssen wir auf einen andern Ausweg denken. Hier hab' ich einen Sack, wenn du dich bequemen willst, dahinein zu kriechen, so kann ein Kerl, der hier in der Nähe ist, dich über die Straße tragen; der Sack ist voll Löcher, da kannst du Luft holen.

(Der Kerl, der ihn trägt, fällt rücklings mit dem Sack.)

Ochsendorf (ist mit Mehl bestäubt). Ach ich elender Mensch! Die Arznei ist schlimmer als die Krankheit!

Heinrich. Höre, Monfrer, wenn du dich gut verstellen kannst, so hab' ich nun noch ein sicheres Mittel dir zu helfen. Ich habe eine vollständige Nachtwächteruniform bei der Hand, die kannst du dir anziehen und so dem Jacob dicht bei der Nase vorbeigehen, ohne daß er oder irgend ein Andrer dich erkennt. Wir bleiben geschiedene Leute für ewig, wenn er hört, daß ich dir durchgeholfen. Aber das kann nichts helfen, ich habe dich bei dem kurzen Umgang, den wir miteinander gehabt haben, so liebgewonnen, daß ich nicht Feuer noch Wasser scheue, dich zu retten, du mußt fort, noch heute Abend, wie es auch sei; die Nacht über hier im Hause zu bleiben, ist nicht gerathen.

Ochsendorf. Ach ja Monfrer, so wollen wir dies Mittel versuchen.

Heinrich. Wenn du nur so rufen könntest wie ein Nachtwächter, so wäre das charmant; denn es ist gerade zehn Uhr.

Ochsendorf. Na ich denke doch.

Heinrich. Uebe dich nur ein Bischen, unterdessen ich gehe und den Anzug hole. (Geht und **Ochsendorf** übt sich unterdessen nach Art der Nachtwächter zu rufen. **Heinrich** kommt wieder und zieht ihm die Nachtwächterkleidung an.) Sieh da, Monfrer, nun siehst du vollkommen aus wie ein Nachtwächter; nun geh' du nur ruhig die Straße entlang und ruf' unterwegs die Stunde ab und wenn du beim Eckhaus vorbei bist, dann stoße nur in die Pfeife hier, dann weiß ich schon, wo du zu finden bist.

Jacob (sich mit einer Karbatsche herbeischleichend). Na nu will ich den Kerl gut durchschmieren und ihm solch Reisegeld aufzählen, daß er sich in seinem Leben nicht mehr unterstehen soll, eines braven Mannes Frau zu beschimpfen. (Zu Ochsendorf gewendet.) Heda Wächter, was ist die Glocke?

(Ochsendorf ruft zehn und geht dann weiter bis die Gefahr vorbei ist.)

Ochsendorf. Nun muß ich nur in die Pfeife stoßen, damit mein Vetter mich finden kann.

(Stößt dreimal in die Pfeife. Die übrigen Wächter in der Nähe glauben, es gibt Lärm in der Nachbarschaft, stoßen ebenfalls in die Pfeifen und kommen herbeigelaufen und fragen ihn, was los ist.)

Ochsendorf. Nichts, Väterchen.

Nachtwächter. Aber warum stößt du denn in die Pfeife? Wo ist dein Morgenstern?

Ochsendorf. Nach dem Morgenstern müßt Ihr mich fragen, wenn Tag ist, jetzt kann ich Euch höchstens den Abendstern weisen.

Nachtwächter. Kommt, Kerle, schleppt das Vieh aufs Rathhaus, er ist besoffen und hat seinen Morgenstern verloren.

(Sie schleppen ihn ab.)

Heinrich (läuft herzu). Was ist los, liebe Leute?

Nachtwächter. Da ist ein Nachtwächter, der hat sich besoffen und hat seinen Morgenstern verloren.

Heinrich. Ei Ihr müßt es nicht so streng nehmen mit Eurem eigenen Kameraden!

Nachtwächter. Na, dem ist der spanische Bock sicher.

Zweiter Nachtwächter. Bei Licht besehen, ist das, glaub' ich, gar nicht einmal ein Nachtwächter, sondern ein verkleideter Spitzbube; in welches Revier gehörst du denn?

Ochsendorf. Ich gehöre in gar kein Revier.

Zweiter Nachtwächter. Na ich hab's ja gleich gedacht, es ist gar kein Nachtwächter! Marsch aufs Rathhaus!

Heinrich. Hört, Kinderchen, laßt den armen Kerl laufen, es scheint ein einfältiger Mensch zu sein.

Die Wächter. Die Schwerenoth soll er kriegen!

Heinrich. Ich will Euch ja gern ein gutes Trinkgeld geben, wenn Ihr ihn gehen laßt. (Zieht Ochsendorf bei Seite:) Monfrer, aus dem Unglück könntest du dich noch retten, wenn du blos noch zwanzig Thaler hättest, die Kerle damit zu schmieren; wär' ich selber nur bei Geld, du solltest mich nicht zweimal darum bitten.

Ochsendorf. Zehn Thaler hab' ich, Vetter.

Heinrich. Das wird schwerlich helfen; ich will hören, was sie haben wollen. (Geht hin und spricht heimlich mit den Wächtern; dann kommt er zurück.) Das ist ein Jammer, daß du nicht noch lumpige sechs Thaler hast; denn die wollen sechzehn Thaler haben.

Ochsendorf. Ach Monfrer, kannst du mir nicht sechs Thaler leihen?

Heinrich. Vielleicht, aber freilich bin ich dann ganz entblößt. Doch das will nichts sagen, wo sind deine zehn Thaler? (Ochsendorf gibt ihm das Geld und Heinrich gibt den Nachtwächtern davon nach Belieben, worauf sie fortgehen.) Ach Monfrer, ich fürchte, ich nehme mir noch vor Kummer das Leben! Es ist wirklich nicht meine Schuld,

daß das so unglücklich ausfällt, ich hab' Alles gethan was ein Freund und Bruder dem andern thun kann. Aber wenn Monfrer glaubt, daß ich strafbar bin, weil mein guter Anschlag mißglückt ist, so will ich dir das Geld gern wieder geben.

Ochsendorf. Ich danke, Monfrer.

Heinrich (leise). Was für eine verfluchte Natur in dem Kerl steckt! (Laut.) Ich sage, wenn ich so glücklich wäre bei Gelde zu sein, würd' ich dir die zehn Thaler wieder geben und noch zehn dazu. Das Unglück ist nur, daß Monfrer gerade heute Abend fort muß; spätestens in einem Monat lasse ich einige Bücher verauctioniren, da krieg' ich Geld. Aber nun laß uns sehen, wie wir beim Eckhaus vorbeikommen. (Führt Ochsendorf auf die andere Seite.) Sieh da, Monfrer, nun sind wir in Sicherheit. (Zieht ihm die Nachtwächterkleidung wieder aus.)

Ochsendorf. Ach ich danke dir, mein allerliebster Vetter, für alle deine Güte; nun muß ich hier Abschied nehmen und wiederhole dir, was ich schon vorhin gesagt habe: nämlich daß mir nichts in der Welt ein größeres Vergnügen machen könnte, als Monfrer wieder zu dienen; ich wünschte nur, Monfrer setzte mich auf die Probe, nicht Gut noch Blut soll mir zu theuer sein, wenn ich meine Dankbarkeit dadurch beweisen kann. Ich kann nichts mehr sagen, das Wort bleibt mir vor Betrübniß im Halse stecken, daß ich solchen wahrhaften Freund verlieren soll.

(Sie fallen einander um den Hals und heulen; Ochsendorf geht weiter.)

Heinrich. Hör', Monfrer, noch ein Wort! Sowie du Geld kriegst in Röskild, mußt du dir einen alten Ueberrock kaufen, wo du dich hübsch drin einwickeln kannst. Mir ist bange, du erkältest dich unterwegs; die Luft hier in Seeland ist scharf, sogar im Julimonat. Vergiß nicht, deine Eltern zu grüßen, und sag' ihnen, wenn ich noch sonst mit etwas dienen kann, so sollt' es mich freuen.

Ochsendorf. Tausend Dank, mein süßes Brüderchen; adieu! adieu! (Ab.)

Heinrich (ihm nachrufend). Monfrer, nimm dich gut in acht, daß du nicht auf dem Wagen einschläfst, du könntest zu Schaden kommen! Und verwahre dein Geld wol, daß es dir Keiner stiehlt, du kannst dir einen Knoten ins Hemde machen, da merkt Keiner, daß du Geld hast! Leb' wol!

(Er winkt dreimal mit dem Hut hinter ihm drein.)

Zehnte Scene.

Heinrich. Lucretia.

Heinrich. Ging das nicht schön? Das macht, wenn man studirt hat, Mamsell. Latein ist den Menschen zu allen Dingen nütze; Ihr habt Eure Sache so leidlich gemacht, aber wenn Ihr Latein könntet, da wäre es noch weit besser gerathen.

Lucretia. So viel Latein wie du, glaub' ich, kann ich auch.

Heinrich. Ja, Ihr könnt vielleicht noch mehr, in gewissem Sinne: aber doch nicht solch Latein, wie man in den lateinischen Schulen lernt.

Lucretia. Bist du denn in einer lateinischen Schule gewesen?

Heinrich. Ei freilich, und das mit Ruhm; denn in dem halben Jahr, das ich in der untersten Klasse saß, bin ich allein dreimal ausgehauen worden. Sollt' ich da nicht Latein verstehen wie meine Muttersprache?

Lucretia. Aber hör', Heinrich, wenn die Beute nun getheilt wird, so bitt' ich, mich nicht zu vergessen.

Heinrich. Nein, gewiß nicht, Mamsell, Ihr kennt Eure Taxe: achtundzwanzig Schillinge.

Lucretia. Du Schlingel, soll ich mit achtundzwanzig Schillingen zufrieden sein?

Heinrich. Das ist ja der alte Preis, das ist ja wie beim Bäcker die Semmel. Aber wir werden schon zurecht kommen; ich und mein Herr sind raisonnable Leute. Und nun laß uns hineingehen.

(Beide ab.)

Elfte Scene.

Der rechte Niels Christensen. Nachher Ochsendorf.

Niels Christensen. Das ist eine seltsame Geschichte mit meinem Vetter Niels Ochsendorf, der war schon gestern in Röskild und heute ist er noch nicht hier. Ich muß doch mal in den Drei Hirschen herangehen und nach ihm fragen; man kann nicht wissen, ob dem armen Kerl nicht etwas zugestoßen: denn es ist das erstemal, daß er in die Stadt kommt.

(Ochsendorf tritt auf; er weint und fragt nach dem Weg zum Westerthore.)

Niels Christensen. Warum weint Ihr, Kamerad?

Ochsendorf. Ich bitte, Gevatter, könnt Ihr mir nicht sagen, wo hier der Weg nach dem Westerthor geht?

Niels Christensen. Seid Ihr denn so fremd hier in der Stadt?

Ochsendorf. Ja, gewissermaßen bin ich fremd und gewissermaßen bin ich nur zu bekannt. Hätte ich doch meinen Vetter Niels Christensen gebeten, mich gleich bis zum Westerthor zu begleiten, er ist eine ehrliche Seele, er würde es gern gethan haben.

Niels Christensen. Wo wohnt der Niels Christensen?

Ochsendorf. Er wohnt in einem Hause, das heißt abzugeben in Hungershof.

Niels Christensen. Was Henker ist das? Was Henker ist das? In ganz Kopenhagen gibt es nur einen Hungershof und da wohnt Niemand als ich.

Ochsendorf. Ja, ich glaube wol, daß hier noch verschiedene Straßen sind, wo es einen Hungershof gibt. Aber dieser Hungershof liegt in einer Straße, die heißt Hafnia; denn so stand auf dem Briefe, den ich ihm gab: Hungershof in Hafnia. [14]

Niels Christensen. Wie heißt Er, Monsieur?

Ochsendorf. Ich heiße Niels Ochsendorf, jetzt aber hieße ich besser Niels Ochsenkopf, in solche Bedrängniß bin ich gerathen.

Niels Christensen. Was Henker hör' ich? Seid Ihr Henning Nielsens Sohn?

Ochsendorf. Kennt Ihr Henning Nielsen?

Niels Christensen. Na wie sollt' ich nicht meinen eignen Vaterbruder kennen?

Ochsendorf. So seid Ihr vermuthlich ein Bruder von Niels Christensen? Ich habe noch gar nicht gewußt, daß Niels Christensen einen Bruder hat?

Niels Christensen. Ich bin selbst Niels Christensen und habe keinen Bruder.

Ochsendorf. Ja ich werde mir auch von Euch was aufbinden lassen. (Leise) Was das hier in der Stadt für verfluchte Menschen gibt!

Niels Christensen. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich Euer Vetter Niels Christensen bin.

Ochsendorf. Den Teufel mögt Ihr. (Leise.) Was das hier in der Stadt für verfluchte Menschen gibt!

Niels Christensen. Na das ist doch seltsam, daß Ihr besser wissen wollt, wer ich bin, als ich selbst?

Ochsendorf. Hört, mein Herr, wo Ihr Euer Bier getrunken habt, da verschüttet auch Eure Hefe; was soll der Unsinn? Erst in diesem Augenblick hat mein Vetter Niels Christensen mich verlassen.

Niels Christensen. Wollt Ihr mich besoffen oder toll machen? Ich schwöre Euch, daß ich Niels Christensen bin, Brudersohn von Henning Ochsendorf!

Ochsendorf. Und ich schwöre, daß Ihr weder Niels Christensen seid, noch jemals werdet!

Niels Christensen. Nun, so will ich Euch doch gleich überführen. Da seht (er nimmt fünf Briefe aus der Tasche und liest die Aufschriften davon): Dem ehrwürdigen und wohlgelehrten Niels Christensen, S. Theologiae Studiosus, Hafnia. A Monsieur Monsieur Niels de Christensen à Copenhague. Herrn Herrn Niels Christensen, abzugeben in Hungershof. A Monsieur Monsieur Niels de Christensen, Student tres renomé dans la Hungershof, per Couvert. Dem edlen und wolgelehrten Nicolaus Christensen, philosophiae Baccalaureus, mit einem Freund, den Gott geleite. Wollt Ihr nun glauben, daß ich der rechte Niels Christensen bin?

Ochsendorf. Nein und wenn Ihr einen Brief zeigt so groß als das ganze Westerthor.

Niels Christensen. Ich merke schon, man hat Euch einen Possen gespielt. Aber wenn ich Euch einen Brief zeigen kann von Eurem eignen Vater, wollt Ihr mir dann glauben?

Ochsendorf. Ja dann wird's wol nicht anders gehen.

Niels Christensen. Seht her, lest nur diesen Brief!

Ochsendorf (liest den Brief). Ach Himmel, so ist der Andere ein falscher Niels Christensen gewesen?!

Niels Christensen. Ja was sonst! Aber wo habt Ihr logirt, wo sind Eure Kleider?

Ochsendorf. Ich habe bei Schwager Jacob logirt, in dem Haus da drüben.

Niels Christensen. In welchem Hause?

Ochsendorf. Na in dem Haus da an der Ecke.

Niels Christensen. Das ist ja Wester-Paradies?

Ochsendorf. Das mag den Teufel ein Paradies sein, eine Hölle ist es für mich gewesen.

Niels Christensen. Das war vor diesem ein liederliches Haus voll Spieler und Spitzbuben.

Ochsendorf. Jetzt nicht mehr; Jacobs Frau ist eine anständige Dame, die hat gegen mich gehandelt, wie nur eine Mutter handeln kann gegen ihren Sohn. Denn nachdem ich ihretwegen Verdruß im Hause bekommen und mich mit Allem loskaufen mußte, was ich bei mir hatte, hat sie mir diesen Brief mit einem Wechsel darin gegeben an Knud Knudsen in Röskild. Seht her, hier ist der Brief: Herrn Knud Knudsen, vornehmem Handelsmann und Bankerotteur in Röskild — ach nein so, Banquier heißt es.

Niels Christensen. Hilf Himmel, wie ist dieser einfältige Mensch an der Nase herumgeführt worden! Macht den Brief nur auf, Ihr werdet gleich sehen, wie Ihr betrogen seid.

Ochsendorf (liest den Brief). „Niels Hennigsen Ochsendorf ist ein Narr; dies Zeugniß gibt ihm Heinrich Larsen."

Niels Christensen. Dacht ich's nicht?

Ochsendorf (weint und heult). Ach du betrübter elfter Juni!

Niels Christensen. Ja, nun seid Ihr in Kopenhagen gewesen, Vetter.

Ochsendorf. Ach du betrübter elfter Juni!

Niels Christensen. Wo habt Ihr denn aber Eure Kleider, Vetter?

Ochsendorf. Wo meine Koffer sind.

Niels Christensen. Und wo sind Eure Koffer?

Ochsendorf. Wo meine Kleider sind.

Niels Christensen. Na und wo ist denn alles Beides?

Ochsendorf. Zum Teufel ist alles Beides.

Niels Christensen. Die Eltern können das nicht verantworten, die ihre Söhne so allein reisen lassen, ohne ihnen nur einen Brief oder eine Adresse an Jemand mitzugeben.

Ochsendorf. Ich hab' einen Brief mitgehabt an Niels Christensen.

Niels Christensen. Wo ist er denn?

Ochsendorf. Den hat ja der andere Niels Christensen gekriegt.

Niels Christensen. Hört, Vetter, wenn Ihr sonst Lust habt, hängt Euch auf.

Ochsendorf. Ach du betrübter elfter Juni!

Niels Christensen. Ja das mögt Ihr wohl zweimal sagen.

Ochsendorf. In allem Unglück, Vetter, hab' ich doch noch Eins, was mich tröstet, nämlich daß ich ein Kapital von einigen tausend Thalern von Gerhard Schuldenborg weg- und bei Lars Andersen untergebracht habe.

Niels Christensen. Den Mann kenn' ich nicht.

Ochsendorf. Den großen Banquier?!

Niels Christensen. Hier gibt's keinen Banquier dieses Namens.

Ochsendorf. Ei doch, er hat mir ja eine Hypothek auf sein großes Haus am alten Markt gegeben.

Niels Christensen. Wo liegt das Haus?

Ochsendorf. Mitten auf dem Markt; es ist ein schönes Haus, der Thurm drauf ist das Geld schon allein werth.

Niels Christensen. Ich kenne am Markt kein Haus mit einem Thurm drauf, außer das Rathhaus.

Ochsendorf. Man geht zu beiden Seiten zwei große steinerne Treppen hinauf, auf der einen Seite ist ein Springbrunnen, auf der andern ein Rabenstein. Aber ich weiß nicht, ob der mit zum Hause gehört.

Niels Christensen. Ha ha, das ist das Rathhaus! Ich habe, so lang ich lebe, noch keinen Menschen gekannt, der so angeführt ist wie Ihr, ich mag nichts mehr mit Euch zu thun haben; seht her, da habt Ihr sechs Thaler auf die Reise. (Geht ab.)

Ochsendorf. Ach du betrübter, du betrübter, du betrübter elfter Juni! (Geht weinend ab.)

Zwölfte Scene.

Heinrich allein. Wieder in seinem Anzug als Bedienter.

Halt, sachte, Monsieur Jacob. Bei der Vertheilung der Beute muß folgendes Verhältniß beobachtet werden. Kriegt mein Herr zehn

Thaler, so krieg' ich fünf, du drittehalb und die Mamsell sieben Mark acht Schillinge; accurat wie im Felde, wo auch, wenn die Beute getheilt wird, der Oberst zehn Prozent kriegt, der Kapitän fünf, der Lieutenant drittehalb, der Fähndrich halb so viel wie der Lieutenant, der Korporal halb so viel wie der Fähndrich, der Soldat gar nichts und der Tambour den Rest. Solche Theilung heißt eine mathematische Proportion und gründet sich auf natürliche Billigkeit.

Nun sprecht, wie war es? Darf ich mich
Vor Euch mit Ehren zeigen?
Zwar bin ich jetzo nur Lakai,
Doch hoff' ich noch zu steigen.

Jetzt leg' ich nun mein Aemtchen ab,
Und theile aus dem Vollen,
Indeß sich unser Wuchrer wird
Vor Aerger hängen wollen.

Nun, meinetwegen kann er's thun,
Er selbst sammt seines Gleichen;
Blutsauger sind sie, deren Geiz
Kein Flehen kann erweichen.

Was ist's denn für ein Schade, geht
Ein Wuchrer auch zum Teufel?
Auf meinem Leichensteine liest
Man einst doch ohne Zweifel:

Hier liegt ein Mann, für dessen Werth
Bürgt dies zum Unterpfande,
Daß er vertrieben und geprellt
'nen Wucherer vom Lande!

Anmerkungen.

In diesem Stück ist es besonders der Charakter des Ochsendorf, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers verdient. Wenn es sonst die Kunst des Dichters ist, lächerliche und thörichte Charaktere nebenher mit Eigenschaften auszustatten, die ihnen unsere Theilnahme, ja selbst (wie beim politischen Kanngießer) eine Art von Achtung zuwenden, so tritt hier der umgekehrte Fall ein. Hier war es nöthig, das Opfer einer frechen Intrigue mit Eigenschaften zu versehen, die es uns unmöglich machen, ihm unsere Theilnahme, selbst nur unser Mitleid zuzuwenden: Eigenschaften, in Vergleich mit denen, selbst die schadenfrohe List, die ihn hinter das Licht führt, noch im Recht erscheint. Auch dies ist unserm Dichter meisterlich gelungen; er hat dem Charakter des Ochsendorf, wie spielend, eine Menge kleiner Züge beigemischt, die ihn als einen vollkommen nichtsnutzigen Menschen zeichnen und sein Unglück nur als die wohlverdiente Strafe, nicht etwa seiner Dummheit — denn für die konnte er nicht — sondern seiner moralischen Schlechtigkeit erscheinen lassen. Er stammt von einem habsüchtigen, geizigen Vater, der durch die schmutzigsten Geschäfte ein reicher Mann geworden, der seine Nachbarschaft geschunden und gedrückt und durch schlechte Prozesse und Wucher aller Art ausgesogen hat. Niels Ochsendorf ist der würdige Sohn eines solchen Vaters; er ist nicht blos dumm, aufgeblasen und aufdringlich, sondern auch geizig, falsch und betrügerisch. Bei all seinem Reichthum möchte er sich gar zu gern dem vermeintlichen Schwager als nichtzahlender Gast aufdrängen: denn dahin natürlich zielen die vielen Complimente und Entschuldigungen, die er macht. Er schämt sich nicht, den Vetter, der ihm so wichtige Dienste leistet und der blos ihm zu Gefallen in den Gasthof zieht, das Zimmer im Gasthof mit bezahlen zu lassen; ja er will mit ihm in einer Kammer wohnen und in einem Bett schlafen, bloß um an der Wirthshausrechnung zu sparen. Den Lastträger, der ihm seinen Koffer ins Wirthshaus schafft, schmiert er mit einem falschen Geldstück an und rühmt sich, den Betrug allenfalls mit einem falschen Eide abzuschwören. Zu alledem ist er verliebt und eitel; kaum dämmert ihm die Möglchkeit, die vermeintliche Schwägerin könne in ihn verliebt sein, als er auch sogleich in Flammen steht und selbst nicht die Erinnerung, daß es die Frau seines Schwagers und Freundes ist, vermag seine unreine Glut zu dämpfen. Ja, so eingewurzelt ist sein Geiz und so zur andern Natur geworden ist ihm die Lüge, daß er, sogar wo es gilt, sich von Schmach und Schande, vielleicht vom Tode los zu kaufen, doch noch immer

Versuche macht den Preis herabzuhandeln, um etwas von seiner Baarschaft beiseite zu bringen. Der größte Beweis der Dankbarkeit aber, den er einem Manne geben will, in Betreff dessen er selbst gesteht, daß er ihm mehr als das Leben schuldig, soll in einem Käse und zwei Schinken alle Jahre bestehen! — Wenn ein solcher Gaudieb seine Meister findet und von anderen noch größeren Gaudieben geprellt wird, so hat das nichts Peinliches mehr und darum sind auch alle Vorwürfe, welche dem Dichter in dieser Hinsicht gemacht worden sind, nach unserm Dafürhalten vollkommen ungegründet.

Wir lassen nun wieder einige Einzelheiten folgen, wobei wir nur zu bedauern haben, daß dieselben weniger reichhaltig und unterrichtend ausfallen werden, als bei den ersten drei Komödien, indem uns für dies Stück, sowie für die beiden folgenden die von der Holbergs-Gesellschaft besorgte Ausgabe, der wir im Uebrigen so vielen Dank schuldig sind, leider nicht zu Gebot gestanden hat.

Zum ersten Act.

[1] mit ihren Degen und Lichtspießen (S. 410). Mit dem Degen an der Seite zu gehen, war damals allgemeine Sitte. Die gewöhnlichen Patent-Degen, deren sich die Bürgerlichen dabei bedienten, waren sehr leicht und dünn, daher dieser Vergleich mit einem Lichtspieß, „Lysespyd," oder wie ein Deutscher jetzt wol eher sagen würde, mit einem Bratspieß. — Die Bemerkung, die der Gutsbesitzer gleich darauf wegen der Stiefel macht, bestätigt, was wir über diesen Punkt im vierten Abschnitt unserer Abhandlung nach Anleitung von Molbech „Om Ludvig Holberg ꝛc." mitgetheilt haben.

[2] Einer von den gelehrtesten Ochsenhändlern in ganz Holland (S. 411). Hier hat das Original ein Wortspiel, das der Uebersetzer nicht wiederzugeben vermochte. Adrian van Enkhuysen heißt hier: „ern af de lärdeste Studhentere i Holland;" das hört sich an wie „Studenterne" und kann also bedeuten Ochsenhändler oder Studenten.

[3] daß es in Holland Leute giebt ꝛc. (ebendas.). Man erinnere sich sowohl an die zahlreichen religiösen Sekten, die in Holland bestanden, als auch an die Freistatt, welche dieses Land schon damals den Anfängen der französischen Aufklärung bot.

[4] von Kallundborg nach Aarhus (ebendas.). Auf diesem Wege, den Holberg auch durch seinen Peter Paars unsterblich gemacht hat, pflegte damals die Ueberfahrt von Jütland (Aarhus) nach Seeland (Kallundborg) gemacht zu werden. Den seltsamen Rath, den Schuldenborg den jütländischen Pächtern einige Zeilen weiter unten ertheilt, nämlich um die Schabe (wörtlich: Skagen) herumzufahren, würde darin bestanden haben, daß die Reisenden sich auf der westlichen, also der von Seeland abliegenden Seite von Jütland eingeschifft hätten, durch das Skaggerack am Kap Skajenshorn vorbei, durch das Kattegat in den Sund gefahren und so erst nach Kopenhagen gelangt wären: eine Route, auf der die Entfernung etwa verzehnfacht worden wäre, also auch mit ihr die Gefahr. Und das eben ist es

denn, was Herr Schuldenborg wünscht, der nichts lieber sähe, als wenn von Hundert, die zum elften Juni von Jütland nach Kopenhagen kommen, Neunzig ertränken. — Was im Uebrigen die kaufmännische und gewerbliche Bedeutung dieses elften Juni anbetrifft, so giebt das Stück selbst darüber die vollständigste Auskunft: es war derjenige Tag im Jahr, an welchem alle Geschäfte geordnet und abgemacht, Contracte geschlossen und verlängert, Capitalien einkassirt und untergebracht, Zinsen bezahlt und neue verschrieben wurden &c. Die jütländischen Pächter und Grundbesitzer, reich durch ihre Viehzucht, spielten dabei, wie wir sehen, die Hauptrolle; sie waren die Geldlieferanten für die Geschäfte der Hauptstadt und kamen vorzugsweise an diesem Tage dahin, theils ihre Geschäfte zu besorgen, theils die Vergnügungen der Hauptstadt zu genießen. Die verschiedenen Charakterbilder, die Holberg bei dieser Gelegenheit von den jütischen Pächtern entwirft, sind in ihrer Art klassisch und stellen sich seinem seeländischen Bauer würdig zur Seite.

[5] in der Weinkanne (S. 413). Die verschiedenen Kopenhagener Wirthshäuser, die in diesem Stücke genannt werden, wie die Weinkanne, die drei Hirsche &c., sind daselbst größtentheils noch jetzt bekannt. Ebenso Hungershof, oder wie er im Dänischen eigentlich heißt: „Knap Naering." Das Paradies, in welchem ein Theil unserer Komödie spielt, war ein zu seiner Zeit übel berüchtigtes öffentliches Haus, über welches Werlauff a. a. O. S. 71—72 einiges Nähere mittheilt. — Der Holländer Berg, dessen Bekanntschaft der Fremde sich rühmt, ist der heutige Königs-Neumarkt, der Hauptplatz von Kopenhagen; die Kalleborne heißt jetzt Am Friedrichsholmer Canal.

[6] cinque et neuf (S. 418). Ein damals beliebtes Würfelspiel, ungefähr unserm heutigen Klein-Sechs entsprechend.

Zum zweiten Act.

[7] die Studenten rufen „Fuchs" hinter ihm drein (S. 422). Zu Johannis fand damals in Kopenhagen eine große gelehrte Prüfung statt, zu der sich viele angehende Studenten aus der Provinz einzustellen pflegten und ist es daher ganz naheliegend, daß auch Ochsendorf, indem er am elften Juni, also kurz vor Johannis, in Kopenhagen einrückt, für einen jungen Studenten, einen „Fuchs" gehalten wird. Doch heißen die dänischen Füchse nicht „Füchse," sondern „Russen" und dies ist auch das Wort, das Ochsendorf hier nachgerufen wird. Ebenso sind auch die Kuchenjungen nur Eigenthum des Uebersetzers, im Original heißen sie „Bakkelsebeester," was offenbar mit baculus zusammenhängt und etwa mit „Prügeljunge" übersetzt werden könnte, wenn dies nicht bei uns eine ganz andere Bedeutung hätte. Was bei den Dänen deponiren genannt wird, ist dasselbe, was bei uns immatrikuliren heißt. Zu den dabei üblichen Feierlichkeiten gehörte auch dies, daß, nach glücklich bestandenem ersten Examen, was wir Abiturientenexamen nennen, dem angehenden Studenten, dem „Fuchs" oder „Russen," von dem Decan der Facultät etwas Salz oder auch ein Bissen Brot mit Salz in den Mund gesteckt und ein wenig Wein auf den Kopf gegossen ward: symbolische Zeichen der Weisheit

— Kommt vielleicht von Baccalaureus?

und der höheren Erleuchtung, die ihm mit der Aufnahme in den Orden der Studenten gekommen war. Daher auch die etwas später folgende Aeußerung des Heinrich.

Zum dritten Act.

[8] diese Gemälde, die hier herumhängen (S. 434). Vermuthlich Gemälde von Bürgermeistern, Rathsherren, angesehenen Kauf- und Handelsherren, die zum Schmuck der Börse dienten.

[9] „Zufriedenheit ist mein Vergnügen" (S. 435). Der Anfang des dänischen Liedes heißt eigentlich: „Allezeit zufrieden sein," mit dem Gegenstück: „Nimmermehr zufrieden sein;" „Altid vaere vel tilfreds" und „Aldrig vaere vel tilfreds." — Ueber Saxo Grammaticus, oder wie Ochsendorf will: Saxo seine Grammatik und die Hvidtfeldische Chronik s. Abschn. 2 u. 4 unserer ersten Abtheilung. Die Art, wie Holberg ferner seinen eignen Peter Paars hier einführt, ist wiederum höchst charakteristisch und läßt den Eindruck ahnen, den das Werk in allen Ständen hervorgebracht hatte. — Uebrigens waren diese „fliegenden Buchhändler," wie wir sie heute nennen, damals in Kopenhagen allgemein üblich; der größte Theil des Bücherabsatzes ging durch ihre Hände.

[10] Das Haus ist so weit ganz schön, aber nur ein bischen seltsam gebaut (ebendas.). Es ist die Rede von dem alten Rathhaus, das zwischen Alt- und Neumarkt lag, einzeln stand und mit einem Thurm und hohen Mauern versehen war. Das jetzige Rathhaus, das ungefähr an derselben Stelle liegt, links am Neumarkt, wurde erst 1815 von Hansen erbaut.

[11] auch ein Thaler acht Groschen zu bauen gekostet haben (S. 438). Im Dänischen heißt es nur: mehr als einen Thaler.

Zum vierten Act.

[12] das heißt auf Latein (S. 445). Das Folgende sind bunt durch einander gewürfelte Anfänge und Stellen aus damals beliebten, zum Theil noch jetzt üblichen Studentenliedern.

Zum fünften Act.

[13] Da kommen mitunter Briefe aus Indien rc. (S. 455). Die Geschichte von Boerhave und dem an ihn gerichteten Briefe; „Herrn Boerhave in Europa," ist allbekannt; sie war damals noch ganz neu (Boerhave starb erst 1738) und hat Holberg bei dieser Stelle ohne Zweifel vorgeschwebt.

[14] in Hafnia (S. 461). Hafnia ist bekanntlich der lateinische Name für Kopenhagen; Titel und Adressen auf Briefen wurden damals noch häufig lateinisch abgefaßt, besonders wenn die Briefe an studirte Leute gerichtet oder von solchen geschrieben waren.

5.

Die Wochenstube.

Komödie in fünf Acten.

Personen.

Die Wöchnerin.
Corfitz, ihr Mann.
Jeronimus, ein Bürger.
Traugott, Corfitz' Diener.
Gotthard, ein Cantor.
Claus, ein Knabe.
Ein Mädchen.
Ein zweites Mädchen.
Die Amme.
Ein Mädchen mit einem Teller
Zwei Damen.
Anne, die Zinngießerin.
Ingeborg, die Bleideckerin.
Arianke, die Buchdruckerin.
Else, die Schulmeisterin.
Dörte, die Knopfmacherin.
Hildegardt, die Schwertfegerin.
Engelke, die Hutmacherin.
Stiene, die Eisenkrämerin.
Geske, die Küsterin.
Eine Frau.
Christopher, ihr Diener.
Anne, Wahrsagerin.
Meister Bonifacius,
Zwei Frauen.
Eine Mamsell.
Ein Doctor.
Ein Officier.
Christopher Eisenfresser.
Leonhard, Gotthard's Freund.
Gunhild.
Oldfuchs, als Chiromanticus.
Ein Poet.
Zwei Advocaten.
Ein zweiter Officier.

Erster Act.

Erste Scene.

Traugott (holt ein Stück schmales Papier hervor, aber so lang wie das ganze Theater und zählt davon her:)

Marie Hansen; Barbara Peter Nielsen; Abelone Hans Hansen; Christine Erich Erichsen; Engelke Jens, die Hutmacherin; Lucie Franz, die Kürschnerin; Wibeche Peter Goldbrandten; Marie Christopher, die Schneiderin; Else David, die Schulmeisterin; Frau Cantor Ellen; Frau Wachtmeisterin Maleene; Geske, die Küsterin; Anne Peter, die Kanngießerin; Marie Jens, die Steuereinnehmerin; Ingeborg Morten, die Dachdeckerin; Dörte Jochum Seliger, die Knopfmacherin; Stine, die Eisenkrämerin; Mette, die Frauenschneiderin; Nille Mogen Andersen; Hildegard, die Schwertfegerin; Karen, die Uhrmacherin; Maren, die Messerschmiedin; Düveke, die Thorschreiberin; etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera; ein Dito, noch ein Dito, noch ein Dito; Summa, Summa Summarum dreiundneunzig Weiber stehen auf dieser Liste und in eben so viel Häuser hab' ich dieser Tage laufen müssen, um die Stadt das große Mirakel wissen zu lassen, daß es geschehen ist, daß unsere Madame von einer jungen Tochter entbunden worden. Ein großes Mirakel, weswegen die ganze Stadt in Aufruhr gebracht werden muß, gleichsam als wär' der Feind vor den Thoren und wollte Sturm laufen. Ich wollte mich verpflichten, fünfzig solche Kinder des Jahrs zu machen, solch ein Mirakel ist das. Aber die Menschen sind in dem Punkt wie in allen andern. Will man heirathen, da müssen gleich so viel Leute zusammenkommen, daß sie mehr aufessen und trinken, als ein armer Handwerksmann in vier Jahren wieder verdienen kann. Darum hatte man auch in alten

Zeiten die Mode eingeführt, daß die halbe Stadt dem jungen Paare opfern und ihm Brautgeschenke bringen mußte; denn sonst hätten die Meisten direkt von der Hochzeit in den Schuldthurm tanzen müssen. Seitdem die Leute nun ärmer und ärmer werden, werden sie auch immer hochmüthiger und wollen keine Brautgeschenke mehr haben, so daß die Dienstboten noch die Einzigen sind,[1] denen man heutzutage opfert, und das geht auf die Manier zu: es sind Alles blos freundschaftliche Einladungen, man dankt ihnen für die Ehre und Freundschaft — ei ja, das ist recht fein und höflich, aber wenn ich es mir näher bedenke, so heißt es doch nur: sintemal unsere Haus- oder Küchenmagd beschlossen hat, sich morgen Abend ihrer Jungfernschaft zu entledigen, und da das ohne einen gehörigen Spektakel oder ohne uns die Gesundheit durch Essen, Trinken und Tanzen zu ruiniren, nicht vor sich gehen kann, so ist unser gehorsames Ansuchen, daß Sie uns die Ehre erweisen wollen, die Kosten zu bezahlen und außerdem noch für die Miethkutsche einen Thaler oder auch zwei. Worauf die Invitirten dann antworten: wir danken für die große Höflichkeit, wir werden die Kosten bezahlen, wünschen wol zu leben und stehen ein andermal wieder zu Diensten. So geht das zu, wenn Hochzeit gehalten wird; da plärrt man erst drei Stunden lang Gesundheiten quer über den Tisch auf Hinz und Kunz, die hundert Schritte davon sitzen, und dann muß man die Nacht noch tanzen, bis Einem vor Staub und Müdigkeit so miserabel wird, daß man der Musik noch Geld zugibt, damit sie nur aufhört, und dann geht man nach Hause und medicinirt noch drei Tage nachher. Wende ich mich aber von den Hochzeiten zu den Begräbnissen, so finde ich bei den letzteren eben so viele Narrheiten als bei den ersten. Eine arme Frau verliert ihren Mann, der ihr, ich setze den Fall, noch einige Schillinge hinterlassen hat, so daß sie bei sorgfältiger Einrichtung davon leben kann. Die Vernunft sagt, sie soll das Geld zusammenhalten: aber die Mode sagt, sie soll ihrem Manne ein anständiges Begräbniß besorgen. Das heißt auf gut Dänisch: sie soll den todten Leichnam ausputzen, soll nicht blos die Stühle, sondern auch die Stubenmagd, die Küchenmagd, die Amme, die Kutsche, die Pferde schwarz überziehen (mit der Zeit werden die Schoßhunde wol auch überzogen werden) — mit einem Wort, sie läßt den Mann so anständig begraben, daß sie selbst hinterdrein nichts hat anständig

zu leben! Und auch daß sie mit ihrem Manne ihren Wohlstand verliert, ist nicht genug: die Mode verlangt auch, daß sie sechs Wochen lang auf dem Sopha liegen muß und jede Stunde sechs Mal sechs Mal die Worte hören: Wie sehr, Madame, beklage ich Euren Verlust! so daß, wenn sie sich auch als gute Christin vorgesetzt hat, ihr Unglück mit Demuth zu ertragen, die Mode sie nicht einmal dazu kommen läßt. Es ist gerade, als wenn sie einen Schaden an der Hand hätte, und die Mode verlangte, sie müßte ihre guten Freunde davon in Kenntniß setzen, ob sie ihr nicht die Ehre anthun wollten, eine nach der andern, und ihr das Pflaster abreißen. Da kommen sie denn getrippelt, eine nach der andern, und reißen, um ihre Freundschaft sehen zu lassen, das Pflaster von der Hand. Und dafür muß man dann noch dankbar sein, ja noch Thee und Kafe geben obenein. Aber der Teufel sollte sie, wär' ich Wittfrau! Das Allertollste aber sind doch diese Wochenstuben. Erstlich wird da hundert Menschen angezeigt, wie ein großes Wunderwerk, daß Hans Hansen oder Jespersen an seiner Frau ein Meisterstück gemacht hat, das jeder Bursche auf Amag[2] ihm nachmachen kann, und hat ihr, sei es in Person oder wenigstens aus zweiter Hand, zu einem Sohn oder einer Tochter verholfen. Und dies Wunderwerk zu sehen, kommen sie nun herbei und machen die kranke Wöchnerin todt mit Gratulationen und Schnickschnack und hindern die Patientin, so rasch wieder gesund zu werden, wie es geschehen wäre, hätte sie können in Ruhe liegen.... Aber wer Henker kommt da so gelaufen? Das ist Christophersens Bursche; was Tausend will der?

Zweite Scene.

Claus. Traugott.

Claus. Ach lieber Traugott, wechsle mir doch mal ein Zweischillingsstück in zwei einzelne Schillinge!

Traugott. Was willst du denn mit den einzelnen Schillingen?

Claus. Ich wollte einen geben, um auf den runden Thurm zu kommen.[3]

Traugott. Ist denn was zu sehen?

Claus. Ja gewiß, auf der Apenrader Straße ist solch ein Gedränge, daß ich vor Wagen und Menschen nicht durchkommen kann.

Traugott. Ha ha ha!

Claus. 's ist meiner Seel', wie ich sage.

Traugott. Weiß wohl; aber was denkst du, daß los ist?

Claus. Ich weiß nicht: aber darum will ich ja eben auf den Thurm, um nachzusehen.

Traugott. Du Narr, für diesmal spare du dir nur deinen Schilling: es ist nichts weiter, als daß bei uns eine Wochenstube ist.

Claus. Ei, ist das möglich? Kann um eine lumpige Wochenstube solch ein Spektakel gemacht werden, noch dazu bei schlichten Bürgersleuten?

Traugott. Schlichten Bürgersleuten? Weißst du nicht, daß die gemeinen Leute gerade den allermeisten Luxus treiben? Sieh nur die Hochzeiten an! Kommt man bei einem Schneider oder Schuster zur Hochzeit, so wird man eingeholt mit Trompeten und Waldhörnern, wird an einen Tisch gesetzt, so lang wie von Lichtmeß bis Ostern und voll gerüttelt mit kostbaren Gerichten. Kommt man zu Leuten, die einer etwas höheren Klasse angehören, so kriegt man blos Thee, Kafe und Komplimente . . . . Und bei Leuten vom allerersten Rang bekommt man nun erst recht nichts als blos die Traurede und eine Prise Tabak für die Nase. Ich merke schon, Claus, du kennst Kopenhagen noch nicht recht.

Claus. Was du da sagst, Traugott, ist wol richtig. Aber daß dein Meister solchen Allarm darüber schlägt, daß seine Frau ein Kind gekriegt hat, das kommt mir doch seltsam vor, besonders da er ja nicht einmal weiß, ob er selbst — mehr trau' ich mir nicht zu sagen . . . . .

Traugott. Ei was für Klatsch! Das sind nur böse Menschen, die so etwas ausbreiten, er ist ja ein Mann, der noch nicht einmal siebenzig Jahre alt, und obenein schwören Hebamme und Amme, daß das Kind seinem Vater aufs Haar gleicht.

Claus. Just darum glaub' ich es nicht.

Traugott. Darauf kommt auch wol was an, was so ein Schlingel sagt; hätt' ich Zeugen auf das, was du eben vorgebracht hast, so sollte es dir schlecht gehen.

Claus. Du kannst immer Zeugen bringen, ich werde nichts zurücknehmen, was ich gesagt habe; Hebammen und Ammen sagen allemal, daß das Kind seinem Vater gleicht, auch wenn man beweisen kann, daß der Vater in Ostindien war, während das Kind gemacht wurde. Aber da kommt dein Meister, adiös. (Ab.)

Dritte Scene.

Corfitz. Traugott.

Corfitz. Bist du es, Traugott? Ich bin froh, aus dem Schwarm herauszukommen; ich bin so bombardirt worden mit Gratulationen, daß ich kaum mehr auf meinen Beinen stehen kann. Aber was den Messerschmied seine Frau schwatzen kann, die hat den reinen Teufel im Leibe.

Traugott. Das ist ganz wie der Meister sagt, ich habe dieselbe Bemerkung gemacht, meiner Seel'. Auch hätt' ich vorhin beinahe Händel mit ihr gekriegt von wegen des Meisters.

Corfitz. Sprach sie von mir?

Traugott. Nein, keineswegs, nein, das war was ganz Anders, wovon wir sprachen. Aber ich nahm des Meisters Partie dabei, wie ich allzeit zu thun pflege.

Corfitz. Was Teufel sind das für Redensarten? Hast du meine Partie genommen, so muß sie ja doch in der That böse von mir gesprochen haben?

Traugott. Nein, sagt' ich ihr das nach, so löge ich, ich habe sie durchaus nichts Böses vom Meister sagen hören; sie sagte eigentlich, genau zu sagen, gar nichts, sie saß blos und las ein paar Sentenzen in einem alten Buch.

Corfitz. Was waren das für Sentenzen?

Traugott. Alle hab' ich sie nicht behalten: aber unter Anderm las sie, ein alter Mann, der eine junge Frau nimmt, sei wie einer, der Musikanten hält, damit die ganze Stadt was zu tanzen habe, während er selbst doch gar nicht tanzen kann. Der Meister kann sich denken, wie mir zu Muthe ward, da ich das hörte.

Corfitz. Was Teufel ging denn dich das an? Ich glaube, der Junge ist verrückt mit seinem Geschwätz!

Traugott. Nein, der Meister muß nur erst hören, was sie

weiter las: nämlich daß so Einer einem Baume gleiche, der keine Frucht trage, sondern nur zum Schatten diene. Hatt' ich da nicht Ursache, mich in des Meisters Seele zu ärgern? Ich kann sagen, es wurde mir ganz schwarz vor den Augen.

Corfitz. Du leichtfertiger Schelm, was geht denn das dich oder mich an, was in einem alten Buch geschrieben steht?

Traugott. Nein, mich geht das nichts an.

Corfitz. Geht es denn etwa mich an?

Traugott. Nein, Meister, Keinen von uns, das Buch war ja schon über hundert Jahre alt.

Corfitz. Aber wenn du keine Ursache hattest, warum ärgertest du dich denn?

Traugott. Ich sagte ja nicht, daß ich mich geärgert habe, sondern daß ich blos Ursache dazu hatte. Ich will dem Meister was sagen.

Corfitz. Was willst du denn sagen?

Traugott. Ei, der Meister ist auch zu neugierig, er will immer Alles wissen.

Corfitz. Der Bursche macht mich noch toll im Kopf. (Leise.) Ich weiß nur nicht, ob das Bosheit oder Dummheit ist, daß er so spricht. (Laut.) Aber hast du wol gemerkt, ob der Cantor Gotthard ab und zu bei uns im Hause gewesen ist?

Traugott. Warum fragt der Meister danach? Ist der Meister etwa bange, daß er nicht selbst Vater zum . . .?

Corfitz. Ei, antworte du mir doch, wonach ich dich frage.

Traugott. Vielleicht fürchtet der Meister, daß die Frau Meisterin sich hat lassen . . . .?

Corfitz. Antworte du mir nur auf meine Frage, du Naseweis! Ich frage nur, ob du bemerkt hast . . . . .?

Traugott. Seit Decembermonat hab' ich ihn wahrhaftig hier im Hause nicht gesehen. Aber warum will der Meister das wissen? Das kann ich mir doch nicht denken, daß die Frau Meisterin so toll gewesen und hätte sich lassen . . . .?

Corfitz. Was ist das für dummes Geschwätz! Ich glaube, ich glaube nicht! Da ist ja noch Niemand, der danach fragt, was du glaubst oder nicht glaubst. Zu welcher Zeit im December hast du ihn hier im Hause gesehen?

Traugott. Ich dächte, es wäre so ungefähr vierzehn Tage vor Weihnachten gewesen. Aber warum fährt der Meister denn so zusammen? Ich kann mir doch wirklich nicht denken, daß der Teufel den Kerl sollte geritten haben und er hätte sollen . . . . .

Corfitz. Kommst du Schlingel schon wieder mit deinem Glauben und Raisonniren? Vierzehn Tage vor Weihnachten, sagst du, wär' es gewesen?

Traugott. Ja, da war's, Meister, und jetzt schreiben wir den achten October.

Corfitz. Wer Henker fragt danach, was wir schreiben? Das ist ein Teufelsjunge, der macht mich verrückt mit seinem Geschwätz. Marsch, fort! (Traugott läuft weg.)

Vierte Scene.

Corfitz allein, zählt an den Fingern.

December eins, Januar zwei, Februar drei, März vier, April fünf, Mai sechs, Juni sieben, Juli acht, August neun, September zehn — das ist ja was ganz Verfluchtes! Wart, laß noch mal sehen: December eins, Januar zwei, Februar drei, März vier, Mai fünf, Juni sechs, September sieben — es sind doch nur sieben Monate zu rechnen, außer ich hätte mich verzählt. (Zählt wieder und kriegt nun zehn Monate.) Wie Teufel ich auch zähle, so merk' ich, ich bin Hahnrei und bleibe Hahnrei. (Wirft seinen Hut an die Erde, so daß die Schnüre daran losgehen und er ganz breit herunterhängt, da er ihn wieder aufsetzt.) Recht so, da hab' ich ja meiner Treu' gleich vollkommene Bestätigung von meinem Hut! Na, wenn ich den guten Sänger nur zu fassen kriege, so will ich ihn so durchschmieren, daß er in seinem ganzen Leben weder Discant noch Baß wieder singen soll! Aber hab' ich nicht vielleicht einen ungerechten Argwohn gegen einen ehrlichen Kerl? Nein, wenn ich Eins mit dem Andern zusammenhalte, so ist die Geschichte richtig. Das giftige Weib, die Messerschmiedin, die saß da, und so oft sie das Kind schreien hörte, stieß sie ihre Nachbarin an den Arm und sagte: Horch, das wird meiner Treu' des Vaters Stimme, es ist, als ob ich ihn vom Orgelchor singen hörte, blos das Trillern, das hat das Kind noch nicht so gut heraus! Worauf die Andere lachte und sagte: Madame, Ihr seid doch gar

zu satyrisch. Wie ich das hörte, war mir's, als ob mir Einer ein Messer ins Herz stieße. Aber mein Mißtrauen wurde bestärkt, als ich nachher auf das Kind Acht gab und bemerkte, daß es schon anfängt mit dem Kopf zu nicken, als wollte es den Takt schlagen. Endlich wird das Alles bestärkt und besiegelt durch Traugott, der mir ja sagt, daß eben dieser Kerl in meinem Hause gewesen ist während meiner Abwesenheit, zwei Wochen vor Weihnachten. — Was soll ich aber thun? Ich muß wol Geduld haben und ihm noch obenein sein Macherlohn bezahlen. Wenn ich nachrechne, was mich diese Niederkunft bereits kostet, so möcht' ich mir die Haare vom Kopf reißen. Aber Jedem nach Verdienst; was hatt' ich als Mann von siebzig Jahren da noch zu suchen? — Aber da kommt mein Nachbar Jeronimus.

Fünfte Scene.

Jeronimus. Corfitz.

Jeronimus. Guten Morgen, lieber Nachbar, viel Glück zum jungen Sohn.

Corfitz. Schön Dank, Nachbar, für Seinen Wunsch; aber seid Ihr noch nicht in der Wochenstube gewesen?

Jeronimus. Nein, ich traue mich nicht hinein, ich bin bange für meinen Hut. [5]

Corfitz. Ich wollte, meinen Hut hätte der Teufel geholt. Ich kriege jetzt 'nen Schreck, wenn ich nur von Hüten höre.

Jeronimus. Ha ha ha.

Corfitz. Lacht nicht über mich, lieber Nachbar, es wäre sündhaft von Euch. Ich räume ein, daß ich ein Thor war, als so ein steinalter Mann eine junge Frau zu nehmen.

Jeronimus. Ja, da das nun einmal geschehen ist, so kommt nun auch das Heulen zu spät. Aber wen habt Ihr im Verdacht, lieber Nachbar? Ich meiner Treu' bin Ihm nicht in das Gehege gekommen.

Corfitz. Ach, ich muß lachen; nein, Ihr, Nachbar, seid allerdings unschuldig. Aber ich bin in Furcht wegen eines jungen Sängers, der hier mehrmals im Hause gewesen ist.

Jeronimus. Ei, was will das sagen? Vielleicht ist Eure

Frau eine Musikliebhaberin und hat deshalb solchen Musikanten erlaubt, ins Haus zu kommen; das thun ja, wie man sieht, manche Frauen, ohne darum in übles Gerede zu kommen.

Corfitz. Ach, Nachbar, die Art Kerle, fürcht' ich, sind bessere Mausekater, als Musikanten. Aber sei dem nun, wie ihm wolle, so sagen die Leute doch, das Kind gleicht dem Kerl aufs Haar.

Jeronimus. Das muß schlechtes Volk sein, das so etwas sagt.

Corfitz. Ja, unterstände sich Einer, mir das in die Augen zu sagen, da sollt' ihn das Donnerwetter für seine Mühe. Aber ich kriege das erst aus zweiter Hand zu wissen durch gute Freunde, die es gehört haben.

Jeronimus. Das mögen wol auch dem Teufel seine guten Freunde sein, die Euch solchen Klatsch hinterbringen; wollte da Einer zu mir kommen und mir so in aller Vertraulichkeit erzählen, der oder der hätte mich einen Hahnrei geschimpft, das sollte ihm einen schlechten Lohn einbringen.

Corfitz. Laßt uns nicht mehr davon sprechen, da kommt der Bursche.

Sechste Scene.

Traugott. Corfitz. Jeronimus.

Traugott. Ich hab' einen Gang in die Stadt, die Frau Meisterin läßt den Meister bitten, er möchte doch unterdessen so gut sein und diese Kafebohnen mahlen, 's ist eben Niemand anders zur Hand.

Corfitz. Ei, scheer' dich fort, du Flegel! Kannst du nicht sehen, daß ich Fremde bei mir habe?

Traugott. Ach Meister, sei Er doch so gut, Monsieur Jeronimus ist ja kein Fremder.

Corfitz. Fort, sag' ich, ich habe jetzt Andres im Kopfe.

Traugott. Den Kopf braucht der Meister ja auch nicht dazu, blos die Hände.

Corfitz. Dich soll das Donnerwetter, packst du dich jetzt nicht fort, du Naseweis!

Traugott. (Geht, kommt aber wieder.) Ach Meister, sei Er doch so gut, ich kriege sonst meiner Seel' Schelte.

Jeronimus. Reich' die Mühle nur mir, mein Sohn, und besorge du deinen Gang, ich will den Kafe ja gern mahlen.

Corfitz. Nein, da dank' ich Ihm doch, Nachbar, soll Einer von uns mahlen, so bin ich der Nächste. (Er mahlt und schwatzt zugleich.) Das ist nun bereits das sechste Pfund Kafe, das bei diesem Kindbett verzehrt wird, die Haare auf dem Kopf stehen Einem zu Berge, wenn man daran denkt — und an Andres noch. Der Kessel kommt nicht mehr vom Feuer; die Eine will Kafe haben, die Andre grünen Thee, eine Dritte Thee de Bou oder de Bock, wie zum Teufel sie das nun nennen: so daß, wenn dies noch lange so dauert, ich nicht so viel Geld behalte, um mir den Strick zu kaufen, an dem ich mich aufhänge. Dies Kafetrinken, glaub' ich, das hat kein Andrer inventirt als Lucifer selbst; damit hat er mehr erreicht, als mit dem Branntwein. Meine Frau fängt schon ganz auf große Manier an sich schlecht zu befinden, so lange sie noch keinen Kafe getrunken. Es ist eine seltsame Wirkung, Nachbar, die ich an diesen gebrannten Bohnen bemerkt habe; ich habe Weiber und Mädchen in Gesellschaften so still und ehrbar sitzen sehen, als wären sie in der Kirche; sowie sie aber dies gebrannte Teufelszeug in den Leib bekamen, da ging ihnen das Mundwerk wie 'ne Pfeffermühle. Ja noch mehr, Nachbar: sowie sie nur erst so ein drei bis vier Schälchen im Leibe haben, so kriegen sie auch gleich Lust Karten zu spielen. Ich habe das zehn und zehn Mal bemerkt, so daß doch zuletzt so 'ne Art Gift in den Bohnen stecken muß. Auch ist mir dieser Trank von jeher verhaßt gewesen, wenn aus keinem andern Grunde, so doch allein schon darum, daß selbige Bohnen von den Türken kommen, welches die Feinde der Christenheit sind.

Jeronimus. Ei, Nachbar, hört nur auf zu mahlen, so werdet Ihr auch aufhören, so närrische Reden zu führen. An Euren eigenen Reden merk' ich ja, daß es wahr ist, was Ihr von den Wirkungen des Kafes sagt: denn wenn Ihr so redselig werdet und solche wunderliche Geschichten schwatzt allein vom Geruch, wie muß er nicht erst bei denen wirken, die ihn wirklich in den Leib kriegen! Ich kann Eure Meinung nicht so ohne Weiteres unterschreiben; müssen denn die guten Frauenzimmer nicht auch etwas haben, sich

des Nachmittags zu vergnügen, so gut wie wir, die wir Abends ins Weinhaus gehen und betrunken nach Hause kommen? Gegen Thee und Kafe hab' ich niemals gepredigt: denn die Art Getränke sind noch die unschuldigsten. Denkt einmal, Nachbar, wie das ehedem ging, als die Frauenzimmer Sommers noch Kalteschale tranken und Winters spanischen Wein, da konnten sie, wenn sie mehre Besuche machten, ohne einen halben Rausch gar nicht abkommen. Darüber laßt uns also nur schweigen, Nachbar! Denn sollen die Frauenzimmer auch etwas haben, womit sie sich in Gesellschaft erquicken, was doch Sünde wäre, ihnen weniger zu gönnen als den Männern, so ist es noch immer besser, sie debauchiren in Wasser, als in Wein und Branntwein.

Corfitz. Ja, Nachbar, das möchte auch Alles so sein, ich wollte ohne Murren mein Geld geben zu Thee, Kafe, Schockerlade, spanischem Wein, Eingemachtem, Doctor, Barbierer, Quacksalber, Hebammen, Wahrsagerin, Amme, Kindermädchen, ja mit Vergnügen wollt' ich Kafe mahlen, Feuer anmachen, sogar an der Wiege sitzen, wenn ich nur gewiß wüßte, daß ich ..... Aber habt Ihr nicht gehört, was der Holländer sagt:

Hoe kan en jonge Vrouw en oude Man bedriegen,
En ander maekt het Kind, en ick meet staaen an Wiegen?

Jeronimus. Ei, laßt doch die Grillen fahren, kommt herüber zu mir, raucht ein Pfeifchen Tabak!

Corfitz. Ich werde gleich nachkommen.

Siebente Scene.

Ein Mädchen. Corfitz. Traugott. Später **ein zweites Mädchen.**

Mädchen (im Eintreten). Meister, die Hebamme ist drinnen, die Frau Meisterin sagt, sie müßte sechs Thaler haben für ihre Bemühung.

Corfitz. Wenn ich eine von euch Mädchen sehe, ist das doch gerade, als ob ich den Teufel sehe; jedesmal, wenn Ihr kommt, wollt Ihr auch Geld haben.

Mädchen. Freilich, die Hebamme muß bezahlt werden, sonst kommt sie meiner Treu' das nächste Mal nicht. Das ist so 'ne Art

Leute, die muß man warm halten; denn in Jahr und Tag, hoff' ich, wird der Meister doch wieder ein Kind kriegen?

Corfitz. Meinst du? Und ich hoffe, daß daraus nichts wird; als ein Mann von siebzig Jahren kann man seiner Frau nicht alle Jahre ein Kind leisten.

Traugott. Ei, das hat nichts zu sagen, wenn der Meister hundert Jahre alt wäre, darum könnt' er doch alle Jahre ein Kind haben, man hat so Exempel von Beispielen. Ich kenne einen Mann in Aalborg, der war hundert und vier Jahre alt und kriegte Zwillinge; nämlich seine Frau war erst achtzehn Jahre, na und wenn die Frau so jung ist, da kann das ja passiren ohne Hexerei. Nämlich....

Corfitz. Wer spricht mit dir, du naseweiser Schlingel? Willst du gleich dein Maul halten, wenn dich Keiner fragt?

Mädchen. Ach, Meister, gebt uns doch die sechs Thaler, die Hebamme kann nicht länger warten. Bei der Gelegenheit muß ich auch noch um Geld zu verschiedenen andern Dingen bitten.

Corfitz. Hei so, da möchte man doch verrückt im Kopfe werden über solch Volk!

Mädchen. Es sind blos ein paar Kleinigkeiten.

Corfitz. Na was denn?

Mädchen. Ein Pfund Kafebohnen....

Corfitz. Recht so, da haben wir schon sieben Thaler auf einem Brett.

Mädchen. Und dann der Lohnkutscher, der die Hebamme gebracht hat, der muß auch zwei Mark haben.

Corfitz. Kann das Vieh nicht zu Fuße gehen, so gut wie ich? Wäre das noch eine von den vornehmen Hebammen, so wollt' ich nichts dagegen sagen. Na, komm' her, ich werde dir sieben Thaler und zwei Mark geben und dann laß mich auch in Frieden.

Mädchen. Ich muß auch noch gleich Geld zu einem Hut Zucker haben, es ist kein feiner Zucker mehr im Hause.

Corfitz. Der feine Zucker schon alle? Na, das ist doch, um einen armen Mann auf einmal zu ruiniren! Für Zucker geb' ich kein Geld mehr her, sie können braunen Zucker nehmen, der ist lange gut.

Mädchen. Ei, Meister, man kann doch nicht braunen Zucker zum Kafe nehmen, wenn solche Fremde da sind?

Corfitz. Was sind denn das für Fremde?

Mädchen. Nun das ist Jacob Butterblumen seine Marthe und Jesper Oldfuxen seine Engelke . . .

Corfitz. Das sind auch gerade die richtigen Weiber, solch Aufhebens davon zu machen. Sieh her, da hast du acht Thaler und nun lauf' zum Henker.

Mädchen. Die alte Anne, die das Kind gestrichen hat,[6] damit es nicht die Herzspanne kriegt, muß auch vier Mark kriegen.

Corfitz. Vier lebendige Teufel soll sie kriegen, aber nicht vier Mark! Hätt' ich das gewußt, hätte sie mir nicht mit einem Fuß ins Haus kommen sollen; das Besprechen und Bestreichen ist gesetzlich verboten.

Mädchen. Wenn das auch zehnmal verboten ist, dem Kinde hat es diesmal doch geholfen, und überdies ist es nun geschehen. Die Frau Meisterin möchte Niemand unlieber schuldig sein als dem alten Weibe; denn die geht und klatscht an den vornehmsten Oertern.

Corfitz. Das seh' ich schon, diese Rolle Geld geht heut zum Teufel. Hast du noch mehr, so sag' es nur geschwinde: denn nun bin ich mal desperat.

Mädchen. Nein, nichts, außer zwölf Schillinge für Goldwasser zum Kafe; vier Schillinge für Branntwein für die Amme, wie ihr übel wurde; zwei Mark für Zuckerwerk; eine Mark für Aepfel und Nüsse; zwanzig Schillinge für eine Flasche mit Riechwasser, wie der Frau Meisterin schlimm wurde; vier Mark für den Barbier, der der Frau Meisterin am Fuß zur Ader gelassen; vier Mark für den Barbiergesellen, der der Amme zur Ader gelassen, aber wo anders; drei Schillinge für . . . . . .

Corfitz (hält ihr die Hand vor den Mund). Ei, halt! Das Mädchen ist offenbar besessen! Sieh, da hast du die ganze Tüte, nun lauf' damit zum Henker! (Mädchen ab.) Ach, ich unglückseliger Mann! Dauert das noch lange, muß ich ein Becken vor die Kirchthüren setzen lassen; so ging das heut, so ging das gestern, so ging das vorgestern.

Zweites Mädchen (kommt). Ich wollte gern zwölf Schillinge haben zum Trinkgeld für eine Magd, welche der Frau Meisterin einen Teller Gerstengrütze gebracht hat mit Corinthen darin, von Else David, der Schulmeisterin.

Corfitz. Bist du verrückt? Für acht Schillinge krieg' ich ja Grütze für vier bis sechs Menschen?!

Zweites Mädchen. Das hilft nun nichts, Meister, die Schulmeisterin gibt unserm Mädchen jedesmal zwölf Schillinge Trinkgeld für die geringste Kleinigkeit, die wir hinschicken.

Corfitz. Nun das bekenn' ich, das sind ja verfluchte Moden, die sind ja auf nichts Anderes angelegt, als die Leute zu ruiniren.

Zweites Mädchen. Ach, Meister, macht rasch, die Frau Meisterin hat das Mädchen gebeten, so lange zu warten.

Corfitz. Sieh her, da hast du die zwölf Schillinge, ich glaube, alles beides ist nicht mehr werth, die Grütze mit sammt dem Teller. Ach, muß man nicht verrückt im Kopf werden über diese verfluchten Moden! Und doch wollt' ich mich mit Geduld in Alles schicken, wenn ich nur sicher wäre, daß ich ..... (geht auf und nieder und singt leise vor sich hin). Traugott!

Traugott. Ja, Meister?

Corfitz. Sagtest du nicht, es wäre vierzehn Tage vor Weihnachten gewesen, daß du den Kerl hier im Hause sahst?

Traugott. Ja, Meister, und jetzt schreiben wir den achten October.

Corfitz. Halt dein Maul, Schlingel, das hab' ich schon einmal gehört.

Traugott. Ach, Meister, ich möchte darauf schwören, daß man dem guten Kerl Unrecht thut und daß das nur nichtswürdige Erfindungen und Lügen sind, daß sie sagen, das Kind sähe ihm ähnlich ...

Corfitz. Willst du Bestie dein Maul halten? (Kriegt ihn bei den Haaren und wirft ihn hinaus.) Ach, ich elender Mensch! Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Und doch, wen darf ich anklagen, als mich selbst? In einer Komödie hab' ich gelesen, daß, wenn ein alter Mann eine junge Frau heirathet, es sich jedesmal, auch ohne ausdrücklich im Ehecontract bemerkt zu sein, von selbst versteht, daß er die Güte haben muß, im ersten Jahr zu sterben, und wenn er das nicht thut, so ist sie auch nicht verpflichtet, den Contract in andern Punkten zu halten.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Die Wöchnerin in einem Lehnstuhl. **Corfitz. Die Amme.** Später **ein Mädchen.**

Die Wöchnerin. Es scheint mir, mein Herzensmann, als wärst du noch nie in solchem üblen Humor gewesen wie jetzt, da du dich doch freuen solltest, dein Haus mit einem Sprößling und Erben vermehrt zu sehen.

Corfitz. Die Kosten steigen mir zu Kopf; nur ein paar solcher Wochenbetten und ein ehrlicher Mann muß ins Spital. Außerdem ist da noch einiges Andre, was mir im Kopfe steckt; wollte der Himmel, es wäre ein falscher Verdacht!

Die Amme (mit dem Kinde). Willst du zu deinem Papa? Komm, Papachen, küsse das Kind!

Corfitz. Laß die Amme mal einen Augenblick hinausgehen.

Die Wöchnerin. Geh' einen Augenblick hinaus, Marthe, bis wir dich rufen. (Die Amme geht mit dem Kinde hinaus.)

Corfitz. Höre, meine Herzensfrau, ich habe große Sehnsucht gehabt, mit dir allein zu sprechen: aber vor den vielen Visiten, dem Rumoren und Lärmen hab' ich nicht den kleinsten Augenblick dazu gefunden. Jetzt, hoff' ich, bleiben wir ein halbes Stündchen allein und in der Zeit kann ich dir die Ursache sagen, die meine Stimmung verändert hat .... Aber klopft das nicht? Nun ist der Teufel wieder los, wie soll ich hinauskommen? Das ist darin eine ganz verrückte Stube, daß sie nur eine Thüre hat.

Die Wöchnerin. Ihr könnt ja hier bleiben, mein Herz.

Corfitz. Nicht wenn Ihr mir zehn Thaler gäbt! Denn kriegen die mich erst zu packen, dann gehen sie gar nicht wieder fort und dann heißt es traktiren; bin ich aber nicht zugegen, dann kannst du meine Abwesenheit vorschützen und sagen, ich hätt' in Gedanken die Schlüssel zu Schrank und Keller mitgenommen.

Die Wöchnerin. Gehst du hinaus, so begegnest du ihnen geradewegs auf dem Gange; lauf' rasch hinter den Schirm.

Corfitz. Da bin ich auch nicht sicher, da steht ja die Wiege, da wollen sie hin und das Kind besehen. Ach ich elender Mann, ich muß untern Tisch kriechen!

Die Wöchnerin. Das wird ein schlechtes Lager sein, mein Herz.

Corfitz. Das kann nichts helfen, aus zwei Uebeln....
(kriecht unter den Tisch.)

Ein Mädchen (mit einem Teller). Ich soll die Madame vielmals grüßen von meiner Madame, hier ist ein Weinsüppchen mit Zimmet, das läßt sie die Madame bitten, nicht zu verschmähen; nicht als ob sie nicht wüßte, daß Ihr das bei Euch selbst besser habt, sondern blos, weil es doch aus fremden Küchen immer am besten schmeckt.

Die Wöchnerin. Sieh hier, mein Kind, hier habt Ihr zwölf Schillinge für Eure Mühe; wäre mein Mann zu Hause, solltet Ihr mehr kriegen. (Mädchen ab.)

Corfitz (den Kopf hervorsteckend). Zwölf Donnerwetter sollte sie kriegen, wenn ich zu Hause wäre! Aber sieh, da kommen uns schon wieder neue Visiten über den Hals (kriecht wieder unter den Tisch).

Zweite Scene.

Zwei Damen. Die Wöchnerin.

Erste Dame. Ich gratulire.

Zweite Dame. Ich gleichfalls und danke, daß Sie uns die Ehre erwiesen und uns das haben melden lassen.

Die Wöchnerin. Das war nicht mehr als meine Schuldigkeit.

Erste Dame. Ist das Kind schon zur Kirche gewesen, Madame?

Die Wöchnerin. Ei gewiß.

Zweite Dame. Können wir es nicht sehen?

Die Wöchnerin. Ja gewiß dürft Ihr das, wiewol an dem kleinen Närrcheu noch nicht viel zu sehen ist. (Sie sehen hinter den Schirm.)

Corfitz (steckt den Kopf hervor). Sind sie fort? (Er kriecht wieder zurück.)

Erste Dame. Ach ist das ein allerliebstes Kind! Gleicht es nicht ganz seinem Vater?

Zweite Dame. Ja, es gleicht ihm aufs Haar, wahrhaftig! Euer Eheliebster, Madame, ist wol recht erfreut, daß er in seinen alten Tagen noch Leibeserben bekommen hat?

Die Wöchnerin. Ei gewiß, er ist so vergnügt, daß er nicht weiß, auf welchem Beine er stehen soll.

Erste Dame. Wo ist denn der liebe Mann? Wir müssen ihn her haben und ihn ein Bischen aufziehen.

Die Wöchnerin. Er kommt Augenblicks, er versprach mir uns Kafe zu mahlen: denn das hab' ich ihm gesagt, in dieser Zeit muß er uns aufwarten —

Zweite Dame. Ei freilich, das ist nicht mehr als billig; Ihr solltet nur sehen, Madame, wie geschäftig meiner ist, wenn ich in Wochen liege. Da sieht er überall selbst nach in Küche und Keller, so daß die Mädchen oft wünschen: Gott gebe, daß doch nur die Madame wieder auf wäre, so werden wir doch den Topfgucker wieder los!

Erste Dame. Hält da nicht ein Wagen vor der Thür?

Zweite Dame. Ja, ich muß schnell ans Fenster und muß sehen, wer es ist. Ei Element, Schwester, nun ist's am besten, wir gehen; das ist Anne die Zinngießerin, das Weib kann ich vor den Tod nicht leiden.

Erste Dame. Und ich noch weniger.

Zweite Dame. Sieh da ist sie, gib nur Acht, was für ein Air sie sich gibt.

Erste Dame. Sollte man's denken? Hat die Kuh sich auch noch eine Adrienne umgehängt!

Dritte Scene.

Anne die Zinngießerin. **Die zwei Damen. Die Wöchnerin.**

Anne. Sieh da, hab' ich das Glück Sie hier zu finden?

Zweite Dame. Wo hübsche Leute sind, kommen hübsche Leute hinzu; ist es mir doch wahrhaftig den ganzen Tag so gewesen, als ob ich das Vergnügen haben würde, Sie zu sehen.

Anne. Ich danke gehorsamst, die Ehre ist auf meiner Seite.

Zweite Dame. Ich freue mich von Grund der Seele, so oft ich die Ehre habe Sie zu sehen.

Erste Dame. Ich meiner Treu' ebenso; noch in diesem Augenblick saßen ich und Madame und sprachen von Ihnen und sagten: Wie mag sich doch nur die allerliebste Madame Anne die Zinngießerin befinden?

Erste Dame. Wir haben so lange nicht die Ehre gehabt Sie zu sehen.

Zweite Dame. Ich kann ebenfalls versichern, daß ich Sie liebe, als wären Sie meine leibliche Schwester; das Unglück ist nur, daß wir Sie so selten sehen.

Die Wöchnerin. Ach Ihr guten Madamen, Ihr macht einander solche Complimente, wenn Ihr es auch nur wirklich so meint, dann ist es schon gut.

Erste Dame. Madame kann überzeugt sein, daß ich keineswegs zu den Menschen gehöre, welche anders reden als sie denken; ich gehöre durchaus nicht zu den politischen Weibern, weshalb ich denn auch so viele Feinde habe. Meine Muhme hat mir oft gesagt: du verstehst dich nicht auf die Welt, mein Kind, was du auf dem Herzen hast, das muß herunter und wenn es durch die Rippen sein sollte.

Die Wöchnerin. Habt Ihr heute sonst schon Wochenvisiten gemacht, gute Madamen?

Erste Damen. Ja, wir waren beim Tabaksspinner Jeremias seiner Frau.

Die Wöchnerin. Wer war weiter da?

Die erste Dame. Ha ha ha, bittet mich nicht, das zu erzählen, ich bin im Stande und platze vor Lachen, sowie ich daran denke. Meine Schwester versteht die Leute besser zu schildern als ich, die kann sich das Lachen besser verhalten.

Zweite Dame. Kennt Madame nicht den Hans Jespersen seine Lucie?

Die Wöchnerin. Nein.

Anne. Ja, ich kenne sie, das ist ja die, welche den Leuten immer so viel in die Ohren flüstert?

Zweite Dame. Ja, das ist dem Teufel sein Flüstern mit dem Weibe, sie kann nicht sagen, daß gut Wetter ist, außer sie zieht die Leute in den Winkel und flüstert ihnen in die Ohren. Dann war da noch Gertrud Jansen, die erzählte von ihren Hühneraugen beinah 'ne halbe Stunde lang.

Die Wöchnerin. Nein, Ihr übertreibt wol auch ein Bischen.

Zweite Dame. Nein, Madame, Ihr könnt Euch nicht vorstellen was das Frauenzimmer für einen Reichthum von Worten hat; es ist eine wahre Lust sie sprechen zu hören, besonders wenn sie etwas deutsch erzählen will.

Anne. Spricht sie auch deutsch?

Zweite Dame. Sie hat ja ein Erbbegräbniß in der deutschen Kirche; was war das doch, Schwester, was sie sagte, als wir gingen?

Erste Dame. Sie fragte: wullt Ihr schon so bolde gaan?

Die Wöchnerin. Ihr seid doch wirklich schlimme Leute. Aber waren da nicht noch mehr?

Zweite Dame. Ei Madame, fragt uns nicht weiter, sonst fangen wir an, Ihr Marthe Mortensens Adrienne zu beschreiben, und das kann ich unter einer Stunde nicht abmachen.

Erste Dame. Ja das Mädchen kleidet sich verflucht absurd.

Zweite Dame. Gabt Ihr auch Acht auf ihre Adrascante?[7]

Erste Dame. Versteht sich; aber was meint Ihr erst zu ihrer Schleppe?

Zweite Dame. Gewiß, das war ein Original von einer Schleppe.

Die Wöchnerin. Aber hat sie nicht eine Schwester?

Zweite Dame. Freilich, das ist die, die immer so mit dem Hintern wackelt. Oh das ist wirklich ein niedliches Mädchen, sie ist nur so blöde, daß sie nicht die Zähne von einander macht, sie spricht von keinem Schnupftuch oder keiner Schürze ohne zu sagen: mit Permission oder salva venia, bitt' um Entschuldigung.

Die Wöchnerin. Ihr seid recht schlimm, Ihr guten Madamen, ich mag Euch nach weiter Niemand mehr fragen. Aber erzählt nur von der Wöchnerin selbst, das hör' ich lieber.

Erste Dame. Nein, wir müssen auf einen andern Fleck.

(Sie gehen.)

Vierte Scene.

Anne die Zinngießerin. **Die Wöchnerin.**

Anne. Das war mir recht lieb, daß die nicht bleiben wollten, mit solchem falschen Volk kann ich nicht zurechtkommen.

Die Wöchnerin. Es ist nicht meine Art, Madame, die Leute auf einander zu hetzen oder zur Einen von der Andern zu sprechen: aber das kann ich doch versichern, daß die zwei von Ihr so viel Böses sprachen, ehe Sie kam, daß es mir zu Herzen ging.

Anne. Hol' sie der Teufel! Ich weiß übrigens recht gut, was sie und andere böse Menschen mir nachsagen: aber sie thun mir großes Unrecht, Madame, es kann Einer recht gut ein rothes Gesicht haben, ohne daß er trinkt.

Die Wöchnerin. Ja was will das auch sagen, wenn Ihr nun auch wirklich tränkt, was geht es sie an? Sie geben Euch ja nichts dazu.

Anne. Das versteht sich, ich mag auch gar nicht mehr davon sprechen. — Wie ist Sie mit Ihrer Amme zufrieden, Madame?

Die Wöchnerin. Ei nun, so weit recht gut, Milch genug hat sie.

Anne. Das ist ein Hauptpunkt, Madame, wenn sie nur übrigens leidlich ist; gute Ammen sind rar.

Die Wöchnerin. Sehr richtig, Madame. Meine Schwester hat eine, die säuft wie 'ne Sau; man kann es ihr freilich nicht beweisen, da sie es heimlich thut, aber die glühend rothe Couleur, die sie im Gesicht hat, die beweist es hinlänglich.

Anne. Schön Dank, Madame, für die Pique, die war gut, meiner Treu'.

Die Wöchnerin. Und ich schwöre der Madame, daß ich das ohne alle Absicht gesagt habe; Sie weiß ja wol selbst, wenn man ein Frauenzimmer sieht mit glühendem Gesicht, da heißt es gleich: sie nimmt ein Thränchen. Aber da haben wir neue Fremde.

Fünfte Scene.

Ingeborg die Bleideckerin. **Die Vorigen.**

Ingeborg. Madame, ich gratulire.

Die Wöchnerin. Danke ergebenst, Madame.

Ingeborg. Wie steht's mit der Gesundheit? Sie sieht herzlich miserabel aus; Gott behüte, wie hat Sie das Kindbett mitgenommen! Hätt' ich nicht gewußt, daß Madame es wäre, ich kann darauf schwören, ich hätte Sie nicht wieder erkannt.

Die Wöchnerin. Meine gute Madame, das ist meine Schuld nicht.

Ingeborg. Freilich wohl, Madame, Sie kann nichts dafür.

Aber weil ich Ihre aufrichtige Freundin bin, so condolire ich Ihr zu Ihrem Zustande.

Die Wöchnerin. Um Ihr wieder ein Freundschaftszeichen zu geben, so wünschte ich, Madame, ich könnte Ihr ebenfalls condoliren.

Ingeborg. Danke ergebenst, gar zu gütig. Ach, Madame, nehme Sie sich nur ja in Acht, Ihre Augen wollen mir gar nicht gefallen, Sie kommt mir vor gerade wie meine Schwester, die vorig Jahr starb.

Die Wöchnerin. In der That, Madame, wenn Sie nur eine Stunde fortfährt, dergleichen zu sprechen, so folg' ich Ihrer Schwester ganz gewißlich nach; die Theilnahme, die Sie für mich hat, incommodirt mich mehr als die Kindesnöthen.

Ingeborg. Das sollte mir leid thun, Madame, wenn meine Gespräche Sie incommodiren. Aber ich fordere die gute Frau zum Zeugen, die hier sitzt, ob das nicht so ist, wie ich sage: ist es nicht so, meine gute Anne Kannegießerin? Sieht Madame nicht wirklich recht schlimm aus?

Anne. Das thut sie, Ingeborg Bleideckerin.

Ingeborg. Ich glaube wahrhaftig gar, Sie ist böse, weil ich Sie nicht Madame genannt habe?

Anne. Nein, böse bin ich nicht: aber ich glaube allerdings, daß ich gewiß eben so gut eine Madame bin wie Sie, ja noch besser als Sie. Denn zwischen einem Zinngießer und einem lumpigen Bleidecker, da ist doch, die Wahrheit zu sagen, ein Unterschied, wie zwischen Zinn und Blei.

Ingeborg. Na da kann Einem doch schlimm werden über solchem Gewäsche, das paßt sich auch wol für Euch, meinen Mann einen lumpigen Bleidecker zu nennen; denkt Ihr, ein Bleidecker ist nicht in allen Stücken so gut wie ein lumpiger Kannegießer?

(Sie schlagen einander Schnippchen und gehen ab.)

Sechste Scene.

Arianke die Buchdruckerin. **Die Wöchnerin.**

Arianke. Viel Glück zur jungen Tochter!

Die Wöchnerin. Viel Dank, Madame Arianke Buchdruckerin.

Arianke. Wie befindet sich die Madame?

Die Wöchnerin. Ich bin so schrecklich matt.

Arianke. Das kann nicht anders sein, Madame, die erste Edition ist allemal die beschwerlichste.

Die Wöchnerin. Was heißt das, die erste Edition?

Arianke. So sagt man bei uns von den Büchern. Wird eins zum ersten Mal aufgelegt, so heißt das die erste Edition; ich will also damit sagen, daß Madame noch nicht gewohnt ist, so oft in den Wochen zu liegen als ich, darum fällt ihr das auch beschwerlicher.

Die Wöchnerin. Wie oft ist denn die Madame zum Druck befördert worden?

Arianke. Ha ha ha! das war ein niedlicher Einfall, Sie bleibt, wie ich höre, im Gleichniß. Uebrigens soll ich schön grüßen von meinem Herrn Liebsten und er läßt bitten, die Madame wolle dies Buch nicht verschmähen, das er eben hat neu auflegen lassen.

Die Wöchnerin. Ihr mit Euren Büchern müßt doch Geld verdienen wie Heu.

Arianke. Bitt' um Verzeihung, Madame, bei solchen Büchern setzen wir zu und müssen uns an Romanen und Aehnlichem von unserem Schaden erholen; wir verkaufen eher vierhundert Romane, ehe wir zweihundert solche Bücher absetzen.

Die Wöchnerin. Auf die Art solltet Ihr gar nichts Andres verlegen als Romane?

Arianke. Ich will der Madame sagen, wie das ist; mein Mann ist gar ein kurioser Mann, der thut Manches mehr um dem Publikum zu dienen, als um seinen Profit.

Die Wöchnerin. Um dem Notarius Publicus zu dienen?

Arianke. Nicht doch, Publikum, so nennen wir das gemeine Beste.

Die Wöchnerin. Mein Mann ist sehr fürs Lesen. Alle Tage kauft er Bücher. Heut hat er Doctor Arendt Hvitfeldts Chronik gekauft.

Arianke. Welche Edition?

Die Wöchnerin. Nu die dänische Edition.

Arianke. War es die in Quarto oder in Folio?

Die Wöchnerin. Das war die Auflage in weißem Einband.

Arianke. Eingebunden kann ein Buch auf zehnerlei Arten werden, wenn man sonst will, das ist es also nicht, wonach ich frage. Aber weiß Sie denn nicht, was ein Buch in Folio ist?

Die Wöchnerin. Ich habe noch nie davon gehört, blos von einem Narren in Folio.

Arianke. Ha ha ha, nun merk' ich freilich, daß Madame sich auf Bücher nicht versteht. Ein Buch in Folio ist eins, das ist so groß wie eine Bibel; ein Buch in Quarto ist kleiner; eins in Octavo ist noch kleiner; in Duodez noch kleiner, und endlich in Sedez, das sind die allerkleinsten.

Die Wöchnerin. So ist das Buch denn in Folio: denn es war so groß wie eine Bibel.

Arianke. Die Edition ist keine Prise Schnupftabak werth, Madame. Warum fragt Ihr nicht meinen Mann um Rath, bevor Ihr Bücher kauft? Die in Quarto ist noch einmal so gut.

Die Wöchnerin. Das kann schon sein: aber dann hätt' es der Buchbinder anders einbinden sollen, denn übrigens war das Buch ganz neu.

Arianke. Ha ha ha!

Die Wöchnerin. Worüber lacht Sie, Madame? Ich drücke mich vielleicht nicht recht aus, aber was weiß ich von Ihren Angelegenheiten? Uebrigens bedank' ich mich, daß ich doch etwas von Ihr gelernt habe, nämlich was ein Buch in Folio ist. — Aber sprechen wir von etwas Anderm; seid Ihr nicht in der Thür zwei Frauen begegnet?

Arianke. Ei gewiß.

Die Wöchnerin. Die geriethen hier in Streit mit einander. Die eine war Bleideckers Ingeborg und die andere Zinngießers Anne.

Arianke. Welche von beiden war Anne Zinngießerin, die große oder die Kleine?

Die Wöchnerin. Die in Quarto war Ingeborg Bleideckerin und die andere in Folio war Anne Zinngießerin.

Arianke. Ha ha ha, hört auf mit Eurem Latein, Madame, das läßt sich nur von Büchern sagen. Aber jetzt muß ich Abschied nehmen; ich werde die Ehre haben, Sie recht bald wieder zu sehen.

Die Wöchnerin. Seid so gut und grüßt den Herrn Liebsten.

Corfitz (kriecht hervor). Element, nun bin ich gleich todt, sowohl von dem schlechten Lager, das ich gehabt habe, als von diesem Wochengespräch!

Die Wöchnerin. Merkst du nun, wie beklagenswerth eine arme Wochenfrau ist?

Corfitz. Jetzt hab' ich nicht Zeit, Sie zu beklagen, jetzt hab' ich noch genug mich selbst zu beklagen, daß ich so lange habe unterm Tisch liegen müssen.

Die Wöchnerin. Ach theurer Mann, Ihr seid nun frei, mir dagegen stehen noch hundert andere Visiten der Art bevor. Ja wenn Dörte Knopfmacherin und Hildegard Schwertfegerin kommen, da geht meine Plage erst recht an, da solltet Ihr den Lärm einmal erst hören, die sprechen immer beide zugleich und da kommt es nun drauf an, welche das Maul am weitsten aufreißt.

Corfitz. Na da will ich nur lieber meiner Wege gehen, so lange es noch Zeit ist.

Die Wöchnerin. Ich werd' es Euch sagen lassen, wenn ich allein bin. Aber pocht das nicht? Da kommen schon wieder frische Visiten!

Corfitz. Ach nun bin ich verloren!

(Kriecht wieder unter den Tisch.)

Siebente Scene.

Else die Schulmeisterin. **Die Wöchnerin.**

Else. Ich danke gehorsamst, Madame, für die Ehre und den Honneur, die Sie mir angethan, erzeigt und erwiesen hat, indem Sie mich von Ihrer Entbindung unterrichtet und in Kenntniß gesetzt hat, welches mehr ist, als meine Meriten meritiren. Ich gratulire und wünsche Glück von Herzen und versichere, bezeuge und contestire, daß es zu meinen größten Plaisirs, Annehmlichkeiten und Freuden gehört, Ihres Wohlbefindens Contentements zu sehen. Denn sintemal das allzeit ein treues aufrichtiges Liebes-, Freundschafts- und Amorsband gewesen ist, was unsere Häuser zusammen verknüpft, verbunden und vereinigt hat, so darf und muß ich mich auch freuen und ergötzen an Madame's Freude und Ergötzen, gleichsam als wäre mir selbst widerfahren, was, indem es ein

Contentement und Vergnügen für Euch ist, auch für mich ebenfalls ein Contentement und Vergnügen ist. Denn ich kann die Madame versichern, daß Ihrer Tugenden Abbild allzeit aufgehängt ist an meines Herzens Nagel. Auch habe ich allen Grund, die Madame zu lieben, sowohl um Ihrer selbst willen, als auch in Berücksichtigung Ihres Bruders, von dem mir so viel Gutes erwiesen worden; denn ich kann sagen, daß er niemals in den Kramladen geht, sich ein Kleidungsstück zu kaufen, ohne daß er auch einen Rock oder mit Reverenz zu sagen eine Schürze für mich kauft.

Die Wöchnerin. Tausend Wetter, da ist Sie glücklich!

Else. Es geht mit mir, wie das alte Sprichwort lautet.... [8]

Die Wöchnerin (wischt sich den Schweiß ab). Da klopft es wahrhaftig schon wieder, das ist Hildegard die Schwertfegerin und Dörte die Knopfmacherin. (Leise.) Na nun mögen so viel närrische Frauenzimmer kommen, als da wollen, jetzt hab' ich mich einmal darein ergeben.

Achte Scene.

Hildegard. Else. Dörte. Die Wöchnerin.

Hildegard. Ei, Madame, Glück auf! Ihr paradirt ja meiner Treu' wie eine Maibraut. Nein, sieh mal her, Schwester, wie das kleine Luderchen sich herausgeputzt hat! Bitt' um Verzeihung, daß ich ein Späßchen mache.

Else. Dienerin, Madame.

Hildegard. Ei, seht, Madame, ist Sie hier? Da muß ich Sie gleich um eine Prise Toback bitten, Sie pflegt immer was Gutes zu führen.

Else. Ich weiß wirklich nicht, will Sie so gut sein und einen Versuch machen?

Hildegard. Das ist Baltzers Toback. [9]

Dörte. Ich dächte, Schwester, das ist französischer Maria; Kopenhagenscher Toback, den kenn' ich gleich.

Hildegard. Ich wahrhaftig ebenfalls. Von wem ist der Toback, Madame?

Else. Von Louis..

Hildegard. Wollt Ihr nun mal meinen kosten?

Else. Das ist ein excellenter Toback, ich dächte, das ist Ascharah.

Dörte. Er kommt mir mehr vor wie eine Art Havannah.

Hildegard. Was es eigentlich ist, kann ich nicht sagen; verkauft ist er mir für Spadille.

Else. Na, haben die guten Madamen nichts gutes Neues?

Hildegard. Nein, Gutes nicht, aber Böses, das hört man leider genug. Von der Frau, die einen Wockenstock zur Welt gebracht hat, habt Ihr doch wol schon gehört?

Else. Nein, kein Wort.

Dörte. Na, dann will ich es Ihr erzählen.

Hildegard. Ich kann das schon noch allein erzählen (sie sprechen beide zugleich). Da ist eine Frau, ihren Namen weiß ich nicht, bei der kommt ein armes Bettelweib an die Thür und bittet sie um eine Gabe für ihre kleinen Kinder, wird aber abgewiesen mit den Worten: Marsch fort, du alte Vettel, dir wär' es auch besser gewesen, du hättest statt Kinder zu kriegen einen Wockenstock gekriegt, da könntest du dir doch wenigstens dein Brod zusammen spinnen!

Else. Ihr guten Madamen, es genügt, wenn Eine erzählt; wenn Ihr Beide auf einmal sprecht, kann ich es lange nicht so gut fassen.

Hildegard. Ich will es schon erzählen, Madame.

Dörte. Nein, ich will es erzählen! (wieder beide zugleich:) Darauf fing das Bettelweib an bitterlich zu heulen und sagte: So wünsche ich Euch doch, daß Ihr das erste Mal, daß Ihr in Wochen kommt, selbst einen Wockenstock kriegt!

Hildegard. Darauf nahm die Frau einen Besenstiel —

Dörte. Darauf nahm die Frau ein Mangelholz —

Hildegard. Nein, es war ein Besenstiel —

Dörte. Nein, es war ein Mangelholz —

Hildegard. Nein, das war es ganz gewiß nicht!

Dörte. Nun, lassen wir das Mangelholz fallen, Ihr müßt ja immer Recht behalten (sprechen wieder beide zugleich). Und damit prügelte sie das arme Bettelweib zur Thüre hinaus. Aber was geschah? Eine halbe Stunde darauf befand die Frau vom Hause sich sehr übel, mußte zu Bette gehen und lag ein volles halbes Jahr, bis sie endlich niederkam und zwar mit einem Wockenstock.

Hildegard. Aber Eins hab' ich noch zu erzählen vergessen, nämlich wie es mit dem Bettelweib weiter ging.

Dörte. Ja richtig (sprechen wieder beide zugleich). Nicht lange hernach begegnete die Köchin vom Hause demselben Bettelweib, das sie denn bei der Hand nahm und sagte: Grüß' deine Herrschaft und sag' ihr: das Weib, das sie so höhnisch fortgewiesen, das war die Sankt Brigitte, welche Bettlersgestalt angenommen hatte, sie zu prüfen! Und darauf fing sie an zu glänzen wie eine Sonne und verschwand.

Hildegard. Es ist doch seltsam, daß ich die Geschichte nicht allein erzählen darf.

Dörte. Ich weiß die Geschichte so gut wie Ihr.

Hildegard. Ich habe sie aber eher gewußt als Ihr.

Dörte. Aber ich habe sie von Einem gehört, der dient in demselben Hause mit der Köchin ihrem Schwesterkind.

(Während sie so reden, sitzt die Wöchnerin und hält sich die Ohren zu.)

Else. Aber Ihr guten Madamen, ob das wol gewiß ist mit dem Schiff, das man dieser Tage im Mond gesehen hat? [11]

Hildegard. Ja freilich ist das gewiß! (erzählen wieder beide.) Wenn man zuerst hinsah, konnte man nichts sehen, als einen ordinären Mond, aber wenn man nur länger hinstarrte, sah man zuerst das Schiff, dann das Schiffsvolk, dann den Schiffshund und endlich, wenn man recht lange hinstarrte, sah man sogar die Tobackspfeifen, die die Matrosen im Munde hatten!

Else. Aber was meint und glaubt man wol, daß solchen Zeichens Offenbarung zu erkennen geben, anzeigen und bedeuten will?

Hildegard. Das bedeutet unfehlbar Krieg, Madame.

Else. Ja, ich glaub' es wol: denn man hat auch außerdem in diesen Tagen noch verschiedene andere Zeichen gesehen, die ebenfalls nichts Gutes bedeuten, unter Anderm einen feurigen Drachen, gerade über Röskild. [12]

Dörte. Ei, das muß Madame uns erzählen!

Else. Weder des Tages noch des Datums Erinnerung kann ich mir in mein Gedächtniß zurückrufen: allein ich erinnere mich und gedenke, daß das Zeichen zuerst erschien und sich sehen ließ um die Zeit, da die dickste Finsterniß herrscht und regiert, und die man gemeiniglich Mitternacht heißet. Da ist er erblicket worden von

einem von den Leuten, die da müssen wachen, wenn Andere schlafen und mit der Posaune ihrer Stimme die Stunden der Nacht zu erkennen geben, so man gemeiniglich nennt Nachtwächter. Des Drachen Glanz und Schein war so groß, daß er ungefähr circa dieselbige Wirkung auf den Pol des Himmels machte, als das kleinere Licht der Nacht, ich meine den Mond, wenn er in seiner Viertel Erstheit ist. Der Drache hatte, mit Reverenz zu sagen, einen Schwanz von drei Ellen Länge; wenn man seinen Gang und Weg observirte, wahrnahm und beobachtete, so mußte man sich verwundern, nicht minder über die Schnelligkeit seiner Fahrt als über die wunderliche Art, wie er sich bewegte. Denn er spielte in dem subtilen Element, ich meine die Luft, gleichsam wie jene leichtfertigen Meerschweine spielen im Hause des Neptun, ich meine im Meere. Nun bemerkte und observirte man eine Aufrichtung des Kopfes, gleich als wollte er hinauffliegen in den dritten Himmel, jetzt wieder ein Herniederwerfen des Kopfes, gleichsam als wollte er sich präcipitiren und herunterstürzen auf Gottes Fußschemel, ich meine die Erde. Verschiedene Leute in Röskild haben ihre sämmtlichen Kopfnerven angestrengt, um ausfindig zu machen dieses Zeichens Bedeutung, Signification und Auslegung.

Hildegard. Das ist ja eine erschreckliche Erscheinung gewesen; hat unsere Wöchnerin die Geschichte gehört?

Die Wöchnerin. Nein, Madame, ich liege und denke, was ich heut Abend essen soll.

Hildegard. Ei, hat Sie auf die Geschichte nicht Acht gegeben? Die ist meiner Treu' werth, daß man sie hört; Madame ist wol so gut und erzählt sie noch einmal.

Die Wöchnerin. Ach, das ist ja gar nicht nöthig, sich zu bemühen und solche lange Geschichte zu recitiren.

Dörte. Will Madame sie nicht erzählen, so will ich es, obwol ich nicht versprechen kann, sie in solchem zierlichen Stile vorzutragen, wie Sie, die aber auch freilich solchen gelehrten Mann hat, wie David Schulmeister.

Die Wöchnerin. Ich will wahrhaftig Niemand damit bemühen.

Dörte. Ei, wer spricht denn von Mühe, Madame, die Geschichte war diese —

Hildegard. Ich will sie schon erzählen, Schwester.

(Sie erzählen die Geschichte beide zugleich, aber in einem andern Stil.)

Die Wöchnerin (trocknet sich den Schweiß ab). Da klopft es eben an die Thür, ich glaube das ist Engelke, die Hutmacherin.

Hildegard. Ach ist das die Pimpernille? Die sitzt in Gesellschaft wie eine Bildsäule, die weder Mund noch Maul hat. Laß uns gehen, Schwester; lebt wohl, Madame, haltet Euch hübsch wacker!

Dörte. Leb' wohl! Die Schwerenoth sollst du auf den Hals kriegen, wenn du dich zu früh hinauswagst! Laß mich den Puls fühlen, bevor ich gehe — nu, für solch ein kleines Ungethüm geht er gut genug. Adiös. (Beide ab.)

Else. Auch ich muß aufbrechen und Abschied nehmen und wünsche aus meines innersten Herzens Receß und Grund meiner hochgeehrten und hochästimirten Madame eine rasche baldige Wiederherstellung, Restitution und Besserung, gleichermaßen daß die theure Leibesfrucht, mit der die himmlische Güte Euch gesegnet hat, die kleine köstliche Erstlingspflanze, so er in Euren Weingarten gesetzet hat, aufwachsen möge und emporkeimen, den theuren Eltern zur Freude, Contentement und Vergnügen. (Ab.)

Neunte Scene. [13]

Engelke die Hutmacherin. **Die Wöchnerin.**

(Engelke kommt herein und macht ein Compliment.)

Die Wöchnerin. Seid so gut und setzt Euch, Madame.

(Engelke verneigt sich.)

Die Wöchnerin. Ach bitte, setze Sie sich doch.

(Engelke verneigt sich.)

Die Wöchnerin. Ach Madame, wozu sollen denn diese Ceremonien?

(Engelke verneigt sich.)

Die Wöchnerin. Madame, ich kann unmöglich zugeben, daß Sie länger steht; will Sie, daß ich aufstehen soll und Sie länger nöthigen?

(Engelke verneigt sich und setzt sich, spricht jedoch kein Wort; endlich steht sie wieder auf, macht ein Compliment und geht.)

Die Wöchnerin. Adieu, Madame, danke für angenehme Unterhaltung.

Zehnte Scene.

Stine die Eisenkrämerin. Die Wöchnerin.

Stine. Votre servante, Madame! je vous gratule. Ist es ein Sohn oder eine Tochter?

Die Wöchnerin. Es ist eine Tochter, Madame.

Stine. Ich wollte doch ma foi meinen Besuch nicht länger aufschieben, obschon ich heute schon halb und halb an einem andern Orte engrassirt war. Aber ich ließ Alles im Stich, um Sie zu besuchen, mon cher amie.

Die Wöchnerin. Tausend Dank für Ihre Güte und Höflichkeit.

Stine. Das ist keine Complisance, Madame, sondern ein Devoir und Obligement, seine guten Freunde zu besuchen, wenn sie mal malade und unpaß sind. Uebrigens habe ich heute schon eine Wochenvisite gemacht.

Die Wöchnerin. Wo da?

Stine. Bei dem Visentator seiner Frau; sie hat einen Jungen, das ist affectivement ein amables Kind.

Die Wöchnerin. Die Frau ist glücklich, daß sie Söhne kriegt.

Stine. Ja, Madame, sie hat ein großes boncoeur vor andern. Ei ma foi, ich glaube gar, ich habe meine Tabatierendose vergessen, darf ich, Madame, um eine Entreprise aus Ihrer bitten? — Das ist ein guter Toback, très humble valet.

Die Wöchnerin. Sie kommt mir heut recht wie gerufen, Madame, ich muß einen Brief schreiben an Hans Jacobsen, Tobackshändler in Flensburg, und möchte gern die Aufschrift auf französisch machen. Aber da ist Keiner im Hause, der ordentlich französisch versteht; da möcht' ich nun die Madame bitten, mir ein bischen auszuhelfen, da Sie die Sprache doch so außerordentlich gut versteht.

Stine. Très volonté, Madame, Sie schreibt folgendermaßen: A Messiö Messiö Jean de Jacobsen, Marchand de la Toback, présentemang à la Flansborg.

Die Wöchnerin. Sagt man denn Flansborg auf französisch?

Stine. Oui, Madame: Flensburg ist dänisch. Meist alle Städte und Dörfer werden auf französisch anders geschrieben, so per Exempel Kopenhagen heißt Copenhague, Norwegen Normandie, Jütland Judée und die Jüten, was das Wunderlichste ist, heißen Les Juifs.

Die Wöchnerin. Dies Letztere ist sehr unsinnig.

Stine. Allerdings, aber ich kann es Ihr gedruckt zeigen in meiner Grammaer, da steht: Les Juifs, die Juden.

Die Wöchnerin. Ha ha ha, die Juden, das sind die Jüten! Macht mir meinen Mann nur nicht zum Juden, er ist ein guter ehrlicher Jütländer! Ha ha ha!

Stine. Ich will mich doch ma foi von Ihr nicht harzelliren lassen, adiös. (Sie geht.)

Eilfte Scene.

Corfitz. Die Wöchnerin.

Corfitz (kriecht hervor). Ei, gib mir nur rasch ein Glas Branntwein, ich bin mehr todt als lebendig! Ich bin wie zerschlagen an allen Gliedern und voll Staub, Qualm und Wochenklatsch, daß ich in Gefahr bin zu platzen. Aber da sind meiner Seel' schon wieder Leute; ist das nicht eine verfluchte Stube, blos eine Thür zu haben! In meinem Leben hab' ich keine solche verrückte Bauart gesehen; kann ich nicht zum Fenster hinaus kommen?

Die Wöchnerin. Ei ja, wenn Ihr den Hals brechen wollt.

Corfitz. Na, das hätt' auch nichts zu sagen, so wäre die Geschichte auf einmal zu Ende.

Die Wöchnerin. Ei, Possen, ich glaube, du bist nicht bei Trost.

(Corfitz kriecht wieder unter den Tisch.)

Zwölfte Scene.

Geske die Küsterin. **Die Wöchnerin.**

Geske. Ich gratulire der Madame zur jungen Tochter; ich dachte, es wäre ein Sohn, aber damit ist's für diesmal doch noch nichts geworden.

Die Wöchnerin. Ich bin mit einer Tochter ganz zufrieden. Allerdings kann man zuweilen von Söhnen größere Freude haben, aber wenn ein Knabe nicht geräth, so macht Einem das noch größeren Kummer als zehn Mädchen.

Geske. Wol wahr, Madame, man kann auf die Töchter besser Acht haben. Ich weiß noch, was für Verdruß meine Muhme Schmidts Gertrud von ihrem Sohne Andres hatte. Nicht daran denken kann ich, Madame, ohne daß mir die Thränen in den Augen stehen (sie weint und trocknet sich die Augen mit der Schürze). Ja, der Andres, der Andres, der hat seiner armen Mutter so manche graue Haare gemacht! Hat Madame schon gehört, was er vorgestern angerichtet?

Die Wöchnerin. Nichts hab' ich gehört.

Geske (weint). Ach, ach, was weiß der Teufel nicht Alles anzustiften! Denn von unserm Herrgott kann so etwas doch nicht kommen: steigt der Junge über den Zaun in dem Nachbarn seinen Garten und stiehlt sich die ganzen Taschen voll Aepfel. (Sie weint.)

Die Wöchnerin. Ei, Madame, das scheint mir doch wirklich kein Grund, auch nur sein Schnupftuch naß zu machen.

Geske. Hört nur weiter, Madame. Wie er nun wieder zurück will, bleibt er hängen und reißt sich seine neuen Tuchhosen entzwei, die Ihr vermuthlich noch kennt?

Die Wöchnerin. Ei, Madame, wie komm' ich dazu, seine Hosen zu kennen?

Geske. Aber unser Herrgott hatte doch wenigstens die Gnade und conservirte seine Jacke. (Sie weint wieder.)

Die Wöchnerin. Ich möchte die Madame doch bitten, unsern Herrgott aus dem Spiel zu lassen; es ist eine üble Gewohnheit, Gottes Namen so zu mißbrauchen, wenn man von Jacke und Hosen spricht.

Geske. Ach so, Madame, ich soll mich wol nach Ihr richten?

Die Wöchnerin. Madame, ich will mich darüber mit Niemand in einen Dispüt einlassen. Doch scheint es mir nur eine schlechte Gewohnheit, zu sagen: Unser Herrgott war mir so gnädig, daß mein Strumpfband oder Schuhriemen nicht entzwei ging, gerade wie es auch eine bloße Redensart ist, zu sagen: Na, was hat der Teufel nun wieder angerichtet, wenn ein Dienstbote ein Glas fallen

läßt oder ein bischen Suppe auf den Tisch verschüttet. Aber laßt uns von etwas Anderm sprechen; ich sehe, die Madame hat einen schlimmen Finger, wo hat Sie den her?

Geske. Das will ich Ihnen sagen: ich wollte gestern auf den Fleischmarkt gehen und einkaufen.

Die Wöchnerin. Wie sieht es denn jetzt aus auf dem Fleischmarkt? Ich schickte gestern das Mädchen hin, aber die war nicht im Stande, nur ein rechtschaffenes Stück Fleisch zu kriegen.

Geske. Da hat Sie auch recht, Madame, das ist niemals solche verfluchte Wirthschaft gewesen wie jetzt. Die sind jetzt so frech, fünf Schillinge zu fordern für das Pfund Ochsenfleisch, und dabei ist das so mager, daß man nicht ein Körnchen Fett daran sieht. Ich wollte Suppe davon kochen, aber die Suppe wurde so schlecht, daß ich, um sie zu verbessern, ein Stück Speck daran thun mußte.

(Sie weint wieder.)

Die Wöchnerin. War die Suppe da gut, wie der Speck daran kam?

Geske. Ja, nu war sie delicat, Madame.

Die Wöchnerin. So hat Madame ja nicht mehr nöthig, darüber zu weinen?

Geske. Ich weine auch nicht just darüber, ich denke blos noch an das Fleisch, wie erbärmlich das aussah und kostete doch fünf Schillinge das Pfund. Alles wird theurer: willst du ein Stück Speck haben, willst du Butter haben, willst du Käse, Grütze, Lichter, Holz haben, so ist das nicht mehr mit Geld aufzuwiegen. Ich erinnere mich, daß meine Muhme Brigitte erzählte (sie weint). — Nu ist das gute Weib auch todt und hinüber — die erzählte mir, in ihrer Jugend konnte man das beste Pfund Ochsenfleisch für einen halben Schilling kriegen und damals war doch noch nicht einmal ein Polizeimeister in der Stadt.

Die Wöchnerin. Aber um wieder auf meine Frage zu kommen, wo hat Sie den Schaden am Finger her?

Geske. Ich wollte ein Stück Speck abschneiden, das sollte in die Suppe kommen: aber was richtet der Teufel nicht wieder an?

Die Wöchnerin. Ei, kommt nun mal wieder der Teufel an die Reihe? — Aber seht, da kommen neue Gäste.

Geske. So muß ich wol gehen. (Ab.)

Corfitz. Und ich meiner Treu' ebenfalls, bevor wieder neue kommen.

Die Wöchnerin (zum Mädchen). Hör'! nun will ich ein Stündchen Ruhe haben; kommt ein Besuch unterdessen, so kannst du sagen, ich schlafe ein bischen.

Dritter Act.

Erste Scene.

Eine vornehme Dame. Die Wöchnerin. Die vornehme Dame in einer Portchaise, der Bediente in zerrissener Livree.

Dame. Guten Tag, kleine Madame, ich wünsche Glück. Wer ist zuletzt hier gewesen?

Die Wöchnerin. Hier waren viele recht anständige Bürgerfrauen.

Dame. Es riecht auch so verflucht bürgerlich; laß Sie ein wenig räuchern. Ich bin durchaus nicht hochmüthig, Madame, das soll mir Niemand nachsagen: denn wenn ich es wäre, so hätte ich Ihrem geringen Hause die Ehre nicht angethan, hieher zu kommen. Darum rühmen mich aber auch die Leute und sagen: Gott segne die wohlgeborne Frau, mit der ist das ein Umgang, nicht anders, als wäre sie eine schlichte Bürgersfrau! Aber man muß sich auch nicht gemein machen, das erzeugt, wie ich bemerkt habe, nicht selten Verachtung.

Die Wöchnerin. Nein, gewiß, es wäre Sünde, der wohlgebornen Frau etwas Anderes nachzusagen. Ich hab' es wol gehört, Sie kommt zu bürgerlichen Leuten, so wie sie Ihr nur etwas vorzusetzen haben, ja Sie speist mit ihnen,[14] als wäre Sie an Ihrem eigenen wohlgebornen Tisch.

Dame. Ja warum sollt' ich auch nicht, Madame? Denn wenn ich es recht überdenke, so sind die Bürgersleute ja doch auch Christenmenschen und können, wenn sie ein gottgefälliges Leben führen, so gut in den Himmel kommen, wie wir.

Die Wöchnerin. Aber, wohlgeborne Frau, sollte nicht im

ewigen Leben so ein gewisser Unterschied zwischen Personen von Rang und bloßen Bürgerlichen doch stattfinden?

Dame. Nein, kein großer, Madame, unter uns gesagt. Aber Sie hat nicht nöthig, sich vor Andern was davon merken zu lassen, ein gemeiner Handwerker könnte darüber hochmüthig werden. Darum, Madame, tractire ich auch den Schlag Leute mit der Verachtung, die ich meinem hohen Stande gemäß gegen sie hegen darf und kann. Denkt nur, Madame, wie herablassend ich neulich war: ich habe, ma foi, ohne mich selbst zu rühmen, zehn Thaler von meinem Schneider geborgt.

Die Wöchnerin. Das war ja ein unverschämter Schneider, daß er sich unterstand, einer solchen wohlgebornen Frau Geld zu leihen. Der dumme Teufel hätte ja doch merken können, daß die gnädige Frau es nur gethan, um ihn auf die Probe zu stellen.

Dame. Anfangs weigerte er sich auch und krümmte sich, gleich als wollt' er sagen: Dazu bin ich zu gering. Als er aber sah, daß es mein Ernst, so bequemte er sich und gab mir die zehn Thaler mit einem tiefen Seufzer, gleich als wollt' er sagen: Ach wenn doch Alles so herablassend wäre wie diese wohlgeborne Frau! Ich bin gewiß, der arme Mann rühmt mich, wohin er kommt, bis über die Wolken; denn Jede thut das nicht, was ich gethan habe. Ist das nicht richtig, Madame?

Die Wöchnerin. Ja, darin hat die wohlgeborne Frau ganz Recht.

Dame. Aber was hat es auch zu sagen, Madame, zuletzt sind wir ja doch alle Menschen, auch würd' ich mich, meiner Treu', nicht schämen, Ihr dieselbe Ehre anzuthun. Madame, will Sie so gut sein und mir zehn Thaler geben? Ich werde sie Ihr sofort in Gold zurückschicken.

Die Wöchnerin. Ach die wohlgeborne Frau beliebt nur mit der geringsten ihrer Dienerinnen zu scherzen; ich bin zwar sehr einfältig, aber so wie der Schneider doch nicht.

Dame. Aber es ist meiner Treu' mein voller Ernst, Madame.

Die Wöchnerin. Ei, wohlgeborne Frau, ich würde ja in Verruf kommen als eine ganz unverschämte Person, wollt' ich so naseweis sein; nein, mein Geld ist zu gering dazu.

Dame. Die Wahrheit zu sagen, Madame, ich habe den

Schlüssel zu meinem Geldschrank verlegt und wollte gern in der Eile zehn Thaler zum Trinkgeld für einen Bedienten haben, der mit einem Geschenk von einem Cavalier unterwegs ist.

Die Wöchnerin. Nein, ich thu' das meiner Treu' nicht; ja, wenn die ganze Bürgerschaft so unverschämt wäre, Euer Wohlgeboren Geld zu leihen, so würd' ich es doch nicht thun, dazu hab' ich viel zu großen Respekt vor Ihr.

Dame. Je nun, so ist das Ihre eigene Schuld, Madame. Aber was habt Ihr da auf dem Teller?

Die Wöchnerin. Das sind einige gemeine Kuchen.

Dame. Muß sie doch mal kosten — ei, die schmecken doch nicht so schlecht, wie ich dachte; wenn Sie erlaubt, will ich doch meiner Treu' ein paar mit nach Hause nehmen. Christopher!

Christopher (in einer zerrissenen Livree). Wohlgeborne Frau!

Dame. Trag' doch mal diese beiden Kuchen nach Hause.

(Zur Wöchnerin.)

Adieu, Madame, lebt wol und rechnet jederzeit auf meine Gewogenheit.

Die Wöchnerin. Ich danke der gnädigen Frau für die große Gnade, die Sie mir erwiesen. (Die vornehme Dame geht ab.)

Zweite Scene.

Anne die Wahrsagerin. **Die Wöchnerin.**

Anne. Nun, Madame, wie geht's mit der Gesundheit?

Die Wöchnerin. Ganz gut, Anne. Nur kann ich des Nachts nicht schlafen, und so wie ich einschlafe, so krieg' ich gleich die schrecklichsten Träume; woher kommt das wol, Anne?

Anne. Brennt Madame des Nachts Wachslicht oder Talglicht?

Die Wöchnerin. Ich brenne Wachslicht.

Anne. Na, da haben wir's! Was denkt Ihr denn, daß Träume anders sind als Geister, die Einem im Schlafe erscheinen? Das Einzige, womit man solche böse Geister vertreiben kann, ist mit dem Qualm von Talglichtern; den Wachslichtern dagegen laufen sie nach. Woher denkt Ihr denn wol, daß das kommt, daß es in den Kirchen so viel mehr spuckt als anderwärts, als von den Wachslichten, die da gebrannt werden? Ich mache mich verbindlich, eine

ganze Million herumschwebender Geister mit einem Dreierlicht zu vertreiben, nämlich wenn es blos solche Geister sind, die in der Luft fliegen. Sind es aber Erdgeister, die Euch die Unruhen machen, so müßt Ihr nur Leinsamen vors Bett streuen, da kriegen sie gleich Beine und laufen davon.

Die Wöchnerin. Ach, gute Anne, plag' mich doch nicht mit solchem Geschwätz, davon kann ja ein gesunder Mensch krank werden. Solche bösen Träume kommen ja von nichts Anderem als vom Blut; so wie ich mich wohl befinde, schlafe ich auch ruhig. Warum sollten also diese Geister die Leute mehr plagen, wenn sie krank, als wenn sie gesund sind?

Anne. Das Warum weiß ich freilich nicht, Madame, aber daß es geschieht, das sieht man doch. Kommt es übrigens vom Blut, so wollen wir schon auf andere Mittel denken; da gibt es nichts Besseres, als Ihr laßt Euch streichen, ich werde gleich wieder hier sein. (Ab.)

Die Wöchnerin. Ach wär' ich doch nur die Hexe los! Aber ihren Willen muß sie haben, sie geht aus und ein in großen Häusern und bringt die ehrlichsten Leute in Mißkredit, wenn sie ihr nicht flattiren wollen. Ich muß mich also schon darein ergeben, in dies und alles Andere, was das Wochenbett mit sich führt. Ach, ach, wenn ich es nur aushalten kann!

Anne (zurückkommend). Entschuldigt nur, ich bin so lange geblieben . . . . .

Die Wöchnerin. Hat nichts zu sagen, Anne (leise für sich). Mir wär's recht und wenn du nie wieder gekommen wärest. Alle Tausend, da ist Meister Bonifacius, nun geht der Zank los! Macht rasch, Anne, lauft hinter den Schirm!

(Anne läuft und verbirgt sich hinter den Schirm.)

Dritte Scene.

Bonifacius. Die Wöchnerin.

Bonifacius. Serviteur, Madame, wie steht es mit der Gesundheit?

Die Wöchnerin. Es macht sich, Meister Bonifacius.

Bonifacius. Sie muß Ader lassen, Madame.

Die Wöchnerin. Der Doctor sagt nein, er hat mir blos ein paar Tropfen gegeben, die ich brauchen soll, in der Flasche da stehen sie.

Bonifacius. Ei, potz Schlapperment, die Tropfen sind ein wahres Gift für Sie! Hat Sie nicht schrecklich danach geschwitzt?

Die Wöchnerin. Ja, vor ein paar Stunden hab' ich stark geschwitzt, als Else David, die Schulmeisterin, hier war. Aber ich weiß nicht, ob das von den Tropfen kam oder von der hochtrabenden Gratulation, die sie mir abstattete.

Bonifacius. Das war von den Tropfen, Madame. Gott verzeih' dem Doctor die Sünde, so zu handeln mit einem armen Patienten. Braucht Ihr diese Tropfen nur eine Woche, so sollt Ihr einmal sehen, ob Ihr nicht die allerschönste Gelbsucht am Halse habt, die sich Einer wünschen kann; braucht Ihr sie aber noch eine Woche, so könnt Ihr die Schwindsucht kriegen oder eine Hypokrisie, Epilepsie, Anomalie, Paralysie und noch verschiedenes Anderes, was noch schlimmer ist. Denn da ist Antimonium drin, da ist Arsenicum drin! Ist das nicht unverschämt, für eine arme Wöchnerin ein Recept zu präpariren von Sulphure indigesta und Sale haluminosa und Mercurio, absonderlich in diesem Jahre, wo Saturnus nicht regiert?!

Vierte Scene.

Zwei Frauen. Meister Bonifacius. Die Wöchnerin. Eine Mamsell.

Erste Frau. Dienerin, Madame, und Glück zur jungen Tochter!

Zweite Frau. Ebenfalls.

Die Wöchnerin. Seid so gut und nehmt Platz, ihr guten Madamen. Aber, Meister Bonifacius, wär' es wol gut, sich um die Zeit zu Ader zu lassen?

Bonifacius. Ei ja. Zwar geschieht es besser bei klarem Wetter als bei trübem Wetter, besser bei zunehmendem als bei abnehmendem Monde; doch hat dies nicht viel zu sagen, wenn man sich nur übrigens vor den unglücklichen Tagen in Acht nimmt.

Die Wöchnerin. Aber was heißt das, Meister Bonifacius, glückliche und unglückliche Tage?

Bonifacius. Das ist zu sagen, Madame: wer sich am vierzehnten oder fünfzehnten Martii verlobt oder verheirathet, kommt in Armuth und Elend; am zehnten oder achtzehnten April muß man aus einem Hause ins andere nicht ziehen; am siebenten oder achten Maji muß man nicht reisen; am siebzehnten Junii nicht handeln; am achtzehnten Julii keinen Proceß anfangen.

Erste Frau. Meister Bonifacius, Er kann den Leuten gewiß auch in den Händen lesen?

Bonifacius. Ach freilich, das heißt man Negromantia.

Erste Frau. Ach, sei Er doch so gut und seh' Er einmal in meine Hand?

Bonifacius. Ganz gern — ich sehe, Madame, daß Sie noch sechs Kinder kriegt.

Erste Frau. Ei Possen, mein Mann ist schon achtundsechzig Jahre alt.

Bonifacius. Das will nichts sagen, die Striche in der Hand können nicht lügen. Ihr kriegt sechs Kinder, das steht fest: aber von wem Ihr sie kriegt, das kann ich nicht sehen.

Erste Frau. Pfui doch, meint Ihr, ich bin ein liederliches Mensch, daß ich sollte mit Jemand anders Kinder kriegen, als mit meinem Mann? Um meinem Manne untreu zu werden, dazu bin ich zu gut erzogen.

Bonifacius. Will Sie Flatterien hören, Madame, so muß Sie sich von Andern aus der Hand lesen lassen, aber nicht von mir.

Erste Frau. Nun, seh' Er auch mal in der Mamsell ihre Hand.

Das Mädchen. Nein, meiner Treu', ich will nicht, daß mir Einer aus der Hand liest.

Erste Frau. Ja, ganz gewiß sollst du dir so gut aus der Hand lesen lassen wie ich; was sind das für Possen?

Bonifacius. Das ist eine einigermaßen schwierige Hand; wie viel Kinder Sie kriegt, kann ich nicht sehen. Zeigt noch mal her — nein: aber ich sehe, daß Sie ein Kind gekriegt hat.

Das Mädchen. Das ist eine nichtswürdige Lüge, ich bin noch Jungfer.

(Die Uebrigen halten sich vor Scham das Schnupftuch vors Gesicht.)

Bonifacius. Das thut mir leid, meiner Seel', daß ich nicht

gewußt habe, daß Sie unverheirathet, sonst würd' ich nichts davon gesagt haben. Laßt mich noch einmal sehen, Jungfer, vielleicht hab' ich das erste Mal falsch gesehen.

Das Mädchen. Den Teufel mögt Ihr sehen, Ihr könntet mir wol gar noch mehr Kinder auflügen, als das eine, das ich gehabt habe. Wer mir anders nachsagt, als daß ich eine Jungfer bin, das ist ein Lügner und Schelm.

(Die Uebrigen fangen an zu kichern; das Mädchen weint.)

Bonifacius. Meine theuerste Jungfer, seid nicht böse auf mich, ich wußte meiner Seel' nicht anders als Sie wäre Madame. Aber —

Das Mädchen. Ein Lügner und ein Betrüger bist du! — Ich will den guten Madamen sagen, wo sich das herschreibt. Ich diente auf einem Edelhofe mit einer andern Mamsell, die mit dem Schulmeister zu bekannt wurde; die Sache kam vors Konsistorium, sie drang auf Verheirathung, er suchte Ausflüchte und durch verschiedene Advokatenstreiche wurde die Sache so verquackelt, daß er von der Verheirathung losgesprochen wurde und ich mußte mich mit zweihundert Thalern begnügen.

(Die Uebrigen lachen, das Mädchen geht mit der zweiten Frau fort und droht dem Barbier.)

Die Wöchnerin. Das war eine verwünschte Geschichte! Aber sie verrieth sich selbst; zehn Thaler wollt' ich geben, wäre das nicht in meinem Hause passirt.

Bonifacius. Ich wußte wirklich nicht anders, als sie wäre verheirathet, sonst würde ich sie gerne geschont haben.

Die Wöchnerin. Ich hätte für das Mädchen schwören wollen, so ehrbar sah sie aus. Aber da kommt der Doctor — alle Welt, hinter den Schirm, Meister Bonifacius!

(Er läuft hinter den Schirm.)

Fünfte Scene.

Die Wöchnerin. Ein Doctor.

Die Wöchnerin. Ach — da hab' ich nicht dran gedacht, daß Anne, die Wahrsagerin, schon vorher hinter dem Schirm war; na das wird eine Teufelswirthschaft zwischen denen geben. — Dienerin, Herr Doctor.

Doctor. Ihr gehorsamster Diener, Madame. Wie steht es mit der Gesundheit? Hat Sie Beneficium ventris?

Die Wöchnerin. Nein, Herr Doctor, der ist lange nicht da gewesen.

Doctor. Ei, Madame, das thut nicht gut, das muß sich wenigstens zweimal des Tages einfinden.

Die Wöchnerin. Aber wie geht das zu? Früher hat es der Doctor doch öfters nicht haben wollen.

Doctor. Ich?! Das hab' ich nie gethan, Madame, es gibt nichts in der Welt, was ich angelegentlicher empfehle.

Die Wöchnerin. Aber neulich drohtet Ihr doch erst, Ihr wolltet Meister Bonifacius vor die medicinische Facultät citiren und nun rathet Ihr mir, ihn zweimal täglich zu brauchen?

Doctor. Ha ha ha, Sie hat mich falsch verstanden: ich sagte nicht Bonifacium, sondern Beneficium, das heißt: hat Sie offenen Leib?

Die Wöchnerin. Das ist freilich was anders. Aber darum ist es doch wol das Sicherste, mit Frauenzimmern dänisch zu sprechen. Im Uebrigen, um die Frage nicht unbeantwortet zu lassen, so kann ich mich in dem Punkt nicht beklagen.

Doctor. Wovon findet die Madame sich am meisten incommodirt?

Die Wöchnerin. Ich habe solche Unruhe in den Gliedern.

Doctor. Was eßt Ihr denn, Madame? Worin besteht Ihre Diät?

Die Wöchnerin. Morgens trink' ich ein bischen Thee.

Doctor. Grünen Thee oder Thee de Bou?

Die Wöchnerin. Grünen Thee.

Doctor. Taugt nichts, Madame, der obstruirt.

Die Wöchnerin. Nein, ich versprach mich, was ich trinke ist Thee de Bou.

Doctor. Taugt nichts, Madame, der löst zu sehr und erschlafft den Magen.

Die Wöchnerin. Ich trinke auch nicht alle Morgen Thee, die meisten Morgen trinke ich eine gute Hafersuppe.

Doctor. Taugt nichts, Madame, die gibt Schleim im Magen. Aber was ißt Sie denn Mittags?

Die Wöchnerin. Eine gute Fleischsuppe.

Doctor. Taugt nichts, Madame, für kranke Leute; Fleisch ist zu hitzig und nährt die Krankheit.

Die Wöchnerin. Ei nun, Herr Doctor, etwas muß ich doch zuletzt essen; ich kann doch nicht immerzu Mehlbrei essen, Mittags und Abends?

Doctor. Mehlbrei?! Es gibt nichts Schädlicheres! Mehlbrei ist ja nichts anders als rohes Brod, man kann ja kleistern mit Mehlbrei.

Die Wöchnerin. Soll ich da lieber Gerstengrütze essen?

Doctor. Taugt auch nichts, weil man die Gerstengrütze nie gut gekocht kriegt; wenn die passiren sollte, müßte sie gerade drei Stunden fünf und eine achtel Minute über dem Feuer stehen und zwar müßte das Feuer immer ganz gleich sein.

Die Wöchnerin. Aber welcher Mensch kann das so abpassen?

Doctor. Das ist wol wahr, Madame; aber darum ist es auch das Beste, sich mit dieser Speise gar nicht einzulassen. Ich will Ihr ein Verzeichniß von den Getränken und Speisen geben, deren Sie sich enthalten muß. Nämlich Milch, Wein oder Bier ist Gift für Sie; ferner außer den Speisen, von denen ich schon gesprochen habe, muß Sie sich enthalten von aller Art Fisch, item von allen blähenden Speisen, als da sind Speck, Erbsen, Kohl, Zwiebeln, item Alles, was salzig oder sauer ist. Brod ist ein unschuldiges Essen, das den Körper stärkt, ohne die Krankheit zu mehren; aber Weißbrod müßt Ihr nicht essen, das verstopft.

Die Wöchnerin. Soll ich denn Schwarzbrod essen?

Doctor. Beileibe nicht, das wird Sauerteig im Magen.

Die Wöchnerin. Aber potz Schlag, Herr Doctor, auf die Art krieg' ich ja weder zu essen noch zu trinken?!

Doctor. Zu wünschen wär' es allerdings, daß man sich, so lange man Patient ist, davon enthalten könnte. Denn wie alle Krankheiten durch Essen und Trinken entstehen, so werden sie auch dadurch erhalten. Ich hatte einmal einen Patienten, das war ein Kerl, der konnte sich halten! Aber wo findet man mehr, die so ihrer selbst Meister sind?! Der nahm in einem Fieber sechs Tage lang nicht das Mindeste zu sich, weder Nasses noch Trockenes.

Die Wöchnerin. Na, dann wird er auch wol gestorben sein, hoff' ich?

Doctor. Ja, was denn sonst? Aber das Fieber war er unterdessen vollständig los geworden und darum handelte es sich ja auch nur, das zu vertreiben. Febris, Madame, war hier materia substrata; hic Rhodus, hieß es, hic salta. Uebrigens braucht Sie nicht bange zu sein, mit Ihrer Krankheit soll das nicht lange dauern: ich habe eine Tinctur, so ein Arcanum ist. Freilich ist es richtig, daß die Meisten daran sterben, aber sofern sie nicht daran gestorben wären, hätte es nie was Köstlicheres in der Welt gegeben.

Die Wöchnerin. Laßt uns von etwas Anderem sprechen, Herr Doctor; ich habe Nachts solche erschreckliche Träume, wie geht das wol zu, Herr Doctor?

Doctor. Träume, Madame, sind unterschiedlicher Gattung, da gibt es somnia divina, diabolica und naturalia, oder wie Hippokrates meint, auch blos somnia divina et naturalia .... Aber was ist das für ein Lärm da hinter dem Schirm, das hört sich ja an, als ob sich da welche zanken?

Die Wöchnerin. Ach, das ist die Amme, die wird jedesmal verrückt im Kopf, so wie sie Latein oder Griechisch hört.

Doctor. Weiter nichts? Ja so, ich wollte der Madame ja weiter von wegen der Träume berichten. St. Gregorius theilt die Träume ein in solche, welche kommen e repletione, ex inanitione excrementorum et illusione, e cogitatione et illusione simul — Aber das ist ja ein verfluchter Lärm, das kann ja doch nicht die Amme allein sein?

Die Wöchnerin. Ja doch, Herr Doctor, neulich, wie David Schulmeister hier war, machte sie es just eben so.

Doctor. So will ich den Rest in gutem reinen Dänisch erzählen. Die angeführten Eintheilungen sind nicht so übel: aber das Beste dünkt mich doch, die gesammten Träume in sechs Gattungen einzutheilen. Die erste Gattung ist die, welche vor künftigen Dingen warnt; die zweite Gattung enthält diejenigen, welche unseren inneren Sinnen in gewissen Dingen vorgestellt werden und man nennt sie Erscheinungen .... Aber was Teufel ist das für ein Geräusch hinter dem Schirm? Die Amme muß ja verrückt im Kopfe sein; wie heißt sie denn, Madame?

Die Wöchnerin. Sie heißt Sire.

Doctor. Hör', Sire, gib dich nur zur Ruh, ich spreche ja kein Wort Latein mehr —

Die Wöchnerin. Der Herr Doctor muß nur nicht drauf achten, sie kommt schon wieder zu sich.

Doctor. Die dritte Gattung sind Offenbarungen, so der Himmel uns im Schlafe bescheert und die bei den Griechen Phasma heißen, Horama oder Chrematismos .... Aber das kann unmöglich die Amme allein sein, Madame, ich höre ja zwei Stimmen?!

Die Wöchnerin. Ja sie ist's doch, meiner Seel', sie hat es los, zwei Stimmen auf einmal zu machen.

Doctor. Sire, was ist dir denn?! — Sieh, nun wird sie ruhig. Aber wo blieben wir stehen, Madame?

Die Wöchnerin. Das mag unser Herrgott wissen, ich wenigstens verstehe nur sehr wenig davon.

Doctor. Ja, nun erinnere ich mich, das war beim Phasma.

Die Wöchnerin. Wie dem Herrn Doctor gefällig, mir ist's einerlei.

Doctor. Enypnia sind solche Träume, wie sie bei Ihr allein statthaben; ich nenne das die ordinären Träume, einestheils weil sie gemeiniglich eintreten, sowie wir in Schlaf fallen, einestheils auch, weil sie uns gewöhnlich etwas von dem präsentiren, was wir kurz zuvor gethan oder gedacht haben. Es träumt somit der Verliebte von seiner Amour, der Geizige von seinem Reichthum, der Advocat von seinem Prozeß, der Schulmeister von Vocabeln —

Die Wöchnerin (leise). Und der Doctor von Pillen.

Doctor. Welches Lucretius libro primo zu erkennen gibt, item Seneca in Octavia et Claudianus de raptu Proserpinae — Aber hört, Madame, das sind ja zwei Menschen, die sich prügeln?! Ich höre ja vier Beine stampfen? Da muß ich sehen, was das ist .....

Die Wöchnerin. Es ist wahrhaftig Niemand als die Amme mit der Wiege.

Doctor. Hieher gehört auch, was Plutarchus sagt vom Theseo...

(Hier stürzt der Schirm um, der Barbier und die Wahrsagerin fallen auf den Doctor, alle drei auf die Erde. Bonifacius zieht das alte Weib bei den Haaren, der Doctor zieht den Barbier bei den Haaren, worauf der Barbier fortläuft.)

Haha, Madame, es war doch was Andres als die Amme, jetzt seh' ich, was für Leute Ihr consultirt! Ich werde sie vor Gericht laden, sowohl die sich brauchen lassen, als Euch, die Ihr sie gebraucht. (Ab.)

Die Wöchnerin. Na da kann der Herr Doctor sich drauf verlassen, daß ich mit einem Gegenprozeß komme von wegen seines unsinnigen Geschwätzes, womit er mich beinahe ums Leben gebracht hat.

So ging es gestern, geht es heut,
Morgen dieselbe Plage;
Und dennoch darf ich armes Weib
Mich nicht einmal beklagen.

Denn ach, so arg die Pein auch ist,
Man will mich damit ehren,
Und weil die Mode es so will,
Wie dürft' ich mich beschweren?

Ja fiel's den großen Damen ein,
Ich wette drauf, auf Ehre,
Daß schöner noch ein Wochenbett
Auf offnem Markte wäre.

Wir thäten, weil's die Mode will,
Es gleichfalls sonder Frage,
Und lägen mitten auf dem Markt
Voll zwei und vierzig Tage.

Die Bäuerin, die leben muß
Von ihrer Hände Fleiße,
Die meint: es ist 'ne Marterbank
Sechs Wochen so im Schweiße;

Vergnügt bin ich mit meinem Stand,
Will nie von ihm mich scheiden,
Ja Thorheit wär's, in unserm Land
Vornehme Frau'n beneiden.

Vierter Act.

Erste Scene.

Eine Frau; (dieselbe, die im ersten Act auftrat) **Traugott.**

Frau. Deine Madame hat es gut, Traugott, die kriegt so viel schöne Visiten.

Traugott. Ja, das sagt Sie wol so, Madame: ich war nur einmal im Zimmer, wie die Visiten da waren, aber das hat mich gleich zwei Schillinge zu Branntwein gekostet.

Frau. Wie so?

Traugott. Je nun, auf Alles, was bläht, muß man doch Branntwein trinken, sonst kriegt man ja das Fieber; wie es aber blähende Speisen gibt, so gibt es auch blähende Gespräche, die einem ehrlichen Kerl den Magen ebenfalls in Confusion bringen können. Mit einem Wort, Madame, ich möchte nicht Wöchnerin sein und wenn man mir zwei Mark dafür gäbe.

Frau. Ja freilich, das glaub' ich schon, daß deine Madame mit unseren heutigen Visiten nicht sehr zufrieden gewesen ist, um einer gewissen Ursache willen, ha ha ha!

Traugott. Was für eine Ursache?

Frau. Ach die keusche Frau! Ha ha ha! Ja das waren unglückliche Visiten, ha ha ha!

Traugott. Ha ha ha, was heißt das?! Wenn Ihr über die Visiten lacht, so lacht Ihr über Euch selbst.

Frau. Die arme Frau hatte keine Zeit mehr — ha ha ha!

Traugott. Sie hatte keine Zeit mehr, Euch zu bitten, Ihr möchtet Euch allzusammen zum Teufel scheeren.

Frau. Nein, sie hatte keine Zeit mehr, ein Wort mit ihrem — ha ha ha!

Traugott. Mit ihrem ha ha ha? Was für ein ha ha ha ist das?

Frau. Mit ihrem Galan, der unter dem Tisch versteckt lag; welch ein Unglück für die arme Frau!

Traugott. Was Teufel redet Ihr da? Lag da ein Galan versteckt?

Frau. Ja, ich hatte ordentlich Mitleid mit dem armen Kerl. Ha ha ha! Aber ich sage nichts nach.

Traugott. Daran thut Ihr gut, Madame: denn es könnte sich wol ereignen, wenn Ihr einmal in die Wochen kommt, daß unsere Madame dann ebenfalls solch einen Spürhund unter Eurem Tisch entdeckte.

Frau. O damit hat es keine Noth.

Traugott. Aber will Madame uns denn heut noch eine Visite machen, daß Sie schon wieder kommt?

Frau. Nicht zur Wöchnerin, sondern zu dem braven alten Monsieur Corfitz, mit dem ich seit langem bekannt bin.

Traugott. Ich hoffe doch nicht, Madame hat im Sinne, meinen Meister noch mehr zu betrüben und ihn noch katholischer im Kopf zu machen, als er schon ist? Denn er hat so bereits einen Cantor im Verdacht, der sie in der Musik informirt hat.

Frau. Vermuthlich ist das derselbe, der unter dem Tische lag, aber . . .

Traugott. Um Alles in der Welt bitt' ich, mache Sie ihm den Kopf nicht noch krauser; denn was gewinnt Sie damit?

(In diesem Augenblick kommt Corfitz im Hintergrunde herein, er bleibt stehen, hört Alles mit an und gibt seine Bestürzung darüber durch Geberden zu erkennen.)

Frau. Muß man nicht einen guten Freund in so etwas warnen, damit er bei Zeiten einen Riegel vorschieben kann?

Traugott. Ihr betrübt den Mann nur damit, indem Ihr ihm ein Unglück entdeckt, das er nicht ändern kann und bringt sie und ihre ganze Familie gegen Euer Haus auf.

Frau. So räthst du mir also davon ab?

Traugott. Gewiß und das sowohl um der Frau als um Eurer selbst willen: denn Ihr würdet den meisten Schaden davon haben.

Frau. So sag' denn nichts davon, daß ich hier gewesen bin.

(Ab.)

Zweite Scene.

Traugott. Corfitz.

Traugott. Was das für eine verfluchte Geschichte wird! Ich vergaß, sie zu fragen, wie der Kerl aussah. Ja ja, so geht es,

wenn ein Mann von siebzig Jahren ein Mädchen von fünfzehn heirathet. Wär' ich beauftragt worden, den Ehecontrakt aufzusetzen, so hätte der so lauten sollen: Herr Corfitz übergibt sein gesammtes Besitzthum und Vermögen, beweglich und unbeweglich, dieser tugendsamen Jungfrau und verpflichtet sich, ihren Staat jederzeit so in Stand zu halten, daß ihr nichts daran mangelt. Dagegen verbindet sie sich, jederzeit seine Stirn so in Stand zu halten, daß auch ihm niemals eine gewisse Art von Zierrath mangelt, welche alten Ehemännern so wohl ansteht. Bisher dacht' ich immer, der Madame geschehe Unrecht, nun aber geb' ich dem Meister Recht. Denn schämt sie sich nicht einmal jetzt, wo sie unwohl ist, Galane bei sich zu haben, was muß sie nicht erst thun, wenn sie gesund ist?! O du armer alter Hahnrei, ich habe großes ....

(Hier wendet er sich um und wird Corfitz gewahr, der dicht hinter ihm steht und horcht.)

Corfitz. Du predigst vortrefflich, Traugott; das war ein tröstlicher Discours für mich.

Traugott. Was für ein Discours?

Corfitz. Ich hab' Alles gehört von Anfang bis zu Ende. Aber warum hast du Hund mir das nicht früher offenbart? Ach, Himmel, mein Mißtrauen war also nur allzubegründet! Ich will meine Frau nicht wieder vor Augen sehen; das Unglück ist nur, daß ich nicht mehr als einen Zeugen auf den Kerl habe, der in meiner Abwesenheit mit ihr allein in ihrer Kammer gewesen ist. Denk' mal einer an, welche Frechheit, welche schamlose Zärtlichkeit, sich nicht einmal in solcher Zeit wie jetzt zu entblöden, fremde junge Kerle bei sich zu haben! Ich kann mich nicht mäßigen, ich will ihre Schande der ganzen Welt blos legen und sie der Obrigkeit anzeigen.

Traugott. Ja, zur Scheidung kann der Meister es damit bringen.

Corfitz. Nun das will ich meinen.

Traugott. Ich ebenfalls: nämlich zur Scheidung von Seinem guten Namen und Ruf. Denn seiner Frau eine Untreue nachweisen, das will schon was heißen; ich kenne das Consistorium hinlänglich, denn ich habe einen Bruder, der ist Bedienter bei einem Consistorialrath. Da wird etwa folgender Spruch gefällt werden:

obschon es aus verschiedenen Umständen ersichtlich, daß Sieur Corfitz ein Hahnrei ist, so doch, sintemal er es ihr nicht so klar beweisen kann, wie daß zwei und drei fünf macht, wird er verurtheilt, ihr Abbitte zu leisten.

Corfitz. Das mag werden wie es will, so will ich es doch wenigstens versuchen. Zuerst geh' du mal zum Cantor, Monsieur Gotthard.

Traugott. Gleich, Meister. (Geht fort.)

Corfitz. Bist du verrückt, Bursche? Du hast ja noch keinen Bescheid gekriegt, wo willst du hin?

Traugott. Wohin mir der Herr befohlen hat, zu Monsieur Gotthard.

Corfitz. Was willst du denn da machen?

Traugott. Ja das weiß ich denn freilich nicht.

Corfitz. Ei, so hör' erst Bescheid, bevor du gehst, du dummer Esel! Du sollst ihn bitten, mir die Ehre zu erweisen und einen Augenblick herzukommen.

Traugott. Hat der Meister denn was mit ihm zu sprechen?

Corfitz. Ja, was sonst? Ich will ihn ein wenig ausforschen wegen der Sache.

Traugott. Aha, jetzt versteh' ich schon, Meister. Na, ich werd' es ihm ganz gewiß sagen.

Corfitz. Was willst du ihm sagen?

Traugott. Daß da Einer ist, der hat den Meister zum ....

Corfitz. Daß dich das Donnerwetter, du Schlingel, wer heißt dich so was sagen?

Traugott. Ei, Meister, ich werde das ja nicht just so plump heraussagen, sondern auf eine verblümte Manier, so zum Exempel: der Herr Meister hätte einen kleinen Auswuchs an seiner Stirn bemerkt und nun wollt' er gerne wissen, was das wäre; da versteht er gleich, was ich meine, laßt mich nur machen. (Geht fort.)

Corfitz. He, Traugott! Dich soll die Schwerenoth, wenn du nicht schweigst!

Traugott. Ei, laßt mich nur dafür sorgen, der Auftrag soll ausgerichtet werden, daß kein Mensch was dagegen einzuwenden hat.

Corfitz. Ich glaube, den Jungen reitet der Teufel; willst du mich denn zum Narren machen?

Traugott. Na, will der Meister es ihm denn selbst sagen?

Corfitz. Ja was sonst? Ich hab' doch nicht nöthig, dich zum Dollmetscher zu gebrauchen?

Traugott. Dann macht der Meister sich selbst zum Narren und das ist schlimmer als wenn ich es thäte.

Corfitz. Ich haue dem Burschen, glaub' ich, den Kopf auf einmal in Stücke, er macht mich ganz toll.

(Zieht ihn bei den Haaren.)

Traugott. Au au au! — Aber wenn er mich nun fragt, was der Meister mit ihm sprechen will, soll ich dann da stehen wie ein dummer Hund und nicht zu antworten wissen?

Corfitz. Wenn du ihm sagst, daß ich etwas sehr Wichtiges mit ihm zu sprechen habe, so ist das genug.

Traugott. Ja nun versteh' ich erst, was der Meister meint, von der Hahnreischaft sag' ich kein Wort.

Corfitz. Der Bengel ist heut' verhext!

Traugott. Und wenn er mich tausendmal fragt, was es denn gibt, so werd' ich nichts anders antworten, als daß der Meister ihm wol schon noch selbst von dem Kerl erzählen wird, der unter dem Tisch gelegen hat.

Corfitz. Nichts sollst du sagen, du Vieh, als daß ich mit ihm sprechen will.

Traugott. Ja ja, es ist schon gut. (Geht ab.)

Corfitz. Ich kann dem Burschen sein Wesen nicht begreifen; wär' er nicht so treu, wie er ist, ich hätt' ihn längst zum Hause hinausgejagt; ob das Bosheit oder Dummheit ist, ich weiß es nicht.

Traugott (kommt wieder zurück). Meister, eben wie ich da an die freie Luft komme, krieg' ich einen Einfall. Nämlich wenn Monsieur Gotthard mich ausfragt, so will ich ihm blos sagen, eine Madame, die heut zum Wochenbesuch dagewesen, hätt' uns verteufelte Streiche erzählt von der Meisterin.

Corfitz. Und wie ich dich da eben aus der freien Luft wieder herauskommen seh', krieg' ich den Einfall, dir Arme und Beine in Stücke zu schlagen!

(Er läuft ihm nach.)

Dritte Scene.

Corfitz kommt wieder hereingelaufen, wirft die Mütze ab und setzt sich die Perücke auf. **Ein Offizier.** Nachher **Christopher Eisenfresser.** Später **ein Mädchen.**

Corfitz. Element, das war ein großes Unglück, ich vergesse einen Verdruß über den andern! Hier kommt ein Cavalier, der bei dem Kinde Gevatter gestanden hat; bei dem Kerl ist's mit Einer Flasche Wein nicht abgethan. Hätt' er mich nicht gesehen, so hätt' ich mich können verläugnen lassen; denn nie konnte er mir zu einer ungelegeneren Stunde kommen als jetzt, wo ich den Kopf voll Sorgen habe und mich mit Monsieur Gotthard besprechen will. Nicht genug bei solcher Wochenstube, daß man sich mit den Frauenzimmern plagen muß, so kriegt man nun auch noch allerwelt Mannsvolk auf den Hals und dabei ist mir jede Gratulation, die mir Einer abstattet, ein Messerstich ins Herz.

(Ein Offizier kommt, singt ein deutsches Lied, wird Corfitz gewahr, umarmt und küßt ihn.)

Der Offizier. Ach mein lieber Herr Corfitz, seid nicht böse, daß ich habe so lange auf mich warten lassen!

Corfitz. Nein, nicht im Geringsten, mein Herr.

Der Offizier. Ja, ich merke Euch doch recht gut an, daß Ihr heut etwas verdrießlich seid.

Corfitz. Aber wahrhaftig nicht darum, daß mein Herr nicht gestern gekommen ist (leise): denn mir wär' es recht, du wärst gar nicht gekommen.

Der Offizier. Mannsleute richten sich nicht so genau nach der Mode wie Frauenzimmer. Ei, Herr Corfitz, nehmt Euch das nicht weiter zu Herzen, ich werde das wieder gut machen und jeden Tag herkommen, so lange Eure Frau Wochen liegt.

Corfitz. Ei, mache der Herr sich doch keine Ungelegenheit, so etwas wieder gut zu machen, ich kann einen Eid darauf ablegen, daß ich in der That nicht böse bin, weil Er gestern nicht gekommen.

Der Offizier. Ich konnte wahrhaftig nicht kommen; will Er es mir nun glauben?

Corfitz. Ich glaub' es, ich glaub' es ja, Herr!

Der Offizier. Ich war pardi anderwärts engrassirt.

Corfitz. Will Er durchaus, daß ich Ihm schwören soll, daß ich Ihm nicht böse bin, weil Er gestern fortblieb? (leise) sondern vielmehr deshalb, daß du heute nicht ebenfalls fortgeblieben bist.

Der Offizier. Ich hatte gestern Nachmittag eine kleine Affaire mit einem fremden Offizier, den ich bei der Vogelstange, unter uns gesagt, todt gestochen habe. Wir kamen in Dispüt und mußten deßwegen hinaus nach der Vogelstange, wo ich nahe daran war, meinen Gegenpart niederzustechen; die Spitze meines Degens war keinen Finger breit mehr von seinem Herzen.

Corfitz. Mich dünkt, vorhin hätt' Er gesagt, Er hätte ihn schon todt gestochen?

Der Offizier. Hab' ich gesagt, ich habe ihn todtgestochen, so hab' ich ihn auch todtgestochen. Erst stieß er eine Seconde, welche ich parirte und ihm dafür eine Terz wiedergab (stößt nach Corfitz), nachher stieß er nochmals eine Seconde und ich gab ihm eins über den Arm. (Stößt Corfitz nieder.)

Corfitz. Mein Herr beliebe seine Kunst an Andern zu exerciren, ich kann heutzutage nicht viel Stöße mehr aushalten.

Der Offizier (umarmt ihn). Ach mein lieber Herr Corfitz, ich bitte um Permission, ich dachte nicht, daß ich so hart stieße.

Corfitz. Und ich noch minder.

Der Offizier. Er sieht mir aber nicht so vergnügt aus, wie Er doch sein sollte, Herr Corfitz.

Corfitz. Mich plagt mitunter, mit Permission zu sagen, die Kolik, wohlgeborner Herr.

Der Offizier. Nichts weiter? Dagegen weiß ich ein vortreffliches Mittel: Ihr müßt nur ein paar von Euren alten Bouteillen die Hälse brechen, die Ihr im Keller habt; nichts besser gegen die Kolik als ein guter alter Rheinwein. Laßt uns ein paar Bouteillen holen, ich will Euer Doctor sein.

Corfitz. Wein ist mir jetzt wahrhaftig nicht dienlich.

Der Offizier. Wie ich nun sage, es ist das einzige Mittel gegen Kolik. Auch habe ich selber Lust zu einem Glase.

Corfitz. Der Wein sollte gern zu Diensten stehen, wenn nur Jemand bei der Hand wäre; aber Mägde und Bursche sind alle in der Stadt.

Der Offizier. Da wird mein Kerl Ihm gern behülflich sein und ein paar Bouteillen aus dem Keller holen.

Corfitz. Aber, wohlgeborner Herr —

Der Offizier. Ei, sans facon, Herr Corfitz, das ist ja weiter keine Mühe. — Christopher Eisenfresser!

Christopher (mit einem großen Knebelbart). Herr!

Der Offizier. Du sollst mal für Herrn Corfitz in den Keller gehen und uns ein paar Bouteillen Wein heraufholen.

Christopher. Das thu' ich mit Plaisir.

Corfitz (leise). Ja, das glaub' ich schon, aber mein Keller steht nicht offen für Eisenfresser und Gaudiebe.

Der Offizier. Herr Corfitz schenkt dir auch was für deine Mühe.

Corfitz (leise). Das thut nicht Noth: denn wenn ich Herrn Eisenfresser recht kenne, so wird er sich schon selber was schenken, wenn er in den Keller kommt.

Der Offizier. Gebt ihm nur den Kellerschlüssel, Herr Corfitz, sans facon.

Corfitz (leise). Ja, einen Strick will ich ihm geben, damit er sich aufhängt (laut). Es ist doch wol nicht nöthig, glaub' ich, jetzt fällt mir ein, daß eins von den Mädchen doch zu Hause ist. Marthe! Marthe! (Marthe kommt.) Höre, Marthe, geh' mal 'runter in den Keller und hol' uns ein paar Bouteillen Wein.

(Marthe ab.)

Der Offizier. Wir wollen uns so lange hier an den Tisch setzen. Ihr seid ein glücklicher Mann, Herr Corfitz, daß Ihr noch in Euren alten Tagen einen Leibeserben gekriegt habt. — Aber es ist ja wahr, nicht Ihr habt das Kind gekriegt, sondern Eure Frau.

Corfitz (leise). Ich fürchte, das trifft nahe zur Wahrheit.

Der Offizier. Ich darf mich nicht in die Wochenstube wagen, ich fürchte, ich könnte meinen Hut verlieren.

Corfitz (leise). Na und mir wär's recht, wenn meinen Hut der Teufel geholt hätte.

Der Offizier. Ei, Er ist so traurig, Herr Corfitz, Er müßte ja vor Freuden über Tisch und Bänke springen.

Corfitz (leise). Wenn ich an den denke, der unter dem Tisch lag, so hab' ich wenig Lust, noch oben drauf zu springen.

Der Offizier. Was sagt mein Herr Corfitz?

Corfitz. Ich sage, das Mädchen mit dem Wein bleibt lange.

Der Offizier. Sieh da ist sie schon mit Wein und Gläsern.

(Marthe bringt Wein; er schenkt ein und kostet den Wein.)

Bon, bon! Auf der Frau Liebsten Wohl! Und daß sie in ein paar Monaten wieder einen andern lieben Erben kriegt!

Corfitz. Er hält meine Frau wol für eine Monatstaube, wohlgeborner Herr? — Aber sieh, kommt da nicht mein Nachbar Jens Oelsen? Na der ist gut im Thran.

Der Offizier. Er sollte Jens Biersen heißen.[16] Denn das ist ein gesunder Rausch.

Vierte Scene.

Corfitz. Der Offizier. Jens Oelsen taumelnd.

Corfitz. Wo bist du denn gewesen, Schwager? Du bist schön im Thran.

Jens Oelsen. Ich bin besoffen wie 'n Vieh.

Corfitz. Setz' dich nieder und erhol' dich.

Jens Oelsen (setzt sich) Laß mir mal Thee machen, ich bin so dur . . . . stig. Wo ist deine Frau? Laß sie mal rein . . . . kommen.

Corfitz. Ei Thorheit, ist meine Frau denn jetzt in der Verfassung hereinzukommen?

Jens Oelsen. Das ist auch wahr, Schwager, du hast Recht und ich habe Unrecht: denn ich bin besoffen. — Thee! Thee!

Corfitz. Na, wart' nur ein bischen, bis das Mädchen kommt.

Jens Oelsen. Weißt du was, Schwager? In der Stadt sagen sie, hol' mich der Satan, deine Frau wäre nicht Vater zu dem Kind.

Der Offizier. Haha!

Jens Oelsen. Wer ist da? Sieh da, Sein Diener, Monsieur — denn sie meinen, daß so ein alter Mann von siebzig Jahren, wie du bist, nicht mehr . . . .

Der Offizier. Ei, Monsieur, laßt doch solche verfluchten Redensarten.

Jens Oelsen. Wer ist da? Sieh da, Sein Diener, Monsieur.

Corfitz. Was für Thee willst du denn haben, Schwager?

Jens Oelsen. Ich will grü . . . . nen Thee haben, das hei . . . . ßt Thee de Boeuf. Denn sie sagen, lieber Schwager, so ein alter Mann von siebzig Jahren, wie du bist, der kann nicht mehr . . . .

Der Offizier. Ich kann nicht begreifen, Monsieur, wie Ihr Euch unterstehen könnt, hier solch Geschwätz vorzubringen.

Jens Oelsen. Wer ist da? Sieh da, Sein Diener, Monsieur. Denn sie sagen, ein Mann von siebzig Jahren . . . . . Aber ich will dir was sagen, lieber Schwager —

(Der Offizier wendet sich ab.)

Jens Oelsen. Na da ist ja schon der Thee (er trinkt dem Offizier das Glas aus). Ah, das thut gut, ja das war Thee de Boeuf —

Der Offizier (dreht sich um und gibt ihm einen Nasenstüber). Und das war ein Compliment de Boeuf, Monsieur! Andrer Leute Glas auszutrinken!

(Der Bürger reißt ihm die Perücke ab; Corfitz besänftigt sie. Der Offizier ruft nach Eisenfresser; Eisenfresser haut die beiden Bürger nieder; Jens Oelsen läuft fort, der Offizier verfolgt ihn; Corfitz verkriecht sich unter dem Tisch und Eisenfresser geht mit den Bouteillen ab.)

Fünfte Scene.

Gotthard. Traugott. Corfitz.

Traugott. Hier ist wol Besuch gewesen, da stehen ja Gläser auf dem Tisch?

Gotthard. Ja hier ist wol jetzt immer Besuch, vom Morgen bis zum Abend.

Corfitz (den Kopf hervorstreckend). Traugott, sind sie schon fort?

Traugott. Hier ist Niemand als Monsieur Gotthard, den ja der Meister hat kommen lassen.

Corfitz (kommt hervor). Ist Christopher Eisenfresser auch fort?

Traugott. Ich habe weder Christopher Eisenfresser gesehen noch . . . .

Gotthard. Wie ging denn das zu, Monsieur Corfitz? Warum kriecht Er denn unter den Tisch?

Corfitz. Hauptsächlich aus Furcht vor Monsieur Eisenfresser; Ihr müßt wissen, Monsieur, hier in meinem Hause wäre beinahe ein Mord geschehen —

Gotthard. Weswegen denn?

Corfitz. Weswegen? Wegen unsern verfluchten Moden, daß wir das Haus voll Leute haben müssen, jedesmal wie ein Kind zur Welt kommt. Ihr habt ja selbst gesehen, Monsieur, wie das in diesen Tagen in meiner Frau ihrer Stube zugegangen ist.

Gotthard. Ich habe Eure Frau wahrhaftig nicht gesehen, ich weiß nicht wie lange.

Corfitz. Stellt Euch nur nicht so fromm an, Monsieur, ich weiß das besser.

Gotthard. Das sind dunkle Worte für mich.

Corfitz. Wollt Ihr mit Güte bekennen, so will ich Euch pardonniren, wo nicht, so sollt Ihr exemplariter bestraft werden.

Gotthard. Monsieur, ich glaube der Spektakel hier hat Euch so verwirrt im Kopf gemacht, daß Ihr nicht wißt, was Ihr redet.

Corfitz. Ihr sollt schon noch erfahren, daß ich weiß, was ich sage.

Gotthard. Was Henker heißt das? Was hab' ich begangen? Was wollt Ihr von mir?

Corfitz. Ihr sollt schon erfahren, daß es noch Gesetz und Recht im Lande gibt.

Gotthard. Das weiß ich ganz wol: aber was Ungesetzliches hab' ich denn begangen?

Corfitz. Hab' ich das Gesetz recht im Kopfe, so dürftet Ihr am Leben bestraft werden für Eure Thaten.

Gotthard. Das spricht ein Verrückter!

Corfitz. Ja in einen Sack gesteckt und ersäuft werden.

Gotthard. Erst beweist mir etwas, Monsieur, dann wird es für mich noch Zeit genug sein, mich zu vertheidigen.

Corfitz. Noch vor Abend werd' ich Alles bewiesen haben, was ich sage.

Traugott. Da klopft's wieder. (Läuft zur Thür und kommt wieder zurück.) Der ganze Gang ist voll fremder Leute, vermuthlich wollen sie dem Meister gratuliren.

Corfitz. Daß sie das Donnerwetter mit ihren Gratulationen!

Hier, Monsieur Gotthard mag die Glückwünsche annehmen, der hat mehr Theil daran als ich. Uebrigens kannst du sagen, ich wäre nicht zu Hause. (Ab; Traugott ebenfalls.)

Sechste Scene.

Gotthard allein.

Was Henker ist das für ein Abenteuer? Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume. Ich habe seine Frau in der Musik informirt, bevor sie verheirathet war, und seit sie den Mann gekriegt hat, bin ich zwei oder dreimal im Hause gewesen und dafür soll ich nun in einen Sack gesteckt und ersäuft werden? Wüßt' ich, daß ich nur ein unziemliches Wort zu ihr geredet, so wollt' ich mich nicht ärgern. Am meisten leid thut es mir um die arme junge Frau daß sie so unschuldig in Verdacht kommt: denn nie hab' ich etwas an ihr gesehen, was nicht anständig und schicklich wäre. Aber da kommt der Bursche wieder, den muß ich doch mal ausfragen (Traugott kommt zurück). Hör', Traugott, träum' ich oder wach' ich? Ist das deines Meisters Haus, in das ich gekommen bin oder nicht? Hör' ich recht oder nicht? Seh' ich recht oder bin ich blind?

Traugott. Ja, jetzt sieht Er noch recht, Monsieur, aber auf den Abend, wer weiß, da werdet Ihr wol nur noch auf einem Auge sehen.[17] Da klopft es schon wieder! (Läuft zur Thür.) Ihr guten Leute, mein Meister sagt, er wäre nicht zu Hause (kommt wieder zurück). Unser Haus ist in diesen Tagen wie eine belagerte Stadt; nun hab' ich schon zwei Stürme abgeschlagen, aber dabei wird's noch nicht bleiben.

Gotthard. Was willst du damit sagen, Traugott, daß ich heute Abend nur noch mit einem Auge sehen werde?

Traugott. Ich will wünschen, Monsieur, daß es nicht noch schlimmer kommt und daß Ihr nicht noch alle beide einbüßt.

Gotthard. Zu diesem allem kann ich meiner Treu' nichts thun als lachen, das ist eine reine Komödie.

Traugott. Nein, Monsieur, eine Tragödie wird das werden; denn seine Augen einzubüßen, da hört das Lachen auf.

Gotthard. Was ist das denn nur?

Traugott. Ich werd' es Euch gleich sagen — da pocht's,

ich muß nur erst an die Thür und den dritten Sturm abschlagen. (Läuft an die Thür und ruft:) Mein Meister ist nicht zu Hause in des Dreiteufels Namen! (Kommt zurück.) Hört, Monsieur, mein Meister hat Euch schon seit Langem mit seiner Frau im Verdacht; eine von den Madamen, die heute hier Visite gemacht haben, behauptet, sie hätte einen Kerl in der Wochenstube versteckt gesehen. Der Meister glaubt, daß Ihr das gewesen seid; da er aber keinen rechten Beweis hat, so beabsichtigt er selbigem Kerl durch die alte Gunild ein Auge ausschlagen zu lassen, und nachher, wenn der Kerl gezeichnet ist, wird er sein Recht schon verfolgen. Daher, wenn Ihr Eure Augen lieb habt, so bekennt bei Zeiten — aber da klopft es schon wieder! (Läuft zur Thür.)

Gotthard. Ha ha ha, ich kenne die alte Gunild, die soll ihm einen Possen spielen von meinetwegen; denn er verdient vor der ganzen Welt prostituirt zu werden. Ich werde auch noch Andere anstellen, ihn zu vexiren.

Traugott (kommt zurück). Ihr Hunde, wollt Ihr das Haus denn mit Gewalt stürmen?

Gotthard. Adieu, Traugott, wir sehen einander bald wieder.

Traugott. Ja, aber blos mit einem Auge. (Beide ab.)

Fünfter Act.

Erste Scene.

Gotthard. Leonhard.

Gotthard. Was für verfluchte Geschichten! Wie kann die Eifersucht eines Menschen Hirn nur so in Verwirrung setzen!

Leonhard. Was hat er denn in Absicht?

Gotthard. Er hat im Sinne, erstlich alte Hexen und Wahrsager zu consultiren, die ihm sagen sollen, ob seine Frau ihm wirklich untreu gewesen, und ihm ihren Galan angeben, für den

er nämlich mich hält. Gleich heut soll in seinem Hause eine Versammlung von allerhand solchen Leuten gehalten werden, mit denen er sich berathschlagen will.

Leonhard. Aber was denkt er denn damit zu gewinnen?

Gotthard. Wenn er seiner Sache nur erst gewiß ist, will er einen Proceß gegen mich anstellen.

Leonhard. Das ist nicht möglich. Aber wo habt Ihr alle diese Umstände zu wissen gekriegt?

Gotthard. Er hat sich an eine alte Frau adressirt, die zu seinem Unglück mir ergebener ist als ihm. Eben dies Weib, das er zu allen jenen angenehmen Leuten umherschickt, hat mir den ganzen Handel offenbart und ich habe mit ihr überlegt, wie wir ihm unterschiedliche Possen spielen wollen; denn mich auf eine andere Art an dem Narren zu rächen, hab' ich keine Lust.

Leonhard. Wie denn?

Gotthard. Kennt Ihr nicht den Oldfuchs?

Leonhard. Ja wol, den Possenmacher; ist er noch in der Stadt?

Gotthard. Er soll mir zur Hand gehen und alle diese Personen agiren; auch bringt er sich noch verschiedene von seinen Freunden zum Beistand mit, die eben solche durchtriebene Schelme sind, wie er selbst. Euch hab' ich hieher mitgenommen, damit Ihr das Vergnügen mit mir theilt, diese Historien versteckter Weise mit anzusehen. Aber da seh' ich ihn kommen; laß uns schnell bei Seite, es wird gleich angehen. Denn Oldfuchs trödelt nicht lange, er wird seine Rolle gleich zu spielen anfangen, sowie er Herrn Corfitz herauskommen sieht. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Corfitz. Traugott. Oldfuchs als Chiromanticus.

Corfitz (allein). Ich muß zu Mitteln greifen, an die ich früher nicht gedacht habe. Freilich weiß ich, daß es sündlich ist, solche Mittel zu gebrauchen. Allein ehe ich das ungerächt lasse, will ich lieber sterben. Ich kenne den recht gut, der mir den Schimpf angethan hat, aber ich kann es ihm nur nicht beweisen. Madame Maren, die eine Menge Leute kennt, welche verborgene Dinge

zu entdecken wissen, hat mir schon einige hieher bestellt .... Aber was willst du, Traugott?

Traugott. Da ist Einer, der nennt sich Kilian Maticus, der sagt, der Meister hätte nach ihm geschickt.

Corfitz. Das ist ein Chiromanticus, der den Leuten aus den Händen liest; er soll nur herein kommen. — Sein Diener, Herr Doctor! Ich wollte Ihn gern in etwas um Rath fragen.

Chiromanticus. Ist das in Mathesi inferiori, superiori, chiromantia, necromantia, arte onirocritia, talismanica, magia naturali sive diabolica, das ist mir Alles eins; ich bin der Kerl, der Euch dafür gut ist, sowohl für das Eine wie für das Andere.

Corfitz. Nein, Herr, mir thut was Anderes noth.

Chiromanticus. Wenn Euch was Anderes noth thut, so müßt Ihr beim Doctor gehen.

Corfitz. Nein, Herr, mein Leib ist wol gut im Stande, aber ich bin krank an der Seele.

Chiromanticus. Apropos, Ihr sprecht von der Seele? Was ist die Seele? Detur definitio animae, ut audiam, quam hypothesin sequeris, an Moschi et qui eum sequuntur, Democriti, Epicuri, Lucretii, an Platonis, an Aristotelis, an ....

Corfitz. Ja das mögt Ihr mit Euch selbst abmachen.

Chiromanticus. An Peripateticus es, an Scepticus, an Stoicus, an ....

Corfitz. Ich verstehe nicht, was Ihr sagt, ich bin ein unstudirter Mann.

Chiromanticus. Sagt mir denn auf Dänisch: was ist Eure Meinung von der Seele?

Corfitz. Mein Herr, das ist eine ganz dunkle Sache für mich.

Chiromanticus. Ha ha, Ihr seid ein Scepticus, Ihr habt Euch der allerverwerflichsten Secte, angeschlossen; Alles bezweifeln, das ist ja der gerade Weg zur Atheisterei. Ich erkühne mich, Euch in's offene Angesicht zu sagen, daß Pyrrhus als welcher der Autor dieser Secte ein Schlingel war, ein Vieh, ein Flegel, ein Laie, ein Thor, ein Narr, ein Speckfresser —

Corfitz. Mein Herr, ich verstehe nicht, was Ihr meint.

Chiromanticus. Ja, aber ich verstehe, ich habe gewisse

Principia, denen ich folge. Ich bin ein Stoicus; wollte Gott, Ihr wärt das auch, so stünde es besser um Euch und um Euer Haus.

Corfitz. Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Mann und ein guter Christ, das ist mir gerade genug.

Chiromanticus. Wie könnt Ihr ein Christ und ein Scepticus zugleich sein? Ich muß den Kerl nur ein bischen genauer examiniren; quot sunt Elementa? Wie viel Elemente gibt es nach Eurem Dafürhalten?

Corfitz. Na, das weiß ich auch noch, ohne studirt zu haben; Elemente gibt es vier: Feuer, Wasser, Luft —

Chiromanticus. Nun, wo bleibt das vierte Element, das ist ja das, worauf Ihr steht?

Traugott. Ich, mein Herr Doctor, ich weiß sie alle vier: Feuer, Wasser, Luft und meine Schuhe, denn da steh' ich drauf. [18]

Chiromanticus. Du bist ein Ignorant, laß mich mit deinem Herrn sprechen.

Corfitz (leise). Der Kerl ist toll; eh' ich eins von meinen Kindern studiren ließe, [19] wollt' ich ihm lieber den Hals umdrehen. (Laut.) Herr Doctor, erlaubt mir doch nur drei bis vier Worte zu sagen.

Chiromanticus. Herzlich gern, aber mit der Condition, daß Ihr sie vorbringt methodice, in forma syllogismi.

Corfitz. Es geht mir was im Kopf herum, ich zweifle an meiner Frau ihrer Treue.

Chiromanticus. Ha ha ha, purus putus scepticismus. Er zweifelt an Allem; Atheisten müssen aus dem Lande gepeitscht werden. Ihr solltet nur Stoicus sein wie ich, so zweifeltet Ihr weder an Eurer Frau noch an sonst was.

Traugott (leise). Na ich bin ein Schoicus, ich habe gesagt, das vierte Element wären meine Schuhe.

Corfitz. Monsieur, mit Eurem verfluchten Gewäsch macht Ihr mich toll; just weil ich Zweifel habe, darum frag' ich Euch ja um Rath, damit Ihr sie mir löst.

Chiromanticus. Gut, gut, will Er sich nur bedeuten lassen, so will ich Ihn schon noch bekehren. Was will Er denn von mir? Ist das was von natürlichen Sachen?

Corfitz. Ja, nur zu natürlich.

Chiromanticus. Ist das in Physica coelesti oder terrestri, im Himmel oder auf Erden?

Corfitz. Es ist in meinem eigenen Hause, da muß es ja wol auf Erden sein.

Chiromanticus. Bene, so bleiben wir also auf Erden. Ihr wollt vielleicht etwas wissen de fontium origine, de fluviorum incrementis et decrementis, de Oceani qualitate, terrae magnitudine oder etwas in Philosophiae occulta?

Corfitz. Ich verstehe in des Dreiteufelsnamen nichts von Allem, was Ihr sagt; sprecht dänisch.

Chiromanticus. Ich frage, ob Ihr etwas von heimlichen Angelegenheiten wissen wollt?

Corfitz. Ja freilich, das ist eine heimliche Angelegenheit.

Chiromanticus. Gut, so betrifft das wol Kraft und Wirkung des Magneten?

Corfitz. Nein, nein: ich will wissen, ob meine Frau mir treu ist oder nicht.

Chiromanticus. Ha ha, nun versteh' ich, zeigt Eure Hand her. Hört, Monsieur: ich sehe, wenn Ihr kein Hahnrei seid, so verdientet Ihr doch einer zu werden. (Ab.)

Traugott. Ist das nun nicht, wie ich sage, Meister? Je mehr man an so etwas rührt, je ärger stinkt es. Darum scheint mir am besten, der Meister gibt sich hübsch zur Ruhe; Er erreicht doch nichts Anderes damit, als daß Er in der Leute Mäuler umhergetragen wird.

Corfitz. Halt das Maul! Fühltest du in deinem Herzen, was ich fühle, so sprächst du anders, als du thust; mein Blut ist so in Aufregung, daß ich nicht zur Ruhe kommen kann, bis ich Gewißheit darüber habe. Und wenn die Gelehrten mir die nicht geben wollen, so sollen Wahrsagerinnen .... Ach Himmel, muß ich zu solchen Mitteln greifen, die ich früher selbst so verdammt habe?! Aber was thut nicht die Angst? Was thun nicht die Leidenschaften? Was thut nicht die Eifersucht? Erst muß ich Gewißheit haben, nachher kann ich mich bewaffnen mit Gesetz und Recht, und hilft auch das nicht, so pack' ich meine Sachen zusammen und reise fort, dann mag sie sich so viele junge Kerle kommen lassen, als sie Lust hat. Aber da sehe ich die Wahrsagerin. (Traugott läuft fort.)

Dritte Scene.

Corfitz. Gunild.

Corfitz. Hör', meine liebe Gunild, ich habe dich hieher bemüht, weil ich von dir etwas erfahren will, was mir auf dem Herzen liegt.

Gunild. Was ist dein Begehren? Willst du, daß ich Einem ein Auge ausschlagen soll, so kostet das sechs Schillinge; ich habe niedrige Preise, aber desto mehr Kundschaft.

Corfitz. Nein, Gunild, ich habe meine Frau im Verdacht wegen Untreue, durch dich will ich zu wissen kriegen, wie das zusammenhängt.

Gunild. Bist du etwa bange, du bist Hahnrei? Laß mich dir mal ins Gesicht sehen. — Ja, Gevatter, du siehst nach allerlei aus. Na du sollst es gleich erfahren. Setz' dich mal hier auf den Stuhl und nimm deinen Hut ab.

(Er setzt sich und sie fängt an ihn zu streichen, jetzt an den Armen, jetzt auf dem Rücken, jetzt im Gesicht und zuletzt setzt sie ihm ein Gestell auf den Kopf mit zwei Hörnern.)

Nun haltet Euch ruhig, Gevatter, bis ich wiederkomme: denn ich muß erst gehen und mich ein bischen mit meinem Kater besprechen.

(Geht ab.)

Ein Mädchen (kommt herein). Wenn der Meister jetzt ein bischen hereinkommen will, nun ist die Madame allein — ah — ah — ah — was seh' ich!

Ein zweites Mädchen. Was ist denn das für ein Geschrei? — Ah — ah — ah — was seh' ich! (Laufen beide fort.)

Corfitz. Na die Dummköpfe, glaub' ich, reitet der Teufel; haben sie denn ein Gespenst gesehen oder einen Geist? Ich weiß ja doch, daß ich kein Popanz bin, die Leute zu schrecken. Vermuthlich hat die alte Gunild mit ihren Künsten Allen im Hause einen Schrecken eingejagt; das ist Euch recht, meiner Treu', Ihr Menscher, das alte Weib kann doch mehr als ein Vaterunser. Aber wo sie nur so lange bleibt? Es sollte mir doch eine Freude sein, wenn ich Rache nehmen könnte an meiner Frau und meinen untreuen Dienstleuten. Ha ha ha, der Anfang ist nicht übel.

(Traugott kommt herein.)

Nun, Meister, kam das Weib — ah — ah — ah — (er bekreuzigt sich, fällt auf die Kniee und liest laut Dedikation und Titel aus einem Gesangbuch). „Geistliche Lieder zum Trost und Erbauung abgefaßt, gedruckt in Kopenhagen bei Mathias Gedecke und zu kaufen bei eben demselben ....“

Corfitz (steht auf). Was Henker ficht den Jungen an?

Traugott. Ah — ah — ah —! (Weiter lachend.) „Ehrenfester und wolwürdiger Peter Kramm, Reichsadmiral, mein hochgünstigster Patron und Gönner.“

Corfitz. Bist du verrückt, Junge?

Traugott. Ah — ah —! „Ich unterstehe mich, hochgünstigster Herr, euch diese Schrift zu dediciren ....“

Corfitz. Kennst du denn deinen Meister nicht, Traugott? Was ist denn los?

Traugott. Ach, Meister, seid Ihr das?! Ich dachte, das wäre der Leibhaftige!

Corfitz. Wie so denn?

Traugott. Will der Meister die Güte haben und sich mal hier in dem kleinen Spiegel sehen?

Corfitz. Ach Himmel, wie hat das verhenkerte Weib mich zugerichtet und seinen Spott mit mir getrieben!

Traugott. Ja ja, Meister, darum laßt Euch nicht mehr ein mit Sterneguckern und Wahrsagerinnen, consultirt lieber ehrliche Leute, die auf Erden zu Hause sind: denn die Andern sind entweder verrückt oder böswillig: oder laßt es überhaupt bleiben und gebt Euch zur Ruhe.

Corfitz. Nein, nein, ich gehe nicht zu Bett, bevor ich mit dieser Angelegenheit nicht im Reinen bin; ich muß nun hin und mit einem Advocaten sprechen.

Traugott. Laßt Euch nicht mit Advocaten ein, bevor Ihr andere vernünftige Leute um Rath gefragt habt, ob das eine Sache ist, mit der Ihr bei Gericht durchkommt. Seht, da kommt ein gelehrter Mann, fragt den, wenn Ihr es für rathsam haltet. Denn die Advocaten rathen immer blos zu Processen.

Vierte Scene.

Corfitz. Traugott. Ein Poet. Der Poet mit entblößtem Haupte geht auf und nieder.

Corfitz. Ach Herr Magister, ich wollte Euch gern wegen etwas um Rath fragen. (Der Poet gibt Corfitz eine Ohrfeige.) Weshalb schlagt Ihr mich?

Poet. Schlage da doch gleich der Teufel drein, nun bin ich richtig aus dem Concept! Laß sehen:

Aurora öffnete ihr purpurfarbnes Thor —

Nun hab' ich darüber den Reim verloren, den ich auf der Zunge hatte.

Traugott. Kann der Herr Magister das nicht zum Exempel so machen?

Aurora öffnete ihr purpurfarbnes Thor
Und langt' zum Frühstück sich ein Butterbrod hervor.

Das fällt mir blos so in der Geschwindigkeit ein, wiewohl ich noch nie einen Vers gemacht habe.

Poet. Wirklich nicht? Es scheint mir doch, aus dir könnte noch mal ein Poet werden. Wie heißt du?

Traugott. Ich heiße Traugott.

Poet. Das ist in der Poesie ein unglücklicher und ungereimter Name, da ist kein einziges dänisches Wort, das sich auf Traugott reimt — Hum, Traugott — Treugott —

Traugott. Traugott — Treugott — i potz Wetter, könnte man da nicht sagen Sch . . . pott?[21]

Poet. Ha ha ha, der Bursche hat eine wunderbare Phantasie.

Traugott (leise). Du magst wol selbst ein Phantast sein.

Poet. Aber was wollt Ihr übrigens?

Corfitz. Ich wollte meinen Herrn wegen etwas um Rath fragen, bevor ich an die Advocaten ginge. Ich habe meine Frau in Verdacht wegen Untreue, ich kann ihr beweisen, daß sie einen jungen fremden Kerl bei sich in der Schlafkammer versteckt hat und nun möchte ich wissen, ob . . . .

Poet. Will Monsieur die Geschichte in heroischen Versen haben, so kostet das acht Mark.

Corfitz. Ach mein Herr Magister, so mein' ich das nicht, ich will blos —

Poet. Aha, Monsieur, ich verstehe schon, Ihr wollt das vermuthlich in sapphischen Versen haben: aber dann kostet es das Doppelte.

Corfitz. Ich will überhaupt keinen Vers haben, Monsieur, ich will Ihn nur fragen ....

Poet. Solche Geschichte, Monsieur, muß in Versen sein, in ungebundener Rede hört sich das nach gar nichts an. Wie heißt Er denn übrigens, Monsieur?

Corfitz. Ich heiße Corfitz.

Poet. Ha ha ha!

Corfitz. Das ist doch ein ehrlicher Name, so viel ich weiß.

Coet. Ha ha ha! Corfitz, auf Latein Cornificius! Ha ha ha, ich will meiner Treu' einen Vers umsonst auf Ihn machen, blos wegen des Namens! (Geht ab.)

Corfitz. Nein, das ist doch eine verfluchte Art von Leuten, ich will nichts mehr mit ihnen zu thun haben, ich processire. Wäre doch nur der Advocat schon hier, den ich bestellt habe!

Traugott. Hat der Meister einen Advocaten herbestellt?

Corfitz. Ja, ich habe nach ihm geschickt.

Traugott. Aber Er hat ja keine Beweisstücke?

Corfitz. Ich werde schon noch Beweise kriegen; die Frau, die ihrer Erzählung zufolge den Schnapphahn unter dem Tisch gesehen hat, soll zugleich mit allen meinen Hausleuten citirt und ihr ein Eid aufgelegt werden.

Traugott. Sieh da kommt ein Advocat, ja sogar zwei; alle Wetter, die scheinen guten Appetit zu haben.

Fünfte Scene.

Corfitz. Traugott. Zwei Advocaten.

Erster Advocat. Die Rede, Herr Collega, die Ihr heut vor Gericht hieltet, die war gegen Euer eignes beßres Wissen.

Zweiter Advocat. Ihr thut mir Unrecht; nie in meinem Leben hab' ich eine ungerechte Sache vertheidigt.

Erster Advocat. Dann war wenigstens diese ungerecht, die Ihr heut gegen mich geführt habt.

Zweiter Advocat. Aber wie könnt Ihr etwas als Besitz rechnen, was nicht bonae fidei possessio ist? Wo keine bonae fidei possessio ist, da kann noch viel weniger praescriptio werden.

Erster Advocat. Wer sagt, daß das keine bonae fidei possessio?

Zweiter Advocat. Das sag' ich, das sagt Justinianus, das sagt Molinäus, Cujacius, Grotius [22] und Andere.

Erster Advocat. Meinetwegen kann das Alexander Magnus sagen, so bleibt doch wahr, was ich sage.

Zweiter Advocat. Was sagt nicht Vasquius? Usucapio non habet locum inter duos diversorum regum ac popularum subditos.

Erster Advocat. Ja, Vasquius, das ist auch der richtige Kerl zum Citiren.

Zweiter Advocat. Was habt Ihr gegen Vasquius einzuwenden?

Traugott. Sie streiten sich um eine Waschfrau, wie ich höre; sie muß hübsch sein, weil sie so hitzig sind.

Erster Advocat. Ich habe nichts Anderes gegen ihn einzuwenden, als daß er ein Narr ist.

Zweiter Advocat. Und von Euch, Monsieur, ist es bekannt, daß Ihr ein Idiot seid.

(Sie kriegen sich bei den Haaren.)

Traugott (bringt sie auseinander und sagt:) Ei, Messieurs, das ist ja eine Schande, daß solche gelehrte Leute, wie Ihr seid, sich wegen einer Waschfrau schlagen wollen! Aber Ihr kommt gerade recht, Ihr lieben Leute: mein Meister hat eine wichtige Sache, die er demjenigen von Euch anvertrauen will, welcher der beste ist.

Erster Advocat (nimmt Corfitz auf die Seite). Monsieur, nehmt mich, ich habe dies Jahr schon über vierundzwanzig Sachen gewonnen, die kein Anderer hätte gewinnen können.

Zweiter Advocat (zieht ihn auf die andere Seite). Monsieur, nehmt lieber mich, der Andere ist ein Laie, ich habe gestern eine Sache gewonnen, von der alle Menschen merken und fühlen konnten, daß sie ungerecht war.

Erster Advocat (zieht ihn wieder zu sich). Monsieur, der Andere ist nur ein Winkeladvocat, ich aber habe meine Jura vier Jahre zu Rostock studirt.

Zweiter Advocat. Monsieur, Eure Sache mag so toll sein wie sie will, ich werde sie schon gewinnen als ein ehrlicher Mann.

Erster Advocat. Nehmt Ihr mich nicht, so wird es Euch gereuen.

Zweiter Advocat. Monsieur, ich kann jede Sache verdrehen, die ich will, mit subtilen Distinctionen, und kann jedes Ding vertheidigen, was ich will, auf zweierlei Manieren.

Erster Advocat. Monsieur, was die Formalitäten anbetrifft, bin ich der Stärkste in der ganzen Stadt.

(Corfitz will sich losmachen; sie laufen ihm nach, zerren ihn sechsmal Einer auf diese, der Andere auf die andere Seite und flüstern ihm ins Ohr, bis er endlich um Hülfe ruft, worauf ein Offizier ihm zu Hülfe kommt und die Advocaten forttreibt.)

Sechste Scene.

Corfitz. Traugott. Der Offizier.

Corfitz. Ach mein Herr, ich bin Ihm höflich verbunden; wär' Er mir nicht zu Hülfe gekommen, ich hätte wirklich mein Leben eingebüßt.

Offizier. Das ist mir jedesmal eine Freude, wenn ich wackern Leuten einen Dienst erweisen kann. Aber was hatten diese Advocaten denn mit Ihm auszufechten?

Traugott. Nun soll Einer noch sehen, nun offenbart er dem seine Angelegenheit auch noch!

Corfitz. Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Bürgersmann hiesiger Stadt, der manches Böse in der Welt ausgestanden hat und sich in alle Dinge schickte bis auf diese Stunde. Aber nun in meinem hohen Alter hab' ich ein Hauskreuz gekriegt, das mich so niederschlägt, daß ich meines Lebens überdrüssig bin. Kurz zu sagen: ich hab' eine Frau, die fremden Göttern nachtrachtet, deshalb will ich einen Prozeß mit ihr führen, und zu dem Ende wollt' ich mich mit diesen Advocaten berathen, die aber statt mir ihren Rath zu ertheilen, auf einander losgingen wie die hungrigen Wölfe und sich um mich zankten, nicht anders als um einen Raub oder eine Beute, die ihnen in die Hände gefallen.

Offizier. Seine Sorge thut mir leid. Aber vielleicht kann ich so gut rathen wie ein Anderer: denn ich habe mich viel um Gesetz und Recht bekümmert. Allein bevor ich die Sache weiter höre, muß Monsieur mir noch erst wegen einiger Nebenumstände Auskunft geben; wie alt ist Monsieur?

Corfitz. Ich gehe in mein siebzigstes Jahr.

Offizier. Wie lange ist Er verheirathet?

Corfitz. Zwei Jahre.

Offizier. Wie alt ist Seine Frau Liebste?

Corfitz. Siebzehn Jahre.

Offizier. Ist sie hübsch?

Corfitz. Ja, das ist ja eben das Unglück, mein Herr, sie war eins der hübschesten Mädchen in der Stadt.

Offizier. Ist Monsieur des Tages viel außer dem Hause, so daß sie Gelegenheit hat, fremde Kerle zu sich kommen zu lassen?

Corfitz. Von Glock' zwei bis fünf des Nachmittags bin ich in Geschäften aus und das ist auch die Zeit, die sie sich zu ihren Galanterien muß ausgesucht haben.

Offizier. Wo wohnt Monsieur?

Corfitz. Wir stehen vor dem Hause, wohlgeborner Herr.

Offizier. Gehorsamster Diener, Monsieur, ich danke für gefälligen Nachweis.

(Macht ein tiefes Compliment und geht ab.)

Traugott. Haha, hab' ich das nicht gedacht? Seid Ihr nicht Hahnrei, so werdet Ihr es gewiß noch werden, und das dafür, daß Ihr den Mund nicht halten könnt. Wie er fragte, um welche Tageszeit der Meister auszugehen pflegte, da merkte ich gleich, wo er hinauswollte. Nu, die Sache macht sich ja recht hübsch, nun geht ein ander mal wieder hin und vertraut jungen Offizieren Eure Geheimnisse.

Corfitz. Höre, Traugott, ich will mit keinem Menschen mehr davon reden, sondern meine Sachen zusammenpacken, in eine andere Stadt reisen und sie aufgeben. Der Einzige, mit dem ich noch sprechen möchte, das ist mein Nachbar Jeronimus: denn der ist mein aufrichtiger Freund. Laß uns zu ihm gehen — aber sieh, da kommt er gerade recht.

Siebente Scene.

Jeronimus. Traugott. Corfitz.

Jeronimus. Wie geht's Euch, Nachbar?

Corfitz. Nicht besonders.

Jeronimus. Ihr verspracht mir ja aber eben erst, Euch die Grillen aus dem Kopf zu schlagen?

Corfitz. Die alten Grillen haben neue geheckt, die mich ganz in Verzweiflung gebracht haben, so daß Einer mein Leben für vier Schillinge kaufen könnte.

Jeronimus. Was ist Euch denn widerfahren, seitdem wir davon sprachen?

Corfitz. Eine fremde Frau, die gar kein Interesse haben könnte zu lügen, hat mir zugeschworen, daß sie heut in der Wochenstube einen jungen Kerl versteckt gesehen hat, und das hat mich in solche Unruhe versetzt, daß ich herumgelaufen bin wie ein Verrückter von Einem zum Andern, um mehr Licht zu kriegen und mir Raths zu erholen, was ich dabei thun sollte. Allein ich bin den allerverfluchtesten Leuten in der Stadt begegnet, die statt mir Aufklärung und guten Rath zu geben, mich aus einem Halbverrückten zum Ganzverrückten gemacht haben.

Jeronimus. In solchen Fällen, Nachbar, ist es das Beste, zu schweigen. Denn man deckt nicht nur seine eigene Schande auf, sondern man gewinnt auch nichts damit; es gehört schon was dazu, seine Frau einer Untreue zu überführen. Auch glaub' ich noch jetzt wie früher, daß Ihr Eurer Frau Unrecht thut.

Traugott. Nein, Monsieur Jeronimus, er thut ihr nicht Unrecht, ich weiß noch verschiedene Nebenumstände, welche die fremde Frau mir erzählt hat und die ich dem Meister nicht habe mittheilen wollen.

Corfitz. Was hat sie dir denn gesagt?

Traugott. Sie hat mir geschworen, sie hätte einen jungen Kerl unter dem Tisch liegen sehen.

Corfitz. Unterm Tisch?! Um welche Zeit war das denn?!

Traugott. Nachmittags drei Uhr.

Corfitz. Ach Himmel, was hör' ich, ich muß gleich hinein!

Jeronimus. Nur nicht zu hastig, Nachbar.

Corfitz. Ihr versteht mich nicht, Nachbar: ich will hinein und will auf die Kniee fallen vor meiner Frau und will ihr die Hände küssen und sie mit hellen Thränen um Verzeihung bitten. Denn just dies Letzte, was ihre Schuld am meisten beweisen soll, spricht sie völlig frei. Ach, welch grober Irrthum! Ich muß dem Nachbar nur die ganze Geschichte erzählen: heut nach dem Essen war ich bei meiner Frau in der Wochenstube, indem ich mir keinen Besuch mehr vermuthete. Aber just in dem Augenblick klopft' es an die Thür und da die Stube nämlich nur einen Ausgang hat und ich aus gewissen Gründen um die Zeit mich nicht wollte zu Hause finden lassen, kroch ich unter den Tisch, wo ich wider Verhoffen zwei Stunden liegen mußte, bis die Stube leer ward. Nun muß eine von den fremden Madamen mich gesehen haben und durch ihre falsche, wenn auch gut gemeinte Nachricht hat sie den ganzen Spektakel hervorgerufen. Jetzt ist mein einziger Kummer nur der, daß ich mich übereilt und meine unschuldige Frau aus Unbedacht in bösen Ruf gebracht habe.

Jeronimus. Nachbar, gebt Euch zufrieden und danket Gott, daß Ihr Euch geirrt habt.

Seht einen Handel hier, der stellt Euch vor die Augen
Aufs Neu', wie selten doch Mißtrau'n und Argwohn taugen;
Denn hätt' Herr Corfitz gar ums Leben sich gebracht,
Es wäre nur geschehn, um was er selbst erdacht.

Zu sehen, wie ein Mann flieht vor dem eignen Schatten,
Es ist der beste Spaß, den wir seit Langem hatten;
Der Casus ist so rar, wie Jenes, der entsprang
Aus Bangniß vor sich selbst, lief und im Fluß ertrank.

Anmerkungen.

In diesem Stück, das die umfassendste und reichhaltigste Sittenschilderung ist von allen, die Holberg in seinen Komödien gegeben, scheint uns die Kunst des Dichters, außer in dem Corfitz und dem Traugott (Troels), welcher letztere ein wahres Muster ist von lehrjungenhafter Eulenspiegelei, besonders bewundernswerth in demjenigen Charakter, der scheinbar am wenigsten hervortritt: dem Charakter der jungen Frau. Solger freilich, der in einem an Tieck gerichteten Briefe von 1803 (vgl. Solgers nachgel. Schr., herausgegeben von L. Tieck u. F. von Raumer, I. 101) sich sehr enthusiastisch über Holberg überhaupt, sowie namentlich über dies Stück äußert, findet einen besondern Reiz desselben darin, daß „wir doch nicht vollkommen überzeugt werden, ob denn die Hahnreischaft des Hrn. Corfitz wirklich so ganz eingebildet war." Wir unsererseits müssen bekennen, daß wir dies für einen der gröbsten Irrthümer halten, in den ein Kritiker jemals verfallen, und daß die gänzliche Hohlheit der romantischen Aesthetik sich uns selten so deutlich offenbart hat wie in dieser Aeußerung. Denn Solger lobt, rühmt und bewundert hier gerade das, was, wenn es wirklich so wäre, das Stück jedem unverbildeten Geschmack und jedem reinen sittlichen Gefühl unerträglich machen müßte. Der wirklich betrogene Ehemann ist kein Gegenstand der Komik mehr und wenn er es bei den Franzosen, selbst bei Molière dennoch so häufig sein muß, so zeigt das nur aufs Neue, wie aufgelöst und erschüttert der sittliche Boden der französischen Gesellschaft war und ist und wie wenig daher auch die gesunde Frucht einer echten Komik (und alle echte Komik ist gesund) darin gedeihen kann. In der That beweist Alles, was wir von der Wöchnerin sehen und was wir über sie hören, daß sie eine durchaus reine, treue, zuverlässige Frau; der ernste bedächtige Nachbar, der leichtfertige, sonst mit allem seinen Spaß treibende Lehrbursche, ja der angebliche Liebhaber selbst — alle sprechen von ihr mit der größten Ehrerbietung und versichern mehrfach, daß sie diese Frau einer solchen That unfähig halten. Sie selbst zeigt sich in Worten und Handlungen einfach, natürlich, bescheiden; sie ist heiter und unbefangen, mehr kindlich als zärtlich gegen ihren Mann, von dessen unwürdigem Verdacht sie keine Ahnung hat, selbst wo er ihr denselben ziemlich nahe legt. Sie ist weder klatschhaft, noch eitel, noch zänkisch; die Klatschereien und Wochengespräche der anderen Frauen sind ihr unbehaglich und sie ersucht sie dieselben abzubrechen und sich von minder gehässigen Gegenständen zu unterhalten. Dabei fehlt es ihr keineswegs an Verstand und Witz,

im Gegentheil, sie durchschaut die Schwächen und Thorheiten der Andern rasch und mit vieler Schärfe und äußert sich darüber in verständig ruhiger Weise. Diese klare, ruhige Verständigkeit ist überhaupt der Grundzug ihres Charakters, es ist eine praktische Natur, die sich durch nichts aus dem Gleise bringen läßt, weder durch die thörichten Anmaßungen der Edeldame (in der man bereits die Grundzüge des Don Ranudo erblickt) noch durch die Last und Plage, die sie selbst auszustehen hat; ja während die Anderen in Streit gerathen über Himmelszeichen und böse Vorbedeutungen, sitzt sie, ohne auf das Gespräch zu achten, gemüthlich in ihrem Lehnstuhl und denkt nach — was sie wol essen möchte. Eine solche Frau und dazu siebzehn Jahre alt, in einfach bürgerlichen Verhältnissen lebend, verirrt sich nicht so leicht vom rechten Wege und ist es daher auch keine Uebereilung des Dichters, sondern vielmehr ein ganz richtiger Takt, daß er die Lösung des Knotens wiederum so rasch herbeiführt und uns nicht erst lange mit Beweisen einer Unschuld aufhält, an der wir selbst niemals gezweifelt haben. Solger freilich hat gezweifelt; wir unserntheils jedoch vermögen in seinem Zweifel, wie gesagt, nur einen Hochverrath gegen die Kunst selbst sowie gegen Holbergs treuen, ehrenfesten Genius zu erblicken; wenn es Leuten, welche Holberg selbst so wenig verstanden und ihm so Falsches und Widerwärtiges andichteten, nicht gelungen ist, ihn beim deutschen Publikum populär zu machen, so ist das nach solchen Erfahrungen allerdings sehr natürlich.

Dagegen ist einzuräumen, daß dem Dichter auch in diesem Stücke wieder eines jener Flüchtigkeitsversehen begegnet ist, die bei ihm so häufig sind und über die wir schon oben sprachen. Nämlich die Einsicht, daß der angebliche Galan, der unter dem Tisch versteckt war, mit Herrn Corfitz eine und dieselbe Person ist, hätte letzterem billigerweise schon früher kommen müssen als erst am Schluß des Stückes, indem ja er selbst diesen Umstand, daß er aus Angst vor den Besuchen unter den Tisch gekrochen, bereits früher gegen Jeronimus und Traugott erwähnt hat: weshalb es auch wunderbar ist, daß auch diese nicht gleich auf denselben Einfall kommen. Bei der Eile, mit der er zu arbeiten pflegte, hatte der Dichter diesen Umstand offenbar selbst wieder vergessen; auch läßt sich dem Uebelstand in der That mit wenigen Strichen abhelfen.

Zum ersten Act.

[1] daß die Dienstboten noch die einzigen sind (S. 474). Es verhält sich nicht ganz so, wie Holberg es hier darstellt, nämlich als ob es nur der Hochmuth der Vornehmen gewesen, was die Hochzeitgeschenke bei ihnen außer Uebung gebracht. Vielmehr war durch eine Verordnung Christians V. vom Jahre 1683 das Geben und Nehmen von Hochzeitgeschenken außer bei Dienstboten ausdrücklich untersagt worden, ohne Zweifel um dem Luxus zu steuern, der damit getrieben wurde. Natürlich weiß der Dichter selbst das sehr gut und wenn er sich hier anders anstellt, so geschieht das aus Schalkheit, seine Zuschauer verstanden ihn ohnedies.

[2] jeder Bursche auf Amag (S. 475). Bekanntlich liegt ein Theil von Kopenhagen selbst auf der Insel Amag oder Amager. Zu Holbergs Zeiten wurde

auf der genannten Insel besonders Gärtnerei und Gemüsebau getrieben; die Bewohner derselben waren ein frischer, derber Menschenschlag, auf den unser Dichter häufig und mit Vorliebe anspielt.

[3] auf den runden Thurm zu kommen (ebendas.). Es ist derselbe runde Thurm oder Thurm der Trinitatiskirche, von dem oben bei Gelegenheit des Jean de France die Rede war. Aus dieser Stelle sehen wir, daß der Zutritt zu demselben schon zu Holbergs Zeiten gegen ein kleines Trinkgeld gestattet war, was auch noch gegenwärtig der Fall ist.

[4] der Cantor Gotthard (S. 478). In den ältesten Ausgaben findet sich hier noch der charakteristische Zusatz: „aus Deutschland," dem Lande also, wo schon nach der damaligen Volksauffassung, welche Holberg theilt, alle Schwindler, Projectmacher und Taugenichtse herkamen. In der Folge jedoch hat der Dichter selbst diesen Zusatz wieder fallen lassen.

[5] ich bin bange für meinen Hut (S. 480). Männern, die sich in eine Wochenstube wagten, wurde durch die Amme der Hut weggenommen und mußten sie denselben durch ein Geschenk auslösen ungefähr in der Art, wie es noch heute in Pommern — ob auch anderswo? — Sitte ist, Männern, die unberufen in die Küche kommen, eine Schürze vorzubinden, von der sie sich ebenfalls durch ein Geschenk lösen müssen.

[6] die alte Anne, die das Kind gestrichen hat (S. 485). Das Streichen heißt im Dänischen eigentlich Messen, Maale; wie die Procedur (die übrigens auch noch jetzt in Norddeutschland keineswegs aus der Uebung gekommen, besonders bei kleinen Kindern) vor sich geht, ersehen wir aus eben diesem Stück, Act 5.

Zum zweiten Act.

[7] Abrascante (S. 491). Ein Stück des damaligen Frauenputzes, über das uns nichts Näheres bekannt ist.

[8] wie das alte Sprichwort lautet (S. 497). Wie es lautet, erfahren wir nicht, da Else unterbrochen wird; doch war es vermuthlich so etwas wie unser heutiges: „Je größer Stück, je größer Glück."

[9] Das ist Baltzers Toback (ebendas.). Ueber diese und die folgenden Tabackssorten vermag der Uebersetzer keine Auskunft zu geben; ohne Zweifel sind darin Anspielungen enthalten, die jedem der Zuschauer verständlich und ergötzlich waren.

[10] doch wenigstens dein Brod zusammenspinnen (S. 498). Es war also vermuthlich eins jener „Strumpfweiber," deren oben gedacht worden ist.

[11] mit dem Schiff, das man dieser Tage im Mond gesehen hat (S. 499). Dasselbe Schiff kommt auch bereits im Peter Paars I, 4. vor.

[12] gerade über Roeskild (ebendas.). Roeskild ist und war bekanntlich die Krönungsstadt des dänischen Reichs und mußte daher ein solches Himmelszeichen, das gerade über Roeskild stand, doppelt verhängnißvoll erscheinen.

[13] Neunte Scene (S. 501). Diese Scene mit der Engelke, die nicht spricht, wird in den alten Ausgaben ausdrücklich als „Scena muta" bezeichnet; der Dichter selbst that sich, wie wir oben gehört haben, etwas darauf zu Gute.

Zum dritten Act.

[14] ja Sie speist mit ihnen (S. 506). Was hier und in der gleich darauf folgenden Scene mit dem Kuchen nur angedeutet wird, das führte der Dichter dann im Don Ranudo in der unvergleichlichen Scene, wo das adelsstolze Paar dem Bauer sein Käsebrod wegißt, aufs Behaglichste aus.

Zum vierten Act.

[15] bei der Vogelstange (S. 524). Der Vogelstangenplatz, der seinen Namen nach den daselbst abgehaltenen Vogelschießen führte, lag außerhalb des Norderthors und wurde damals häufig zu Duellen benutzt. Ein anderer ebenfalls dazu beliebter Platz war das sogenannte Grönland, zwischen der heutigen Citadelle, dem Osterthor und den Neuen Buden, wo zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts die militärischen Executionen stattfanden; vgl. die Anmerkungen zu der Ausgabe der Holbergs-Gesellschaft I, 310.

[16] Er sollte Jens Biersen heißen (S. 526). Hier war der Uebersetzer zu einer kleinen Aenderung genöthigt; der betrunkene Schwager heißt nämlich im Dänischen Jens Oelsen (von Oel, Bier), so daß also das Wortspiel hier noch weit näher liegt. Oehlenschläger nennt den Schwager Claas Bärkopf, woraus er Bierkopf macht.

[17] da werdet Ihr wol nur noch auf einem Auge sehen (S. 529). Das war eine Hauptkunst der Wahrsager und Zauberer, daß sie sich darauf verstanden, Einem durch magische Mittel, je nach Gelegenheit, ein oder auch beide Augen zu blenden. Dies Mittel will auch Corfitz gegen den vermeintlichen Verführer seiner Frau in Anwendung bringen lassen, um ihn daran herausfinden zu können.

Zum fünften Act.

[18] denn da steh' ich drauf (S. 533). Diese berühmte und noch jetzt beliebte Geschichte wurde zuerst durch den bekannten Schupp (siehe Gervinus III, 271 fg.) in die Literatur eingeführt; sie steht, wie Boye im Danske Skueplads S. 281 anmerkt, im zweiten Theil seiner Sämmtlichen lehrreichen Schriften, Frankfurt a. M. 1701. S. 402.

[19] eins von meinen Kindern studiren ließe (ebendas.). Wieder ein (soviel uns bekannt, bisher noch nicht bemerkter) Blunder des Dichters: denn der siebzigjährige Corfitz hat ja keine Kinder, als das eben geborene Töchterchen, wen will er also studiren lassen?

[20] und liest laut Dedication und Titel aus einem Gesangbuch (S. 536). Dies Gesangbuch selbst hat nicht mehr aufgefunden werden können; doch sind die Namen Mathias Gedecke und Peter Kramm keineswegs erdichtet, sondern noch anderweit bekannt.

[21] könnte man da nicht sagen (S. 537). Das Wortspiel ist im Dänischen nicht minder saftig: der Lehrbursche heißt hier Tröels und der Reim darauf der bei Boye a. a. O. S. 179 nur mit St . . . . angedeutet wird, bedeutet ungefähr dasselbe, was der deutsche Uebersetzer — ebenfalls verschwiegen hat.

[22] Molinäus, Cujacius, Grotius (S. 539). Sämmtlich berühmte Juristen. Daß oben in der Scene mit dem Chiromanticus unter Pyrrhus, vielmehr Pyrrhon, der Stifter der älteren skeptischen Schule (276—288 v. Chr.), zu verstehen ist, braucht natürlich nicht erst erinnert zu werden.

6.

Ulysses von Ithacia

oder

Eine deutsche Komödie.

Komödie in fünf Acten.

Personen des Prologs.

Iris.
Prinz Paris.
Juno.
Venus.
Pallas.

Personen der Komödie.

Marcolfus.
Paris.
Helene.
Hildegard.
Ulysses.
Kilian.
Rosimunda. Helenes Schwester
Penelope.
Kaiser Asverus.
Hofgesinde.
Ein Werber.
Holofernes.
Mithridates.
Tiresius.
Ein Trojaner.
Dido.
Elisa, Dido's Kammermädchen.
Rasmus, ihr Kammerdiener.
Ulysses' Gefährten.
Hauptleute.
Ein Bauer.
Erster Jude.
Zweiter Jude.
Zwei Diener.

Prolog.

Iris mit Strahlen um den Kopf.

Ich bin Iris oder der Regenbogen, der großen Juno Kammermädchen. Ich habe dieselbe Verrichtung bei der Juno, wie Mercurius beim Jupiter. Sobald der Göttinnen Oberste mir einen Wink gibt, muß ich mich auf die Reise machen; nun bin ich im Himmel, nun auf Erden; nun am Südpol, nun am Nordpol; nun in großen Städten, nun zwischen Hirten und Hirtinnen auf dem Felde. Was mir aber die meiste Beschwerde macht in meinem Amte, das ist meiner gnädigen Frau Jalousie und Mißtrauen. Denn sobald der Götter Monarch seines Auges gnädige Strahlen auf eine Nymphe oder Hirtin wirft, so geräth meine Madame stracks in Allarm. Da muß ich mich erstlich von einer Wolke zur Erde bringen lassen, um die Beschaffenheit der Sache auszuforschen, demnächst zu Pluto's nächtiger Wohnung, mit Ordre an eine oder die andere Höllengöttin, die Nymphe oder Hirtin zu bestrafen, in welche Jupiter sich verliebt hat. Aber keine Zeit ist so beschwerlich für mich als dieser verwetterte elfte Juni.[1] Denn da meine Madame die größte Dame ist im Himmel und auf Erden, so hat sie auch die meisten Zinsen einzufordern. Jetzt aber bin ich hergekommen, um mit dem trojanischen Prinzen Paris zu sprechen, welchen Juno nebst zwei anderen Göttinnen ausgewählt hat, Richter zu sein in einem Streite, der sich zwischen ihnen erhoben. Er pflegt sich in diesem Haine aufzuhalten. Aber da seh' ich ihn.

Paris tritt ein.

Paris. Ich sehe Iris, der Juno treue Botschafterin. Willkommen hier unten auf Erden, himmlische Nymphe! Was hat Sie für Geschäfte? Mit wem will Sie sprechen?

Iris. Ich bin beordert, mit dem holdseligen trojanischen Prinzen Paris zu sprechen.

Paris. Das bin ich.

Iris. Hört, Paris, Ihr, der Ihr nicht minder um Eurer Schönheit als um Eurer Unparteilichkeit willen bekannt seid durch ganz Asien, von des Mohrenlandes Grenze bis zum äußersten Ende von Amerika: meine Madame Juno, nebst zwei andern Göttinnen, Pallas und Venus, haben Euch auserwählt, Richter zu sein in einem Zwiste, der sich unter ihnen erhoben hat.

Paris. Sag' mir, o Iris, worin dieser Zwist besteht.

Iris. Den dreizehnten hujus warf der große Jupiter einen goldenen Apfel zwischen sie, auf welchem diese Worte geschrieben standen: Dieser soll der holdseligsten Göttin gehören. Nun wißt Ihr selbst, wie die Frauenzimmer sind, daß nämlich keine, wie häßlich sie auch sei, der andern an Schönheit nachstehen will; so ist's auf Erden und unsere Göttinnen im Himmel haben denselben Nagel im Kopf.[2] Und weil nun Juno, Pallas und Venus sämmtlich wegen ihrer Schönheit bekannt sind, so ist es schwer den Streit beizulegen. Doch sind sie alle drei einig geworden, sich Eurem Spruch zu unterwerfen, ohne Appellation. Denn Anfangs waren sie alle so erpicht darauf, daß sie miteinander vors Oberlandesgericht[3] gehen wollten.

Paris. Ich werde ihre Ankunft erwarten und urtheilen was Rechtens ist.

Iris. Juno verlangt nichts als ein rechtschaffenes Urtheil.[4] Inzwischen bittet sie ergebenst, daß Eure Durchleuchtigkeit doch diese zehn Dukaten nicht verschmähen wollen, welche sie offerirt, nicht damit Ihr zu ihren Gunsten entscheidet, sondern blos aus Freundschaft.

Paris. Nein, Mademoiselle Iris, Geschenke nehme ich wahrhaftig nicht an. Ein Richter muß sich nicht bestechen lassen; wäre ich verheirathet, so hätte Sie sich allenfalls an meine Frau adressiren können, die hätte das dann können annehmen, und mein Gewissen wäre rein.

Iris. Ach ich bitte doch recht sehr, verschmähe Er das nicht! Das ist ja wirklich kein Geschenk, um Ihn zu bestechen, sondern blos ein Freundschaftszeichen; sieh mal wie sie glänzen!

Paris. Ich sehe, daß das gute holländische Dukaten sind.

Ja höre, meine liebe Jungfer, wenn ich gewiß wüßte, daß das nicht in der Absicht geschenkt wird, so wollte ich das schon nehmen; denn mit Geld ist in diesen Zeiten nicht zu spaßen. Uebrigens kann Sie der Juno meinen Respect vermelden und ihr sagen, daß ich ihr ihre Höflichkeit schon gedenken werde. (Iris ab.)

Paris allein.

Kein Amt ist doch so beschwerlich als das Richteramt. Man soll Kopf haben, eine Sache zu begreifen, Scharfsinn, die Argumente des Einen gegen die des Andern abzuwägen, und endlich Rechtschaffenheit, den Versuchungen zu widerstehen. Was mich betrifft, so habe ich mir durch meine unparteiischen Urtheilssprüche einen solchen Namen erworben, daß nicht blos Menschen, sondern sogar Göttinnen mich zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten erwählen. Aber da seh' ich sie kommen.

Juno, Pallas, Venus in Adriennen treten auf.

Juno. Dir geschieht heute eine Ehre, o Paris, wie sie wenigen Menschen widerfahren ist; drei mächtige Göttinnen unterwerfen sich deinem Urtheil. Welche von uns Du für die Holdseligste erklärst, die behält den goldenen Apfel, welchen Jupiter zwischen uns geworfen.

Paris. Ihro Durchleuchtigkeiten, meine gnädigsten Frauen![5] Nach dem Gesicht allein kann man eines Menschen Schönheit nicht beurtheilen; ja von den rechten Kennern wird heutzutage gerade darauf am wenigsten gesehen. Es ist daher nöthig, Ihro Durchleuchtigkeiten, daß Dieselben sich ganz nackt ausziehen.

Juno. Was? Ganz nackt ausziehen sollen wir uns?

Paris. Ich kann doch nicht über etwas urtheilen, das ich nicht sehe?

Pallas. Ich thue das in Ewigkeit nicht!

Venus. Will niemand anders, so will ich es; denn auf eine andere Weise kann unser Streit doch nicht entschieden werden.

Pallas. Das sieht Ihnen ähnlich genug, ma soeur; es wird, denk' ich mir, wol nicht das erste Mal sein, daß Sie sich nackt vor jungen Mannspersonen sehen lassen.

Venus. Haben Sie was gesagt, Sie lederne Weisheit? 6
Diesen gelehrten zimperlichen Damen ist nicht mehr zu trauen als Andern.

Juno. Sie haben auch eine Ehre mitzureden, Madame, seitdem Ihr Mann Vulcanus Sie schon einige Male vor dem Consistorio belangt hat; man weiß recht gut, was Sie für Historien gehabt haben mit Mars und andern Offizieren.

Venus. Trotz geboten Ihnen und den Andern, die mir das Geringste auf meinen ehrlichen Ruf und Namen bringen! Ich gebe zu, daß mein Mann Vulcanus mich in Verdacht gehabt hat: aber bin ich nicht freigesprochen worden vor Gericht? Hat er mir nicht Abbitte thun müssen obenein? Wäre Jupiter so jaloux wie Vulcanus, so hoff' ich, wir kriegten auch von Ihnen einige Historien zu vernehmen.

(Sie reden alle drei auf einmal und ballen die Fäuste.)

Paris. Holla, seid ruhig! Respect dem Gericht! Ihr macht ja einen Spektakel, als ob Ihr Advokaten wärt! Laßt Eine zuerst reden!

Juno. Höre, Paris: zweifeln, daß meine Schönheit allen übrigen Göttinnen vorangeht, hieße dem Jupiter einen schlechten goût zuschreiben, da er doch mich von Allen zu seiner Gemahlin erkoren hat. Nimm Dich daher in Acht, die Schönheit der Andern mit meiner gleichzustellen. Wenn Du den goldnen Apfel mir zusprichst, so sollst Du der reichste und mächtigste Herr auf der Welt werden.

Pallas. Juno gibt Reichthum und Wohlstand, ich dagegen Weisheit und Tugend. Wie aber nun Tugend und Verstand besser ist als Reichthum, so hoffe ich, o Paris, daß Du für mich entscheiden wirst, die ich Dir die herrlichste Belohnung geben kann.

Venus. Reichthum und Verstand werden für große Gaben gehalten; aber wie Mancher wird nicht unglücklich mit seinem Reichthum, und wie Wenige finden ihr Fortkommen in der Welt mit Tugend und Verstand, die ja schon längst aus der Mode sind? Ich, wenn Du den streitigen Apfel mir zusprichst, verspreche Dir das holdseligste Frauenzimmer der Welt zur Gemahlin.

Paris (zu sich selbst). Reichthum hab' ich so viel, als ich verlange; Verstand mehr als nöthig ist in unsern Zeiten; das holdseligste

Frauenzimmer der Welt, das ist der Magnet, der zieht. Ich muß das Urtheil verkündigen. (Setzt sich auf einen Stuhl.) In Sachen der drei wohlgebornen Göttinnen wird für Recht erkannt, wie folgt: Sintemalen und alldieweil Juno und Pallas sich nackt auszukleiden verweigert und solchergestalt das Mißtrauen, welches sie selbst in ihre Schönheit setzen, ausdrücklich zu erkennen gegeben haben, dahingegen Venus, im Bewußtsein ihrer gerechten Sache, nichts von ihren Dokumenten, was zur Entscheidung dieser Angelegenheit dienen kann, verhehlen, sondern Alles zur Kenntniß des Gerichts hat bringen wollen: so wird für Recht erkannt, daß sie den goldenen Apfel behalten soll, sintemalen sie die Schönste ist. Juno und Pallas bezahlen zur Erstattung der Unkosten zweihundert Reichsthaler und überdies für ihre frechen Aeußerungen vor Gericht zehn Reichsthaler an die Kirche von Christianshafen.[7]

Juno (bei Seite). Dich soll der Henker holen für meine zehn Dukaten! Nie wieder geb' ich einem Richter was voraus. (Laut.) Höre, Paris: das holdselige Frauenzimmer, das Venus Dir gibt, soll werden Dein, Deiner Familie und des ganzen trojanischen Reichs Untergang!

(Alle ab.)

Erster Act.

Erste Scene.

Marcolfus allein.

Serviteur très humble, Messieurs: ich weiß nicht, ob mich Einer von Euch kennt? (Sieht sich nach allen Seiten um.) Ich diene bei Paris, König Priapi Sohn von Troja. Wir kommen von Ithacien, über vierhundert deutsche Meilen weit, um die schöne Helena zu entführen, was Ihr aber so gut sein wollt für Euch zu behalten.[8] Seit Paris in Troja ihr Portrait gesehen, hat er weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt, bis er sich entschlossen hat, hierherzureisen. Ihr würdet ihn nicht für den großen Herrn halten, der er ist, weder nach seiner Figur, noch nach seiner Tracht; denn er sieht eher aus wie ein alter abgedankter Thorschreiber[9] als wie so ein großer Herr, so hat die Reise ihn zugerichtet. Wir haben uns so beeilt, Tag und Nacht, daß wir uns nicht einmal Zeit genommen haben, mit Respect zu sagen, ein reines Hemde anzuziehen auf der ganzen Reise. „Aber was thut die Liebe nicht?"[10] sagt der Deutsche. Was mag nun aber wol die Glocke sein? (Thut als ob er nach einer Thurmuhr sähe.) Alle Wetter, die Glocke ist schon acht, nun kommt mein Herr den Augenblick. Denn ich habe ausspionirt, daß die schöne Helena gerade um diese Zeit mit ihrer Magd hier spazieren geht. Mein Herr hat im Sinne sie zu entführen und sie mit sich nach Troja zu nehmen. Denn unter uns gesagt, Messieurs: er will sie gar nicht zur Frau haben, sondern blos zur Maitresse und das kann nicht geschehen, wenn er hier im Lande bleibt. Denn sowie sie einmal ein Kind bekäme, so müßte, wiewohl es mit ihrer Jungferschaft

ziemlich zweideutig aussieht, der gute Paris doch mit ihr feliciter vor das Consistorium tanzen und sie heirathen, so gut wie ein unbescholtenes Mädchen. Denn wer Teufel kann solchen Menschern was beweisen? Die lassen sich mitunter von anständigen Leuten beschlafen, blos um von ihnen Atteste für ihre Ehrlichkeit zu bekommen. Aber da kommt mein Herr.

Zweite Scene.

Paris. Marcolfus.

Paris. Ach Cupido, du bist ein Tyrann!

Marcolfus. Ja, das sag' ich auch, wahrhaftig, und wenn seine Mama Venus es tausendmal mit anhörte.

Paris. Ach mein treuer Diener Marcolfus, hier ist ja die Stätte, der Horizont, wo Ithaciens Sonne und Morgenstern heute aufgehen wird.

Marcolfus. Ja das ist sie.

Paris. Ach Marcolfus, mir ist bange, daß ich in Ohnmacht sinke, so wie ich sie erblicke, und deshalb nicht im Stande sein werde, auszuführen, was ich mir vorgesetzt. Ach Venus, was habe ich Uebles gethan, daß Du Deinem blinden und geflügelten Sohne Cupido solche Ordre gegeben hast, mein prinzliches Herz so grausam zu verwunden?

Marcolfus. Ja das ist sicher, das war recht ein carnaliöser Streich von der Venus, das will ich ihr vor der Nase sagen. Das Weibsbild ist ja noch schlimmer, als die Marie Ehescheidern [11] vor diesem war. Wär' ich Jupiter, ich wollte, hol mich Dieser und Jener, ihr schon was andres zu thun geben als herumzulaufen und die Leute zusammenzukuppeln; ich würde ihr auf eine höfliche Manier sagen: Hör' Du Vieh, nimm mal gleich Dein Spinnrad und setze dich hin und arbeite, das ist besser. Aber da kommen sie, nun haltet die Ohren steif!

Paris. Ach halte mich, Marcolfus, ich kann nicht auf meinen Beinen stehen!

Marcolfus. Ei Herr, so stellt Euch doch nicht so verwettert dazu an, Ihr seid ja so bange, als ob Ihr ins Examen solltet. [12]

Dritte Scene.

Helene. Hildegard. Paris. Marcolfus.

Helene. Meine allertheuerste Hildegard, war das nicht ein prächtiger goldner Apfel, den meine Mama mir heut verehrte? Ich habe vergessen ihn mitzunehmen, um ihn meinen Gespielinnen in diesen Wäldchen zu zeigen.

Hildegard. Meine allerholdseligste Jungfrau, den müßt Ihr einem jungen adeligen Ritter verehren, den Ihr recht besonders ästimirt. Aber ach, was ist das? Wird der Jungfrau übel? (Hält ihr ein Riechfläschchen vor die Nase.)

Helene. Ach Hildegard, meine Keuschheit kann es nicht vertragen, daß man in meiner Gegenwart von Mannsleuten redet; ich warne dich, daß du in meiner Gegenwart nie wieder den Namen einer Mannsperson aussprichst.

Marcolfus (leise). Ja das glaub' ihr der Henker, ich weiß schon, wie das mit diesen peniblen Weibsbildern ist, die sind just die tollsten.

Helene. Höre mal, wie lieblich die süße Nachtigall singt!

Marcolfus. Das muß ein Lump sein, der was hört! Und das sag' ich ihm von meinetwegen;[13] ich höre blos, daß man auf der Gallerie Nüsse knackt.

Hildegard. Alle Vögel singen vor Freude, wenn sie die Sonne sehen, ich meine meiner Jungfrau göttergleiches Antlitz, so Ithaciens Sonne ist.

Marcolfus. Mir kommt, meiner Treu, die Magd bei weitem hübscher vor; finden Sie das nicht auch, Messieurs? (Sich zu Paris wendend.) Herr, nun ist es Zeit, nun frisch dran! Ei flink! flink!

(Er stößt ihn vorwärts, Paris ergreift die Helena und führt sie fort; sie ruft Gewalt, reißt eine Perlenschnur ab, wirft sie der Hildegard zu und sagt:)

Helene. Bringe dies Perlenhalsband dem edlen Ritter Ulysses und bitte ihn, diesen Raub zu rächen. Ah.... ah.... ah....!

Marcolfus. Na so schreit doch nicht so teufelsmäßig, Jungfer! Ihr wißt nur nicht, wer das ist: das ist Paris, König Priapi Sohn von Troja, Sie kommt in guter Leute Hände.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Hildegard allein.

Ach Himmel, ist es möglich, daß die edle Jungfrau, Ithaciens kostbarstes Kleinod, mir aus den Händen entrissen wird?! Das ganze Land wird darüber in Desperation grathen. Ich beklage das Schicksal von ganz Ithacien, das solche Verfinsterung erlitten, seine größte Zierde verloren hat. Aber am allermeisten beklage ich mich selbst; denn ich habe in ihr eine sehr gnädige Herrschaft verloren. Nie mehr kriege ich dich zu sehen, schönste Jungfrau; deine Keuschheit wird dein Mörder werden. Denn sowie dein Räuber dir Zärtlichkeiten zumuthet, das weiß ich, so tödtest du dich selbst. Auf ihr ithacienischen Helden, rächt diesen Jungfrauenraub! Zeiget nun, daß die vielen Opfer, die ihr meiner Jungfer gebracht, die vielen Seufzer, die vielen Kniebeugungen nicht blos Verstellung gewesen, sondern von Herzen gekommen sind! Aber da sehe ich [14] des Kaisers Schwestersohn, den tapfern Ulysses kommen.

Fünfte Scene.

Ulysses. Hildegard. Kilian. Zwei Diener.

Ulysses (mit affectirter, grausenerregender Stimme). Höre, mein treuer Diener Kilian, was dünket dich, wer hat wol am besten bestanden in diesem Ritterspiel, so gestern präsentiret worden? Auf welchen Ritter dünket dich, hat die reizende Helena, Ithaciens Sonne, zumeist ihre Strahlen geworfen? Mich dünket, ihre Brillantaugen standen zumeist auf den edlen Ritter Polidorus gerichtet; auch sah ich, wie der schlangengiftige Neid der Hofleute adelige Wangen färbte. Aber Mißgunst ist allzeit der Tugend Genosse. Wie könnte dieser Ritter davon frei sein, der von Tugend schimmert, wie der Mond von der Sonne goldenen Strahlen? Denn bei des Kaisers goldener Krone und Scepter schwöre ich, daß Polidorus der stattlichste Ritter ist zwischen Mundien und dem rothen Meere. Aber was will diese Jungfrau hier?

Hildegard (auf den Knien). Ach Hilfe, Euer Hoheit! Hilfe!

Ulysses. Stehet auf, Nymphe, und lasset mich Euer Anliegen hören.

Hildegard. Ich lasse Eure Füße nicht los, bis Ihr mir versprochen habt, mich anzuhören.

Ulysses. Wenn Euer Begehren möglich ist und nicht wider die Ehrbarkeit streitet, so sollt Ihr sicher erhört werden; stehet auf!

Hildegard. Ach Herr, Ithaciens Sonne ist verfinstert, die schöne Helena ist nach Troja entführt, von Paris, König Priapi Sohn! Seht hier, dieses Perlenband riß sie sich vom Halse und bat mich es Eurer Ritterlichkeit zu überliefern, mit der Aufforderung, diesen Raub zu rächen und sie mit gewaffneter Hand den Händen der Trojaner wieder zu entreißen.

Ulysses. Ach Himmel, was höre ich! welch großes Unglück! Weinet nicht mehr, Jungfrau: ich schwöre Euch bei Penelopens unschätzbarer Seele, daß der Frevel gerächt werden soll durch ganz Troja's Untergang. Geht nun fort, Jungfrau, und gebt Euch zufrieden.

(Hildegard ab.)

Sechste Scene.

Ulysses. Kilian.

Ulysses. Kilian, wir müssen sofort Anstalten machen; der Friedenstempel muß auf einige Zeit verschlossen und der Bellona Tempel wieder geöffnet werden. Mein mit Drachenblut getünchtes Schwert Theuerdank [15] muß aus der Scheide gezogen, mein Schild, den ich dem Könige von Mesopotamien in der großen Schlacht bei Mingrelien abgewonnen, muß hereingebracht werden zusammt meinem demantharten Harnisch und meinem Helm, den die brasilianische Königin von Saba mit ihren Alabasterhänden auf mein ritterliches Haupt setzte, als ich in den Kampf ging gegen den vierköpfigen Ritter Langulamisopolidorius. Mein im Kriege flammenspeiendes Roß Pegasianus, welches zuvor der stolze Ritter Poliphemius von Mundien gewesen, allein seine neidische Stiefmutter Constantinopolitania verwandelte ihn in ein Pferd, muß gesattelt werden mit meinem elfenbeinernen Sattel und meiner von der longobardischen Jungfrau Rosimunda mit Gold und Perlen durchwirkten Schabracke.

Kilian. Das kann bald geschehen sein, hätten wir nur erst eine Armee auf den Beinen.

Ulysses. Armee? In einem Augenblick werden wir so viel Volks beisammen haben, als Sandkörner sind in den Wüsten Arabiens. Du sollst mein Ambassadeur sein und dich sofort verfügen erstlich zu Mithridates, dem König von Mundien, der in einem goldenen Schlosse wohnt, daß er mit seiner silberschildenen Armee, die da besteht aus tausendmaltausend Mann Fußvolk und fünfmalhunderttausend Mann Reitern, mir zu Hilfe komme gegen König Priapus, dessen Sohn Ithacien des unschätzbarsten Kleinods, ich meine der schönen Helena beraubet hat. Demnächst sollst du dich zu Herzog Nilus von Podolien begeben, der in einem silbernen Schlosse wohnt, und ihn bitten, mir zu Hilfe zu kommen mit seinen zehntausend Schiffen, welche alle mit Sammet überzogen, deren Masten vom Horne des Einhorns, deren Segel von Seide sind. Sodann sollst du zum Holofernes gehen, dem Grafen von Bethulien, welcher in einem hohen elfenbeinernen Schlosse wohnt — denn er selbst ist sieben Ellen lang — und ihn bitten mir zu Hilfe zu kommen mit seinen fünftausend elfenbeinernen Kanonen, welche sämmtlich Sechzigpfünder sind. Ich unterdessen will mir den Bart nicht abschneiden lassen, bis du wieder kommst. (Geht ab.)

Siebente Scene.

Kilian allein.

Das wird eine ziemlich weitläufige Reise werden. Bis ich zurückkomme, ist Helena vielleicht nicht mehr am Leben; denn während das Gras wächst, stirbt die Kuh und dann können wir Krieg ins Blaue führen.[16] Ich muß nur erst hin und muß mir ein Paar Schuhe mit doppelten Sohlen[17] holen, die auf der Reise gegenhalten. Ich sehe gar nicht so viel Schönes an dieser Helena, daß man solchen großen Allarm um sie zu machen brauchte. Paris ist ein kleiner Narr, daß er so weit hergereist ist, sie zu entführen und wir sind große Narren, daß wir Krieg führen wollen, sie wieder zu bekommen. Aber mit meinem Herrn darf ich darüber nicht disputiren; darum will ich nur hinein und mich zu dieser weiten Reise in Stand setzen. Uebrigens das kann ich sagen, daß ich der erste Ambassadeur bin, der zu Fuße ambassadirt. Aber das will nichts sagen, ich bleibe doch, wer ich bin. Aber da sehe ich

Rosimunda, Helena's Schwester, kommen; ich habe keine Lust, ihr Geheule über das Unglück ihrer Schwester mit anzuhören, darum retirire ich mich. (Ab.)

Achte Scene.

Rosimunda allein.

Ach meine allertheuerste Schwester, Ithaciens Sonne und Freude, Zierde und Juwel der Familie! Wie ist es möglich, daß ich leben kann ohne dich? In den drei Monaten, [18] seit du, meine Sonne, mir versunken, das heißt, seit du mir geraubet bist, ist mein Körper so erschöpfet und mein Aeußeres von Kummer so verändert worden, daß meine Freundinnen und Gespielinnen mich nicht ansehen können, ohne ihre Thränen stromweis fließen zu lassen. Ach Rosimunda, sagen sie, wo ist dein blühendes Antlitz, deine demantfunkelnden Augen? Alles an dir ist verdunkelt, verwelkt und abgefallen, gleich einer abgebrochenen Blume, die keine Säfte mehr hat, ihre natürliche Schönheit zu erhalten. Ach daß es sich doch für mich schickte, Theil zu nehmen an diesem Zuge, den die ithacianischen Helden mit dem stolzen Ulysses wider den trojanischen Räuber unternehmen! Ach daß . . . Aber da kommt die edle Penelope, des unüberwindlichen und löwenherzigen Ulysses Gemahlin. Nun werde ich von ihr erfahren, wie weit man mit den Zurüstungen gekommen ist.

Neunte Scene.

Penelope. Rosimunda.

Penelope. Sieh da, Madame, ist Sie hier? Ihr sollt noch sehen, daß daraus nichts wird; bildet Ihr Euch ein, daß mein Mann durch die Welt vagabundiren soll, blos um Eure lumpige Schwester aufzugabeln?

Rosimunda. Was? So verächtlich unterstehet Ihr Euch von Derjenigen zu reden, welche von Allen als Ithaciens größte Zierde anerkannt ist?

Penelope. Pfui, auf die Zierde spucke ich. Die Hure! die will sich wol einbilden, das ganze Land soll um ihretwillen in Bewegung gesetzt werden!

Rosimunda. Ihr mögt wohl selbst eine Hure sein! Die großen Kriegszurüstungen, welche um ihretwillen gemacht werden, beweisen hinlänglich, daß meine Schwester an Tugend und Schönheit Alles übertrifft, was sonst noch in Ithacien ist; Ihr seid allzuohnmächtig, die ithacianischen Helden in ihrem edlen Vorsatze zu hindern.

Penelope. Ja ich bin so frei und hindre das.

Rosimunda. Ihr das hindern?

Penelope. Ja, Euch vor der Nase.

Rosimunda. Die Sache wird vor sich gehen und wenn Ihr den Verstand darüber verliert.

Penelope. Und die Sache wird nicht vor sich gehen und wenn Ihr den Verstand darüber verliert.

Rosimunda. Sagt Ihr das?

Penelope. Ja das sag' ich und da (mit den Fingern schnippend) hast du was für dich, du Trine!

Rosimunda (schlägt gleichfalls Schnippchen). Und da hast du was für dich!

Penelope (gibt ihr eine Ohrfeige). Und das ist für dich!

Rosimunda (gibt ihr wieder eine). Und das ist für dich!

(Sie fallen einander in die Haare und reißen sich die Hauben vom Kopfe.)

Zehnte Scene.

Kilian in Reisekleidern. **Penelope. Rosimunda.**

Kilian. Heda, plagt Euch der Teufel? Wollt Ihr einander umbringen?

(Kilian tritt zwischen sie, sie fallen ihm in die Haare und reißen ihn zu Bod en. Kilian ruft:)

Kilian. Ich bin Ambassadeur! Das ist gegen das Völkerrecht!

(Rosimunda läuft ab, Penelope ihr nach.)

Elfte Scene.

Kilian allein.

Ist das eine Unverschämtheit, so mit einem Ambassadeur umzugehen, dessen Person so heilig, daß es wider das Völkerrecht ist, Hand anzulegen an sein Pferd, seinen Hund, oder den Geringsten

von seiner Suite, geschweige an ihn selbst! Ich werde die Huren lehren, was das heißt, einen extraordinairen Ambassadeur bei den Haaren zu ziehen! Wart' nur, bis ich zurückkomme, da soll ein höllisches Examen mit euch angestellt werden! Jetzt hab' ich keine Zeit mich zu rächen, denn ich muß meine Reise fortsetzen. (Geht ab.)

Zwölfte Scene.

Trompeten. **Kaiser Asverus** mit **Trabanten** und **Hofleuten** tritt ein. **Ein Werber.**

Asverus. Ihr edlen Ritter und stolzen Helden! Ihr könnt selbst urtheilen, wie schwer es meinem Herzen fällt, meinen theuren Schwestersohn, den tapfern Ulysses so weit von mir zu lassen. Aber was vermag ihn in einem so edlen Vorsatz zu hindern? Ich habe ihm auf sein Ansuchen erlaubt, so viel Volks zu werben, als ihm beliebt. Ich erlaube auch Allen, selbst den ersten Helden, welche Lust haben an diesem Zuge Theil zu nehmen, ihm zu folgen. Ich habe ihm Erlaubniß gegeben, die Trommel rühren zu lassen durch das ganze Kaiserthum.

Ein Ritter. Wir danken Euer Kaiserlichen Majestät, daß sie uns erlauben will, diesen Jungfrauenraub zu rächen. Die schöne Helena war eine Jungfrau, auf welche Aller Augen gerichtet waren, so daß nicht allein die Ehre des Landes, sondern auch die Hoffnung, ein solches Kleinod zu gewinnen, uns in diesen Krieg treibt.

Asverus. Ich lobe Euren adeligen Sinn, ihr stolzen Ritter! Ihr könnt gewiß sein, daß, wenn Ihr siegreich zurückkommt, Jeder nach seinen Meriten reichlich belohnt werden soll. Laßt uns nun wieder heimgehen, um wegen des Feldzugs weiter zu berathschlagen. (Sie gehen hinein und ein Werber kommt mit einer Trommel unter zahlreichem Gefolge. Derselbe liest von einem Zettel:)

Werber. Nachdem die Ithacianer unter des tapfern Ulysses Anführung, um den Jungfrauenraub zu rächen, den König Priapi Sohn Paris begangen hat, entschlossen sind, einen Feldzug gegen die Trojaner zu unternehmen, als werden alle und jede, so an diesem Zuge Theil nehmen wollen, aufgefordert, sich unverweilt auf dem großen Markte einzufinden, allwo eine Standarte aufgerichtet ist. Dieselben sollen sofort angenommen werden, und bekommen drei Monate Sold voraus. (Rührt die Trommel, geht ab.)

Dreizehnte Scene.

Ulysses allein, mit einem langen Barte.

Dieses ganze Jahr ist nun allein mit Kriegsrüstungen vergangen. Jetzt warte ich noch allein auf Kilians Rückkunft und nicht eher habe ich wollen meinen Bart abschneiden lassen, als bis ich Antwort von den Fürsten habe, zu denen ich gesendet. Aber ich merke, daß Morpheus, der Gott des Schlummers oder Bruder des Todes, mir eine Visite machen will; ich kann kaum mehr meine Augen offen halten, solche Müdigkeit überkommt mich. (Setzt sich nieder und schläft ein.)

Vierzehnte Scene.

Kilian. Ulysses.

Kilian. Nun endlich nach einem vollen Jahr bin ich wohlverrichteter Sache in mein Vaterland zurückgekommen. Ein Jahr vergeht doch recht schnell; mir selbst ist, als hätte es keine halbe Stunde gedauert. Aber da seh' ich meinen Herrn sitzen und schlafen. Element, was hat der in der Schnelligkeit für einen langen Bart gekriegt! Doch, es ist wahr, er hat ja ein ganzes Jahr Zeit gehabt zu wachsen. Aber ich habe ja keinen Bart gekriegt unterdessen, das kann ich nicht begreifen; am Ende wachsen die Bärte anderwärts nicht so wie hier. Aber, was Henker, der sitzt ja ganz lose? (Er nimmt dem Ulysses den Bart ab und befestigt ihn an sein Kinn; dann wendet er sich zu den Zuschauern:) Merkt Ihr nun, Messieurs, an meinem Barte, daß ich ein ganzes Jahr fortgewesen bin? Ihr seid so verflucht ungläubig, nun werdet Ihr doch endlich den Glauben in Händen haben? (Kilian geht bei Seite, unterdessen wacht Ulysses auf und faßt sich nach dem Kinn.)

Ulysses. Ach ihr Götter, ich merke, mein Traum ist erfüllt! Der geflügelte Gott Mercurius, träumte ich, kam zu mir und sagte mir diese Worte ins Ohr: Dein treuer Diener Kilian ist zurückgekommen! Worauf er mir meinen ritterlichen Bart abrasirte. Da sehe ich ihn; willkommen, mein treuer Diener, ich zweifle nicht daß dein Auftrag glücklich ausgeführt ist, denn der Himmel selbst hat dich hin und zurückgeleitet.

Kilian. Spaelamdisimo renkaalavet Speckavaet.

Ulysses. Ach Himmel, hätte er vielleicht gar seine Muttersprache vergessen?!

Kilian. Copisoisandung Slästimund Spälamdisimo reenkalavet spaekavaet.

Ulysses. Kilian, ich verstehe nicht was du sagst.

Kilian. Juchatan Skabhalsiaskomai Klemmebasiopodolski.

Ulysses. Hast du denn deine Muttersprache ganz und gar vergessen?

Kilian. Ski olski dolski podolski opodolski iopodolski siopodolski asiopodolski basiopodolski ebasiopodolski mebasiopodolski emmebasiopodolski klemmebasiopodolski.

Ulysses. Die mesopotamische Sprache ist eine wunderliche Sprache; das ist doch jammerschade, daß ich sie nicht verstehe und darum auch nicht hören kann, was er ausgerichtet hat. Aber hast du die ithacianische Sprache denn so gänzlich vergessen, daß du nicht mehr verstehest, was ich frage?

Kilian. Ja, ich habe sie rein vergessen. Aber so viel kann ich doch sagen, daß die Fürsten ihren Respect vermelden lassen und sagen, daß sie sich vor Troja einfinden werden und zwar baldmöglichst.

Ulysses. So komm denn, wir wollen uns schnell reisefertig machen.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Mit der Ansicht von Troja.

Kilian allein.

Ei ei, was die Zeit vergeht! Nun sind wir schon vor Troja angekommen, das doch vierhundert Meilen von unserer Heimath liegt. Sähe ich die Stadt nicht vor meinen Augen, ich dächte, es ginge hier zu wie in der deutschen Komödie, wo man mitunter auch mit einem Fußaufheben tausend Meilen macht und in einem Abend vierzig Jahre älter wird, als man war. Aber die Sache hat ihre Richtigkeit; hier liegt Troja, wo ich mit dem Finger hinzeige.

(Er nimmt ein Licht und geht auf die Decoration zu.) Hier steht es ja angeschrieben[19] mit Fractur: Dieses bedeutet Troja. Aber da sehe ich einen trojanischen Bauer kommen, ich muß ihn doch fragen, wie es in der Stadt aussieht.

Zweite Scene.

Kilian. Ein Trojaner.

Kilian. Guten Tag, Kamrad, wo seid Ihr zu Hause?

Der Trojaner. Ich bin in Troja zu Hause.

Kilian. Da soll ja eine fremde Jungfer sein, mit Namen Helena; kennt Ihr die?

Der Trojaner. Nu gewiß kenn' ich sie, die gute Jungfer; sie ist erst vor Kurzem mit Zwillingen in die Wochen gekommen.

Kilian. Nu da dächt' ich, wäre sie doch keine Jungfer mehr?

Der Trojaner. Ja, bei uns werden sie noch für Jungfern gerechnet und wenn sie sechzehn Kinder gehabt haben, bis sie sich verheirathen.

Kilian. Also just wie bei uns.

Der Trojaner. Wo seid Ihr denn zu Hause, Landsmann, daß Ihr so fragt?

Kilian. Ich bin ein fremder Kaufmann. Aber was für ein Schlag Leute sind denn die Trojaner?

Der Trojaner. Je nun, es sind ziemlich arme und hoffärtige Leute. Denn sowie Einer zwei Mark in der Tasche hat, so kann man sich auch darauf verlassen, daß er den Tag nicht mehr zu Fuße geht.

Kilian. Just wie bei uns.

Der Trojaner. Die größte Tugend bei uns ist, mehr zu verzehren, als man im Stande ist zu verdienen.

Kilian. Just wie bei uns. Aber was für ein Ende nimmt das?

Der Trojaner. Das Ende ist, daß Hab' und Gut vermöbelt wird und dann kriegen sie zuletzt freies Quartier auf dem Rathhaus oder in ähnlichen öffentlichen Anstalten, wo sie dann sacht zu Tode gefüttert werden.

Kilian. Just wie bei uns. Aber sind die Richter auch hübsch unbestechlich bei Euch?

Der Trojaner. Verflucht unbestechlich; sie nehmen niemals Geschenke, sondern um sich ein reines Gewissen zu bewahren, lassen sie dieselben von ihren Frauen annehmen.

Kilian. Just ebenso geht es bei uns. Aber wird bei Euch stark Wucher getrieben?

Der Trojaner. Nein, damit gehts so leidlich. Oeffentlich werden niemals mehr als fünf Procent genommen, um kein Aergerniß zu geben; aber unter der Hand, damit das Gesetz hübsch unverletzt bleibt, lassen sie sich von den Schuldnern zwanzig Procent vorausbezahlen.

Kilian. Just so geht es bei uns. Aber Eure Weiber, halten die gut Haus?

Der Trojaner. Haus halten sie wol, das Unglück ist nur, daß das Haus sie nicht halten kann. Doch muß man ihnen das Zugeständniß machen, daß sie niemals vor Morgens um zehn ausgehen.

Kilian. Aufs Haar wie bei uns. Werden denn auch die Straßen bei Euch hübsch rein gehalten?

Der Trojaner. O ja, so im Julimonat, da läßt sich nichts daran ausstellen. Aber freilich den Rest vom Jahr kann man nicht wohl ausgehen, ohne daß man riskirt, im Schmutz zu ertrinken. Doch das sind blos elf Monate im Jahr, die vergehen rasch. Könnte man überhaupt nur Anstalten treffen, daß es niemals regnete, so wollt' ich mal die Stadt sehen, wo es so rein sein sollte, wie bei uns.

Kilian. Just wie bei uns. Aber gehen die Frauenzimmer bei Euch auch so viel aus?

Der Trojaner. Nein, das wären schlechte Menschen, die ihnen das nachsagen wollten. Sie gehen nicht, sie fahren blos alle, bis zu den geringsten Handwerkerfrauen; in diesem Betracht könnte das Weibsvolk bei uns die Füße ganz entbehren.

Kilian. Just wie bei uns. Aber arbeiten sie recht fleißig?

Der Trojaner. Nein, nicht sonderlich.

Kilian. So könnten sie also auch die Hände entbehren.

Der Trojaner. Na richtig, womit sollten sie dann Karten spielen? Was hätten die jungen Herrn zu küssen?

Kilian. Bravo, just wie bei uns. Aber machen die Gelehrten bei Euch viele Bücher?

Der Trojaner. Nein, blos Kinder.

Kilian. Just wie bei uns. Werden bei Euch viel nützliche Projecte gemacht?

Der Trojaner. Ich habe noch kein Project gesehen, das viel Nutzen gebracht hätte, ausgenommen für die Projectmacher selbst.

Kilian. Just wie bei uns. Aber sind die Dienstboten bei Euch hübsch hurtig?

Der Trojaner. Teufelsmäßig; unsere Dienstmädchen sind so hurtig und so flink, daß sie nicht einen Monat bei einer Herrschaft bleiben, sondern ihren Dienst zwölfmal des Jahrs verändern.

Kilian. Just wie bei uns. Aber sind die Leute bei Euch recht gottesfürchtig?

Der Trojaner. Sehr gottesfürchtig.

Kilian. Leben sie auch nach Gottes Geboten?

Der Trojaner. Nein, sie halten es mehr mit den Gebeten als mit den Geboten.

Kilian. Just wie bei uns. Aber was ist Euer Hauptzeitvertreib? Habt Ihr Comödien oder Opern?

Der Trojaner. Ei freilich.

Kilian. Wie sind denn Eure Opern?

Der Trojaner. Possirlich genug. Wenn zum Exempel ein Herr seinem Diener sagen will, er soll ihm die Stiefel ausziehen, so sagt er das singend und trillernd als: (singend.) Höre Klaus, zieh' mir meine Stie . . . fel aus . . .

Kilian. Just wie bei uns.

Der Trojaner. Adieu, mein Herr, ich muß gehen; ich bin von ganzem Herzen Sein ergebenster Diener.

Kilian. Na das hat doch wol nicht viel zu bedeuten?

Der Trojaner. Ei bewahre, nicht das Mindeste, das ist blos so eine Redensart bei uns. (Geht ab.)

Kilian. Just wie bei uns, adies. Es ist eine wahre Sünde, daß wir Krieg führen sollen mit diesen Leuten, die uns in allen Stücken so ähnlich sind und noch dazu wegen einer Jungfer, die bereits Zwilling gehabt hat. Nun hab' ich ausspionirt, wie es mit der Stadt bestellt ist; sie kann, glaub' ich, keine achttägige Belagerung aushalten. Kenntniß von der Lage des Feindes haben ist

die Hauptsache im Kriege. Wird die Stadt nun eingenommen, so hat doch, wie es in der Regel geschieht, Ulysses oder Holofernes den Ruhm davon und ich werde nicht einmal in den Zeitungen genannt. Ach es ist doch nur eine rechte Lumperei, so ein Subalterner zu sein! Aber da seh' ich das Kriegsheer kommen.

Dritte Scene.

Kilian. Ulysses. Holofernes. Das Kriegsheer kommt herein und wird in Schlachtordnung gestellt.

Holofernes (hält folgende Rede). Ihr stolzen Ritter und streitbaren Helden! Wir sind hierhergekommen, nicht um Länder zu erobern oder uns zu bereichern, sondern um Rache zu nehmen für einen Jungfrauenraub, so daß also nie ein Krieg aus honettern Gründen geführt worden ist. Spiegelt Euch Alle nur an meinem Exempel, fechtet mannhaft und haltet gute Kriegsdisciplin. Die Hauptsache, worauf Ihr Acht haben müßt, ist das richtige Tempo, eins, zwei, drei, und daß Ihr Alle zu gleicher Zeit mit der Hand an die Patrontasche schlagt. Denn wenn Ihr darauf nicht ganz genau Acht habt, so geb' ich für das Uebrige keine vier Schillinge.

Ulysses. Hört, Ihr guten Herren! Bevor wir zur Belagerung schreiten, ist es das Beste, wir schicken den Kilian zum König Priapus mit einem Oelzweig in der Hand und bieten ihm Frieden an, unter der Bedingung, daß er uns die schöne Helena zurückgibt.

(Alle stimmen dem bei.)

Kilian. Ihr guten Herrn, ich wünschte sehr, daß ein Anderer Ambassadeur sein möchte. Denn wie leicht könnte es geschehen, daß König Priapus, der ein hitziger Mann ist, mir nicht den Kopf abschlagen ließe, und das wäre doch ein schlechter Spaß, wenn ich dann so ohne Kopf daständе.

Ulysses. Damit hat es keine Gefahr, Kilian; läßt er dir den Kopf abschlagen, so werden wir desgleichen thun mit zwanzig von den vornehmsten Trojanern, welche uns zuerst in die Hände fallen.

Kilian. Schon recht, Herr: aber wer weiß, ob von all den zwanzig Köpfen ein einziger auf meinen Rumpf paßt?

Ulysses. Ei geh' du nur hin, das Völkerrecht bricht er nicht.

Kilian. Nun nun, so will ich denn gehen.

Ulysses. Wir wollen uns so lange mit der Armee zurückziehen.

Vierte Scene.

Kilian allein.

Wo soll ich nun aber in der Geschwindigkeit einen Oelzweig herkriegen? Sieh', das trifft sich glücklich, da find' ich ja einen. (Hebt einen Besen auf, der auf der Bühne liegt und nimmt ihn in den Arm. Zu den Zuschauern:) Nein wahrhaftig, das ist kein Besen, Messieurs! Ihr seid ja doch, hoff' ich, nicht blind — da, da könnt Ihr nun sehen, daß das ein Oelzweig ist! Ihr müßt ja kein Körnchen Respect mehr haben vor einem Ambassadeur, daß Ihr ihn so auslacht; der Teufel soll Euer Narr sein, wißt Ihr das? Nun geh' ich nach Troja.

(Klopft an.)

Fünfte Scene.

Helena. Kilian.

Helena. Wer erdreistet sich in Kriegszeiten dermaßen an das Thor von Troja zu klopfen? Mit wem wollt Ihr sprechen? Ich bin Helena.

Kilian. Ei sieh' da, liebe Jungfer, muß Sie sich selber noch bemühen mir aufzumachen? Die Jungfer kennt mich wol nicht mehr?

Helena. Ich dächte, ich hätte Ihn schon wo gesehen.

Kilian. Ich bin der Ambassadeur von Kilian.

Helena. Ah nun erinnere ich mich, du bist des stolzen Ritters Ulysses treuer Diener.

Kilian. Nein, schön Dank, jetzt nicht mehr, jetzt bin ich Ambassadeur extraordinair von der ganzen Armee und dependire von Niemand als allein vom General Holofernes, welcher sieben und eine Viertel Elle lang ist. Die ganze Armee präsentirt das Gewehr vor mir, wenn ich vorbeigehe. Denn Ihr müßt wissen, Jungfer, extraordinaire Ambassadeure, die wachsen nicht so auf den Bäumen.

Helena. Das glaub' ich schon, daß man so leicht keinen Ambassadeur findet, der so extraordinair ist wie du. Aber was hast du sonst zu bestellen?

Kilian. General Holofernes, welcher sieben und eine Viertel Elle lang ist, läßt schön grüßen und König Priapus soll ihm die Jungfer wieder zurückgeben oder soll sich gefaßt machen, daß wir die Stadt belagern.

Helena. Darauf kannst du dich verlassen, daß ich nicht ausgeliefert werde, so lange noch ein Mann in Troja ist; darauf hat König Priapus geschworen.

Kilian. Ja Ihr guten Leute, so müßt Ihr tragen was folgt. Ich muß nur rasch wieder nach Hause und muß Stiefel anziehen: denn morgen hoff' ich im Blut der Trojaner zu gehen bis an die Knie.

Helena. Ach unglücklich die Stunde, da ich geboren ward, daß ich durch meine Schönheit die Veranlassung geben soll zu solchem Blutvergießen! Wie viel besser doch wäre mir, ich wäre mißgestaltet zur Welt gekommen, so hätte ich doch vergnügt und ruhig leben können, während ich nun meiner Schönheit halber gehaßt und verachtet bin von allen Frauenzimmern, ja von den Göttinnen selbst!

(Sie weint.)

Kilian. Jungfer, was mir öffentlich aufgetragen, das habe ich nun ausgerichtet; aber wie alle Ambassadeurs geheime Anliegen zu haben pflegen, so bin auch ich beordert, mich unter der Hand zu erkundigen, wie es mit der Jungfer ihrem Kränzchen steht.

Helena. Ich schwöre dir, Kilian . . . .

Kilian. Ei was Kilian: ich heiße Ihro Excellenz.

Helena. Ich schwöre Ihro Excellenz, daß nie eine Mannsperson mich auch nur mit dem kleinen Finger angerührt hat, seit ich entführt bin.

Kilian. Ei Jungfer, die Finger sind dazu auch weiter nicht nöthig; ich habe einen Mann gekannt, dem waren beide Arme abgeschossen und doch wurde er sechsmal vors Consistorium[21] citirt. Aber ich muß fort.

(Helena ab.)

Sechste Scene.

Kilian allein.

Entweder ich bin blind oder alle anderen Menschen sind es. Denn soviel meine Augen sehen können, sieht die ja mehr aus wie eine Hebamme als wie Eine, welche von den Göttinnen selbst wegen ihrer Schönheit beneidet wird. Wie ich sie zuerst sah, dacht' ich doch wahrhaftig, es wäre Peter Wagnern seine Dörte, so stach sie mir in die Augen. Aber ich bin wol blind, sowohl hierin als wie in allem Uebrigen, was diese Historie angeht. Nun muß ich hin und der Armee die Antwort sagen. Präsentirts Gewehr, ihr Carnalien! Aber richtig, da stehen sie und sperren das Maul auf. Ihr Herren, jetzt heißt es Krieg; sie wollen lieber das Aeußerste abwarten, als die Helena ausliefern.

Siebente Scene.

Ulysses. Kilian. Holofernes. Hauptleute.

Ulysses. Ihr habt nun gehört, ihr stolzen Ritter, was Troja uns geantwortet hat und müssen wir uns also rüsten, die Stadt mit der äußersten Gewalt anzugreifen. Inzwischen, Ihr guten Herren, dünkt es mich doch das Beste, wenn Einer von uns nach alter löblicher Manier Einen von den Trojanern zum Zweikampf herausforderte. Nun weiß ich freilich, daß Euch allen zusammen das ritterliche Haupt nach einem Lorbeerkranze juckt und daß Ihr alle Verlangen tragt nach der Ehrensäule, welche der Sieger verdienet hat. Daher, um zu verhindern, daß keine Saat der Mißgunst zwischen uns gestreuet werde, halte ich es für das Rathsamste, daß wir darum würfeln. Wem dann das Loos zufällt, den kann keine Mißgunst treffen, da nicht Volksgunst und Gewogenheit und Faveur ihm den Weg bahnen, auf welchem er sein Haupt mit dem Lorbeerkranze schmücken wird. Versteht Ihr mich recht, Ihr edlen und stolzen Ritter?

Kilian (leise). Zur Noth.

Ulysses. Bringt denn also Würfel her!

(Sie würfeln.)

Kilian. Ich habe wol nicht nöthig mitzuwürfeln, Ihr Herren,

weil ich doch nicht unter die Malice gehöre, sondern eine Civilperson bin, ein extraordinärer Ambassadeur?

Ulysses. Ei Kilian, vor solchem alten treuen Diener wie du bist, hab' ich viel zu viel Hochachtung, als daß ich dich der Gelegenheit berauben sollte, Ehre einzulegen und dir im Wege sein, wenn das Glück auf seiner Kugel dir den Kranz aufs Haupt setzen will, den sie vielleicht für dich allein geflochten hat.

Kilian. Glaubt der Herr etwa, ich wäre bange? Ei ja doch, ich wollte wahrhaftig den Hector selbst auf mein Gewissen nehmen. Es geht aber unmöglich an, der Herr weiß ja selbst, was für verflucht lose Mäuler die Leute haben. Sie haben schon jetzt genug zu klatschen, nämlich daß wir wie die Narren von Haus und Hof, Frau und Kindern rennen, blos um ein Weibsstück wieder zu bekommen, das ein Anderer, nämlich Paris, König Priapi Sohn, schon ein ganzes Jahr gehabt hat, und unterdessen .... ich darf nichts weiter sagen; wer weiß was unsere Frauen uns für Possen spielen können. Ich habe einen Mann gekannt, der reiste auch Jahre lang um seinen einzigen Sohn wiederzufinden, der ihm geraubt war, und wie er zurückkam, fand er vier Söhne; aber er soll nicht sonderlich vergnügt darüber gewesen sein. Sollen die Leute nun noch obendrein in den Zeitungen ihre Glossen darüber machen, daß ich, als eine Civilperson, ein Ambassadeur, von der Armee abgeschickt bin, einen Trojaner zum Zweikampf zu fordern, so würde das Ende schlimmer als der Anfang.

Ulysses. Ei pfui doch, Kilian, sich so etwas merken zu lassen! Ich befehle dir augenblicklich zu würfeln.

Kilian (wirft alle Sechsen; die Andern nehmen die Hüte ab und gratuliren ihm). Hört, Ihr guten Herren, ich sehe schon, daß es auf mich abgesehen ist; die Würfel sind falsch, darauf lass' ich meinen Kopf; noch nie, so lang ich lebe, hab' ich können alle Sechsen werfen und nun sollte ich sie just heute treffen?

Ulysses. Mach' mir keine Schande, Kilian, ich habe dich erst vorhin beim General gerühmt wegen deiner Tapferkeit. Geh gleich und rüste dich zum Kampf! Ich werde dir mein eigenes Schwert Theuerdank leihen, welches mit Drachenblut getüncht ist. Stelle dich doch nicht so an, man muß ja denken, du wärst bange.

Kilian. Bange bin ich wahrhaftig nicht: aber ich bin ein

Politikus, das ist bekannt vor Gott und den Menschen, darum schickt es sich für mich nicht, daß ich mich schlage. Ja wenn ich nicht Politikus wäre, da fragt' ich den Henker danach. Aber ich kann mich nicht entschließen, etwas zu thun, was sich für meinen Charakter nicht paßt. Ich bestehe auf den Rechten meines civilen Standes, diene in Friedenszeiten als ein ehrlicher Mann und wage Leib und Leben für die Polizei: aber mit dieser Art Geschichten hab' ich nichts zu thun.

Holofernes. Ja da muß Standrecht über ihn gehalten werden; wir merken schon, daß er in Güte nicht will.

Kilian. Ach Ihr guten Herren, ehe ich Standrecht über mich halten lasse, da will ich es lieber freiwillig thun. Nur das bitt' ich mir aus und dafür muß gesorgt werden, daß der, mit dem ich mich schlagen soll, keine Hand an mich legt; denn Hand an einen Ambassadeur zu legen, ist gegen das Völkerrecht.

Holofernes. Hört, Ihr stolzen Ritter, damit wir ihm die politischen Gedanken aus dem Kopf bringen, so will ich ihn zum Obersten machen, damit sind dann alle Hindernisse beseitigt.

Kilian (leise). Na wer dich das gelehrt hat, du langer Lümmel, den soll auch der Teufel holen! (Kilian wird von Kopf bis zu Fuß bewaffnet.) Zum wenigsten muß ich jetzt noch einen kleinen Cornelius haben,[22] bevor ich in den Kampf gehe. (Trinkt ein Glas Branntwein.)

(Alle wünschen ihm Glück und gehen ab.)

Ulysses. Wenn Du als Sieger zurückkommst ist Dir ein Lorbeerkranz gewiß.

Kilian (leise). Ich scheere mich nichts um Lorbeeren, ausgenommen wenn ich sie in einer Pastete oder Torte sehe.

Achte Scene.

Kilian allein.

Hol' der Henker den Kerl, der zuerst den Krieg erfand! Es ist ja ein ganz dummer Einfall, daß man hingehen soll und soll einen Menschen morden, den man nicht kennt. Aber ich werde doch noch ein Mittel finden, ihnen eine Nase zu drehen. Ich will sehen, daß ich Paradiesens[23] Diener Marcolfus zu packen kriege. Ich war zweimal mit ihm in Gesellschaft in Ithacien, da haben wir Smollis

mit einander getrunken; ich werde ihm ein paar Mark in die Hand drücken, daß er vor mir davonläuft. — Hört, Ihr trojanischen Männer, ich habe etwas Wichtiges mit Paradiesens Diener Marcolfus zu sprechen, bitte, schickt ihn doch heraus zu mir.

Neunte Scene.

Kilian. Marcolfus.

Kilian. Serviteur, Marcolfus, wie gehts?

Marcolfus. Sieh da Kilian, wie kommst Du denn dazu im Harnisch zu gehen?

Kilian. Es sind ja Kriegszeiten, da muß man doch bewaffnet gehen, Du hast ja auch so einen kleinen Lichtspieß an der Seite.

Marcolfus. Aber warum seid ihr denn mit so großer Macht hiehergekommen, unsere Stadt zu belagern? Ich dächte doch, es wäre der Mühe nicht werth solch ein Aufhebens zu machen wegen eines Weibsstücks?

Kilian. Ich denke wahrhaftig ebenso; auch war ich erst heut so dreist dem General Holofernes genau dasselbe unter die Nase zu sagen. Du und ich Marcolfus, sind nur Diener: aber wir sind, glaub' ich, die Einzigen, die noch ihren Verstand haben von Allen in und außer der Stadt.

Marcolfus. Ha ha ha, das glaub' ich wahrhaftig auch; der Helena wenigstens, um die man sich schlägt, möchte ich keinen Liebesdienst mehr erweisen und wenn sie mir einen Thaler für die Nacht geben wollte. In Ithacien hab' ich schöne Weiber die Menge gesehen, von geringem Stande, die man für achtundzwanzig Schillinge kriegen konnte; da war eine Frau mit Namen Polidora, gleich an der Ecke bei der großen ägyptischen Marmorsäule, bei der bin ich verschiedenemale gewesen und habe ihr nie mehr gegeben.

Kilian. Eine Frau mit Namen Polidora?

Marcolfus. Ja, Polidora.

Kilian. In einem Eckhause?

Marcolfus. Ganz recht, in einem Eckhause.

Kilian. Gerade über der ägyptischen Säule?

Marcolfus. Wie ich sage. Aber weshalb wirst Du so bestürzt? Ich will doch nicht hoffen, daß es deine Frau gewesen ist?

Kilian. Allerdings war es meine Frau, Marcolfus; — na der soll es schlecht gehen, wenn ich zurückkomme.

Marcolfus. Das bedaure ich ja sehr, Herzensbruder, daß ich Dich wider meinen Willen zum Hahnrei gemacht habe.

Holofernes. Was mag das wol bedeuten, daß die beiden Helden so lange mit einander reden, bevor sie sich schlagen?

Ulysses. Ich denke mir, Herr General, sie werden sich wol gegenseitig ihre Stammbäume vorrechnen, Geburt und Herkunft nebst den Thaten ihrer Ahnen, bevor sie den Kampf beginnen.

Kilian. Höre, Marcolfus, ich bin bereit, dir dein Vergehen zu vergeben, wenn du mir einen kleinen Dienst erweisen willst.

Marcolfus. Und was für einen, Schwager? Willst du vielleicht bei meiner Frau liegen, damit wir doppelte Schwäger werden?

Kilian. Nein, das nicht. Ich bin abgeschickt vom Kriegsheere, einen Trojaner zum Kampf herauszufordern, aber gegen meinen Willen. Denn Kilian hat zwar jederzeit Courage gehabt, jedermann unter die Augen zu treten, aber laß dir dienen, mein Herzensbruder: warum sollt' ich hingehen und Einen morden, der mir nichts gethan hat? Das wäre ja so zu sagen bestialisch. Nun will ich dich bitten: stelle dich an, als ob du dich eine Weile mit mir schlägst und zuletzt begieb dich auf die Flucht. Mir thust du einen großen Dienst damit und dir schadet es nichts. Denn die Trojaner wissen nicht, warum du hierher gekommen bist; meine Leute aber stehen und warten auf den Ausgang des Kampfes.

Marcolfus. Willst du mir schwören, daß wenn eure Leute die Stadt einnehmen, Ihr mich und meine Eltern verschonen wollt?

Kilian. Ja, das schwöre ich dir.

(Die Trompeter blasen, sie schlagen sich verstellter Weise. Die übrigen Hauptleute fallen auf die Knie und beten um Sieg für Kilian.)

Ulysses. Ha, halte dich brav, Kilian! Die Ehre der ganzen Armee hängt an diesem Kampf. Ach Himmel, nun ist es vorbei mit uns, nun kriegt der Feind die Oberhand! Sollen wir hin und ihm beistehen?

Holofernes. Nein, das wäre gegen die Kriegsregel.

Ulysses. Es ist auch schon nicht mehr nöthig, Herr General, ich sehe schon, er erholt sich wieder. Hei, frischen Muth,

Kilian! Der Sieg ist wahrhaftig dein! Schon wendet der Feind den Rücken; wir sind gerettet!

(Alle erheben ein großes Freudengeschrei und Kilian verfolgt den Marcolfus bis ans Thor. Kilian wird im Triumph ins Lager geführt und unter dem Schall der Trompeten wird ihm ein Lorbeerkranz aufs Haupt gesetzt.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Die Hauptleute der Armee. Kilian.

Ulysses. Ihr Herren! Nach der letzten Victorie und Hectors Tod können wir sofort die Königin von Asien angreifen, ich meine die stolze Stadt Troja, deren dreidoppelt gethürmte und mit Ziegelsteinen gedeckte Mauern unserer Macht nicht lange widerstehen werden. Aber bevor wir zur Belagerung schreiten, scheint es mir das Beste, daß wir einen Wahrsager um Rath fragen, damit er den alten und in solchen Fällen gebräuchlichen Sitten gemäß mit seiner schwarzen Kunst aus des Plutarchus nächtiger Wohnung den einen oder andern Geist heraufbeschwört, der uns den Ausgang der Belagerung verkündigen kann. Höre, Kilian, lasse den in natürlichen Wissenschaften fast göttergleichen Tiresius hereinkommen.

Kilian. Ich weiß nicht, Herr, ob dergleichen Ambassade mir anständig ist. Doch bin ich bereit zu gehen: denn mich gelüstet selbst zu wissen, wie dieser Krieg ablaufen wird. (Geht ab.)

Ulysses. Der große Tiresius, Ihr Herren, ist zwar blind, sieht aber doch Dinge, die uns verborgen sind. Seine Blindheit rührt davon her, daß er nämlich einmal zum Schiedsrichter erwählt wurde zwischen dem Gott der Arzeneikunst und der Musik, Apollonius und Pan, dem Oberförster der Götter, um zu entscheiden, wer von ihnen das edle und fast göttlich zu erachtende Instrument Chithara am besten spiele. Tiresius, unvorsichtig, wie junge Leute sind, sprach Pan den Sieg zu und dafür wurde er von dem himmlischen Doctor medicinae Apollonius mit Blindheit bestraft. Da er sich

aber deshalb beim Jupiter beschwerte, fühlte der Göttermonarch seine Eingeweide von Mitleid über Tiresius ergriffen, also daß er ihn mit der Macht begabte, die Geister aus des höllischen Gottes Plutarchus Wohnungen heraufzubeschwören, von denen er die Zukunft kann zu erfahren kriegen. Aber da sehe ich ihn kommen.

Zweite Scene.

Tiresius. Kilian. Die Vorigen.

Ulysses. Höre, du weiser Tiresius, welchen die Götter mit zukünftiger Dinge Erkenntniß begabten! Wir griechische und mesopotamische unüberwindliche Helden haben dich hierher entboten, um von dir zu erfahren, wie lange wir noch liegen werden vor der dreidoppelt ummauerten Städtekönigin Troja, bevor wir sie überwinden. Wir wissen, daß dir kein Ding verborgen ist, Nestorius selbst überragst du an Alter und Verstand um so viel, wie der Glashimmel die Erde. Sag' uns daher unbeschwert, wie dieser Krieg ausfallen wird und zürne nicht, daß wir dich von deinem Herde gerufen und deine Ruhe gestört haben.

Tiresius. Ihr edlen griechischen und mesopotamischen Helden, die Ihr mit Euren mannhaften und großen Thaten alle Enden der Welt erfüllet habt: Ihr seid allzusammen Narren und habt euch in Pechstiefeln fangen lassen:[21] geht hübsch wieder nach Hause und habt Acht auf Eure eigenen Weiber und laßt mich in Ruhe.

(Will gehen.)

Ulysses. Halt, du alter halsstarriger Mann, wir lassen dich nicht los, bevor du unser Verlangen nicht erfüllt hast!

Tiresius. Ich bin von Alter ermattet, meine Zeit ist um und mein Wahrsagergeist längst von mir gewichen.

Ulysses. Höre, mein treuer Diener Kilian, laß diesen halsstarrigen Mann goldene Ketten anlegen und wirf ihn ins Gefängniß.

Kilian (leise). Wo soll ich die goldenen Ketten herkriegen? Wenn der General selbst sich aufhängen wollte, so müßt' er mit einem bloßen Strick vorlieb nehmen. Aber ich kann ja ebenfalls einen alten Strick nehmen; so gut wie ein Besen für einen Oelzweig, kann ja auch ein Strick für eine goldene Kette passiren.

Tiresius. Ihr edlen Ritter, schont meines Lebens! Es

geschieht ja nicht aus bösem Willen oder Halsstarrigkeit, daß ich mich weigere, Euch den Ausgang des Krieges zu verkündigen, sondern weil meine Weissagung etwas trauriges mit sich führt, was das ganze Kriegsheer erschrecken wird.

Ulysses. Sprich du nur frei heraus und verhehle uns nichts.

Tiresius. Weil Ihr mir denn befehlt, Alles rein heraus zu sagen, so will ich Euch auch nichts verhehlen. Troja kann nicht überwunden werden und Ihr könnet nicht als Sieger zurückkehren, wenn nicht Ulysses' treuer Diener, der kluge und mannhafte Kilian den Opfertod stirbt für das gesammte Kriegsheer. (Geht ab.)

Ulysses. Ei, nichts weiter? Das thut mein treuer Diener Kilian mit Vergnügen.

Kilian (leise). Ja richtig, der Teufel soll den holen, der das thut.

Ulysses. Kenne ich ihn recht, so wird er sich selbst dazu erbieten.

Kilian (bei Seite). Den Teufel magst du kennen! Ich müßte ja toll sein, wenn ich das thäte.

Ulysses. Er wird es mit Freuden thun.

Kilian (leise). Welch ein verwünschtes Gewäsche! Ich sähe ja lieber das ganze Kriegsheer am lichten Galgen, ehe ich nur den kleinen Finger dafür opferte.

Ulysses. Höre, Kilian, ich verkündige dir eine freudige Botschaft: die Götter haben dich auserwählt, das Werkzeug zu sein, durch das wir allein zum Siege gelangen. Das Orakel sagt, daß du dich opfern sollst, um mit deinem Tode das ganze Kriegsheer zu retten.

Kilian. Mein Herr, das Orakel ist wol nicht richtig im Kopf, sonst könnt' es so etwas nicht verlangen.

Ulysses. Giebt es eine angenehmere Botschaft für eine edle Seele, die ihr Vaterland liebt, als zu sterben für seine Rettung?

Kilian. Das ist eine schöne Botschaft: freue dich, du sollst hängen.

Ulysses. Hier helfen keine Redensarten, Kilian, willst du dich nicht freiwillig dazu bequemen, so werden wir dich mit Gewalt dazu nöthigen.

Kilian. Ach, Ihr guten Herren! seid doch nicht so eilig,

Christenblut zu vergießen, das Orakel kann es ja unmöglich so gemeint haben. Dieser Tiresius ist ja so alt, daß er schon wieder ganz kindisch geworden ist. Erst entschuldigte er sich selbst, er könne vor Alter nicht mehr weissagen: aber wir haben ihn durch Drohungen gezwungen zu weissagen und da hat er nun, blos um wieder auf freien Fuß zu kommen, so etwas hingeplappert, das Erste das Beste, was ihm in den Mund gekommen ist. Uebrigens ist hier noch ein anderer bekannter Prophet, mit Namen Nabucodonosor, der treibt das Geschäft schon seit vielen Jahren mit großem Glück und wird weit höher geschätzt als Tiresius; laßt uns erst hören, was der meint. Er wird sich eine Ehre daraus machen, uns aus freien Stücken unser Schicksal zu verkünden. Denn wenn man Propheten zwingt, so wahrsagen sie nie was Gutes. Wahrsagen und Versemachen, das muß ohne Zwang geschehen.

Mithridates. In dem Punkt hat Kilian nicht ganz Unrecht.

Ulysses. Laßt den Propheten denn sofort hierher kommen.

Kilian (leise). Nun will ich die doch wahrhaftig brav zum Narren halten: ich werde selbst den Propheten agiren und werde gerade das Gegentheil wahrsagen. (Geht ab).

Mithridates. Von dem Propheten Nabucodonosor hab' ich schon viel sprechen hören. Sein Wahrsagergeist soll die Uebrigen sämmtlich übertreffen; können wir ihn dazu vermögen, so sagt er uns den Ausgang des Krieges ohne Zweifel pünktlich voraus.

Ulysses. Aber gesetzt nun, daß seine Wahrsagung der des Vorigen ganz widerspricht, wem sollen wir da glauben?

Mithridates. Das Richtigste scheint mir, daß wir dem glauben, der ungezwungen wahrsagt. Denn des Tiresius Rede, das sieht Jeder, war nicht ganz ohne Bosheit, er war trotzig und erbittert und wollte uns Böses erweisen. Wenn er nun gesagt hätte, es wäre der Wille der Götter, den General selbst zu opfern, würden wir es deshalb gethan haben? Das freilich geb' ich zu, wenn der zweite Prophet wieder dasselbe sagt, so müssen wir es thun. Aber wir müssen uns auch anders gegen ihn benehmen und müssen ihm eine gute Belohnung versprechen im Fall der Ausgang mit seinen Worten übereinstimmt.

Ulysses. Aber was meinen Euer Hoheit, was wir mit dem Andern machen, falls wir vernehmen, daß er uns wirklich betrogen hat?

Mithridates. Wir wollen ihn mit Verachtung behandeln. Denn sich mit Propheten und Poeten einzulassen, das dient zu nichts. Einen Propheten umbringen heißt ihn zum Märtyrer machen und einen Poeten bestrafen[25] heißt nicht selten ihm eine Ehrensäule errichten. Aber da seh' ich einen Mann kommen in seltsamer Tracht; ohne Zweifel ist das der Prophet.

Dritte Scene.

Kilian mit einem langen Bart und einem breiten Hut, den er tief in die Augen gedrückt hat. **Die Vorigen.**

Kilian (mit verstellter Stimme) Ihr tapferen Helden, Ihr sehnt Euch, den Ausgang des Krieges zu wissen. Denn letzte Nacht erschien mir Einer im Traume, der sagte: Mache dich auf und gehe in das Lager der Griechen, sage den Anführern Alles, was dir in den Mund gelegt werden wird, widerlege des Tiresius falsche Worte und hindere den Mord, welchen er gerathen hat zu begehen an dem im Militär- und Civildienst unvergleichlichen Manne Kilian.

Ulysses. So hat uns also Tiresius zuerst falsche Dinge berichtet?

Kilian. Ganz gewiß. Aber Ihr selbst wart schuld daran, weil Ihr nämlich Hand gelegt habt an einen Propheten und habt ihn genöthigt, gerade das zu verkündigen, was allein die Ursache Eures Unglücks geworden wäre. Denn just an dieses Kilians Erhaltung ist die Wohlfahrt des ganzen Kriegsheeres geknüpft.

Ulysses. Ach, sage uns doch unverholen, o weiser Mann, was wir thun sollen und welchen Ausgang der Krieg nehmen wird?

Kilian. Es ist der Götter Wille, daß Ihr den großen Kilian keiner Gefahr aussetzen sollt; denn wofern ihm etwas zustößt, wird dieser ganze Krieg ein unglückseliges Ende nehmen. Das wußte Tiresius voraus und deshalb, aus Rachgier rieth er Euch ihn aufzuopfern. Ihr sollt ihn daher bei der Belagerung schonen und ihn nie ins Gefecht führen, sondern Euch seiner allein als eines guten Rathgebers bedienen. Der Krieg wird übrigens nicht lange dauern, sondern Ihr werdet Troja endlich zerstören und triumphirend in Euer Vaterland zurückkehren. Das ist Alles, was mir befohlen ward, Euch zu verkündigen, Ihr edlen Ritter; nun laßt mich wieder in meine Wohnung zurückkehren.

Ulysses. Ach weiser Mann, zürne nicht, daß wir Dich noch um Eines fragen: sag' uns, woran sollen wir denn wissen, daß dein Wort richtiger ist, als das des Tiresius?

Kilian. Ihr ungläubigen Menschen, woher sollte ich denn wissen, was Ihr vorhin mit dem Tiresius verhandelt habt, wäre es mir nicht offenbaret worden? Wie könnte ich es Euch wieder sagen und zwar mit allen Umständen?

Ulysses. Wir dachten, Du hättest Dich vielleicht mit unserem Botschafter deshalb besprochen.

Kilian. Beim Gott der Wahrsagung Apollonius schwöre ich, daß ich heute mit keinem Menschen gesprochen, bevor ich hierher gekommen bin.

Ulysses. Sage mir denn unbeschwert, wer ich bin.

Kilian. Du bist der große Ulysses von Ithacia, deine Gemahlin ist Penelope, dein einziger Sohn, welcher drei Jahre alt ist, heißt Telemachus, deine Tochter Rosmarina. Hier steht Mithridates, König von Mundien und hier Holofernes, Graf von Bethulien.

Ulysses. Ja, nun sehen wir, daß Dir nichts verborgen ist, du weiser Mann!

Kilian. So laßt denn inskünftige Euern Unglauben fahren.

(Geht ab)

Mithridates. Dieser, das konnte man hören, war ein richtiger Prophet.

Ulysses. Sogar vergangene Dinge sind ihm bekannt.

Mithridates. Also müssen wir auch seinem Rathe folgen.

Ulysses. Wir wollen schnell Ochsen und Schafe schlachten, ihm ein Opfer anzurichten.

Mithridates. Erst müssen wir warten, bis Kilian zurückkommt, da wir ja doch in Zukunft nichts thun dürfen ohne seinen Rath. Aber da sehe ich ihn kommen, er sieht sehr betrübt aus.

Vierte Scene.

Kilian in seiner früheren Tracht. **Die Vorigen.**

Kilian. Ach ich armer Mensch, ich kann den Propheten nicht finden, den ich suche und der mich hätte retten können!

Inzwischen, wenn ich es recht bedenke, so habe ich keinen Grund, mich zu betrüben, im Gegentheil: freuen muß ich mich darüber, daß durch meinen Tod die Armee gerettet und der Sieg erworben werden soll. Ach, Ihr edlen Ritter, ich hab' es mir nachträglich überlegt, welche Ehre es für mich ist auf diese Art aufgeopfert zu werden. Darum will ich mit Freuden sterben und begehre nur, daß man mir eine Ehrensäule errichtet mit folgendem Peritaphium: Hier ruht der große Kilian. — Na das Uebrige wird Euch wol noch selbst einfallen.

Ulysses. Nein, mein treuer Diener, das sei ferne, deine Person ist allzu kostbar, um aufgeopfert zu werden; denn an dein Leben ist die Rettung des ganzen Kriegsheers geknüpft.

Kilian. Nein, Ihr guten Herrn, nachdem das Smaraculum mir einmal mein Urtheil gesprochen, so will ich nun auch nicht länger leben.

Ulysses. Wir haben seitdem einen andern Aufschluß bekommen: du sollst leben und sollst bewahrt werden wie das Auge im Kopfe, als das kostbarste Kleinod und Palladium.

Kilian. Bei Euch regiert der Neid, das merk' ich schon, und darum, wenn Ihr mich nicht opfern wollt, so opfere ich mich selbst. (Er zieht sein Messer heraus, die drei Anführer fallen auf die Kniee und bitten ihn, doch nur erst zu hören, was geschehen ist.) Steht nur wieder auf und laßt mich hören.

Ulysses. Während du fort warst, ist der große Prophet Nabocodonosor aus freiem Antrieb zu uns gekommen und hat uns aufgeklärt über des Tiresius falsche Weissagung: nämlich, weil er gewußt hat, daß an deine Erhaltung die Wohlfahrt des Kriegsheeres geknüpft ist, so hat er uns aus Rachgier gerathen, dich aufzuopfern. Deswegen darfst du auch von jetzt an keiner Gefahr mehr ausgesetzt werden.

Kilian. Wie doch? will man mich zum Spitzbuben machen? Nein, das geschieht nimmermehr. Mein Muth ist zu groß, mein Herz zu tapfer, als daß ich aus irgend einem Gefecht zurückbleiben sollte; wo die Gefahr am größten, da will ich dabei sein!

Ulysses. Nein, Kilian, das erlauben wir nimmermehr!

Kilian. Soll ich die Hände in den Schoß legen, wo die Anderen ihr Leben wagen? Nein, ehe ich mich dazu entschließe, eher will ich lieber sterben!

Ulysses. Ach Kilian, zähme doch deinen martialischen Muth!

Kilian. Das ist mir unmöglich, dazu bin ich zu sehr Feuer und Flamme; meine Hauptpassion ist es eben, einem mannhaften Feinde unter die Augen zu treten.

Die Anführer (wieder auf den Knien). Ach Kilian, moderire deine Hauptpassion, unsere ganze Wohlfahrt ist an deine Erhaltung geknüpft!

Kilian. Steht nur wieder auf, ich will mir Mühe geben, meine Hitze so viel möglich zu bezwingen.

Ulysses. Wenn die Stadt eingenommen ist, sollst du das Recht haben, das Köstlichste der ganzen Beute vorweg zu wählen, während der Belagerung aber soll dein Geschäft darin bestehen, daß du dem Feinde die Zufuhr verhinderst, deshalb sollst du auf diesem Posten stehen bleiben, während wir die Stadt angreifen. Bleib' du hier mit der Reiterei, welche wir dir übergeben. Nun soll es aber auch mit der Belagerung gleich los gehen. (Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Kilian allein.

Diese Kerle, merk' ich schon, kann ich zum Narren halten wie ich will; wär' ich jetzt nicht auf den Einfall gekommen, den Propheten zu agiren, sie hätten mich wahrhaftig aufgeopfert. Es soll mir ein wahres Vergnügen sein, wenn ich sie noch weiter vexiren kann; denn die haben alle ein Brett vor dem Kopf. Nun gebt mal Acht, wie vortrefflich ich mit meinem Regiment Reiterei auf Posten stehe. Ist das nicht ein schönes Regiment? Lauter starke und handfeste Kerle, schöne Pferde, prächtige Montur! Ich glaube wirklich nicht, daß man jemals solch ein Regiment Reiter gesehen hat. Hört, Kerle, paßt wohl auf, daß Niemand in die Stadt kommt; wird nur das kleinste Schinkenbeinchen hineinpracticirt, so lasse ich das ganze Regiment hängen, hört Ihr wohl? Die dummen Hunde können nicht antworten. Auf mein Wort, wie ich gesagt habe, so geschieht's! Wer da? (Läuft um das Theater.) Wo willst du hin? Nach Troja willst du, so? Hast du auch einen Paß? Ohne Paß kommst du keinen Schritt weiter. Willst du zurück, sag' ich? Zurück! oder es geht dir schlecht! So, pack' dich fort, hier kommt Niemand in die Stadt ohne Paß,

nicht eine graue Katze. Aber da seh' ich ja einen andern alten Schelm kommen, den muß ich examiniren. Element, es ist mein Herr Ulysses! Wo zum Henker hat der in der Schnelligkeit den langen Bart hergekriegt?

Sechste Scene.

Ulysses. Kilian.

Ulysses. Nun ist es schon das zehnte Jahr, daß wir vor Troja liegen und haben unterdessen so manchen großen Anführer verloren, selbst unsern General Holofernes, der bei dem großen Ausfall vor drei Jahren so unglücklich umkam.

Kilian (leise). Merkt Ihr wohl, Messieurs? Ist das nicht verteufeltes Zeug? Zehn Jahre hab' ich hier gestanden! Ich will nicht disputiren, ob das zehn Jahre sind oder nicht: aber das weiß ich, daß ich in der ganzen Zeit nicht Nasses noch Trockenes gekriegt habe, ja ich glaube, ich könnt' es noch zehn Jahre aushalten.

Ulysses. Ach mein treuer Diener Kilian, wie freue ich mich über diese Ausdauer, mit der du noch jetzt auf demselben Posten stehst, auf den ich dich vor zehn Jahren beordert habe.

Kilian. Meiner Treu', nicht von der Stelle hab' ich mich seitdem gerührt. Aber was haben die Andern unterdessen ausgerichtet? In so langer Zeit und mit solch großer Macht, dächt' ich, hätte man ja können die ganze Stadt in Trümmer werfen.

Ulysses. Jetzt haben wir uns auch vorgesetzt, einen Generalsturm zu thun und entweder alle umzukommen oder die Stadt zu erobern. Du bleibst inzwischen hier und siehe wohl zu, daß keine Zufuhr in die Stadt gebracht wird.

Siebente Scene.

Kilian allein.

All' dies Zeug kommt mir vor, als wär' es eine deutsche Komödie: denn wenn ich mich auf den Kopf stellte, so kann ich nicht begreifen, wie zehn Jahre so rasch vergehen können. (Zu den Zuschauern:) Hört, Ihr guten Leute, daß sich Keiner von Euch untersteht, auch nur eine Bretzel in die Stadt einzuführen, sonst kriegt er es mit mir zu

thun. Aber horcht, welcher Lärm! Die Stadt ist über: ich höre die Einen Victoria rufen und die Andern Quartier! Wir wollen inzwischen hier stehen bleiben, die Zufuhr zu hindern; aha, jetzt wird schon unsere Fahne auf die Mauern gepflanzt! Ja nun mag der Teufel hier länger stehen bleiben, wir müssen auch sehen, daß wir etwas von der Beute abkriegen.

Vierter Act.

Erste Scene.

Ulysses. Kilian.

Ulysses. Ach Kilian, ich habe alle Mittel versucht, den Zorn des Neptunus zu besänftigen, aber Gebete, Opfer, Alles ist vergebens. Nun flankiren wir schon zwanzig Jahre seit Troja's Eroberung so von einer Stelle zur andern, bis wir hieher gekommen sind nach Cajanien,[26] wo die Königin Dido uns zwar versprochen hat, uns mit Schiffen zur Fortsetzung unserer Reise zu unterstützen — aber ach, die Zeit vergeht, und ich fürchte, es wird noch länger dauern, als wir denken. Denn ich fürchte etwas, woran ich nicht einmal zu denken wage — ich fürchte .. Kilian ....

Kilian. Na was fürchtet der Herr?

Ulysses. Ich fürchte, Dido ist in mich verliebt!

Kilian. Kann sein .....

Ulysses. Ach ich unglückseliger Mann! Wenn das wirklich so ist, Kilian, so kommen wir hier niemals wieder weg.

Kilian. Will der Herr mir nicht übel nehmen, wenn ich ihn frage, wie alt der Herr war, da wir von Hause reisten?

Ulysses. Ich war in der Blüthe meines Alters, nicht über vierzig Jahre.

Kilian. Gut: erstlich vierzig Jahre und nachher zehn Jahre bei der Belagerung macht ein halbes Hundert und zwanzig Jahre auf der Heimreise, das macht siebzig. Die gute Dido ist vermuthlich eine große Liebhaberin von Antiquitäten, daß sie so kalt ist

gegen so viel junge Leute, unter denen sie die Wahl haben könnte, und verliebt sich in einen steinalten Graubart.

Ulysses. Höre, Kilian, solche Raisonnements mag ich nicht hören, du scheinst mir eine ganz falsche Rechnung zu machen. Ich bin noch in meinem besten Alter; was du mit Augen siehst, daran darfst du nicht länger zweifeln. Wenn du Schnee siehst mitten im Sommer, so darfst du nicht sagen, das ist nicht möglich, das kann kein Schnee sein, denn es ist ja Sommer; es muß dir genug sein, daß du den Schnee in der That siehst.

Kilian. Ich merke schon, Herr, daß ich in Allem, was uns geschehen ist, die Vernunft gefangen geben muß. Ich will auch nicht mehr daran zweifeln, sondern lieber darauf denken, wie wir uns aus dieser Schlinge erretten können.

Ulysses. Auf welche Weise wollen wir uns denn retten vor einem Unglück, das einmal über uns verhängt ist?

Kilian. Da ist kein anderes Mittel, als daß wir uns heimlich aus dem Lande schleichen.

Ulysses. Da hast du auch Recht, Kilian. Ich muß nur gleich hin und die Sache mit meinen treuen Gefährten überlegen, bleib' du nur so lange hier.

Zweite Scene.

Kilian allein.

Hätt' ich doch nur eine Prise Tobak, daß ich Luft kriegen könnte; es ist mir, als wär' ich verrückt im Kopfe. Wenn mein Herr zurückkommt, sagt er ganz gewiß wieder, daß zehn Jahre vorbei sind, seit er das letztemal mit mir gesprochen. Fünf bis sechstausend Jahre werden wir wol werden, bis wir in unser Vaterland zurückkommen. Denn, wie ich merke, gehen wir nicht mit der Zeit, sondern die Zeit läuft vor uns, und wir bleiben stehen. Sieh, hier hab' ich noch ein Stück englischen Käse, den ich vor dreißig Jahren mit von Ithacien genommen habe und der noch ganz frisch ist. Auch ist es nicht allein die Zeit, die vor uns läuft, sondern die Erde, auf der wir stehen, macht es ebenso. Denn manchmal, wenn ich meine Pfeife anstecke, sind wir im Osten der Erde, und wenn ich die Pfeife ausgeraucht habe, sind wir im Westen.

Dritte Scene.

Ulysses. Kilian.

Ulysses. Ach Himmel, ist es möglich, daß so etwas in der Natur stattfinden kann?!

Kilian. Was ist denn nun wieder los, Euer Gnaden?

Ulysses. Ach Kilian, niemals hätte ich mir so etwas vorstellen können, wenn ich es nicht selbst mit diesen meinen Augen gesehen hätte.

Kilian. Was ist es denn, Herr?

Ulysses. Ach Dido! Dido! Was habe ich dir Böses gethan, daß du solche Zauberkünste ausübst gegen meine treuen Gefährten?

Kilian. Sind sie denn verhext?

Ulysses. Höre, Kilian, die wundersamste Historie, die sich jemals zugetragen hat von Deukalions Fluth bis auf diese Stunde. Ich habe in den vier Wochen, seit ich zuletzt mit dir sprach . . . .

Kilian. Sind das nicht mehr als vier Wochen? Ich dachte, es wären vier Jahre.

Ulysses. Ich habe, sag' ich, in den vier Wochen mit meinen Gefährten überlegt, wie wir heimlich von hier wegreisen möchten. Schon waren wir bereit, an Bord zu gehen, als Dido, die den Braten gerochen hatte, um unsere Abreise zu hindern, durch Zauberkunst alle meine Gefährten in Schweine verwandelte.

Kilian. Ei, das ist ja gar nicht möglich, gnädiger Herr, (leise.) nämlich, weil es schon vorher Schweine waren.

Ulysses. Ach, es ist nur allzu gewiß, Kilian! Ich dachte, meine Augen täuschten mich und redete sie an: aber die Sprache hatte sich ihnen auf dieselbe Weise verändert wie die Gestalt, und statt mir zu antworten, grunzten sie mich an. Sofort ergriff ich die Flucht, aus Furcht, ich möchte ebenfalls in ein Schwein verwandelt werden. Aber sieh, da kommen sie; ich getraue mich nicht, länger hier zu bleiben. (Geht weinend ab.)

Vierte Scene.

Ulysses' Gefährten kriechen auf Händen und Füßen und grunzen wie Schweine. **Kilian.**

Kilian. Ha ha ha ha ha ha! Ei so hol' euch der Henker alle mit einander! Hab' ich mein Lebtag solche Tollheit gesehen!

Die Schweine. Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian. Hört, Kerle, welcher Teufel reitet Euch? Seid Ihr verrückt?

Die Schweine. Wir sind Schweine, Gevatter. Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian. Den Teufel auch mögt Ihr Schweine sein!

Die Schweine. Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian (fängt an ebenfalls zu kriechen und sagt): Oeh Oeh Oeh. Hört, Kerle, ist das auch sicher, daß Ihr Schweine seid?

Die Schweine. Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian. Nun, wenn Ihr Schweine seid, sollt Ihr auch wahrhaftig Schweineconfect bekommen. Gleich freßt mir den Dreck, der hier liegt.

Die Schweine. Wir sind nicht hungrig, Gevatter. Oeh Oeh Oeh.

Kilian (prügelt sie mit einer Peitsche). Fort, sag' ich! Eßt mir diesen Dreck auf, oder ich schlage Euch Eure Schweinerücken in Stücke. Fort, fort! Seid Ihr Schweine, so ist das ja Eure beste Kost.

(Prügelt sie tüchtig. **Die Schweine** richten sich auf, werden wieder Menschen und sagen:)

Die Schweine. So wahr wir ehrlich sind, so sollt Ihr uns diese Schläge bezahlen, mein guter Mosje Wegener! Ist das nicht unverschämt, die ganze Historie so zu verderben? (Laufen fort.)

Fünfte Scene.

Ulysses. Kilian.

Kilian. Ich habe die Geschichte nicht verdorben, ich habe sie blos wieder zu zweibeinigen Schweinen gemacht, was sie vorher waren. Aber da kommt mein Herr zurück.

Ulysses. Ach Kilian, sind sie wieder fort?

Kilian. Ja, Herr, sie sind fort und gehen wieder auf zwei Beinen wie vorher.

Ulysses. Sind sie keine Schweine mehr?

Kilian. Das sag' ich nicht, das sei ferne von mir; aber ich habe sie durch meine Arznei so weit gebracht, daß sie wieder auf zwei Beinen stehen.

Ulysses. Ach du großer Sohn des Aesculapius! Du bist würdig, daß dir zu Ehren Tempel und Altäre errichtet würden. Von welchem Gott oder Göttin hast du diese himmlische Kunst erlernt?

Kilian. Ich legte mich ein bischen aufs Feld und beweinte mit bittern Thränen das Unglück unserer Leute. Mitten im Weinen fiel ich in einen Schlaf und da offenbarte sich mir die Göttin der Arzneikunde Proserpina (denn so heißt sie ja wol?) und sagte: Kilian, ich habe dein Weinen und dein Bitten erhört. Stehe auf und schneide einen Zweig von der ersten Birke, die du findest zu deiner linken Hand, das ist ein heiliger Baum, den noch keines Menschen Hand berühret hat. Sobald du deine Landsleute damit berührest, werden sie sich aufrichten und auf zween Beinen wandeln als zuvor — und so geschah es auch. Ob sie noch Schweine sind oder nicht, das kann ich nicht sagen; gewiß ist nur, daß sie aussehen wie zuvor, auf zwei Beinen gehen und sprechen. Denn sie zankten mit mir, weil ich sie ein bischen stark mit dem heiligen Zweig berührt hatte.

Ulysses. Ach Kilian, mein Erretter! Laß dich umarmen!

Kilian. Serviteur; es sollte mir ein Vergnügen sein, wenn der Herr auch ein Schwein würde, damit ich das Vergnügen haben könnte, ihn ebenfalls zu kuriren.

Ulysses. Höre, Kilian, wir müssen machen, daß wir fortkommen, das Schiff ist ganz fertig; laß uns unsere Leute sammeln, damit wir in aller Stille rasch davon kommen. Sieh, da ist Dido, wir müssen laufen. (Sie gehen ab.)

Sechste Scene.

Dido. Rasmus.

Dido. Ach, wer hätte denken sollen, daß ich, die ich so lange als Muster der Keuschheit und Unempfindlichkeit dagestanden, jetzt im zehnten Jahre meines Wittwenstandes von Liebesfeuer entbrennen sollte? Ach Ulysses, unglückselig war die Stunde, da du deinen Fuß an die Küste Cajaniens setztest, unglückselig der Wind, der dich hieherbrachte, unglückselig die Welle, welche den Schiffbruch veranlaßte, in welchem meine Ehre und Reputation ebenfalls Schiffbruch

erleiden! Ach Diana, Diana, was habe ich wider dich gesündiget, daß du auf solche Weise mein Herz mit deinen Liebespfeilen verwundest?

Rasmus. Gnädige Frau wollen sagen Cupido.

Dido. Ja richtig; ach Cupido, Cupido, du hast mein Herz verwundet zum Tode und mich entzündet mit einem solchen Liebesfeuer, daß ich keine Linderung habe bei Tag noch bei Nacht!

Rasmus. Hole der Henker den Cupido; er hätte müssen den Ulysses ebenfalls verwunden. Aber ich kenne den Schlingel; schießt er einen verliebten Pfeil auf den Einen, welcher liebt, so schießt er gewöhnlich einen kaltsinnigen Pfeil auf den, welcher geliebt wird, blos um die Leute desto mehr zu plagen. So ist es mir ergangen; Alle, in welche ich verliebt bin, wenden mir den Rücken, und die ich nicht ausstehen kann, brennen von Zärtlichkeit gegen mich. Und solchem Kerl soll man noch Tempel errichten und Opfer bringen; ist er das wol werth? Den Teufel sollte er kriegen, nicht Opfer oder gutes Räucherwerk, weder er noch seine Mutter.

Dido. Ach Rasmus, es ist gewiß so, wie du sagst. Ich habe dem Ulysses unterschiedene Liebeszeichen gegeben, aber ich merke nichts an ihm als Kaltsinn. Und heute hat er sich vorgesetzt, sich heimlich aus dem Lande zu stehlen, ja vielleicht wäre er schon fort, hätte ich nicht bei Zeiten den Braten gemerkt und hätte seine Gefährten in Schweine verwandelt, in welchem Zustande sie bleiben sollen, bis er sich entschließt . . . .

Rasmus. Zu was soll er sich entschließen?

Dido. Ei, wie du so einfältig fragst: bis er sich entschließt — zu dem was ich verlange.

Rasmus. Und was verlangt Euer Gnaden?

Dido. Je nun, was verlangt ein verliebtes Herz?

Rasmus. Ei ja doch, ich verstehe wol, was Euer Gnaden meinen, ich frage nur blos so . . . .

Dido. Was du weißt, darnach brauchst du nicht erst zu fragen.

Rasmus. Ja das hat so seine Gründe. Aber da kommt Elisa, der Athem stockt ihr im Halse. Sie sieht aus, als wäre sie ebenfalls verliebt. Vermuthlich in einen von Ulysses' Gefährten, die in Schweine verwandelt sind. Wenn das so ist und sie ist wirklich in einen von ihnen verliebt, so hat sie die Schweinesucht am Halse.

Siebente Scene.

Elisa. Dido. Rasmus.

Elisa. Ach welche Zeitung bringe ich! Was wird meine Madame sagen, wenn sie erfährt, daß Ulysses' Gefährten, die wir durch unsern Zauber in Schweine verwandelt hatten, wieder Menschen geworden sind und fix und fertig dastehen zur Abreise?!

Dido. Ist das wahr, was du sagst, Elisa?

Elisa. Ja, ich schwöre es bei Allem, was heilig ist.

Dido. Dann muß ich hinauf in die Luft und muß meine Künste auf eine andere Manier üben.

(Sie bläst auf einer Pfeife, worauf ein Drache aus der Luft hernieder kommt, auf welchen Dido sich setzt und in die Höhe geführt wird.)

Achte Scene.

Rasmus. Elisa.

Rasmus (mit der Nase an der Erde). Ach Elisa, ist der Drache fort?

Elisa. Ja, steht nur wieder auf.

Rasmus. Ach war das ein Beest von einem Drachen! Ich bin nur bange, daß er wieder kommt. Ich will dir was sagen, Elisa: ich habe nicht Lust, hier länger zu dienen; denn da könnte wieder einmal solch eine Carnalie von Drachen kommen und mich ebenfalls entführen.

Elisa. Darum mach' dir keine Sorge, solch ein Schwein wie du bist, kommt nicht dazu, auf höllischen Drachen zu reiten, die Ehre erweist Jupiter blos Regenten, Propheten und Prophetinnen.

Rasmus. Ach wie gut ist das, daß ich weder Regent noch Poet noch Poetin bin. Aber Elisa, bist du wol auch schon einmal von solchen Drachen in die Luft geführt worden?

Elisa. O ja, mitunter, wenn Ihro Gnaden in den obersten Regionen der Luft sind und meiner bedürfen, so lassen sie mich durch einen Drachen abholen.

Rasmus. Wo wirst du denn da hingebracht?

Elisa. Einige tausend Meilen aufwärts in die Luft. Aber da fällt ein Brief aus der Luft hernieder, das ist gewiß eine Ordre von Ihro Gnaden. (Sie liest den Brief.) Element, Rasmus, Ihro

Gnaden bedarf deiner und schickt den Drachen, um dich auf der Stelle abzuholen.

Rasmus. Ach Elisa, fahre du statt meiner! Ich will dir dienen mit Gut und Blut in Allem, was mir möglich ist; du kannst der Madame ja sagen, ich wäre krank.

Elisa. Ei was Possen, der Madame ihrer Ordre muß nachgelebt werden. Sieh, da kommt der Drache, nun mach' schnell!

Rasmus (auf den Knieen). Ach Mosje Drache, schont mein Leben! (Je näher der Drache zur Erde kommt, je größere Titel gibt ihm Rasmus.) Ach wohledler Herr Drache, schont mein Leben! Ach Euer Wohlwürden, nehmt lieber die Elisa! Ach Wohlgeborner Herr Drache, verschont mich! Ich habe niemals reiten können, nicht einmal auf einer Kuh, geschweige denn auf einem Drachen! Ach wohlgeborner Herr Scorpion! Ach Euer Drachenexcellenz! Ach Euer Gnaden! Ach Euer Drachenmajestät! Ach Herr Kaiser! Ach Herr Pabst! Ach....!

(Elisa zieht ihn mit Gewalt zum Drachen und nöthigt ihn, sich auf denselben zu setzen; der Drache führt ihn in die Luft, während er aus vollem Halse schreit.)

Neunte Scene.

Elisa allein.

Ich habe herzliches Mitleid mit meiner Madame wegen ihrer Liebe; denn wie ich merke, hat dieselbe solchen Grad erreicht, daß, wenn des ithacianischen Prinzen Herz sich ihr nicht zuneigt, eine Tragödie daraus wird, die nur mit seinem oder ihrem Tode endigt. Aber Eins nimmt mich Wunder, daß meine Madame, die doch so erfahren in der Zauberkunst ist und der alle Andern, so viel in der Luft schweben, willig dienen, mit ihren Künsten nicht im Stande ist, das Herz des Ulysses umzuschaffen. Vermuthlich geht es ihr wie gewissen andern Leuten,[27] die über Wind und Wetter gebieten, sich und Andere in wilde Thiere verwandeln, in einem Augenblick tausend Meilen reisen und doch mit all ihrer Allmächtigkeit nicht selten Noth leiden und in Armuth sterben müssen.

(Das Innere des Theaters öffnet sich und man sieht die Gefährten des Ulysses dastehen in weißen Hemden, die Hände aufrecht, mit Zweigen darin, gleichsam als wären sie in Bäume verwandelt.)

Ach Himmel, da sehe ich eine neue Wirkung von meiner Madame ihren Künsten: Ulysses' Gefährten sind in Bäume verwandelt! So muß sie doch wenigstens wieder auf Erden sein; ich muß laufen. (Ab.)

Zehnte Scene.

Kilian mit einem Bündel auf dem Rücken.

Na nun sind wir doch endlich so weit, daß die Reise losgehen wird, ich hätte meiner Treu' nicht übel Lust, das Kammermädchen mitzunehmen; ich kann sie gut leiden, die hat, meiner Six, ein paar hübsche Brüste und außerdem . . . . Aber was Teufel seh' ich denn da? Hört, Kerle, seid Ihr verrückt? Ist das jetzt die Zeit hier herumzustehen und Narrenspossen zu treiben? Ihr da, was soll die Narrheit bedeuten?

(Einer von den Bäumen sagt:)

Wir sind Bäume.

Kilian. Ei so will ich auch ein Baum sein.

(Er nimmt zwei Zweige in die Hände und setzt sich in dieselbe Positur wie die Uebrigen.)

Elfte Scene.

Ulysses. Die Vorigen.

Ulysses. Ach Himmel, was sehe ich hier?! Meine geliebten und treuen Gefährten sind durch Zauberkunst in Bäume verwandelt! Ach Dido, höre doch einmal auf, mich zu verfolgen! Bedenke, daß ich mich nicht aus Verachtung oder Kaltsinn weigere dir zu Willen zu sein, sondern aus Treue gegen meine allerliebste Penelope. Denn ehe ich gegen die nur die kleinste Untreue beginge, wollte ich ja lieber den schmachvollsten Tod sterben. (Geht auf die Bäume zu.) Ach meine lieben Gefährten, wer soll Euch zum zweitenmale retten? Denn mein treuer Diener Kilian, durch dessen Hülfe Ihr neulich erlöst wurdet, befindet sich diesmal, wie ich sehe, in derselben Lage wie die Andern. Nach dem Exempel, das er mir gegeben, werde ich mich schlafen legen, vielleicht offenbaret Aesculapius oder Apollo auch mir ein Mittel, meine theuren Freunde zu erlösen. (Legt sich hin mit dem Gesicht nach unten; während dessen schlägt Kilian ihm mit seinem Zweig über den Kopf, setzt sich aber gleich darauf wieder in Positur.) Ah ich merke schon, daß ein Gott oder eine Göttin mich berührt, ich muß mich nur wieder schlafen legen und ihre Hülfe erwarten. (Kilian gibt ihm mit der flachen Hand einen tüchtigen Schlag auf den Hintern und setzt sich sogleich wieder in Positur. Ulysses schreit und ergreift die Flucht.)

Zwölfte Scene.

Kilian. Die Uebrigen.

Kilian. Der Teufel mag hier länger stehen, die Arme sind mir schon ganz steif; laß die Schufte stehen, so lange sie wollen, ich und mein Herr können ja allein reisen. Aber bevor ich reise, will ich doch nach alter guter Sitte meinen Namen einschneiden zum Andenken in einen von diesen Bäumen, blos diese Worte: Kilian Peersen manu mea propria.

(Sucht ein Messer hervor und fängt an, dem Einen in den Rücken zu schneiden. Der fängt an zu schreien und fällt dem Kilian in die Haare, der wieder einen andern Baum bei den Haaren kriegt, so daß eine allgemeine Schlägerei entsteht, während deren sich das Innere des Theaters schließt.)

Dreizehnte Scene.

Dido. Rasmus.

Dido. Höre, Rasmus, ein andermal mußt du dich besser aufführen, wenn ich dir so etwas befehle; du bist nun ein gereister Mann und hast ohne Mühe und Gefahr Dinge gesehen, welche andere Menschen sich zu sehen glücklich schätzen.

Rasmus. Ich hatte wirklich gar keine Angst, gnädige Frau,[28] ich dachte blos, mich würde vor Schrecken der Schlag rühren; ich glaube auch nicht, daß ich es jemals verwinde. Uebrigens war ich doch neugierig genug, daß ich unterwegs ein paarmal die Augen öffnete und da sah ich einen ganzen Klump Sterne auf einmal. Ich fürchtete blos, ich würde an den Mond stoßen, dem ich so nahe war, daß, hätte ich ein Messer bei mir gehabt, ich ein Stück davon hätte abschneiden können. Denn wie ich bemerkte, ist er aus dem schönsten holländischen Käse gemacht, den man sich nur wünschen kann; wär' ich nicht so bange gewesen, hätt' ich Seine Excellenz den Herrn Drachen gebeten mir ein Messer dazu zu leihen. Früher hatt' ich mir immer eingebildet, der Mond wäre nicht so groß wie ein Eierkuchen, so etwa von acht oder neun Eiern, und wenn Marie Anna im Monde säße, so dacht' ich mir, müßte die ihn mit ihrem dicken Hintern ganz verdunkeln, besonders wenn sie ihren Reifrock mit Fischbein anhätte. Aber jetzt sehe ich, daß er größer ist als ich dachte; denn ich will darauf schwören, daß er so groß ist wie sechzehn von den großen Sonnenblumen, die bei uns im

Garten stehen. Dagegen ist er so dünn wie ein Sträußelkuchen, so daß es lauter Lügen sind, wenn die Leute sagen, im Monde wohnen Menschen, zum mindesten können sie nicht größer sein wie Käsemilben.

Dido. Ei hör' doch auf mit deinem dummen Geschwätz! Furcht und Schrecken haben dich so verblendet, daß du dir einbildest Dinge gesehen zu haben, die gar nicht existiren; du bist blos einige Meilen in die Luft hinaufgekommen.

Rasmus. Na wie viel Meilen glauben Euer Gnaden denn, daß es zum Monde ist? Nicht über fünfviertel Meilen und ich will drauf schwören, daß ich nicht weit vom Glashimmel gewesen bin, welcher nach Jacob Schulmeisters Berechnung über acht Meilen von der Erde ist; ich konnte schon die Sterne sehen, die in den Glashimmel eingesetzt sind, so säuberlich, wie kein Juwelier es kann. Ja ja, ich habe gute Augen, meiner Treu; ja ich hab' etwas gesehen, meiner Treu, was noch mehr ist, nämlich die Milchstraße.

Dido. Ha ha ha, was denkst du denn, was die Milchstraße ist?

Rasmus. Nun wahrhaftig, das weiß ich jetzt ziemlich genau, das ist die Milch, die von den Himmelszeichen gemolken wird, genannt Stier und Jungfrau, davon wird der Käse gemacht, womit der Mond ausgeflickt wird, wenn er im Abnehmen ist. Rasmus ist meiner Treu nicht so dumm, wie Euer Gnaden denken.

Dido. Machst du noch eine solche Reise, so wirst du rein verrückt. Hör' auf mit deinem Geschwätz, ich habe nun an Anderes zu denken. Ich habe Elisa ausgesandt, nachzuforschen, was Ulysses treibt, seitdem seine Gefährten in Bäume verwandelt sind. Aber da, sehe ich, kommt sie.

Vierzehnte Scene.

Dido. Rasmus. Elisa.

Elisa. Ach gnädige Frau, alle unsere Künste, alle unsere Veranstaltungen sind vergeblich gewesen: Ulysses und seine Gefährten haben bereits die Flucht ergriffen, sie sind schon so weit fort, daß man nichts mehr von ihnen erblicken kann.

Dido. Ist das wahr, was du sagst, Elisa?

Elisa. Nur allzuwahr, ich selbst habe das Schiff weit draußen im Meere erblickt.

Dido. Ha Elisa, so will ich auch keine Stunde länger leben!

(Sie zieht einen Dolch und setzt ihn sich auf die Brust. Elisa und Rasmus laufen herzu und halten ihre Hände.) Laßt mich los oder es kostet Euch das Leben! Ich habe beschlossen zu sterben und ich werde sterben!

Elisa (auf den Knieen). Ach gnädige Frau, bedenkt doch, was die Nachwelt dazu sagen wird, daß die preiswürdige Dido aus Liebe zu einer fremden Person sich das Leben genommen und durch dies unerhörte Ende alle ihre früheren Tugenden vernichtet hat! Bedenkt, gnädige Frau, die traurige Lage, in die Ihr das ganze Land versetzt, das durch solchen jähen Tod ein Raub der Feinde, eine Beute der Fremden wird! Bedenkt ...

Dido. Nichts kann mich in meinem blutigen Vorsatze erschüttern; wollt Ihr nicht aufhören, mich daran zu hindern, so wird mein ganzer Zorn sich auf Euch werfen.

Elisa. Ach gnädige Frau, als treue Diener und Dienerin sind wir in solchem Falle verbunden lästig zu fallen!

Dido. Ihr könnt mich doch nicht hindern, es sei denn für jetzt; was nicht in dieser Stunde geschieht, wird in der nächsten geschehen. Dies allein erreicht Ihr durch Eure Widersetzlichkeit, daß Ihr zunächst als Rebellen wider meinen Willen bestraft werdet und hinterdrein wird mein Vorsatz ohne Hinderniß ausgeführt werden.

(Sie reißt sich los und stößt zuerst die Elisa, welche die Flucht ergreift, dann den Rasmus von sich.)

Rasmus. Ach gnädige Frau, stecht mich nicht todt! Ich will ja Euer Gnaden wahrhaftig nicht hindern, im Gegentheil, als ein treuer Diener will ich Euch ja in Eurem Vorsatz behülflich sein.

Dido. Willst du mich nicht mehr hindern?

Rasmus. Nein wahrhaftig, ich nicht.

Dido. Pfui über dich, du arger Knecht, du Verräther! Da stehen willst du und sehen, wie deine Madame sich das Leben nimmt? Nicht hindern willst du mich?

Rasmus. Ich will es ganz wahrhaftig nicht.

Dido. So will ich mir auch nicht das Leben nehmen; Euch zum Trotz will ich nun leben bleiben. Auch läßt es, wenn ich es mir recht überlege, doch gar zu romanhaft. Kommt, laßt uns gehen. (Ab.)

Rasmus. Ich dachte mir schon, daß es so kommen würde; ich glaube wirklich, die alten Heldinnen, von denen die Poeten so manchen Vers gemacht, haben es nicht anders getrieben.

Fünfter Act.

Erste Scene.

Ulysses. Kilian.

Ulysses. Ach Kilian, nun ist die Stunde gekommen, wo ich mein theures Vaterland wiedersehe; laß uns nach der alten Helden Exempel niederfallen und den heimathlichen Boden küssen.

(Sie fallen nieder und küssen den Boden.)

Kilian. (Springt gleich wieder auf.) Twi, twi, twi, daß dich der Henker, wozu sind nun wol solche dummen Ceremonien? Da hat eben Einer sein Wasser abgeschlagen, ich kann es noch riechen.

Ulysses. Kilian, nun wollen wir uns beide verkleiden und zusammen als Pilger ins Schloß gehen, um Penelopen zu überraschen.

Kilian. Das ist nicht vonnöthen, Herr! Denn da wir dreißig und etliche Jahre weggewesen sind, so brauchen wir uns nicht erst zu verkleiden. Auch hab' ich gar keine Lust, meine Frau zu überraschen: denn was ich nicht mit Augen seh', davon thut mir das Herz nicht weh.

Ulysses. Zweifle du immerhin an der Treue deiner Frau, an Penelopen zweifle ich nicht, dazu habe ich schon zu große Proben von ihrer Tugend und Keuschheit.

Kilian. Ja ja, Herr, in dreißig und einigen Jahren kann sich Manches verändern. Aber da kommt ein Bauer, den können wir examiniren, wenn es Euer Gnaden so beliebt.

Zweite Scene.

Ulysses. Kilian. Der Bauer.

Kilian. Guten Tag, Landsmann! Bist du von diesem Dorf oder ist dieses Dorf von dir?

Der Bauer. Keins von beiden: denn ich wohne noch im Dorfe.

Kilian. Eins von beiden muß doch aber sein?

Der Bauer. Nein, Keins von beiden: denn ich wohne noch

in diesem Dorfe. Um aber auch eine Frage zu thun: gehören diese langen Ziegenbärte Euch oder gehört Ihr den Ziegenbärten?

Kilian. Das ist ja eine läppische Art zu reden.

Der Bauer. Das ist wunderlich, daß du von mir verlangst, ich soll vernünftig mit dir reden.

Kilian. Kennst du mich denn?

Der Bauer. Nicht weiter, als daß ich einigemale die Ehre gehabt habe, dich im Kartenspiel zu sehen. Bist du nicht Treffbube?

Ulysses. Dieser Bauer hat einen offenen Kopf.

Kilian. Nein, Landsmann, laß uns ernsthaft sprechen: hast du nicht von dem trojanischen Kriege gehört?

Der Bauer. Ja, es ist mir so, als hätt' ich einmal davon geträumt; das war ja wol der Krieg, wo du aus dem Treffen liefst, und dafür gehängt wurdest?

Kilian. Wär' ich gehängt, so könnte ich jetzt doch nicht hier sein.

Der Bauer. Ich dachte, es wäre dein Geist; auch siehst du zum wenigsten so aus, als hättest du schon einmal am Galgen gehangen.

Kilian. Nein, Landsmann, am Galgen gehangen hab' ich noch niemals.

Der Bauer. Das ist Schade: denn du siehest doch aus, als hättest du es verdient. Aber was für Leute seid Ihr? Seid Ihr Ziegen, Böcke, Menschen, Schweine oder Esel? Entschuldigt nur, daß ich so dreist frage: aber die Leute hier im Dorf sind neugierig.

Kilian. Schweine und Esel, soviel ich weiß, gehen nicht auf zwei Beinen.

Der Bauer. Ja so, ich meinte, Ihr wärt vielleicht von den zweibeinigen Eseln.

Ulysses. Höre, Landsmann, du mußt nicht solchen Spott treiben mit fremden Leuten.

Der Bauer. Seid Ihr Fremde? Warum bleibt Ihr dann nicht zu Hause? Wir haben so schon Landstreicher genug. Aber mit Verlaub, aus welchem Lande seid Ihr?

Kilian. Wir sind aus einem Lande, das heißt Monomotapa-brasiliadelphia.

Der Bauer. Was für ein Land ist das? Heißt das im Winter ebenso, wenn die Tage kurz sind?

Kilian. Das ist ein gesegnetes Land, da spazieren die gebratenen Schweine auf dem Felde mit Messer und Gabel darin; da fliegen die gebratenen Tauben in der Luft und für jede Stunde die man schläft, bekommt man von der Obrigkeit einen Thaler.

Der Bauer. Ah so, so seid Ihr vermuthlich aus Jütland, weil Ihr so brav lügen könnt. Uebrigens wundert es mich, daß Ihr hierhergekommen seid und solch gutes Land verlassen habt, wo man einen Thaler bekommen kann für jede Stunde, die man verschläft.

Ulysses. Laß mich mit dem Mann allein reden, du vertrödelst blos die Zeit mit deinen Possen. Höre, Landsmann, wir sind nicht in dies Land gekommen, um Geld zu verdienen, sondern wegen anderer wichtiger Geschäfte. Sieh hier, da hast du etwas, dafür mache dich lustig.

Der Bauer (mit dem Hut unter dem Arm). Ich bedanke mich, gnädiger Herr, und wünsche nur, ich könnte Euer Wohlgeboren wieder dienen.

Ulysses. Wir verlangen nichts, als daß du uns schickliche Antworten giebst auf unsere Fragen. Kennst du die hochadelige Frau Penelope?

Der Bauer. Ja freilich kenn' ich sie; ich habe ja die ganze Woche in ihres Liebsten Hause gearbeitet.

Ulysses. Was? Liebsten? Ihr Herr ist ja nicht zu Hause, er ist in fremden Landen?

Der Bauer. Ganz recht, ich meine auch nicht ihren Mann, der ist außer Landes, wenn er noch lebt.

Ulysses. Ei freilich lebt er noch.

Der Bauer. Da bedaure ich den braven Herrn, der ist, seit er weg ist, wohl sechzehnmal Hahnrei geworden. Aber wenn man es recht bedenkt, so ist der doch nicht zu bedauern; der Narr verläßt Frau und Kinder, um ein eitles Weibsstück wieder zu holen mit Namen Helena. Das war auch wol der Mühe werth, außer Landes zu ziehen mit so vielen stolzen Rittern, welche unser Kaiser hinterdrein bei verschiedenen Gelegenheiten sehr vermißt hat.

Ulysses (zu Kilian). Ach Himmel, was höre ich, Kilian?

Kilian. Kennst du auch eine Frau mit Namen Polidure?

Der Bauer. Polidure, die Hure?

Kilian. Das sagst du wol nur so um des Reimes willen?

Der Bauer. Ob es sich reimt oder nicht, wahr ist es doch; sie ist zu beklagen, das arme Mensch, sie hat lange nicht die Nahrung mehr, wie das erste Jahr nach Kilians, ihres Mannes, Abreise; auch ist sie kaum mehr zu gebrauchen.

Kilian. Da wird es ihr übel gehen; denn ihr Mann Kilian lebt nicht allein, sondern wird auch in wenigen Tagen hier eintreffen.

Der Bauer. Was will das sagen, ob solch ein Schlingel lebt oder nicht; kriegten wir nur unsern Herrn Ulysses wieder, der war des Kaisers andere Hand.

Kilian. Kennst du nicht Einen mit Namen Langulafret, der Kilians Bruder war?

Der Bauer. Ei ja, aber der ist seit zehn Jahren nicht hier gewesen.

Kilian. Warum denn nicht?

Der Bauer. Es war da ein gewisser Umstand, weshalb er nicht kommen konnte: nämlich weil er schon seit elf Jahren draußen aufgehängt ist.

Kilian. Danke für gütige Nachricht; adiös.

Dritte Scene.

Ulysses. Kilian.

Kilian. Haben wir nicht eine schöne Reise gemacht, Herr?

Ulysses. Ach Kilian, das Herz bricht mir, wenn . . .

Kilian. (Schlägt seinen Klapphut nieder und setzt ihn verquer wieder auf.) Haben wir nicht eine schöne Reise gemacht, Herr?

Ulysses. Was sollen die Fratzen bedeuten?

Kilian. Ich wollte, sie bedeuteten nichts; aber wenn das Unglück da ist, so muß man sich drein schicken. Jeder muß sich in seine Lage schicken und sich danach kleiden.

Ulysses. Ach Kilian, ist das nun Zeit zu spaßen, da uns das Unglück rings umschlossen hält?

Kilian. Ich spaße wahrhaftig nicht; es ist nicht zum Zeitvertreib, daß ich mir den Hut so setze.

Ulysses. Noch bevor die Sonne untergeht, werde ich mich für ihre Untreue rächen; ihre Buhler sollen den schmachvollsten Tod

sterben und sie mit ihnen. Was werden die übrigen stolzen Ritter der Welt sagen, wenn sie das erfahren?

Kilian. Nun was wollen sie weiter sagen, als daß wir Hahnreie sind? Und das ist gewiß genug.

Ulysses. Nichts soll mich in meinem Vorhaben hindern, keine Entschuldigung soll gelten. Beruft sie sich auf meine lange Abwesenheit, auf ihre blühende Jugend, die sie mit solchen Versuchungen heimgesucht, so stopfe ich mir die Ohren zu. Denn sie soll wissen, daß sie nicht allein ihren Eheherrn beschimpft hat, sondern auch Einen von den größten Helden Ithaciens, der mit seinem siegreichen Arm Asiens größte Zierde verwüstet hat, ich meine die edle und stolze Stadt Troja.

Kilian. Aber da der Herr doch von Penelopens blühenden Jahren spricht — wie alt war sie denn, da wir unsere Reise antraten?

Ulysses. Sie war erst fünfundzwanzig Jahre alt; den edlen Junker Telemachus brachte sie zur Welt im sechzehnten Jahre ihres Alters und dieser unseres Ehestandes erster Sproß und edle Pflanze war erst neun Jahre alt, da wir gen Troja zogen.

Kilian. Die Rechnung stimmt, sechzehn und neun macht fünfundzwanzig.. Aber darf ich den Herrn wol fragen, wie lange wir fortgewesen sind?

Ulysses. Es ist jetzt im sechsunddreißigsten Jahre.

Kilian. Sechzehn und neun ist fünfundzwanzig und sechsunddreißig dazu macht einundsechzig. Ja freilich, sie ist noch in blühendem Alter. (Zu den Zuschauern): Ich hab' es ja vorausgesagt, in dieser Historie will ich nicht weiter nachdenken: denn sonst werd' ich verrückt im Kopfe. (Zu Ulysses): Auch mich, Herr, soll nichts daran hindern, mich an meiner Frau zu rächen, weil sie in der Blüthe ihrer Jugend, die vielen Versuchungen unterworfen ist, nicht allein ihren Mann beschimpft hat, sondern auch einen extraordinairen Ambassadeur, einen Helden, der von dem ganzen Kriegsheere dazu auserwählt worden, sich im Einzelkampf zu schlagen mit dem stärksten Trojaner und zwar war das, wie ich hinterher gehört habe, Niemand anders, als Hector selbst; ja, der zehn Jahre lang ohne Nasses und Trockenes auf einem Fleck gestanden hat, um der Stadt die Zufuhr abzuschneiden, und wäre das nicht geschehen, so hättet Ihr Andern mit Respect zu sagen . . .

Ulysses. Schnell Kilian, bring mir meine kostbare Kleidung, ich will mich in meiner ganzen Herrlichkeit zeigen, um meinen Feinden einen desto größeren Schrecken einzujagen.

Kilian (holt eiligst ein prächtiges Kleid und einen Hut mit Federn; er zieht dem Ulysses den Rock an und sagt): Element, was sieht der Herr martialisch aus! Mars steht ihm in den Augen geschrieben und Vulcanus an der Stirn!

(Macht die Schnüre am Hute los und setzt ihn dem Ulysses mit ganz niederhängenden Krempen wieder auf.) [31]

Ulysses. Nun sieh du Tölpel, mein Hut hängt ja ganz herunter.

Kilian. Ei das soll so sein, Herr.

Ulysses. Kilian, nähme ich nicht Rücksicht auf deine langen treuen Dienste, so sollte dich das dein Leben kosten; schlag' den Hut wieder in die Höhe.

Kilian. Nur einen Augenblick Geduld, Herr, ich will nur erst meinen eigenen in die Höhe schlagen; denn wenn der Herr seinen Hut nicht so tragen will, so will ich meinen wahrhaftig auch nicht so tragen.

(Er klappt erst seinen Hut in die Höhe, dann nimmt er den des Ulysses.)

Ich glaube, der Teufel sitzt in dem Hute; so wie ich die eine Seite in die Höhe klappe, fällt die andere wieder herunter. Ach Herr, laßt uns die Hüte tragen, wie sie sind.

Ulysses. Meine Geduld geht augenblicks zu Ende!

Kilian. Ach Herr, Geduld ist eben die Tugend, die wir Beide künftig am nöthigsten haben; von allen Tugenden paßt sie am besten für unsere Lage. Ach Herr, laßt uns die Hüte tragen wie sie sind, es hat seine Ursachen!

Ulysses. Kilian, ich warne dich ein für allemal, daß du mich nicht zum Zorne reizest, es würde dich das Leben kosten.

Kilian. Ach gnädiger Herr, ich thue das ja wahrhaftig nicht aus bösem Willen, sondern aus politischen Gründen; ich denke, wenn die Leute uns in diesem Zustande sehen, sollen sie sich desto mehr bewogen fühlen, unsere Partei zu nehmen und das Unrecht zu rächen, das uns widerfahren ist. Aber ich will dem Herrn gehorsam sein. (Klappt den Hut wieder auf.) Ach Herr, laßt sie uns doch tragen, wie sie sind; denn . . .

Ulysses (seinen Degen ziehend). Willst du, Hund, deinen Spott mit mir treiben?

Kilian (auf den Knien.) Ach Herr, verzeiht mir meine Dreistigkeit, ich will diese Materie nie wieder berühren!

Ulysses. Steh' auf und lauf ungesäumt in die Stadt und lasse Penelope sammt ihren Galanen sowie sämmtliche Einwohner wissen, daß ich zurückgekommen bin, und verkündige ihnen meinen Vorsatz, Rache zu nehmen für die Schmach und Schande, die meinem Hause widerfahren.

Kilian. Ach Herr, mir ist blos bange, daß mir unterwegs ein Hund begegnet: es könnte mir gehen wie dem Actäon, welcher, nachdem er in einen Hirsch verwandelt worden, zerrissen ward von seinen eigenen Hunden. (Geht ab.)

Vierte Scene.

Ulysses allein.

Jeder Augenblick dünkt mich ein Jahr zu sein, so brennt mir das Eingeweide von Zorn und Bitterkeit gegen meine treulose Gemahlin. — Ach, ach, ich dachte, der Himmel wäre es jetzt müde, mich weiter zu verfolgen und die vielen Jahre des Unglücks, der Beschwerden und Mühseligkeiten sollten nun versüßt werden durch Penelope's Umarmungen — Penelope, um deren Willen ich das Gebot der Keuschheit so streng beobachtet, um deren willen ich mir vor der göttergleichen Dido verliebten Seufzern die Ohren zugestopft und ihre zärtlichen Anerbietungen zurückgewiesen habe. Ach Ihr Götter, steht mir bei in meiner gerechten Rache! Die ganze Stadt soll dafür in Blut schwimmen. Erst werde ich ihre Galane opfern, dann sie selbst, damit Niemand sage: der große Ulysses, der Troja zerstörte, der Helden Uebermuth dämpfte, unschuldige Jungfrauen von Berggeistern und Nixen errettete, den Stall des Augias reinigte, die Amazonen überwand, die hundertköpfigen Sirenen tödtete, verbringt den Rest seines Lebens in Schmach und Schande. Ach, ach, Penelope!

Wie konntest du, o sprich, so den Ulyß verlassen?
Ha, selbst ein wildes Thier muß solche Untreu' hassen.
Vergißt auch Liebe je? Kann sterben sie so leicht?
Ist das auch Ehrlichkeit und Treu', was so entweicht?

Dein edler Herre, der so tapfer war, so bieder,
Ja dein Ulysses, ward er also dir zuwider?
Veracht'st du also ihn? Hast du dich so gewandt
Von dem, der also fest wie eine Mauer stand?

Ja wie ein Fels sogar in allen Ungewittern,
Wie eine Eiche, die kein Sturmwind kann erschüttern?
Wo ist der Himmelsstrich, das Land, das Volk, das Reich,
Das eine That gesehn, die deiner Untreu' gleich?

Und ob im Osten man, im Westen wollte suchen,
Doch als der Schlimmsten wird man allerwärts dir fluchen,
Nie las in einem Buch man solche Mordgeschicht';
Doch paß nur auf, jetzt trifft dich Gottes Strafgericht!

Denn ehe sollen sich die Elemente mischen,
Eh' sollen Erd und Meer wild durch einander zischen,
Eh' kehr' in Chaos' Nacht das Weltall ganz zurück,
Eh' ich noch zaudere nur einen Augenblick!

Aber ich merke, daß Morpheus, der Gott des Schlummers und des Todes Bruder, sich auf meine Wimpern senkt; ich muß mich ein wenig schlafen legen, bis mein Diener zurückkommt. (Setzt sich auf einen Stuhl und schläft, während die Musik das Lied spielt: O du alter Hahnrei du!).

Fünfte Scene.

Zwei Juden. Ulysses.

Erster Jude. Des ist doch eppes Verfluchtiges mit denne Comedianter, wenn man den an Kleidung lahnt, schicke se se nimmer zurück zu rechter Zeit und da muß man warte eine ganze Woche auf de Beßohlung.

Zweiter Jude. Des ist wohr, Ephraim. Aber worum sein wir so dumm? Ober sieh en mol do: do sitzt er und schlaft mit de schene Rock. Hob' ichs mer nich gedocht? Es ist eine Unverschamtheit so umzugehen mit gelahnene Kleiders. (Geht zum Ulysses und zerrt ihn am Arm.) Heda, Musje, is des ane Manier zu schlofen mit solche Kladerchen?

Ulysses. Wer untersteht sich, mich in meinem Schlafe zu stören?

Zweiter Jude. Des bin ich. Musje kennt doch den Ephraim?

Ulysses. Ich kenne dich nicht.

Zweiter Jude. So kenne ich ihn, Musje.

Ulysses. Ich bin der große Ulysses von Ithacien.

Zweiter Jude. Und ich bin der klane Jude Ephraim.

Ulysses. Ich bin derselbe, der die edle Stadt Troja zerstört hat, Asiens Schmuck und Augapfel.

Zweiter Jude. Und ich bin an Mann, wessen Vorfahren haben gewohnt in der grauße Stadt Jerusalem.

Ulysses. Ich bin hierher gekommen um blutige Rache zu nehmen an meiner treulosen Gemahlin Penelope.

Zweiter Jude. Und ich bin hierher gekommen, um einzekassire de Beßohlung vor mane gelahnte Kleiderche; ober des soll ablaafe ohne Blut.

Ulysses. An deinem Barte sehe ich, daß du ein wandernder Ritter bist.

Zweiter Jude. Wai geschrien, nur su sehr wandernd, sowohl ich, als andere Israels-Kinder!

Ulysses. Sag' mir, edler Ritter, wie steht es in Ithacien?

Zweiter Jude. Musje, ich hob' kane Zeit, ich muß auslahne die Kleiderche heit Abend ßu an Maskerod.

Ulysses. Unterstehst du dich, Hand zu legen an meinen edlen Leib? Pack' dich fort, Augenblicks, oder du sollst die Wirkung meines Zornes fühlen!

Zweiter Jude. Zieht Euch nur aus oder de sollst fühle de Werkung von Gesetz und Recht!

Ulysses. Ach Himmel, so etwas soll mir begegnen nach vierzigjähriger Wanderschaft!

(Sie ziehen ihm den Rock aus und sagen:)

Die Juden. Bist du gewesen wag verzig Johr, mußte auch beßohlen fer verzig Johr, de Rechnung wulle mer gleich mache. Adjes so lang.

Ulysses. Ach Himmel, hätte ich mir vorgesetzt, alle Juden auszurotten, statt nach Troja zu gehen, so wäre es mit meiner Ritterschaft nicht so rasch zu Ende gegangen.

(Zu den Zuschauern:)

Jetzt, hoff' ich doch, wird Keiner mehr
Darüber sich beschweren,
Daß er Komödien gesehn,
Die nur zwei Tage währen.

Auch klagt gewißlich Keiner mehr,
Es müsse mehr geschehen;
Was gehen uns die Regeln an?
Wer zahlt, der will was sehen.

Hier gibt es für dasselbe Geld
Mehr als drei Dutzend Jahre,
Von Troja geht's nach Griechenland,
Ein Tag macht graue Haare.

Hier sieht man Helden, stolz und kühn,
Belag'rungen, Kanonen,
Schlacht, Jungfernraub und Hexerei
Und Länder aller Zonen;

Nun Einen, der aus Gram und Pein
Hand an sich selbst will legen,
Verhexte Menschen, Drachen nun,
Die durch die Lüfte fegen;

Ja was am Nöthigsten vordem,
Heut soll es auch nicht fehlen:
Ein Harlequin mit schnödem Wort
Muß seine Herrschaft quälen.

Drei Dutzend Jahr' sind nicht zu lang,
Will man sich amüsiren;
Was thut's, muß man auch hinterdrein
Sich lassen trepaniren?

Lehrt in Brolägger-Straße mich
Ein deutsches Schauspiel kennen,
Das besser ist, als dieses war,
Sollt Ihr mich Peter nennen.

Anmerkungen.

Zu den im fünften Abschnitt unserer ersten Abtheilung angemerkten Quellen und Beziehungen dieses Stücks mag hier noch bemerkt werden, daß nach Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" Bd. I. schon auf Veltheims Repertoire sich eine Haupt- und Staatsaction „Ulysses und Penelope" befand; es ist nicht unwahrscheinlich, daß dasselbe oder doch ein sehr ähnliches Stück auch auf dem von Quoten'schen Theater in Kopenhagen gespielt ward, wodurch denn die Anspielungen dieser Holberg'schen Parodie für die Zuschauer natürlich noch viel eindringlicher und lebendiger werden mußten.

Prolog.

[1] als dieser verwetterte elfte Juni (S. 551). Vergl. oben das gleichnamige Stück.

[2] haben denselben Nagel im Kopf (S. 552). Oder wie eigentlich der Däne sagt, „denselben Riemen": ogsaa en Rem udi Huden. Oehlenschläger hat die sprichwörtliche Wendung ganz fallen lassen; ebenso (was sich zwar eigentlich von selbst versteht) die alte Uebersetzung.

[3] vors Oberlandesgericht (ebendas.). Wörtlich: vors höchste Gericht, til höjeste Ret: eine noch jetzt bestehende, auch in unsern Tagen häufig genannte Behörde in Kopenhagen.

[4] rechtschaffenes Urtheil: (ebendas.) wie man es jetzt noch im Munde gemeiner Leute hört, für gerecht. Aehnlich im Dänischen: retfaerdig.

[5] Ihro Durchleuchtigkeiten, meine gnädigsten Frauen (S. 553). Diese Anrede ist auch im Text deutsch, was, wie früher erinnert, auf den dänischen Zuhörer damals ungefähr denselben Eindruck gemacht haben wird wie bei uns ein französisches Compliment.

[6] Sie lederne Weisheit (S. 554). Der Uebersetzer weiß freilich nicht, ob diese (in seiner pommerschen Heimath übliche) familiäre Wendung überall gebräuchlich und verständlich ist. Doch schien sie ihm sowohl dem Original (Maren Skolemesters, wörtlich: Schulmeisters Marie) wie der Situation am besten zu entsprechen. Oehlenschlägers: „Ei sagt Ihr das, Frau Tugendsam?" trifft bei weitem nicht zu; besser noch die alte Uebersetzung: „Ihre Schulweisheiten." Nur fehlt hier wieder das Sprichwörtliche.

⁷ an die Kirche von Christianshaven (S. 555). Christianshaven ist eine Vorstadt von Kopenhagen auf der Insel Amag. Die dortige Kirche führte auch den Beinamen der Deutschen Kirche und es ist ein interessantes, so viel mir bekannt, bisher noch nicht bemerktes Zusammentreffen, daß in dem früher erwähnten ältesten, von Friedrich III. an A. J. Wulff verliehenen, von diesem aber nicht benutzten Theaterprivilegium von 1662 sich eine Bestimmung findet, wonach der Inhaber desselben jede Woche, wo er spielen würde, einen Goldgulden oder neun Mark dänisch „zur Erbauung einer deutschen Kirche" in Christanshaven beisteuern sollte; vergl. Molbechs „Ludvig Holberg" ꝛc., S. 24 in der Note.

Zum ersten Act.

⁸ was Ihr aber so gut sein wollt für Euch zu behalten (S. 556). Holberg verspottet damit die langen Monologe und vertraulichen Selbstgespräche der damaligen deutschen Haupt- und Staatsaction, in denen der Held seine verborgensten Anschläge zum Voraus auszuplaudern pflegte: so daß das Publikum gleichsam so gut sein mußte, in einem und demselben Stück bald zu wissen, bald nicht zu wissen. Freilich entging ihm dabei, daß nicht nur das regelmäßige Theater der Franzosen ganz an demselben Fehler litt, sondern daß, wie in der Einleitung bemerkt, auch in der Mehrzahl seiner eigenen Stücke die Intrigue, um die es sich handelt, von denen, die sie anstiften, ausführlich zum Voraus besprochen und gleichsam unter den Augen der Zuschauer angestiftet wird. Oder vielleicht dachte er auch daran, und dann würde diese Selbstironisirung ganz im Sinne des humoristischen, seine eigenen Schwächen behaglich verspottenden Dichters sein. — Oehlenschläger übersetzt die Stelle: „um die schöne Helena zu entführen, die, unter uns gesagt, keinen Heller werth ist." Hatte er etwa einen andern Text vor sich? Die alte Uebersetzung hat die Anspielung ganz aufgegeben.

⁹ wie ein alter abgedankter Thorschreiber (ebendas.), en gammel affat Rodemester. Eigentlich Rottmeister, Korporal, dann besonders Accisbeamter. Die alte Uebersetzung: Korporal; Oehlenschläger: Zunftmeister.

¹⁰ Aber was thut die Liebe nicht? (ebendas.). Im Original deutsch; vgl. oben.

¹¹ als die Marie Eheschneidern (S. 557). Oder Giftmessern? Das Dänische kann Beides heißen: end Maren Giftekniv. Kniv ist Messer, Kneif, wie man noch jetzt in Pommern, Holstein, Hamburg ꝛc. sagt; Gift aber kann sowohl matrimonium (doch dies, wie im Deutschen, nur in Zusammensetzungen) als venenum bedeuten. Ohne Zweifel hatte der Dichter eine bestimmte Person im Sinne, und zwar eine stadtbekannte Kopenhagener Kupplerin, die vermuthlich diesen Ekelnamen von ihrem Gewerbe erhalten hatte. Die alte Uebersetzung behilft sich mit einer Umschreibung; ebenso Oehlenschläger.

¹² ins Examen solltet (ebendas.). Wörtlich: als ob Ihr auf die Attestaten solltet, som I skulde op til Attestats. Es ist von der Angst des armen Candidaten die Rede, dessen Stipendium, Freitisch, Anstellung von dem Zeugniß abhängt, das die gestrengen Herrn Examinatoren ihm geben. Die Schul- und Candidatenprüfungen spielen in Dänemark eine große Rolle; vergl. Steffens' „Was ich erlebte."

[13] und das sage ich ihm von meinetwegen (S. 548). Wörtlich: das ist in meinem Namen, om mit Navn det er. Es ist charakteristisch für den großsprecherischen und dabei feigherzigen Marcolfus, daß er den Leuten immer Alles „unter die Nase" sagen will. Vgl. oben in Beziehung auf die Venus; einige ähnliche Stellen folgen noch später. Oehlenschläger hat den obigen charakteristischen Zusatz ganz weggelassen.

[14] Aber da sehe ich (S. 559). Dem Leser wird nicht entgehen, daß fast jeder neue Auftritt dieses Stücks wörtlich durch dieselbe Wendung eingeleitet wird: aber da sehe ich den und den kommen. Natürlich ist auch das vom Dichter beabsichtigt, der damit das Zusammenhanglose, Willkürliche der Haupt- und Staatsactionen verspotten will.

[15] mein .... Schwert Theuerdank (S. 560). So Oehlenschläger; im Text heißt das Schwert Dyrendal, was überhaupt sprichwörtlich jedes große ritterliche Schlachtschwert bedeutet. Vielleicht liegt ein Anklang darin an Durindane, das bekannte Schwert des Roland.

[16] Krieg ins Blaue führen (S. 561). Der Däne sagt efter Naesen, der Nase nach.

[17] ein Paar Stiefeln mit doppelten Sohlen (ebendas.). Eigentlich mit Sohlen von sämischem Leder, med Semslaers Saaler. Oehlenschläger: ich muß mir erst ein Paar Wasserstiefeln machen lassen.

[18] In den drei Monaten (S. 562). Hier beginnen nun jene Anspielungen auf die übermäßige Freiheit, mit der das „deutsche Schauspiel" die vorgeschriebene Einheit der Zeit übertrat, welche in der Folge einen hauptsächlichen Gegenstand der Komödie bilden. Daß Holberg sich in dieser Beziehung in nichts über den Standpunkt der damaligen französischen Aesthetik erhob, ist in der Einleitung erinnert worden.

Zum zweiten Act.

[19] Hier steht es ja angeschrieben (S. 567). Wieder ein Beweis für die Einfachheit der damaligen Scenerie; selbst die Haupt- und Staatsactionen mit ihrem ewigen Scenenwechsel kannten keine Veränderung der Coulissen, sondern bedienten sich eines so einfachen Mittels, wie eines ausgehängten Zettels, um die Localität zu bezeichnen. Holbergs Stücke mit ihrer streng beobachteten Einheit bedurften dessen natürlich nicht und so hatte er doppelten Grund, jene übelangebrachte Einfachheit zu verspotten.

[20] niemals mehr als fünf Procent genommen (S. 568). Dies war seit 1695 der gesetzliche Zinsfuß in Dänemark, während derselbe vorher sechs Procent betragen hatte, 1767 aber auf vier Procent herabgesetzt ward. Vergl. Boye, den danske Skueplads S. 275.

[21] vors Consistorium citirt (S. 572). Das früher besprochene Tamperret, das auch über Alimentationsklagen ꝛc. entschied.

[22] einen kleinen Cornelius haben (S. 575). Im Text heißt diese schlechteste Sorte des damaligen Branntwein mit deutschem Namen Finkel-Jochum.

23 Paradiesens Diener (ebendas.). Diese Wortverdrehung (statt Paris' Diener) war für Holbergs Zuschauer gewiß doppelt ergötzlich, da sie dadurch an das übel berüchtigte Paradies aus dem Elften Juni erinnert wurden.

Zum dritten Act.

24 habt Euch in Pechstiefeln fangen lassen (S. 579). Im Text ist wieder von den schon früher besprochenen „Leimstangen" die Rede.

25 und einen Poeten bestrafen ꝛc. (S. 582). Die Beziehung auf Holberg selbst und seine literarischen Gegner liegt nahe.

Zum vierten Act.

26 nach Cajanien (S. 587). Auf den heutigen Karten sucht man dies Reich Cajanien freilich vergeblich: doch ist der Name keineswegs eine bloße Erfindung des Dichters, vielmehr hatte König Karl IX. von Schweden bei seiner Krönung 1607 sich den Beinamen zugelegt: „König der Lappen und Cajaner," ein Titel, in Betreff dessen Holberg in seiner Dänischen Geschichte (vergl. die Rahbeksche Auswahl XVII, 357) bemerkt, daß man nicht wisse, was der König eigentlich damit gemeint habe. Gleichwohl findet sich, wie Boye a. a. O. berichtet, auf einer alten Homannschen Landkarte der Name Cajanien, und zwar wird er daselbst auf die Provinz Ostbothnien in dem früher zu Schweden gehörigen Finnland angewendet, wo auch noch jetzt das Städtchen Cajaneborg oder Cajana liegt, mit einem Schloß, welches von eben jenem Karl dem Neunten angelegt sein soll.

27 Wie gewissen andern Leuten (S. 594). Nämlich den Dichtern.

28 Ich hatte wirklich gar keine Angst ꝛc. (S. 596). Diese Schilderung von Rasmus' Reise erinnert lebhaft an Sancho Pansa's Fahrt auf dem hölzernen Pferde im Don Quixote. Wie denn überhaupt dies ganze Stück lebhaft an Cervantes erinnert; namentlich dürften ohne Don Quixote und Sancho Pansa auch Ulysses und Kilian nicht entstanden sein. Daß Holberg den Cervantes gekannt hat, ist zur Genüge festgestellt.

Zum fünften Act.

29 mit Namen Polidure (S. 601). Im Dänischen kommt der Scherz noch ungezwungener heraus: „Polidore! den Hore?"

30 und 31 schlägt seinen Klapphut nieder ꝛc. (S. 602 und 604). Was das zu bedeuten hat, ist dem Leser aus der „Wochenstube" erinnerlich.

32 Brolägger-Straße (S. 608). Die Straße, in welcher wie früher erzählt, Quoten sein Theater hatte. — Wo der Deutsche sagt: da will ich gleich „Peter" heißen, sagt der Däne, nach dieser Stelle zu schließen: da will ich „Johannes" heißen. (Der Name Johannes bezieht sich in diesem Fall nur auf den bekannten dänischen Gelehrten Hans Gram, Holberg's verhassten Gegner.)

Berichtigungen.

Seite 29 Zeile 11 von unten statt Sörterup lies Sorterup; ebenso
„ 37 „ 17 „ oben und wo der Namen sonst noch vorkommt.
„ 225 „ 2 „ unten, in der Anmerkung, statt Schönmannschen lies Schönemannschen.
„ 467 „ 7 „ „ statt den seltsamen Rath lies die Ausführung des seltsamen Raths.